This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

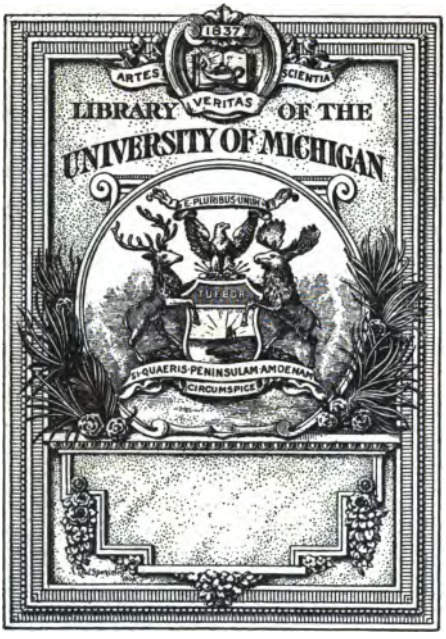
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

838
S339
1846

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF T
UNIVERSITY OF MICHI
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

rich
on

d. v. Schlege

tliche We

5-6714

ite Original-Ausgab

Sechster Band.

Wien.
Verlage bei Ignaz
1846.

Friedrich v. Schlegel's

sämmtliche Werke.

5-6714

Zweite Original-Ausgabe.

Sechster Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Ansichten und Ideen

von der

christlichen Kunst.

Vorrede.

Es ist mit dem Sinn für die bildende Kunst nicht wie mit der Empfänglichkeit für die Poesie, welche von der Natur aus eigentlich allen Gemüthern eingepflanzt ist; und wo gar keine Spur und Regung mehr davon gefunden wird, da ist die Anlage dazu nur durch den schweren Druck des äußern Lebens, durch einen zu künstlichen Mechanismus desselben, oder ein Uebermaaß des abstracten Denkens erstickt und abgestumpft worden. Denn die Fantasie, mit allen aus ihr hervorgehenden Gefühlen der Erinnerung und Anklängen der Ahnung, ist ein wesentliches Glied und Element des Menschengeistes überhaupt, welches leicht bei der ersten ansprechenden Berührung hervortritt und wie von selbst wiedertönt. Um das Schöne in den materiellen Künsten aber richtig zu empfinden, ist jene allgemeine Fantasie nicht hinreichend; sondern es wird dazu eine eigenthümliche Richtung, eine besondere Verschmelzung und Durchdringung derselben mit dem für jede dieser Künste bestimmten Sinnenorgan erfordert. In dem äußern Sinn an sich liegt es auch nicht; es kann jemand ein vollkommen gut gebautes und organisch gesundes, ja ausgezeichnet scharfes Auge oder feines Gehör haben, ohne daß damit irgend eine Wahrnehmung des Schönen oder der eigentliche Sinn für die Kunst verbunden wäre. Erst durch jene an sich kaum weiter erklärbare magische Durchdringung des Sinns und der Fantasie, von welcher der erste

Grund nur in den verborgenen Tiefen der Organisation und in der besondern Beschaffenheit der unsichtbaren geistigen Lebenskraft zu suchen ist, wird das Auge innerlich hell für das Schöne in dem Gebilde der äußern Erscheinung, oder auch das Ohr empfindlich und geöffnet für den Geist der Töne, und allen seinen Harmonieenzauber.

Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir gelehrte Forscher, große Denker und selbst Dichter von Genie, diesen Sinn für das Schöne in der bildenden Kunst oftmahls gänzlich entbehren, und ihn auch nach einer lebenslänglichen Beschäftigung mit den Gegenständen derselben, nie recht erwachen oder für immer eine schiefe Richtung nehmen sehen. Der Sinn für das mahlerische Schöne wie für die Musik muß der Seele angeboren sein; wo er aber ursprünglich vorhanden ist, da erwacht und entfaltet sich das Gefühl dafür zugleich mit dem Anblick des Schönen, und die Idee der Kunst läßt sich nur an den Anschauungen derselben entwickeln.

Wer daher eine neue Ansicht und eigenthümliche Idee von der Kunst mittheilen will, und aufzustellen hat, der muß uns so viel als möglich in den ganzen Kreis seiner Kunstanschauungen vollständig einzuführen suchen; denn sonst bleibt es in der gewöhnlichen Art, bei allgemeinen Begriffen und abstracten Redensarten, und ermangelt das rechte, innige tiefe Verständniß. Den ersten Anfangspunkt meiner Kunstanschauungen gewährte mir die Antiken-Sammlung zu Dresden, und nur über diesen Anfang will ich hier noch einige Worte zur Einleitung erwähnen. In dem ersten Jünglingsalter von etwa siebzehn Jahren, bildeten die Schriften des Plato, die tragischen Dichter der Griechen, und Winkelmanns begeisterte Werke, meine geistige Welt und die

Umgebung, in der ich lebte, und wo ich mir in meiner dichterisch nachdenkenden Einsamkeit, wohl oft auch nach jugendlicher Art, die Ideen und Gestalten der alten Götter und Helden in der Seele vorzubilden versuchte. Im Jahre 1789 gelangte ich freien Muthes zum erstenmahle zur Anschauung in jener kunstgebildeten Hauptstadt, und war eben so glücklich als erstaunt, die lang ersehnten antiken Göttergebilde nun wirklich vor mir zu sehen, unter denen ich oft stundenlang verweilte und umherwandelte, besonders auch in der unvergleichlichen Sammlung der Mengsischen Abgüsse, welche damahls im Brühlischen Garten, noch wenig geordnet, befindlich war, und wo ich mich oft einschließen ließ, um desto ungestörter zu bleiben. Es war aber nicht die hohe Schönheit der Form allein, welche meine im Stillen genährte Erwartung erfüllte und übertraf, sondern noch weit mehr setzte mich das Leben und die Bewegung an diesen Olympischen Marmorbildern in Erstaunen; denn das hatte ich mir in meinem einsamen Nachsinnen nicht so vorstellen und als möglich denken können. Diese unvergeßlichen ersten Eindrücke blieben nun die feste dauernde Grundlage für meine Studien des classischen Alterthums in den nächstfolgenden Jahren.

Unter den Gemählden der Dresdner Gallerie, sprachen mich in jener ersten Zeit nur diejenigen an, welche durch eine große Composition und einfache Hoheit der Form und des Ausdrucks, am meisten noch der Antike gleichen, die mich damahls fast ausschließend anzog und erfüllte. Erst bei einem erneuerten Aufenthalte zu Dresden im Jahre 1798, nachdem mir die romantischen Dichter des Mittelalters und der tiefe geistige Liebessinn ihrer Poesie mehr klar geworden war, fing ich an, auch das eigentlich mahlerisch Schöne in den Ge-

mählden der großen Meiſter und die verborgenere Anmuth der Seele zu empfinden, ſo wie den magiſchen Zauber der Farbe, welchen man nur durch die Liebe verſtehen lernt. Noch erhöhter und mannichfaltiger ausgebreitet, entfaltete ſich dieſer neu erwachte Sinn und die Liebe für Gemählde bei meinem letzten Aufenthalte in Dresden, im Frühjahr 1802; unmittelbar ehe ich Gelegenheit fand, die große Pariſer Sammlung zu betrachten und einige Jahre hindurch in oft wiederholter Anſchauung zu durchforſchen. Daher finden ſich denn noch dieſe häufigen Rückblicke auf die Dresdner Kunſtſchätze in den Pariſer Gemählbebeſchreibungen, welche nebſt den zu Kölln entworfenen Grundzügen der gothiſchen Baukunſt, den vollen Mittelpunkt meiner reichhaltigſten Kunſtanſchauungen bilden, und zugleich der Anlaß wurden, die ſo lang verkannten und verlornen, und nun wieder ans Licht gebrachten Ideen von der chriſtlichen Kunſt und Schönheit, aus den Beiſpielen ſelbſt für die wichtigſten Momente hinreichend zu entwickeln. Wohl hätte ich aus einer ſpätern Zeit die Erinnerungen einer kurzen, aber durch die Umſtände ſehr reichhaltigen, Reiſe nach Italien im Jahre 1819, ſo wie auch einige Vorleſungen für Künſtler über den Begriff der chriſtlichen Schönheit, jenen frühern Arbeiten gleich hier anzufügen gewünſcht; aber der Raum hat es nicht geſtattet, und beides muß einem nachfolgenden Bande dieſer Sammlung vorbehalten bleiben, da die ſorgfältige Ueberarbeitung und Erneuerung jener erſten Grundwerke mich weiter geführt, und mehr Ausdehnung gewonnen hat, als ich erwartete.

I.

Gemählde-Beschreibungen

aus

Paris und den Niederlanden,

in den Jahren

1802 — 1804.

Erſte Sendung.

Von dem Lokal und dem zu Paris vereinigten Kunſtkörper alter Gemählde; ſo wie von dem Standpunkte dieſer Darſtellung. Von einigen Werken der älteren italieniſchen Schule, und von dem eigenthümlichen Kunſtcharakter und allegoriſchen Geiſt des Correggio. Von der Verwandtſchaft des Correggio mit dem Leonardo, und von deſſen Styl und Schule. Von der verſchiedenen Behandlungsweiſe des Portraits bei den ältern Mahlern, bei Holbein und Leonardo, bei Titian und Raphael. Erſte Andeutungen vom Charakter des Raphael überhaupt; und Beſchluß von einigen altdeutſchen Gemählden von Johann van Eyck, Hemmelink und Dürer.

An einen Freund in Dresden.

Im Herbſt, 1802.

Ich werde Dich zuerſt ſo genau als es möglich iſt, mit dem Lokale bekannt machen, um Dir ſodann eine Ueberſicht von den Gemählden zu verſchaffen, die gegenwärtig hier aufgeſtellt ſind.

Das Louvre iſt ein altes, und wenigſtens von der Seite, wo man zu dem Muſeum eingeht, nichts weniger als großartiges, vielmehr formloſes und trauriges Haus, wie es ſich in den verfloßnen Jahrhunderten für ſtreng iſolirte und in Förmlichkeit herrſchende Monarchen, in einer verworrnen und kleinlichen Zeit, ſchicken mochte. Auch iſt es auf dieſe Weiſe in den Jahrbüchern der Geſchichte bekannt, und keineswegs eingerichtet, ein Tempel der herrlichſten aller bildenden Künſte zu ſein. Durch eine kleine Seitenthür geht man ein zu der Verſammlung der ſchönſten Gemählde, die vor kurzem noch den mütterlichen Boden Italiens

zierten. Man steigt eine Treppe hinan, und tritt dann zuerst in einen runden, von oben vortrefflich erleuchteten Saal, in welchem nur italienische Werke ausgestellt sind. Zur Rechten desselben befindet sich eine lange, schmale Gallerie, welche fast die ganze Länge des an der Seine sich hinziehenden Flügels einnimmt, welcher das Louvre mit den Tuilerien verbindet. Zuvörderst hat man sich hier durch die Gemählde der französischen Schule zu arbeiten; alsdann folgen die holländischen und niederländischen, denen man auch das wenige zugesellt hat, was von altdeutschen Werken Vortreffliches hier zu sehen ist. Den Beschluß machen die Italiener; hier findet man die Werke von Raphael und was dem verwandt ist, und auch die Schule der Carraccis beisammen; und man würde an der Anordnung überhaupt nichts zu tadeln haben, wenn nur die Beleuchtung nicht fast überall noch weit unter dem Mittelmäßigen wäre. Nach dieser langen Gallerie folgt in derselben Richtung noch eine kleinere, wo sich die Gemählde befinden, die gegenwärtig nicht ausgestellt sind, und an welchen eben jetzt restaurirt wird, wie die Madonna di Foligno, und die Transfiguration von Raphael. Hier liegen übereinander gelehnt an der Wand die fromm gedachten Meisterwerke Perugino's und des lieblichen Johannes Bellin, von wenigen gesehen, und auch nur von wenigen erkannt und bewundert! Kehre nun in Gedanken zurück zu dem runden Saal, dem einzigen, wo die Gemählde in der That sehr gut und hinreichend beleuchtet sind. Zur Rechten war der lange Saal und in der Folge der kleinere, wo retouchirt wird; zur Linken ist noch ein Saal mittlerer Größe; hier sind die Zeichnungen der alten Meister, die Cartons von Raphael und Julio Romano, einige Gemählde in Wasserfarben; und in der Mitte, auf kostbaren Tafeln von Lapis Lazuli und Marmor mit Mosaik, sieht man einige der schönsten hetrurischen Vasen.

So wie ich es da beschreibe, war es im Julius und Augustmonat 1802; es ist hier alles in steter Veränderung und auch Kunstwerke theilen die allgemeine Beweglichkeit. Also ist es auch schon in diesem Augenblicke nicht mehr ganz so, wie es zur bleibenden Uebersicht eben entworfen habe. In dem run-

den Saale, und dem, worin die Zeichnungen zu sehen waren, hat das Alterthum für den Augenblick weichen müssen, um den Versuchen moderner Mahler Raum zu geben. Die Kunstwerke sind weggenommen, um das an die Stelle zu setzen, was wir bei uns eine Ausstellung nennen. Einige Monathe werden noch vergehen, ehe wir die geliebten Bilder die alte Stelle wieder ausfüllen sehen, oder andre, die derselben würdig sind. Man wird in der nachfolgenden Nachricht durchaus den Zustand zum Grunde gelegt finden, welcher in der genannten Zeitepoche Statt fand. Ich werde mich durchgängig auf die Kataloge beziehen, die jenen Zustand darstellen, wiewohl seitdem auch in der langen Gallerie bedeutende Veränderungen gemacht worden sind *). Man hat nähmlich eine große Zahl guter und berühmter Bilder weggenommen, welche wie man sagt, bestimmt sind, die Palläste der Tuilerien und zu St. Cloud zu verschönern. Ich nenne nur vorläufig einige der wichtigsten aus der italienischen Schule; als die Fortuna von Guido, Rinaldo und Armida, Aeneas und Anchises von Dominichino, die Hochzeit der heiligen Katharina, und die Antiope von Corregio, an deren Stelle einige andre vorzügliche Gemählde gekommen sind, welche bisher in dem runden Saal hingen, oder auch solche, die zwar in dem Katalog der langen Gallerie angegeben, aber doch nicht zu sehen waren. Ich habe dieses gleich zu Anfang erwähnen wollen, weil ich nicht wieder darauf zurückzukommen denke. Es wird aber, denke ich, hinreichend sein, um je-

*) Die drei Kataloge, auf deren Nummern ich mich im Text dieser Gemählde-beschreibungen beziehe, sind folgende: 1) Für den runden Saal: Notice de plusieurs précieux tableaux recueillis à Venise, Florence, Turin et Foligno etc., exposés dans le grand salon du Musée; ouvert le 18. Ventose, an X. 2) Für die lange Gallerie: Notice des tableaux des écoles Française et Flammande, dont l'ouverture a eu lieu le 18. Germinal, an VII, et des tableaux des écoles de Lombardie et de Bologne, dont l'exposition a eu lieu le 25. Messidor, an IX. Für den Saal der Zeichnungen: Notice des desseins originaux, exquisses peintes, cartons, gouaches etc., exposés en Messidor de l'an X.

den zu überzeugen, wie unmöglich es ſei, alles was hier iſt, vollſtändig zu überſehen und es im Auge zu behalten. Dazu kommen nun noch die Verſendungen in die Departements. Dahin zu reiſen ſind, wie mich Visconti verſichert, auch mehrere Stücke von Perugino beſtimmt, vermuthlich weil ſie für Paris nicht gut genug ſind. Es wird dieſes unglaublich ſcheinen und ich wünſchte wohl ſelbſt es widerſprechen zu können.

Ich weiß, es wird Dir willkommen ſein, daß ich Dir Nachricht geben will, von den merkwürdigſten alten Gemählden, die hier zu ſehen ſind; ich hoffe, es wird aber dieſe Nachricht auch für diejenigen einiges Intereſſe haben können, die in der Anſicht der Kunſt vielleicht nicht ſo übereinſtimmend mit mir denken wie Du, oder einige andre Freunde. Zuvörderſt wird eine einigermaaßen vollſtändige Nachricht von dem, was in einer beſtimmten Zeit hier ausgeſtellt war, für denjenigen ſchon einen hiſtoriſchen Werth haben, der das, was wir oben über die Veränderlichkeit und Beweglichkeit aller hieſigen Dinge erinnert haben, in gehörige Erwägung ziehen will; und zweitens wird durch jede neue Ausſtellung und Zuſammenſtellung alter Gemählde ein eigner Körper gebildet, wo manches dem Liebhaber in einem neuen Lichte erſcheint, was er bisher nicht ſo klar geſehen hatte.

Alle Kunſtwerke einer Gattung gehören zuſammen, und ſie ſelber erklären ſich gegenſeitig am beſten. Aber wie weit umher ſind nicht die Glieder dieſes göttlichen Körpers zerſtreut? Vielleicht darf ſich auch nicht Einer rühmen, daß er alles wichtige auch nur geſehen habe. Und wer, der es hier und da zerſtreut, dennoch wirklich alles geſehen hätte, vermöchte wohl es klar und in lebendiger Gegenwart im Gemüthe zu faſſen? Es muß ſich alſo jeder beſcheiden, nur einen Theil des großen Ganzen der alten Mahlerei umfaſſen zu können, und er wird wohl thun, ſeinen eigenthümlichen Standpunkt, d. h. den Kreis deſſen, was er angeſchaut hat, dabei recht beſtimmt zu bezeichnen. Eben darum habe ich es keinesweges geglaubt, verbergen zu müſſen, daß ich mich in dem Pariſer Muſeum nicht ſelten an die Dresdner Gallerie erinnerte. Eine Erinnerung, die mir beſonders für den Corregio ſehr wichtig war, da beide Sammlungen mit Werken dieſes tief-

sinnigen Künstlers gleich reichlich versehen sind; Werke, die nur in ihrer gegenseitigen Beziehung erst verständlich werden, und die mir auch abwesend so frisch im Gemüthe sind, als ob sie vor meinen Augen stünden. Aber auch für den Raphael war mir die Kenntniß der Dresdner Gallerie wichtig, denn das daselbst befindliche Mutter Gottesbild dieses Meisters bleibt einzig, auch nach allem, was man hier von ihm sehen kann.

Doch ehe ich weiter gehe, muß ich ein Bekenntniß ablegen, nicht so wohl für Dich, der Du meine Gesinnung überhaupt, und also auch in diesem Punkte hinreichend kennst, als für andere, welche diese Nachrichten und Kunstbeschreibungen, mit Aufmerksamkeit zu lesen der Mühe werth achten werden. Ein Bekenntniß, welches zugleich die Gränzen bestimmen soll, von dem, was mir in dieser Darstellung zu leisten möglich sein wird, und die Grundsätze darstellen, welche mich bei dem, was ich zu leisten vermag, leiten werden.

Ich habe vorzüglich nur Sinn für den alten Styl in der christlichen Mahlerei; nur diese verstehe ich und begreife ich, und nur über diese kann ich reden. Von der französischen Schule und von den ganz späten Italienern will ich nicht sprechen, aber selbst in der Schule der Carraccis finde ich nur selten ein Gemählde, das mir eine wahre Kunstanschauung und Erweiterung meiner künstlerischen Ideen gewährte, worüber ich also etwas Bestimmtes und Eigentliches zu sagen wüßte. Ich habe alle Gemählde des Museums, alle ohne Ausnahme, mehr als einmahl betrachtet, aber wie viele vergesse ich nicht gleich, nachdem ich mich sie zu betrachten gezwungen habe! Die letzten, die mir eine Anschauung gewähren, bezeichnet eben diese Schule. Und doch gestehe ich, daß die oft erzwungene, mehrentheils kalte Anmuth des Guido nichts unwiderstehlich Anziehendes für mich hat, und daß mich das rosen- und milchglänzende Fleisch des Dominichino allein noch nicht bezaubert; so wie dieses gewöhnlich bei diesem Meister gefunden wird, wo nicht die tiefere Wahrheit des Ausdruckes und Charakters hinzukömmt, wie in den gründlicher ausgeführten Werken desselben. Kommt man von französischen, holländischen oder ganz modernen Produkten, so scheint uns der Styl dieser Bilder

groß und edel; kommt man aber von der Betrachtung der alten italieniſchen oder deutſchen Gemählde, ſo würde es ſchwer ſein, dabei zu verweilen. Ich habe über dieſe Mahler kein Urtheil, wenn man nicht etwa das für eines wollte gelten laſſen, daß damahls ſchon die Mahlerei nicht mehr vorhanden war. Titian, Corregio, Julio Romano, Andrea del Sarto, Palma und andre der Art, das ſind für mich die letzten Mahler. Das Genie läßt ſich freilich nicht in geometriſch abgemeßne Gränzen einzäunen und abſondern, und auch die Geſchichte der Kunſt hat, wie jedes freie Leben, und deſſen treue Darſtellung, ihre Unregelmäßigkeiten. Man findet einzelne Hervorbringungen von den größten Meiſtern der alten Kunſt, welche von geringerem Gehalt ſind und ihren Geiſt nur in ſehr unvollkommener Beſchränkung ausſprechen; dann wieder hier und da ein Werk von einem ſpätern, oft auch minder berühmten Mahler, welches uns, einzeln in ſeiner Vortrefflichkeit, in Erſtaunen ſetzt, und nahe an das Höchſte der Kunſt hinanreicht. *).

Keine verworrene Haufen von Menſchen, ſondern wenige und einzelne Figuren, aber mit dem Fleiß vollendet, welcher dem Gefühle von der Würde und Heiligkeit der höchſten aller Hieroglyphen, des menſchlichen Leibes, natürlich iſt; ernſte und ſtrenge Formen in ſcharfen Umriſſen, die beſtimmt heraustreten, keine Mahlerei aus Helldunkel und Schmutz in Nacht und Schlagſchatten, ſondern reine Verhältniſſe und Maſſen von Farben, wie in deutlichen Accorden; Gewänder und Coſtume, die mit zu dem Menſchen zu gehören ſcheinen, ſo ſchlicht und naiv als dieſe; in den Geſichtern aber, der Stelle, wo das Licht des göttlichen Mahlergeiſtes am hellſten durchſcheint, bei aller Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, oder vollendeter Perſönlichkeit der Züge, durchaus und überall jene kindliche, gutmüthige Einfalt und Beſchränkt-

*) Ein recht auffallendes Beiſpiel für dieſe Behauptung gewährt unter andern die heil. Juſtina von Pordenone in der kaiſerlichen Gemählde-ſammlung zu Wien. Dieſer verſtändige Venetianer nimmt neben den großen Meiſtern der Kunſt im Ganzen doch nur eine untergeordnete Stelle der zweiten Ordnung ein; in jenem Bilde aber iſt das Höchſte der Mahlerei in ſeltner Vollkommenheit erreicht.

heit, die ich geneigt bin, für den urſprünglichen Charakter der Menſchen zu halten; das iſt der Styl der alten Mahlerei, der Styl, welcher mir, ich bekenne hierin meine Einſeitigkeit, ausſchließend gefällt, wenn nicht irgend ein großes Motiv die Ausnahme rechtfertigt, wie beim Correggio oder den andern großen Meiſtern, welche den neuen Styl zuerſt begründet und veranlaßt haben.

Ich habe vorläufig wenigſtens den Beziehungspunkt angegeben, in welchem ich die Gemählde betrachtet habe, von denen ich jetzt einige Rechenſchaft geben will, indem ich mit dem runden Saal den Anfang mache.

Was mir am meiſten darin auffiel, waren zwei Gemählde von Fra Bartholomeo, einem Meiſter, der mir bis dahin noch unbekannt war, Nr. 28 und 29; der heilige Marcus ſitzend mit dem großen Buche in der Hand, und Chriſtus, umgeben von den vier Evangeliſten. Eine kühne Begeiſterung, man möchte wohl ſagen, ein flammendes Andachtsfeuer, leuchtet aus beiden Werken hervor und ergreift das innerſte Herz. Geſtalten, wie die des heiligen Evangeliſten Marcus, ſind wenige nur zu denken, geſchweige denn zu mahlen fähig. Ich halte dieſes nicht für den wahren Charakter der Mahlerei; und die ſtille, ſüße Schönheit des Johannes Bellin, oder des Perugino ſtehen in meiner Anſicht eigentlich höher. Hat aber nicht Raphael ſelbſt ſeinen Geiſt an der Feuerquelle des Fra Bartholomeo heller entzündet; iſt nicht auch bei ihm jene Begeiſterung oft das innre Princip und die beſeelende Lebensflamme ſeiner geprieſenſten Werke? — Unſtreitig iſt der lehrende Chriſtus in Lebensgröße von Bellin zu Dresden, ſtrenger, reiner, eben darum erhabener und göttlicher, als der des Bartholomeo. Dort glauben wir ganz beſtimmt denjenigen zu ſehen, der die Liebe verkündigte, aber auch gekommen war, das Schwert in die Welt zu bringen, deſſen vernichtender Blick bis in die Tiefe der Herzen den Feind des Guten erſpähete und verfolgte; ſo wie dieſer hingegen könnte auch ein andrer Prophet geſtaltet ſein. Ausführung, Geſtalt, Züge, Farbe und Haare, alles entſpricht beim Fra Bartholomeo jenem Grundcharakter einer kühnen Begeiſterung.

Vor keinem Gemählde habe ich öfter und länger verweilt, als vor zwei allegoriſchen Bildern des Mantegna, die ſich ſchon ehedem hier befanden, Nr. 39 und 40. Das erſte ſtellt uns die neun Muſen tanzend auf grünem Grunde vor, welches eine vortreffliche Wirkung thut; zur Rechten des Zuſchauers ſteht Mercur mit dem Pegaſus, beide wunderlich reich geſchmückt und geputzt, zur Linken der zum Tanze ſpielende Apollo, der auf einem Blocke ſitzt, über ihn, in der Höhe eines Felſens, Vulkan in ſeiner Werkſtätte, mit drohender Geberde nach der höchſten Mitte des Gemähldes, wo man über den tanzenden Muſen den Gott Mars neben der ganz nackenden Venus ſieht, beide aufrecht ſtehend vor einem Bette, gerade den Zuſchauer anſchauend; neben ihnen Amor, der nach dem Vulkan hin das Feuer der Eiferſucht herabbläſ't. Zu beiden Seiten des kleinen Berges, auf welchem Mars und Venus thronen, zwei Felſen, welche die Seiten des Gemähldes bilden, und reich ſind an allegoriſchen Beziehungen und Andeutungen, welche es nicht leicht ſein würde alle zu entziffern. Doch ſieht man wohl, daß derjenige Fels, welcher die Werkſtätte des Vulkans enthält, mehr die innere Tiefe der bildenden Kunſt und Natur bezeichnen, der an der Seite, wo Merkur mit dem Pegaſus ſteht, in ſeinen grün umkränzten Abtheilungen und Einfaſſungen, hingegen den heitern Frühling der Poeſie in das Gemüth bringen ſoll. Das Verhältniß der Farben iſt beinah grell und die Formen, wie es ſich bei dieſem Künſtler denken läßt, ſind ſtreng und herbe. Venus und einige der Muſen ſind jedoch von unvergleichlicher und faſt erhabener Schönheit. Julio Romano hat, in ſeinem Gemählde der tanzenden Muſen, das gegenwärtige wohl zu benutzen gewußt. Sehr ausgezeichnet iſt die jüngſte der Muſen, die bacchantiſch mit fliegendem Haar, in den leichteſten Formen des zierlichſten Körpers einher ſpringt. Herrlich mit dem Rücken und Schenkeln gewendet ſind einige der mehr heroiſch geſtalteten Muſen, in der Mitte ſchaut eine, hergewendet mit dem Kopf, gerade auf den Zuſchauer; das edelſte Geſicht, aber ernſt und traurig, und etwas trauriges fühlt man in jeder Phyſiognomie dieſes Bildes. Die Allegorie desſelben iſt leicht und deutlich, und nicht ſo ſeltſam als in dem Seitenſtück desſelben aus der chriſtlichen Sphäre, Nr. 40.

Heilige Frauen, gewaffnet oder mit Fackeln vorschreitend, und von Engeln begleitet, jagen die Laster vor sich her in ein Meer, welches den Vorgrund des Gemähldes bildet. Zur Linken sehen wir den Baum des Lebens, in den Stamm verliert sich die Bildung eines weiblichen Körpers; zur Rechten in den Wolken sieht man die heidnischen Tugenden, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit, die wieder zur Erde kehren. Die Handlung geht vor sich am Ufer des benannten Gewässers, vor und zwischen mancherlei Lauben und Gängen, an welche sich der Baum des Lebens schließt, und durch die man weiter in den Hintergrund schaut, wo dieselbe Scene, wie die ungestalteten Laster von jenen bessern Wesen verjagt und verfolgt werden, fortgesetzt und wiederholt wird. Die Allegorie kann auch hier nicht dunkel sein; wir haben die Hauptpersonen unter den Priesterinnen des guten Princips ohne Zweifel auf die christliche Dreiheit des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe zu deuten, und wenn wir manche Form von der höchsten Schönheit bemerken, so ist das nicht mehr, als sich von diesem Mahler erwarten läßt. Sehr merkwürdig und sehr seltsam ist aber die absichtliche Häßlichkeit, Mißgestalt und Unförmlichkeit der Wesen, welche die Laster vorstellen, und welche zum Theil ihre bestimmten Nahmen an der Stirne tragen, als Ignorantia, Ingratitudo, Inertia u. s. w. Die letzte ist ohne Arme, und so sind auch andre mißgeschaffen und willkührlich zusammengesetzt; in der Luft schweben böse Geister, fliegende Kinder, welche wie Fledermäuse oder andres ekelhaftes Gewürm gestaltet sind. Ich wüßte das Ganze nicht schicklicher und nicht größer zu vergleichen, als mit den Allegorien und Bildern des Dante in der Hölle. Hier ist ein handgreiflicher Beweis, wie ein Mahler, der die idealische Schönheit kannte, absichtlich auch das Häßliche nachbildete, als nothwendiges Element in dem Kampf des guten und bösen Princips, welchen anschaulich zu machen nicht selten die Absicht oder das Bestreben der alten Mahler war. Vergleicht man diese beiden Werke, die in der gleichen Manier sind, die Figuren ungefähr einen Fuß hoch, mit der berühmten Madonna della Vittoria desselben Meisters, so muß man erstaunen über die Schönheit, Lieblichkeit und Vollendung; sie unterscheiden sich so sehr davon, daß man vermuthen möchte, sie

seien aus einer spätern Epoche seiner Bildung, als jenes Werk, vielleicht absichtlich der Manier eines andern jüngern anmuthigeren Meisters nachgebildet. Gewiß ist es, daß sie weniger von dem schönen Styl des Bellin entfernt sind.

Es sind nun über diese beiden Meister noch einige allgemeine Bemerkungen zu machen; die erste über die Bilder des Mantegna, wie gut sich mit der Allegorie, wenn dieselbe nicht darnach strebt, die ewige Harmonie, in reiner Heiterkeit und Freude abspiegelnd, in Sinnbildern zu wiederholen und zu vervielfältigen, sondern sich vielmehr auf Gegensätze, meistens auf den des Guten und Bösen in ihrem Kampfe bezieht, eine innig gefühlte Traurigkeit und sentimentaler Ausdruck verträgt. Die Bilder des Fra Bartholomeo aber, sind ihrer äußern Bestimmung nach, Kirchenbilder, und sie können uns anschaulich machen, wie leicht und wie natürlich diese Gattung, zu einer Zeit, als noch die Wahrheit des Gefühls für diese Gegenstände ganz lebendig war, dahin führen konnte, die Begeisterung der Andacht zum Princip des Mahlers zu machen. Späterhin, als die fromme Gesinnung nicht mehr dieselbe war, mußte die Wirkung oftmahls eher nachtheilig sein; indem der Künstler, wo er nun für den Gegenstand nichts mehr fühlte, doch den Zwang der Aufgabe und der gegebenen Bedingung desto drückender empfand, und sein Produkt dadurch nicht selten in Gezwungenheit oder Spielerei gerieth, oder doch kalt blieb.

Vom Titian sah man viele vortreffliche Gemählde in dem runden Saal. Das größte und auffallendste darunter ist Nr. 69, ein sehr großes Stück von gewaltiger Wirkung; zwei heilige Männer, die von Räubern überfallen und ermordet werden. Oben sieht man einige Engel, welche die Palmenzweige für die Märtyrer in den Händen halten. Die Schönheit der Landschaft und des Himmels, und das Ergreifende der Wahrheit scheinen mir den Werth dieses Gemähldes auszumachen. Man glaubt wirkliches Leben vor sich zu sehen; und wäre es wirklich, so würde man wieder sagen: Wie mahlerisch! Welch ein Gemählde! So faßt und bildet er die Menschen auch in seinen Portraits, daß sie recht ins Auge treten, daß sie sich mahlerisch darstellen, ein Ge-

mählde machen, aber freilich in einer edleren Bedeutung, als dieſe Ausdrücke haben, wenn man ſie auf Portraite der modernen Zeit anwendet. Sicher iſt es, daß ihn das in dieſer Gattung unterſcheidet, und daß Holbein und Leonardo im Portrait ganz und gar nicht ſo verfahren. Ich bin ſehr geneigt, dieſe Neigung zu dem, was ins Auge fällt, was Wirkung macht, für den eigentlichen Charakter ſeines Kunſtgenies zu halten. Du weißt, wie ich mir ſchon ſeit langer Zeit die Manier des Corregio dadurch glaube verſtändlicher gemacht zu haben, daß ich ihn für einen muſikaliſchen Mahler hielt. Wie natürlich iſt es an ſich, daß der Geiſt der verſchiedenen Künſte bei ihrer innigen Verwandtſchaft und urſprünglichen Einheit ſich oft gegenſeitig zu vertauſchen und zu verwechſeln geneigt ſein kann! Wir wollen dieſes vor der Hand weder tadeln noch loben; genug es iſt ſo, und unſer Streben geht darauf aus, zunächſt nur dieſes zu erkennen und vor allen Dingen die Mahler ganz ſo zu verſtehen, wie ſie wirklich waren, und wie ſie ſelbſt es meinten. Giebt es nun muſikaliſche Mahler, giebt es andre, die mehr im Geiſte der Plaſtik oder ſelbſt der Architektur gemahlt haben, ſo ſehe ich nicht, warum nicht auch Mahler vorzugsweiſe pittoresk ſein könnten, ſo daß der Charakter der Mahlerei ſich in ihnen, ſtatt in das Gebieth andrer Künſte auszuſchweifen, vielmehr noch inniger zuſammendrängte und gleichſam von neuem in ſich ſteigerte. Für den Titian aber würde dieſer Begriff nur in einer niedern Bedeutung gelten können, wo das Mahleriſche durch die Neigung zu dem, was am ſtärkſten ins Auge fällt, ſchon nicht mehr weit vom Theatraliſchen iſt; wenn wir nähmlich dieſen Begriff des dramatiſch Lebendigen, und für das Auge in klarem Schauſpiel hervortretenden, ganz rein auffaſſen und zu dieſem Behuf jeden nicht hieher gehörigen Nebenbegriff von Erzwungenheit oder unnatürlicher Uebertreibung davon ausſcheiden dürfen. Wenigſtens was die letzte Manier dieſes Künſtlers und das erwähnte große Bild betrifft, ſcheint dieſes der Fall zu ſein. Zwei Madonnen mit dem Kinde Nr. 71 und 72 aus der alten Sammlung, gehören unſtreitig einer frühern Zeit an und gefielen mir ungleich beſſer, da eine Kreuzesabnehmung in der langen Gallerie (Nr. 941)

mehr an die Mahlerei des ſchnellhändigen Paul Veroneſe erinnert. Jene beiden kleinen Stücke ſind heiter, kindlich, beſcheiden, und nicht ſo theatraliſch. Die Pilger von Emaus Nr. 73 ſtehen gleichſam in der Mitte dieſer beiden Manieren. Die Wahrheit ſcheint hier der vornehmſte Zweck des Künſtlers geweſen zu ſein; man könnte es wohl im gewiſſen Sinn mit den niederländiſchen Gemählden des häuslichen Lebens vergleichen; aber freilich iſt es reiner und edler gedacht und ausgeführt und alſo bei einer ſcheinbar großen Aehnlichkeit doch gar ſehr verſchieden. Ganz in dieſer Farbenbehandlung, mit eben dem Streben nach auffallender Wahrheit, nur noch mehr auf den Effekt gemahlt, iſt die Dornenkrönung in der langen Gallerie (Nr. 940).

Ich habe dieſe Gemählde gleich hierher gezogen, um den Zuſammenhang nicht zu unterbrechen; die Portraite hingegen, welche man in dem Katalog des runden Saals angegeben findet, laſſe ich noch zurück, ſo wie auch die hier ausgeſtellten Werke von Raphael, um ſie alle gemeinſchaftlich zu betrachten.

Von vielen Mahlern beſonders der ſpätern Epoche jener alten Zeit müſſen wir uns bekennen, daß ſie in der zum Grunde liegenden Idee ihrer Werke, und in der Schönheit und Einfalt des Styls ziemlich bald entſchieden geſunken und entartet ſind, wie ſehr ſie auch in der Ausführung und Meiſterſchaft des Materiellen ſich gleich geblieben ſein, oder ſogar noch ſtete Fortſchritte gemacht haben mögen; ſo daß wir ihr eigenthümliches Genie meiſtens nur in ihren früheren Werken rein und unverdorben ſehen. Aber nicht leicht war mir dieſes bei einem andern auffallender als beim Titian.

Ich ſah in dem Zimmer, wo retouchirt wird, noch ein ſchönes Gemählde des Titian, unſtreitig aus jener erſten Manier, und in demſelben verjüngten Maaßſtabe, wie die erwähnten beiden Madonnen. Es ſtellt einige nackte Frauen in einer Landſchaft dar, wo Männer am Boden ſitzen und ſich mit Muſik ergetzen. Die weiblichen Formen ſind etwas ſehr breit und gediegen, aber die Behandlung iſt kräftig. Ich glaube hier eine allgemeine Eigenſchaft dieſes Mahlers zu bemerken; ſeine Neigung zur wollüſtigen Carnation geht keinesweges wie beim Corregio dahin, das Fleiſch

bis zur Durchſichtigkeit zu verklären und dadurch das Gefühl der Lüſternheit auszudrücken und anzuregen, ſondern er ſucht vielmehr durch Gediegenheit, Maſſe und ungleich reinere Wahrheit der Farbe unſer Auge zu faſſen und zu erfüllen. Jene Durchſichtigkeit führt dagegen unfehlbar von dem wahren Begriff der Carnation ab, und nöthigt den Künſtler die urſprüngliche reine Farbe des Fleiſches in grünliche oder in bläuliche und röthliche Schattirungen ſpielen zu laſſen.

Nach allen dieſen ſehr vorzüglichen Werken des Titian, würde ich dennoch nur eine viel zu geringe Meinung von ihm bekommen haben, hätte mich nicht ein Chriſtuskopf desſelben eines beſſern belehrt, der ſeit einiger Zeit in dem langen Saale aufgehängt worden, aber im Katalog noch nicht angegeben iſt. Hier erſcheint in Wahrheit die Schönheit der Farbe ſo rein und ſo deutlich, daß man alle Lobſprüche, welche dem Titian in dieſer Rückſicht gegeben worden ſind, verſteht und billigt. Es iſt als Portrait behandelt, daher auch ungleich jüdiſcher, aber doch faſt eben ſo ſtreng in Form und Ausdruck, als der Chriſtus von Bellin in Dresden; das ſcharfe ſchwarze Auge beſonders. Es iſt ganz im Profil. Das Symbol der Dreieinigkeit an der ſegnend aufgehobnen Hand, der milde Sonnenſchein um das Haupt, erinnert an die höhere Deutung und Heiligkeit des ſonſt ſo perſönlich dargeſtellten Gottmenſchen; und der reine blaue Himmel im Hintergrund, das kühne Dunkelblau, und helle Roth des Mantels, das kräftige Schwarz der Haare und des Barts und das reine Gelbbraun der Carnation vollenden das Ganze zu einer farbigen Hieroglyphe.

Eine Kreuzesabnehmung von Andrea del Sarto und zwei dramatiſche Gemählde aus der Geſchichte Joſephs, von eben demſelben, haben viel Vorzügliches, beſonders die letzten. Ich nannte ſie dramatiſch, weil ſie, wie es bei den alten Mahlern nicht ſelten iſt, mehrere Momente derſelben Geſchichte darſtellen, ſo daß dieſelben Perſonen auf demſelben vier oder fünfmahl in verſchiedenen Handlungen und Stellungen vorkommen. Sie ſind aber alle in kleinem Maaßſtabe, und alſo auch die des Hintergrundes, wenn gleich noch etwas kleiner, nicht gar ſehr verſchieden.

Ungleich anziehender und tiefer aber ist ein Gemählde des Palma Vecchio Nr. 43. Ein Hirt, der das Christkind anbetet; die Landschaft im Hintergrunde ist schön behandelt, nach Art der ältern italienischen Gemählde. Der Hirt ist von einer Wahrheit und Innigkeit, die sich nicht beschreiben läßt; er ist ganz Anbetung, Gefühl, treue Ergebenheit und Freude. Die Kleidung ist absichtlich arm und einfältig, die Gestalt aber edel.

Von Julio Romano ist ein herrliches Bild zu sehen, Nr. 35: die Beschneidung des Christkindes. Ein Gedränge meistens schöner, fast durchaus fröhlicher oder doch zufriedner Menschen, in einem auf das üppigste ausgeschmückten Tempel; ich weiß nicht, ob der strenge Sinn der älteren Mahler eine solche Umgebung für diesen Gegenstand gewählt, oder gebilligt haben würde. Aber das Eigenthümliche dieses römischen Künstlers, seine Neigung zur heidnischen Fülle und Pracht, die seinen hohen Sinn so vorzüglich beherrschte und beseelte, spricht mit einer schönen Deutlichkeit daraus hervor. Ich finde denselben Charakter, noch glänzender nur, in der triumphirenden Fülle des festlichsten und reichsten Lebens, in den großen Cartons zu Tapeten, die im Saale der Zeichnungen zu sehen waren; und einen sehr nahe verwandten in den Tapeten des Raphael selbst, die wir in Dresden so oft gemeinschaftlich betrachteten. Sie befinden sich wie Du weißt, auch hier, und waren am Feste des heil. Rochus in der Kirche desselben ausgehängt, aber nur kurze Zeit, so daß ich mich aus der Erinnerung kein Bild davon zu entwerfen getraue. Es waren alle die, welche in Dresden befindlich sind, ebenfalls auch hier zu sehen; stellenweise ungleich besser erhalten, stellenweise aber auch weit schlechter; außer diesen dann noch einige, die dort nicht vorhanden sind, in demselben Style behandelt, aber nicht alle eben so schön. Haben nicht etwa beide, Raphael und Julio Romano, aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft, oder hat nicht der Lehrer sich bisweilen herabgelassen, absichtlich in der Manier des Schülers zu arbeiten, so kann man vom Julio Romano nicht mehr rühmen in seinen besten Gemählden, als daß der Charakter und der Geist seines Meisters darin ist. Es darf dieses aber auch mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden, und ist ganz in

Raphaels Charakter, der die verschiedensten Arten und Manieren der Darstellung mit großer Biegsamkeit anzunehmen und in sie einzugehen wußte, indem er sie alle durch die ihm vor andern eigenthümliche Schönheit der Formen und liebevolle Begeisterung und Anmuth neu zu beseelen wußte. Und dieses gilt von ihm seit der ersten Periode, wo seine früheren Jugendwerke oft noch schwer von denen seines Meisters Perugino zu unterscheiden sind, bis zu der letzten, wo das gefährliche Beispiel des Michael Angelo auch ihn einigermaaßen mit sich fortriß. Diese Neigung aber zu der Fülle von Leben und Bildung des alten Heidenthums, womit Julio Romano die christlichen Gegenstände fast jederzeit auszuschmücken sucht, und die sich bis auf die Umgebungen und Verzierungen zu erkennen giebt; diese Neigung glaubte ich selbst in der heiligen Familie Nro. 36 wahrzunehmen, und würde in meinem Eindruck und Gefühl keine Veranlassung finden, an dem Urheber zu zweifeln, wenn es nicht anders historische Gründe sind, welche einige Beurtheiler veranlaßt haben, dieses Gemählde, wie im Katalog angegeben wird, dem Raphael oder einem andern Schüler desselben beizulegen.

Ich werde nunmehr, da ich Dir meine Betrachtungen über die Gemählde der langen Gallerie vorlegen will, um nicht durch die Verwirrung der einzelnen Anschauungen zu ermüden, nicht mehr wie bisher Stück vor Stück durchgehen, sondern alles unter gewisse allgemeine Kapitel ordnen, nach den Künstlern oder nach der Gattung, der Schule oder Nation, welcher sie angehören, oder auch nach allgemeineren Gesichtspunkten.

Den Anfang aber mache ich mit dem Corregio, welchen zu verstehen, ich mich schon lange bemüht habe. Schon daß es nicht leicht ist, kann dazu reizen; doch will ich auch nicht läugnen, daß ich eine Vorliebe für ihn habe, und daß ich ihn unter gewissen Bedingungen allerdings sehr hoch zu stellen geneigt bin. Gelehrte und in Rom gebildete Künstler sind meistens nicht dieser Meinung, und tadeln diesen Mahler nicht wenig, weil seine Schöpfungen, dem was sie Richtigkeit der Zeichnung und idealische Gestaltung nennen, oft nicht entsprechen. Ich würde mehr Gewicht auf diese Urtheile legen, wenn ich nur nicht bemerkt hätte,

daß die Urtheilenden die Absichten dieses Künstlers durchaus nicht verstehen, ja wohl gar nicht bemerken, weil sie sich nicht die Zeit lassen, seine Werke gehörig zu betrachten. Vor der Hand fordre ich nur das, daß man ihn aufmerksam betrachten und verstehen solle; das übrige wird sich dann schon von selbst finden. Und es dürfte leicht sein, daß eben diese Absichten in das, was das innerste Wesen und die eigentliche Idee der alten italienischen Mahlerkunst ist, so tief eingreifen, daß dagegen jene an ihrer Stelle und in gehöriger Anwendung allerdings gültigen Forderungen richtiger Zeichnung und edler Form, hier nur aus Mißverstand so oberflächlich zum Tadel des großen Meisters angewandt werden.

Zuvörderst will ich nur das Eine bemerken, daß man die Gemählde des Corregio nicht verstehen kann, außer in ihrem gemeinschaftlichen Zusammenhange. Eines erklärt das andre, und viele beziehen sich auf einander. In Dresden sind die wichtigsten Werke von diesem Mahler, da lernt man ihn leichter verstehen; doch gewähren auch die hiesigen Reichthümer eine reiche Nachlese, und sie haben mir vollends über allen Zweifel klar gemacht, was ich schon dort zu fühlen glaubte.

Corregio hat nicht nur, wie Leonardo, auf fast allen seinen Gesichtern ein ähnliches Lächeln, sondern er wiederholt auch auf verschiedenen Gemählden nicht selten dieselben Gesichter, die in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit sich wieder zeigen, und unverkennbar dieselben sind. So ist auf dem Märterthum des heil. Placidus und der heil. Flavia Nr. 758 das Gesicht der letzten ganz und gar dasselbe, wie das der eher häßlich als schön zu nennenden Alten auf der berühmten Nacht. Der Engel in der Ruhe auf der Flucht nach Aegypten Nr. 754 gleicht ganz dem einen der beiden größern zur Seite der Madonna auf dem heiligen Sebastian zu Dresden. Die Katharina auf dem Gemählde Nr. 756, welches die Verlobung derselben mit dem Christkinde darstellt, und die Magdalena auf dem Hieronymus Nr. 753 erinnern an die Madonna auf dem St. Georgio zu Dresden, die so reizend und beinah scherzend lächelt; andrer Beziehungen und Aehnlichkeiten nicht zu gedenken, die schon mehr modificirt sind, und nicht vollkommne Gleichheiten und Wiederholungen, son-

dern nur Variationen gleichſam eines und desſelben Thema's, einer ſehr deutlich hervorſcheinenden Grundform bilden. Du wirſt auch unter denen in Dresden befindlichen Gemählden, in gegenwärtiger Anſchauung, viele dergleichen Beziehungen wahrnehmen können, über die ich in der Abweſenheit und aus der Ferne nicht ins Einzelne gehen kann.

So wie es Dichter giebt, deren Gedichte unverkennbar unter einander verbunden ſind, und bei noch ſo großer Verſchiedenheit der äußern Form und des Stoffs der einzelnen Werke dennoch eine abſichtliche Beziehung auf einander verrathen, ſo daß ſie alle mehr oder weniger ein und dasſelbe Grundgewebe nur fortzuſetzen ſcheinen und eigentlich nur Ein Gedicht zu nennen ſind; ſo wie ſie nur wenige Charaktere von auffallender Familienähnlichkeit uns in veränderten Verhältniſſen immer wiederbringen und weniger im Thema, das oft ſehr einfach iſt, als in den mannichfaltigſten Variationen desſelben, den Reichthum ihrer dichtenden Fantaſie entfalten; ſo hat auch Corregio gemahlt. Seine Geſtalten ſind ihm, was dem Muſiker die Töne, der aus ſo wenigen eine Welt von Gefühlen hervorzulocken weiß; eben ſo auch dieſer tiefſinnige Mahler. Wie beſchränkt auch der Kreis ſeiner Formen war, und wie einfach die Methoden der Umwandlung, ſo wußte er doch eine nicht leicht zu erſchöpfende Fülle von Gedanken damit anzudeuten.

Was andern Mahlern oft mit Recht der letzte Zweck iſt, die Formen, die Geſtalten; dieſe ſind dem Corregio nur Mittel, einzelne Töne, Sylben oder Worte zum Ausdruck für den Gedanken des Ganzen. Alle ſeine Bilder ſind allegoriſch, oder wenn dieſes für die große Mannichfaltigkeit ſeiner Gemählde zu allgemein und zu unbedingt ſcheinen möchte, ſo darf ich doch ſagen: Allegorie iſt das innere Streben, der Zweck, der Charakter ſeiner ganzen Kunſtmanier. Und zwar jene Art der Allegorie, die darauf ausgeht, den unendlichen Gegenſatz und Kampf des Guten und des Böſen deutlich zu machen; denn daß hier nicht von der gemeinen Allegorie die Rede ſein kann, die in den Lehrbüchern und in den Köpfen der gegenwärtigen Mahler faſt allein unter dieſem Namen gekannt und gemeint wird, die Allegorie nähmlich, wenn ſie anders

noch diesen Nahmen verdienen kann, welche nicht das Unendliche andeuten, sondern einzelne abstracte, also bestimmte und beschränkte Begriffe in Sinnbilder übersetzen will; daß von dieser, sage ich, hier gar nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst.

Am auffallendsten ist die Allegorie in der berühmten Nacht, und der Gedanke derselben erklärt zugleich, was außerdem Verwunderung erregen muß, wie der Mahler, der doch sonst Anmuth und Schönheit zu kennen und zu lieben zeigt, so ganz häßliche Gestalten habe bilden können, wie die Alte und den bejahrten Hirten im Vorgrunde links. Es wollte der Künstler andeuten, daß dieses zur Rettung der Menschen bestimmte Kind, wie ein göttlich helles Licht in die finstre Nacht der verdorbenen Welt erschienen sei. Um dies auszudrücken, ist die einzige Beleuchtung, die man fast allein in diesem Gemählde zu bemerken pflegt, sehr tiefsinnig gewählt, keineswegs aber etwa bedeutungslos nur bestimmt, die Geschicklichkeit des Künstlers im Helldunkel sehen und bewundern zu lassen. Was war in dieser Ansicht der Sache nothwendiger, als nicht bloß die Freude über den Glanz der göttlichen Erscheinung aus dem Reiz und dem Lächeln einiger schönen Gesichter und Gestalten zurückleuchten zu lassen, sondern auch die Häßlichkeit der entarteten und in Finsterniß versunkenen, trüben, irdischen Welt, die solch' eines errettenden Lichtes bedurfte, in einigen andern Personen zu vergegenwärtigen und in Erinnerung zu bringen? Und daß er diese Schlechtigkeit der irdischen Welt vorzüglich als Gemeinheit aufgefaßt hatte, und uns darstellt, darüber müssen wir seinen richtigen Verstand loben. Das und nichts anders ist offenbar die Meinung und die Absicht des Künstlers gewesen. Aber schwerlich werden diejenigen, welche in die Ansicht der Religion, nachdem sie ihrem Herzen fremd geworden ist, sich auch nicht einmahl mit der Fantasie hinein versetzen können, jemahls dahin gelangen, die alten Mahler zu verstehen. Jener Gedanke, der in der berühmten Nacht des Corregio ausgedrückt ist, gehört übrigens zu den allereinfachsten und natürlichsten, ja er wird fast nicht fehlen können und mehr oder minder überall hervortreten, wo die christliche Ansicht herrschend ist. Viel weiter von dem gewöhnlichen Gleise entfernt, ist die Absicht und Bedeutung in den beiden andern großen Altarblättern zu Dres-

den in dem St. Georgio und dem Sebastian. In dem ersten ist die Maria in einer Freundlichkeit und Heiterkeit dargestellt, die an kindlichen Muthwillen gränzt. Hier ist alles reine Freude, Leichtsinn und Lächeln im heitern Himmel; darum ist Perspektiv und Colorit so hell und so durchsichtig, und darum ist das Gemählde oben von den üppigsten und glühendsten Früchten und Blumengewinden umkränzt. Hier kann der Mahler sehen, was eigentlich Blumenstücke sind, was sie im Ganzen eines Bildes wirken und bedeuten sollen, da sie, wenn man das einzelne Glied, was nie geschehen sollte, aus seiner Stelle, als mitwirkendes Element in dem organischen Ganzen der Kunst herausreißt, dann nur noch als eine untergeordnete Gattung erscheinen können. Dergleichen giebt es nicht; wenn aber, was nur Theil eines vollständigen Gemählds sein kann, selbst ein Werk für sich sein soll, so verliert es nothwendigerweise seine Bedeutung, und also auch seine Würde. Auf dem St. Georgio tritt nichts so reizend aus dem Ganzen hervor, als der Leib des Kindes vorn auf dem Bilde, das Lächeln der Maria und die liebliche Gestalt des Johannes; es ist das gleichsam der musikalische Grund-Accord des Ganzen. Es ist unläugbar, Corregio ist ein Mahler, der schöne Stellen hat, und wenn gleich vielen, nach einseitigen Begriffen, dieses eher ein Grund zum Tadel als zum Lobe scheinen dürfte, so weiß ich doch recht wohl, daß dieß wesentlich und nothwendig mit den bemerkten Eigenschaften zusammenhängt, welche das Wesentliche seiner Manier bilden; ich meine das Musikalische und die Neigung zur Allegorie. Auch sind jene schönen Stellen nicht zufällig dort, wo sie sind, sondern mit tiefer Ueberlegung und Absicht gerade dahin gelegt, nicht um der bloßen sinnlichen Schönheit willen, sondern um den Gedanken oder das tiefe individuelle Gefühl des Ganzen so klar als möglich auszusprechen. So heiter und ganz freundlich aber auch dieses Bild von Corregio erscheint, so ist doch im heiligen Georg selbst, und auch sonst, eine Erinnerung an den, auf allen seinen Gemählden vorherrschenden oder durchschimmernden Gegensatz und Kampf des guten und des bösen Princips auch hier noch übrig. Aber freilich ist es nicht der schreiende Gegensatz des himmlischen Lichtes und dunkler Häßlichkeit, wie in der Nacht; vielmehr ist wenig Accent darauf

gelegt, und das böſe Princip erſcheint ganz überwunden, das gute aber in ungeſtörter Heiterkeit. Weit ſtärker tritt dieſer Gegenſatz auf dem heiligen Sebaſtian hervor, worin übrigens die Mutter Gottes, wie ſich aus der Vergleichung der ſie hier umgebenden Glorie mit der gewöhnlichen ergiebt, im Glanze der Sonne, als bibliſches Sinnbild vom wahren Glaubenslicht der ewigen Liebe, dargeſtellt erſcheint; und warum wollten wir zweifeln, daß der Mahler, der Licht und Finſterniß, als das Göttliche und das Böſe, gedacht hat, nicht auch das Weſen des erſten in jener dem Lichte verwandten Geſtalt nach herkömmlicher kirchlicher und ſchriftgemäßer Bilderſprache erkannt und ſich ſelbſt ausgedrückt habe? *)

*) Jene Zuſammenſtellung von Licht und Finſterniß, von dem guten und böſen Princip, tritt in keinem Gegenſtande mahleriſcher Darſtellung ſo deutlich und in ſo reicher Entwicklung hervor, als in den Gemählden vom Weltgerichte, wo auf der einen Seite die teufliſche Verworfenheit oder Verzweiflung der Verdammniß, auf der andern die himmliſche Verklärung der Seeligen, den ſtärkſten nur irgend denkbaren Gegenſatz bilden. Eben darum gehört auch dieſer Gegenſtand zu den älteſten, und bildet eine der primitiven Grundanſchauungen der chriſtlichen Mahlerei. Lange, ehe Michael Angelo durch ſeine rieſenhafte Darſtellung dieſer letzten Weltſchickſale ſeiner Zeit und die Kunſt ſelbſt in Erſtaunen ſetzte; hatte noch in der bemüthigen Kindheit der Kunſt, der ſinnige Angelico, auf dem beſchränkten Raum von wenigen Quadratſchuhen, in mehreren ſeiner kleinen Bilder, das Gericht des Herrn, nach ſeiner frommen Art zu entwerfen verſucht. Und wenn man gleich an den Gruppen der Verdammten wohl ſieht, daß es nicht in ſeinem Charakter lag, dieſe glücklich nachzubilden; ſo iſt dagegen in den Chören der Seeligen, wie er ſie mehrmahls gebildet, entweder mit den Engeln tanzend, oder wie ſich Liebende, die auf Erden getrennt waren, dort wieder finden, eine wahrhaft himmliſche Fantaſie ſichtbar; und auch der Ausdruck im Geſicht des Erlöſers, wo die unerbittliche Strenge des Richters doch mit der tiefſten Liebe gepaart erſcheint, iſt ungleich wahrhafter, als in den Darſtellungen der ſpätern, großen Meiſter, die dabei oft in das Theatraliſche verfallen ſind. Wie alt aber dieſer Gegenſtand in der chriſtlichen Kunſt ſei, erhellt unter andern aus der Geſchichte des heil. Cyrillus und Methodius, von denen berichtet wird, daß als ſie hingingen, um den König von Bulgarien und die andern ſlawiſchen Völker dortiger Gegend zum Chriſtenthum zu bekehren, ſie ſich dabei beſonders auch eines Ge-

Jene drei großen Kirchenbilder, von denen ich keineswegs annehmen möchte, daß sie der Zeit nach sehr verschieden seien, sondern die im Gegentheil aus der Masse der übrigen durch ihre innere Aehnlichkeit in der Verschiedenheit selbst, sich natürlich zusammenstellen, wie Glieder Einer Dichtung; jene drei großen Kirchenbilder, die Nacht, der heilige Georg und der Sebastian, sind gleichsam der Text zu allem, was sich sagen läßt über den Corregio, nähmlich über seine zweite Manier. Das einzige unter seinen Gemählden, das unläugbar aus einer frühern sein muß, ist das göttliche Kirchenbild zu Dresden mit dem Johannes dem Täufer und dem heil. Franciscus. Dieses Bild, welches mancher vielleicht allen Werken desselben Meisters aus der zweiten Manier vorziehen dürfte, steht durchaus allein, und kann gar nicht mit diesen verglichen werden, entfernt sich auch ungleich weniger von dem Style der ältern Mahler. Jene drei Bilder nannte ich den Text zu einer Charakteristik der Manier des Corregio; einen reichen, sehr reichen Commentar aber bietet uns das Pariser Museum dar.

Zuerst finden wir hier zwei beschränktere Bilder, dem Umfange und auch dem Inhalte nach. Der Gegensatz, der sonst immer der Vorwurf des Corregio bleibt, ist hier gleichsam getrennt und aufgelöst, das eine stellt uns die reine Freude dar, das andre nichts als den bittersten Schmerz. Das erste ist eine Verlobung der Katharina mit dem Christkinde; hinter der Katharina steht der heil. Sebastian, der freudig zuschaut. Ich weiß weiter nichts darüber zu sagen, als daß die lächelnde Anmuth des Corregio hier beinah ganz zur reinen Schönheit verklärt und veredelt ist. Im fernsten Hintergrunde ist in ganz kleinen Figuren der Tod des heil. Sebastian mehr angedeutet als dargestellt; und noch eine andre, vermuthlich doch auf die Katharina zu beziehende, Geschichte des Märterthums, welche ich nicht recht zu entziffern weiß. Tritt man nicht ganz nahe hinzu, so sieht man die Figürchen gar nicht, besonders da der Hintergrund sehr nachgedunkelt hat. Es ist nur ein Knie-

---

mählde vom jüngsten Gerichte bedient haben, um diesen Heiden den Begriff von dem himmlischen Lohn der Frommen und der ewigen Verdammniß der Gottlosen recht anschaulich zu machen.

ſtück, oder wie ſoll ich es nennen, die Figuren ſind nur bis auf die Bruſt und Hände zu ſehen, aber gewiß iſt es eines der vorzüglichſten Werke dieſes Meiſters, von einer klaren Schönheit, die auch denen einzuleuchten pflegt, welche ſonſt den Corregio nicht verſtehen. Noch weit tiefſinniger aber ſcheint mir das zweite der beiden erwähnten Bilder, eine Kreuzesabnehmung. Es pflegt von den Mahlern und auch von denen, die bloß nach dem gegenwärtigen Gefühl, ſonſt oft am richtigſten urtheilen, nicht wenig getadelt zu werden, weil in Wahrheit alle die Perſonen, welche um die Leiche Chriſti verſammelt ſind und in Klagen ausbrechen, ohne Ausnahme entſchieden häßlich ſind, wenigſtens von häßlicher Geberde, wenn gleich von dieſer abgeſehen, keinesweges von unedler Form. Ein ſo aus dem Innerſten laut hervorſchreiender Schmerz und mit dieſer ergreifenden und erſchütternden Wahrheit, kann wohl nicht anders als entſtellen. Welcher andre Schmerz aber wäre hier an ſeiner Stelle und dem Gegenſtande angemeſſen? Den Klagenden entzog der Mahler die Schönheit, die er ihnen wohl hätte zu geben vermocht, wenn ſeine tiefe Weisheit es nicht beſſer geachtet hätte, ſie alle über den Leichnam des Erlöſers auszugießen. Ich habe mehrere vor das Bild geführt, die es beim erſten Eindruck abgeſchreckt hatte, und ſie haben mir alle geſtehen müſſen, daß der entſeelte Körper des Erlöſers unausſprechlich ſchön ſei, und gar nicht ſchöner ſein könnte; und doch iſt es eine Leiche, eine Leiche in jedem Umriß und jeder Stelle, aber noch beſeelt von Schönheit und ſchmerzlicher Wehmuth, ein lebendiges Bild des liebevollſten Todes. Wie viel wahrer, wie viel tiefer iſt das gedacht, als wie andre geringere Mahler den Leichnam des Erlöſers unſerm Auge zum Gegenſtand des Ekels und Abſcheues darzulegen, und daneben etwa zum Erſatz eine Magdalena zu ſtellen, in eitler Schönheit und eben ſo eitlen Thränen, ohne die innige Tiefe des Schmerzens! So oberflächlich erſcheint mir ſelbſt das Gemählde des Andrea del Sarto über dieſen Gegenſtand, wenn ich es mit dem des Corregio vergleiche. Doch würde es faſt unbillig ſein, dieſe Vergleichung gegen den ſonſt ſo verdienten Künſtler durchzuführen, eben weil Corregio hier das einzig Rechte ſo ganz getroffen hat, daß man nach

dem ſeinigen kein andres desſelben Inhalts mehr mit Beifall anſehen kann. Die beiden Kirchenbilder, welche hier von demſelben Meiſter befindlich ſind, enthalten auch manchen Anlaß zum Nachdenken, beſonders die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten. Die Mutter ſchöpft Waſſer aus einer lebendigen Quelle, der Vater bricht Früchte von einem Palmbaum, welche das Kind oder der Knabe mit der einen Hand empfängt, im übrigen aber den Trank aus der Schale der Mutter erwartet. Seine Hände bilden ſegnend erhoben, das gewöhnliche Symbol der Dreieinigkeit. Man tadelt in dieſem Bilde gewöhnlich die Wolken, als zu körperlich und ſchwer; ſie ſind es auch, aber gewiß nicht ohne Abſicht. Das ſehe ich wohl, der Künſtler hat in dem Baum, von dem der Vater die Frucht bricht, Engel, Wolken und Zweige des Baums gleichſam zu einem Gewebe und Kranz verflochten, der zugleich die obere Umkränzung des Gemähldes bildet; und er hat ſie ſo verflechten wollen, daran zweifle ich nicht. Doch getraue ich mir in dieſen zuſammengeſetztern und willkührlichern Allegorien nicht ſo ihm nachzudenken, und was er meinte, in Worten auszudrücken. Das Bedeutende in der Stellung des Sohnes, wie er zwiſchen Frucht und Trank getheilt da ſteht, mit der Hindeutung auf die Dreieinigkeit, iſt deſto merkwürdiger, weil es ſich in der Skizze zu dieſem Gemählde nicht findet, die unter den hieſigen Zeichnungen zu ſehen iſt, und überhaupt mehrere Abweichungen enthält; ſo iſt das Kind auch ungleich mehr ausgebildet und älter.

Eben daſelbſt (Nr. 64. a. und b.) ſah man zwei kleine Gemählde in Waſſerfarbe von demſelben Meiſter, wovon das eine den Sieg der Tugend darſtellt, die von oben durch einen Genius gekrönt wird, und zu deren Füßen das Böſe ohnmächtig vernichtet liegt. Zu ihrer Rechten, des Betrachters Linken, ſitzen die heidniſchen Tugenden der Gerechtigkeit, Klugheit und andre mit ihren Attributen. Gegenüber eine himmliſchere Geſtalt über dem Globus ruhend, und auf den Fleck deutend, der durch einen Strahl von oben als derjenige ausgezeichnet wird, von welchem das Licht des Heils ausging. Unter dem Erdball und unter den Füßen der Tugend liegt ein Unthier; der Kopf iſt der eines Hundes, oder ſoll es ein Wolf ſein? Einige Theile ſind

von einem Fiſche, mit Schuppen und Floßfedern, andres ſcheint noch von andern Thieren. Ich ſage, es ſcheint, denn die Zuſammenſetzung und ſelbſt die Lage dieſes Thiers oder Symbols iſt ſo wunderlich verworren, daß da überdem die Dimenſionen nicht ſehr groß ſind, die Gewänder der ſitzenden Figuren, die ſich dazwiſchen ſchlagen, die Verwirrung vermehren, und auch der Globus einen Theil dieſes ſeltſamen Weſens oder Unweſens bedeckt, oder ſich vielmehr in dasſelbe zu verlieren ſcheint, es mir nicht wohl möglich ſein möchte, die Conſtruction desſelben in der Beſchreibung deutlicher zu machen, als ſie im Gemählde iſt. Ich habe mehrere Künſtler und Kenner vor dieſes Gemählde geführt, aber niemand hat es mir befriedigender entziffern und das Verworrne in dieſem Symbolenbilde völlig auflöſen können. Ich halte es aber für dieſen ſtets abſichtlichen Künſtler gar nicht für zu grübleriſch, anzunehmen, daß er eben dieſes Verworrne abſichtlich geſucht habe, um dadurch die Natur des böſen Princips mit auszudrücken.

Ich kehre zu den Kirchenbildern zurück. Auf dem heiligen Hieronymus iſt nichts ſo auffallend, als die Lieblichkeit der Magdalena. Sie neigt ihr Haupt auf das göttliche Kind, deſſen Fuß ſie küßt; dieſe Lippen, dieſe ſanft anſchmiegende Wange, dieſes fließende Haar, und das Händchen des Kindes darin; etwas weicheres und einſchmeichelnderes giebt es nicht, als die ſüße Liebe und zarte Anbetung dieſer hingegebnen ſchönen Seele.

Die andre dem Sinnlichen und Ueppigen zugewandte Charakter-Seite an dieſem zwieſpaltigen Künſtlergeiſte zeigt uns ſeine Antiope, das einzige Gemählde heidniſchen Inhalts, was hier von ihm zu ſehen war. In den chriſtlichen Darſtellungen, wo er auch noch ſo ſehr das ſinnlich Schöne und reizend Liebliche geſucht und gemeint haben ſollte, iſt dieſes doch allemahl ganz verhüllt und gleichſam verſtohlen, wie es der Natur der Mahlerei wohl am angemeſſenſten ſein mag. So tief aber war dieſer Geiſt gewohnt, in das rechte wahre Weſen der Dinge einzudringen, daß er in der Behandlung antiker Gegenſtände ganz den entgegengeſetzten Weg einſchlug; er fühlte wohl, obgleich wir gewiß nicht mehr gelehrte Kenntniß des Alterthums bei ihm vorausſetzen können, wie bei andern, daß die alte Fabel und Antike nicht auf eine ver-

ſtohlne, und nur in Andeutungen ſichtbare Lüſternheit ausgehe, ſondern auf nackte Schönheit, und das Wollüſtige derſelben nicht zu verhüllen. So zeigt er uns hier ein reizendes Weib, in lächelndem Schlummer liegen, die ein freudetrunkner Beſchauer unſerm Auge völlig entblößt; zu ihren Füßen ein ſchlummernder Amor. Man ſah übrigens dieſes Gemählde durchaus nicht günſtig; ich habe mehrfach verſucht, auszufinden, wie man es am beſten anſchauen müßte, und mir ſcheint, es müſſe ſo betrachtet werden, daß der Betrachter wenigſtens völlig auf gleicher Höhe mit dem Gemählde ſtehe ja vielleicht wäre es am beſten, wenn man noch höher ſtünde und das Gemählde von oben herabſähe. Es ſcheint dies ſonderbar, aber ſo gut wie Corregio andre Kirchenbilder dazu einrichtete, von unten herauf geſehen zu werden, konnte er dieſes Gemählde für eine beſondre Stelle und örtliche Beſtimmung in dem Hauſe, wer weiß welches Reichen, gerade auf den entgegengeſetzten Fall angelegt haben.

Es iſt wohl Zeit, daß ich einmahl vom Corregio ſchließe. Ich habe mit Fleiß lange bei ihm verweilt, nicht etwa weil ich ſeine Art zu mahlen für die einzig rechte halte; ſondern weil ſich an dieſem Beiſpiele den Künſtlern und Kunſtliebhabern, ſehr bequem und recht deutlich zeigen läßt, wie verſchieden von der jetzigen, die Denkart der alten Mahler, und wie ganz andre ihre Abſichten waren, welche richtig und der Wahrheit gemäß zu verſtehen, die jetzt gangbaren meiſtens ſehr ſeichten Begriffe von Schönheit, Ideal und Antike keinesweges zureichen wollen. Ich gehe nun über zu einer andern Gattung von Mahlern, die mir nicht nur wegen ihres ältern und herben Sinnes und Charakters, ſondern auch durch die tiefe Strenge ihrer Art und Denkart, oder durch den allumfaſſenden gleichſam welterobernden Geiſt, als die Heldenkünſtler der alten Zeit erſcheinen, die wenn jener weiche Allegri jedes liebliche Gefühl, und auch die tiefſte Rührung durch die Muſik ſeiner Farben ſpielend in uns zu erregen weiß, ſtatt deſſen vielmehr ſtolze Tempel von erhabenen Geſtalten wie zum ewigen Denkmahl in ſtrenger Symmetrie vor uns aufbauen oder unſer Auge durch die verſchwenderiſche Fülle prachtvoller Triumphe des feſtlichen Lebens mit Freude und Erſtaunen füllen.

Den Anfang mache ich mit dem Leonardo da Vinci, der unter allen am meiſten Aehnlichkeit und Verwandtſchaft mit dem Corregio hat, ſo daß wir nach den Werken allein zu urtheilen, glauben müßten, Corregio habe ſich vorzüglich auch mit nach dem Leonardo gebildet. Denn ſo ſtrenge dieſer in ſeinen Umriſſen iſt, ſo ſehr auch der Begriff über das bloße Gefühl zu herrſchen ſcheint, ſo objectiv wahr die Vollendung jedes Einzelnen iſt, ſo iſt doch in allen Geſichtern ſeiner Gemählde eben jenes individuelle Lächeln ſchon ſichtbar, welches beim Corregio ſo charakteriſtiſch hervortritt, und den verſchiedenen Phyſiognomien, eine ſehr ſtarke Familienähnlichkeit oft bis zur Einförmigkeit giebt, und allerdings wohl hier und da manierirt genannt werden kann, wie ein Dichter, der nur einen kleinen Kreis von Charakteren in auffallender Familienähnlichkeit portraitmäßig darzuſtellen wüßte. Merkwürdig iſt, daß uns das Portrait des Leonardo ſelbſt, Nr. 170 der Zeichnungen, denſelben individuellen Zug darſtellt, den wir an ſo vielen ſeiner Figuren wahrnehmen; dieſelben halb zugedrückten Augen, dasſelbe Lächeln um den Mund. Noch merkwürdiger iſt es, daß wir eben dieſe Eigenheit auch auf Gemählden ſeiner Schüler, beſonders des Luini, wieder finden; und welcher Mahler hat Schüler gebildet, die ihm ſelbſt gleicher, und ſeiner würdiger wären, als dieſer? Er hielt alſo dieſes Liebliche, dieſe ſchwebende Muſik eines holdlächelnden Seelenausdruckes, für weſentlich zur Kunſt, da er gewiß nichts ohne Nachdenken gelehrt hat; es war ihm Grundſatz geworden, ſo zu mahlen, wenn es gleich anfänglich nur individuelle Eigenheit geweſen war. Auf keinem der hieſigen Gemählde iſt dieſe Manier ſo auffallend grell, als auf einer heiligen Familie, wo Johannes das Lamm und der kleine Jeſus eine Wagſchale hält, die ihm der vor ihm in blanker Rüſtung kniende St. Michael reicht. Merkwürdig war mir die heilige Jungfrau. Das Geſicht könnte faſt ohne alle Veränderungen, oder doch mit wenigen, ganz unendlich kleinen und nichtsbedeutenden, auch einen ſehr jugendlichen Chriſtus vorſtellen; ſo wie der Kopf des jugendlichen Heilands im Tempel von ihm, offenbar nur durch kleine Zufälligkeiten von dem Geſicht einer Madonna abweicht. Es hat alſo der Mahler das Ideal des Göttlichen in

der möglichſten Annäherung und Vereinigung ernſter Weiblichkeit und jugendlicher Männlichkeit in den Formen und Zügen des Geſichts geſucht. Ich ſagte Ideal, denn was iſt denn das Ideal in jedem Sinne des Worts, als die dennoch zu Stande gebrachte reelle Verbindung zweier Elemente, die eigentlich ſich zu trennen ſtreben? Die bloße Vollkommenheit der Proportionen im mittleren Durchſchnitt, die auch für die Plaſtik nur negative Bedingung der ihr eigenthümlichen Schönheit, in der Mahlerei aber gar nicht einmahl allgemein anwendbar iſt, darf noch keineswegs mit dieſem Nahmen bezeichnet werden. Ganz anders aber und größer wie es mir ſcheint, hat Leonardo die Mutter Gottes genommen, in einem kleinen Knieſtücke etwas unter Lebensgröße Nr. 922, welches in Rückſicht der vollendeten Ausführung leicht die erſte Stelle unter allen verdienen möchte. Es hat ſchon ganz das Weiche und Verſchmolzene des Corregio in der Licht- und Farbenbehandlung, dabei aber doch die Genauigkeit und objective Beſtimmtheit, welche dem denkenden Florentiner ſelbſt eigen iſt. Die einzigen Figuren ſind die Mutter und das Kind; wiewohl es unter Lebensgröße iſt, ſo könnte doch ſelbſt ein koloſſales Bild in den Verhältniſſen nicht großartiger und erhabner gedacht und entworfen ſein, als dieſe Madonna. Mit göttlicher Majeſtät hebt ſich das Haupt und die Stirne empor; ſanft vorgebogen in ernſter Schöne und freundlich herab lächelnd auf das Kind, erſcheint uns das hohe Haupt wie ein ſtolz ruhender aber freundlicher Fels, und die verſchwenderiſche Fülle der Locken, welche von allen Seiten ſtromweiſe herunter fließt, ſcheint nothwendig mit zu dem erfordert zu werden, was der Künſtler hat ausdrücken wollen. Ueber dem Gewande ſchimmert der Buſen in ſanftem Reize ein wenig hervor. Die Stellung der Beine der Mutter, und die Lage des Kindes auf ihrem Schooß iſt faſt bis zum Geſuchten und Künſtlichen zierlich. So hat der Künſtler das Lieblichſte mit dem Erhabenen wunderbar zu verſchmelzen gewußt. Den Hintergrund bildet die ruhige Fläche des Meeres, ſtill und einfach, nur in weiter Ferne hebt ſich ein Hügel oder Berg mit ſanfter Erhöhung aus den Wogen empor. Das Kind hat ein leichtes Kreuz in Händen und betrachtet es mit ganz liebeſchmachtenden

Augen; aber doch iſt es ganz Kind, mich däucht, ich hätte wohl ſelbſt Kinder ſo in der Stille tief fühlend blicken ſehen. Die Spitze des Kreuzes tritt einſam auf der ruhigen Fläche des Hintergrundes hervor, welches einen ſonderbar rührenden Eindruck macht; jene Art aber das Chriſtkind zu mahlen, ſcheint mir ganz die wahre und rechte. Nie habe ich in einem andern Gemählde die Idee desſelben ſo tief und ſo ſchön ausgeſprochen geſehen; da das Chriſtkind auf dem großen Bilde von Raphael zu Dresden, allerdings ſehr ſchön, ja göttlich zu nennen iſt, aber auch wohl eben ſo gut die Kindheit einer heidniſchen Gottheit darſtellen könnte, und eher einem kleinen Jupiter gleicht, als dem göttlichen Jeſuskinde. Auch auf der Madonna della Sebia iſt es mehr ein Heldenknabe, obwohl an ſich und als ſolcher, wunderbar ſchön, im fröhlichen Gefühl der Stärke, und doch ſo traulich an die Mutter angeſchmiegt und mit dem Fuß ſpielend.

An dieſem kleinen Gemählde des Leonardo möchten die Künſtler lernen, daß man auch unter Lebensgröße durch die Verhältniſſe und durch ruhige Größe im Ausdrucke und Gedanken eben ſo erhaben, als in ganz koloſſalen Umriſſen mahlen könne.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen iſt, Dir einen anſchaulichen Begriff von dieſem Bilde zu geben; es gehört zu den vortrefflichſten, die ich überhaupt geſehen habe. Wollte man aber noch mehr davon ſagen, ſo könnte es wohl nur in einem Gedichte geſchehen; vielleicht wäre dieſes bei manchen Gelegenheiten die beſte und natürlichſte Art, von wunderbar ſchönen Gemählden und andern Kunſtwerken zu reden. Denn iſt nicht jede richtige, in das Innre ganz eindringende und auch alles Einzelne aufmerkſam ergreifende Anſchauung eines organiſchen Ganzen, ſchon an ſich durchaus Poeſie? Und wird ſie es nicht auch der äußern Form nach zu ſein ſtreben, wenn die Anſchauung des Ganzen anders nicht in uns verborgen bleiben, ſondern auch in äußern Worten deutlich ausgeſprochen werden ſoll? Aber freilich macht es die äußere Form allein nicht aus, und ſo können wir uns gern nach dem Bedürfniß und den geiſtigen Gewohnheiten derer etwas bequemen, die wir vorzüglich im Auge haben; und wollen alſo fortfahren, in

dieſer Behandlungsweiſe, ſorglos über die äußre Form, aus der Anſchauung die Idee immer klarer hervorgehen zu laſſen: bis einmahl die Zeit gekommen ſein wird, wo es uns gelingen möchte, die vollſtändige Idee der Kunſt ſelbſt unmittelbar darzuſtellen, und die Fülle der Anſchauungen nur zur belebenden Umkleidung in das Bild des Ganzen einzufügen.

Eine heilige Familie von Luini Nr. 860, und eine Herodias von Solario Nr. 895, beides Schüler von Leonardo, ſind vortreffliche Werke; nicht bloß in ſeinem Geiſte und ſeiner Manier gedacht, ſondern auch mit der objectiven Gründlichkeit ausgeführt, die ihm eigen iſt. Von dieſer Seite iſt die Herodias hier, der in Dresden weit vorzuziehen, welche von einem der minder vorzüglichen Schüler des Leonardo herrühren muß. Ungleich ſchöner aber noch iſt jene heilige Familie, welche des Meiſters ſelbſt nicht unwürdig wäre.

So prägt der denkende Künſtler die Kraft ſeines Verſtandes nicht blos in fleißig vollendeten Werken, ſondern auch in einer Schule aus, die eben ſo gründlich angelegt und gebaut iſt, als ſeine Werke! Und dennoch iſt oft unter dieſer ſtrengen Schale ein bis zum Eigenſinn empfindlich und fein fühlendes Herz verſchloſſen, das wo es einmahl aus der äußern ſcheinbaren Kälte hervorbricht, uns deſto eigner und inniger rührt. So verſtehe ich die ſchöne Fühlbarkeit, die Neigung zum Rührenden und Wehmüthigen, welche uns aus einigen der ſchönſten Werke dieſes alten Mahlers anſpricht. Eben dieſes, vielleicht bisweilen unbewußte Gefühl, glaube ich auch in der Vorliebe, die Leonardo für eine eigne Art des landſchaftlichen Hintergrundes hat, zu erkennen. Er läßt ihn meiſt ganz aus Meer und Bergen oder Felſen beſtehen, die bald einfach und ruhiger, bald in Bewegung und Mannichfaltigkeit, immer doch in weiter Ferne in Luft und Himmel verſchwimmen. Wenn dieß auch nicht gerade immer wehmüthige Rührung erregen ſoll, ſo ladet es doch zum ſtillen Nachdenken ein. So ſieht man fernes Meer durch eine kleine Felſenöffnung in dem erwähnten Gemählde, wo der heil. Michael vor dem Chriſtkinde kniet. Einen ſolchen Hintergrund hat auch ein Gemählde, das im runden Saal Nr. 37 zu ſehen war, wo die Madonna der

heil. Anna auf dem Schooß ſitzt, welches mich aber außerdem weniger angeſprochen hat. Ferner auch das eine der beiden hier befindlichen Portraite, von denen gleich die Rede ſein ſoll. Doch muß ich bemerken, daß hier eigentlich zu wenig von ihm vorhanden iſt, um darnach ſchon eine Vermuthung über die verſchiednen Manieren dieſes Meiſters und über die Geſchichte der Entwicklung ſeiner Kunſt wagen zu dürfen.

An vortrefflichen, oder doch ſehr merkwürdigen Portraiten iſt das hieſige Muſeum ſo außerordentlich reich, daß die Vergleichung hier natürlich zu manchen allgemeinen Gedanken über die ganze Gattung veranlaſſen muß, da ohnehin die engere Beſchränkung des Ganzen der Willkühr und Eigenthümlichkeit des Künſtlers weit weniger freien Spielraum läßt. Ich werde daher meine Gedanken über die große Menge der vortrefflichſten Portraite von Titian, Holbein, Raphael und Leonardo unter eine allgemeine Betrachtung und Rubrik vom Portrait überhaupt zuſammenfaſſen, und beſonders von den verſchiedenen Behandlungsarten, die in demſelben möglich und ausgeführt ſind, und deren ſo gar viele nicht ſein dürften. Die natürlichſte und zunächſt liegende und im gewiſſen Sinne auch wohl die ſich am wenigſten über das Gewöhnliche erhebende Gattung ſcheint mir die des Titian. Er geht darauf aus, die Perſonen mit täuſchender Wahrheit und in mahleriſcher Stellung und Anordnung hervortretend darzuſtellen; dasſelbe wollen meiſtens auch wohl die jetzigen Portraitmahler. Der Unterſchied iſt nur der, daß Titian vortrefflich mahlte, und daß er ganz erreichte, wornach jene nur ſtreben. Am ſchönſten in dieſer Rückſicht unter den hieſigen, iſt das Bildniß einer reizenden Frau; ihre aufgelöſten Haare fließen herab, ſie hält ſie in der Hand, und iſt im Begriff ſie zu ſalben. Dieſer Arm, die goldnen Haare, die Schulter ſind von der ſchönſten Weichheit, Farbe und Carnation vortrefflich.

Ganz anders, und gar nicht bloß auf den ſinnlich reizenden Eindruck oder eine auffallende, großartige, ergreifende Wirkung geht Holbein zu Werke; er geht im Portraite auf die treueſte, tiefſte Charakter-Wahrheit und objective Eigenthümlichkeit aus. Daher iſt meiſtens die Stellung ganz gerade und einfältig, der

Hintergrund nur eine dunkelgrüne Fläche, alles auch in der Tracht auf's fleißigste und genaueste ausgeführt. Man kann es nicht läugnen, soll das Portrait eine abgesonderte Gattung sein, so dürfte wohl dieses die vorzüglichste, ja die einzig richtige Methode sein; denn wodurch kann die Kunst in der einzelnen Darstellung eines Individuums sich noch als Kunst bewähren, außer durch die strengste objective Wahrheit? Dieses wird keinesweges dahin führen, die Gesichtszüge einer idealischen Allgemeinheit zu nähern, sondern im Gegentheil das Beschränkte und Persönliche des Individuums muß auf diesem Wege am stärksten hervorgehoben werden, so daß der Charakter recht in seiner Beschränktheit concentrirt, und gleichsam fest eingeschlossen erscheint; wie es auch beim Holbein der Fall ist. Denn was ist in einem Gesicht am genauesten bestimmt, als gerade das, was nicht eine höhere Stimmung, sondern die beschränkte und fertig ausgebildete Eigenheit dieser Natur ausdrückt? Dahingegen solche vorübergehende Stimmungen, und die ihnen entsprechenden Gesichtsveränderungen, Geberden und Blicke, in denen oft eine höhere Seele wenigstens auf Momente durch die äußere, vielleicht an sich weniger bedeutsame Form hervorzuleuchten, und dieselbe zu einer reinern Schönheit und Bedeutung zu verklären pflegt, schon ihrer Natur nach äußerst flüchtig sind, und nothwendigerweise mehr an das Unbestimmte gränzen, welches der Mahler, der ein objektiv treues Abbild geben will, gänzlich zu vermeiden hat. Stellung, Hand und Kleidung pflegen beim Holbein jedes wiederum den Charakter des Gesichts auszusprechen, wodurch denn die Eigenheiten desselben oft schneidend, ja mitunter fast bis zur Härte deutlich und objectiv werden. Leonardo hat oft ein Portrait im Wesentlichen ganz nach denselben Grundsätzen gearbeitet, lediglich nach objectiver Wahrheit und einer bis auf die äußerste Genauigkeit vollendeten Treue und einer wahrhaft unergründlichen Tiefe des eigenthümlichen Charakterausdrucks strebend, wie in dem Bilde des Herzogs von Mailand zu Dresden, und in dem Bilde einer Frau, Nr. 924 des hiesigen Museums. Raphael dagegen, von dem man hier so viele Portraite sieht, hat in den meisten eine Manier, welche von der des Titian nicht sehr entfernt ist,

die wenigſtens ganz auf dieſelbe lebendige Wirkung ausgeht, wenn gleich die Art der Mahlerei noch davon verſchieden, und meiſtens noch kräftiger, ſo wie auch die Charakterauffaſſung viel großartiger iſt. Beide aber, Raphael und Leonardo haben Beiſpiele aufgeſtellt von einer ganz andern Gattung des Portraits, von der ſich weder bei Holbein noch bei Titian eine Spur findet, und die ich die ſymboliſche nennen möchte.

Man gebe einem übrigens treu der Natur nachgebildeten Portrait nur etwa einen landſchaftlichen Hintergrund, aus Meer, Gebirgen und Luft beſtehend, wie bei dem Bilde der Madame Liſe, Nr. 923 von Leonardo, und es tritt ſofort ganz aus der Sphäre der Gattung, die ſo lange ſie nur das bleibt, ziemlich beſchränkt iſt, heraus. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß eine ſolche bedeutſam ſein ſollende Umgebung wiederum nichts anders bedeuten wird, als den Eindruck, den das dargeſtellte Antlitz macht, gleichſam die verdoppelte und höhere Abſpiegelung desſelben. Nur dasjenige muß und darf durch Symbole aller Art ſo vielfach als möglich angedeutet werden, was an ſich ſelbſt noch nicht vollendet deutlich iſt; und das iſt der höhere Geiſt, die verborgnere Seele in dem Antlitz der Menſchen, da doch die wenigſten nur wirklich ausſehen, wie ſie ihrem innern Weſen nach ausſehen ſollten. Bei den meiſten iſt dieſes nicht klar, ſondern ſchimmert nur verſtohlen durch, und wenn der Künſtler nun nicht mit der bloß körperlichen Wahrheit zufrieden, dieſes Höchſte im menſchlichen Antlitz ſo viel als möglich darſtellen will, ſo muß er freilich durch alle Symbole, die ihm nur irgend zu Gebothe ſtehen, nachhelfen; und wie deutlich der landſchaftliche Hintergrund den Eindruck, den ein beſtimmtes Geſicht hervorzubringen geeignet iſt, wiederzugeben vermag, davon geben uns mehrere Beiſpiele der alten Mahlerei den einleuchtenden Beweis. Nichts vortrefflicheres in dieſer Art ſah ich, als die Bildniſſe zweier Jünglinge von Raphael, Nr. 937 und 938 in dem Katalog des langen Saales. Der eine, offen aus heitern, klugen Augen blickend, mit nachläſſiger Zuverſicht auf ſeinen Arm geſtützt, und ſo dreiſt in die Welt hineinſchauend, als ſei er ſicher, ſie ganz klar zu faſſen; der andre etwas geſenkt und nachdenklich, nicht eigentlich trübſinnig

und ſchwermüthig, ſondern recht hell, aber doch, ich weiß nicht durch welche Magie der Kunſt, bei der edelſten Schönheit in treuherziger Einfalt und Redlichkeit, ganz unausſprechlich rührend. Die Landſchaft iſt eine weite Ferne, am Boden deutlich und heiter, aber der Himmel oben trübe und gedrückt, und alles ganz einförmig und gleich, bis auf einige Bäumchen, die einſam am Vorgrunde herausragen und das innigſte Mitleiden erregen. Man kann es nicht anſehen, ohne im Innerſten davon bewegt zu werden.

Ein ſolches ſymboliſches Bildniß nun, behaupte ich, tritt ganz aus der Gattung heraus, inſofern es bloß eine ſolche ſein ſoll; man könnte es mit dieſer landſchaftlichen Umgebung, in dieſer höhern Beziehung und Bedeutung, nur gleich in ein größeres oder wie man es zu nennen pflegt, in ein hiſtoriſches Gemählde verpflanzen; oder giebt es auch keines, zu dem es ganz paſſen würde, ſo erſcheint es uns doch nur als Bruchſtück eines ſolchen, daß wir uns hinzu denken können. Mit der höhern ſymboliſchen Beziehung und Deutung iſt mit einem Worte der einzige Grund weggefallen, der das Portrait als Gattung rechtfertigen kann, nähmlich die Abſicht, das Nachbild einer individuellen Perſönlichkeit in treuer objectiver Wahrheit zu erhalten. Warum ſollte es aber auch eine Gattung ſein? Wäre es nicht beſſer, die große Menge der Dilettanten wäre weniger beſorgt und bemüht, das Eigenthümliche ihrer reſpectiven Geſichtsbildungen auf die Nachwelt zu bringen, und überließe es vielmehr dem Künſtler, wo ihn ein menſchliches Antlitz nicht bloß zu flüchtigem Wohlgefallen reizte, ſondern nach anhaltendem Studium noch immer von neuem merkwürdig bliebe, ſolches zu eigner Belehrung und künftigem Gebrauch, aus freier Wahl, bloß für ſich ſelbſt zu fixiren? Denn ein ſolches wohlgegründetes Intereſſe würde allerdings ein hinlänglicher Beweis ſein, daß dieſes beſtimmte Antlitz in die eigenthümlichen Formen-Sphäre des Künſtlers oder in den ſeinem Streben entſprechenden Umkreis von Charakteren auf irgend eine Weiſe mit gehörte und darin eingriffe. Auch würde es den größern Gemählden, ohne dieſe zuletzt doch auf das Portrait ſich gründende individuelle Wahrheit, ganz an dieſer und an aller reellen Bedeutung fehlen.

Ganz in dem Geiſt der charakteriſirten Gattung iſt Garofalo's Bildniß von ihm ſelbſt, Nr. 786. Ich möchte ſagen: ſo kann man nur ſich ſelbſt mahlen, ſo innig und objectiv wahr, und doch mit dieſer Partheilichkeit, mit dieſem Intereſſe an ſich ſelber. Es darf dieſes Bild vollkommen in ſeiner Art genannt werden, und es giebt kein ſchöneres Portrait. Es ſind auch mehrere heilige Familien in verkleinertem Maaßſtabe von dieſem Künſtler hier zu ſehen; aber ſehr ungleich. In der einen, wo Katharina zu den Füßen des Kindes kniet, und die ſitzende Maria ganz gerade aus dem Bilde herausſchaut, iſt das Antlitz derſelben nach dem ſtrengſten Ideale ernſter Göttlichkeit entworfen; im Kleinen etwa ſo wie die Mutter Gottes auf dem großen Bilde von Raphael zu Dresden, doch iſt die des Garofalo noch ſtrenger und gerader.

In den Portraiten des Raphael habe ich vorzüglich die biegſame Gewandtheit und Vielſeitigkeit dieſes allumfaſſenden Geiſtes bewundert, da faſt in jedem eine andre Manier und Farbenbehandlung ſichtbar iſt. Ich geſtehe Dir, daß mir dieſes eine Grundeigenſchaft dieſes Künſtlers zu ſein ſcheint, aus der man alle übrige abzuleiten und zu erklären hat.

Wenigſtens giebt es über vieles Licht, was ſonſt nicht richtig verſtanden werden kann, wenn man es ſich gegenwärtig erhält, daß die mannichfaltigſte künſtleriſche Vielſeitigkeit die vorherrſchende Tendenz und eine charakteriſtiſche Eigenſchaft dieſes Mahlers war; ſogar diejenige Univerſalität, welche die Manier und den Styl andrer Kunſtverwandten anzunehmen, nachzubilden, und zu einem neuen Ganzen zu verbinden weiß. Es haben ſchon Künſtler, deren Urtheil Gewicht hat, bemerkt, daß die Manier des Raphael in den Tapeten ſich abſichtlich mehr der des Michael Angelo annähere, daß einzelne Figuren von Maſaccio entlehnt ſcheinen. Bei manchen Gemählden dürfte es nicht leicht zu entſcheiden ſein, ob ſie von ihm ſelbſt oder vom Julio Romano ſind; auch würde die Gemeinſchaftlichkeit der Ausarbeitung zwiſchen ihm und ſeinen Schülern gar nicht denkbar ſein, wenn er es nicht verſtanden hätte, ſich willkührlich in die Manier eines jeden derſelben zu verſetzen, oder wenn man will, ſich zu ihm herabzulaſſen.

Aber auch aus dem hieſigen Muſeum kann ich ein merkwürdiges Beiſpiel anführen, von einer ſonderbaren Aehnlichkeit mit einem ſonſt weit von Raphaels Manier und Ideenkreiſe entfernten Mahler, wodurch die große Mannichfaltigkeit ſeines Kunſtſinnes in den verſchiedenen Epochen und einzelnen Werken ins Licht geſetzt wird. Dieſe Bemerkung geht auf die Madonna de Foligno, zu deren Reſtauration man hier, wie bei Nr. 55 des Katalogs zum runden Saal weitläuftig erzählt wird, alle chemiſche Kunſt aufgeboten hat. Es iſt ein Votivgemählde; oben die Madonna mit dem Kinde in einer Sonne, deren Wiederſchein die unten in der Landſchaft liegende Stadt umſpannt; zur Rechten des Beſchauers, der Donatarius des Gemähldes, ein bejahrter Geiſtlicher, knieend und treuherzig die Hände faltend. Der heil. Hieronymus, ein ſchöner Alter mit weißem Bart, hält ihm den Kopf, um ſo durch ſeine Geberde die kräftige Andacht des würdigen alten Geiſtlichen zu beſtätigen und hervorzuheben. Gegenüber zur Linken des Beſchauers iſt Johannes der Täufer und der heil. Franciscus; beide Figuren, dem Johannes und Franciscus auf dem älteſten Bilde des Corregio zu Dresden ſo individuell ähnlich, daß wer beide Gemählde geſehen hat, wohl auf den Gedanken kommen möchte, einer von beiden Mahlern habe den andern vor Augen gehabt. Dem Style nach zu urtheilen, iſt dieſes Gemählde des Raphael aber eher zu ſeinen ſpätern, keinesweges zu den früheren zu ſtellen; das Gemählde des Corregio als eines der allerfrüheſten dieſes Meiſters anzunehmen. Dieſe Geſtalten ſind an ſich mehr dem Corregio eigen, da ſie auch auf mehrern andern der hier oder in Dresden befindlichen Gemählde von ihm, mit einigen kleinen Abänderungen doch unläugbar dieſelben, wieder vorkommen. Man kann ſich bei der Betrachtung kaum des Gedankens an eine gegenſeitige Berührung zwiſchen dem zu ſeiner Zeit weniger bekannten lombardiſchen Meiſter und dem Fürſten der römiſchen Mahler erwehren, die wenigſtens für dieſes Eine Gemählde Statt gefunden haben möchte; da es ja übrigens bekannt iſt, mit welcher Achtung und wie liebevoll Raphael ſelbſt die Zeichnungen unſers deutſchen Dürer aufgenommen hat, indem er ſogar die Abſicht geäußert haben ſoll, etwas von dieſen Entwür-

ſen in eigner Ausführung zu benutzen. Wenn aber auch die bemerkte Aehnlichkeit zwiſchen der Madonna de Foligno, und dem großen Gemählde aus Corregio's erſter Manier zu Dresden, ein bloß zufälliges Zuſammentreffen ſein ſollte; ſo beweiſt dieſes wenigſtens von neuem, wie der herrliche Baum von Raphaels Kunſt in ſeiner weiten Verzweigung auch die entfernteſten Punkte des mahleriſchen Schönen berührt hat. Im gewöhnlichen Styl ſeiner Heiligenbilder, zwei ſo verſchiedenartige Meiſter, wie den Perugin und Fra Bartholomeo, vereinigend, neigt er in den Tapeten und andern ſpätern Werken, wie in der Transfiguration zum Michael Angelo, und berührt im Portrait den Titian, deſſen Manier er in dieſer Gattung nur verklärt darſtellt, indem er ſeine Natürlichkeit und Wahrheit mit einem höhern Geiſte beſeelt. Zu wie manchen ähnlichen Bemerkungen würde nicht derjenige Gelegenheit haben, der noch mehrere Gemählde der alten Meiſter mit Aufmerkſamkeit ſehen und unter einander vergleichen könnte! Ein Engel unten auf dem Vorgrunde des Gemählde von Foligno, der eine Tafel hält, welche den Nahmen oder die Inſchrift des Geiſtlichen, deſſen Gelübde zu erfüllen, dieſes Gemählde beſtimmt war, enthalten ſollte, gleicht ganz und gar dem einen der beiden Engel auf dem großen Bilde zu Dresden.

Auf der berühmten Transfiguration, welche durch Größe und Reichthum am kräftigſten Ausdruck von vollendeter Ausführung, jeden Künſtler, wie jeden Laien mit Bewunderung erfüllen muß, iſt Glaube und Unglaube ſehr ſchön und kräftig entgegen geſtellt. Zur Linken des Beſchauers, neun der Apoſtel in mannichfachem Ausdruck des liebevollen und des treuherzigen Vertrauens auf den Heiland, gegenüber die, welche den epileptiſchen Knaben herbeiführen, auf jene wie mit Zweifeln eindringend, oder auch mit laut ſchreienden Vorwürfen gegen die Vorſehung, daß ſie den armen Unſchuldigen ſo ſchrecklich leiden laſſen könne. In der Mitte im Vorgrunde, ganz im Profile ſichtbar, auf den Knien gerade in die Höhe gerichtet, ein göttlich zürnendes Weib, die auf den Leidenden deutet, und jenen vorzuwerfen ſcheint, daß ſie nicht helfen können, ſondern nur der allein, der auf dem Berge verklärt wird. Die Allegorie iſt groß gedacht und deutlich

vor Augen geſtellt, die Landſchaft vortrefflich, die Ausführung in den Köpfen unten, einzig in dem kraftvollen Ausdruck; aber der Verklärte und die ihn umgeben, ſind weniger tief aufgefaßt und unter dem Gegenſtande geblieben. Erfahrne Künſtler glauben in dem obern Theil des Gemählbes, an der Ausführung, wie es oftmahls in den ſpätern Werken von Raphael der Fall iſt, die Hand eines ſeiner bewährten Schüler, wie etwa des Fattore zu bemerken. Noch auffallender aber nähert ſich die Behandlung in dem untern Theil des Gemählbes dem Styl des Julio Romano.

Weniger Mannichfaltigkeit und Reichthum für das Auge, aber deſto mehr für das Nachdenken enthält der Engel Michael, der den Drachen tödtet, Nr. 932. Arme und Antlitz ſind von göttlich hoher Schönheit und Ausbildung. Ein feuriger Strom zeigt ſich, herabſtürzend in den Zwiſchenräumen des dunkeln Felſens, auf welchem der Drache liegt. Es iſt noch ein kleines Bildchen von Raphael über denſelben Gegenſtand da, vermuthlich doch eine Vorübung zu jenem, obgleich die Behandlung beträchtlich abweicht. Das Antlitz des heiligen Michael iſt faſt noch ſchöner, auch iſt es ein glücklicher Gedanke, daß ſein mächtiger Schild hell weiß iſt, mit rothem Kreuz in der Mitte. Außer dem Drachen, welchem der Engel den Kopf eintritt, ſtehen noch rund umher andre wunderlich mißgeſchaffne Unthiere. In der Ferne eine brennende Stadt und ein Kirchhof, wo ſich Geiſter erheben, die von Teufeln verfolgt und gepeinigt werden. Eine äußerſt fantaſtiſche Erfindung und Compoſition, nach welcher zu urtheilen, die erſten Gedanken des Raphael oft auch wohl die originellſten und abweichendſten ſein mochten.

Noch iſt eine Madonna in verkleinertem Maaßſtabe, Nr. 935, zu bemerken, welche ein Gewand von dem ſchlummernden Chriſtkinde aufhebt, und es ſchweigend betrachtet; daher dieſes Bild auch den Nahmen des Silence führt. Es hat mir ſehr gefallen, und mag vielleicht, wenn ich ſolche Vermuthung ſchon wagen darf, ſo wie andre ähnliche, welche den Uebergang von ſeinen erſten noch kindlichen Bildern zu der blühenden Schönheit der reifern Stufe bezeichnen, und ſich durch eine zarte Anmuth und Lieblichkeit unterſcheiden, Raphaels urſprünglichen Charakter am

heil. Anna auf dem Schooß ſitzt, welches mich aber außerdem weniger angeſprochen hat. Ferner auch das eine der beiden hier befindlichen Portraite, von denen gleich die Rede ſein ſoll. Doch muß ich bemerken, daß hier eigentlich zu wenig von ihm vorhanden iſt, um darnach ſchon eine Vermuthung über die verſchiednen Manieren dieſes Meiſters und über die Geſchichte der Entwicklung ſeiner Kunſt wagen zu dürfen.

An vortrefflichen, oder doch ſehr merkwürdigen Portraiten iſt das hieſige Muſeum ſo außerordentlich reich, daß die Vergleichung hier natürlich zu manchen allgemeinen Gedanken über die ganze Gattung veranlaſſen muß, da ohnehin die engere Beſchränkung des Ganzen der Willkühr und Eigenthümlichkeit des Künſtlers weit weniger freien Spielraum läßt. Ich werde daher meine Gedanken über die große Menge der vortrefflichſten Portraite von Titian, Holbein, Raphael und Leonardo unter eine allgemeine Betrachtung und Rubrik vom Portrait überhaupt zuſammenfaſſen, und beſonders von den verſchiedenen Behandlungsarten, die in demſelben möglich und ausgeführt ſind, und deren ſo gar viele nicht ſein dürften. Die natürlichſte und zunächſt liegende und im gewiſſen Sinne auch wohl die ſich am wenigſten über das Gewöhnliche erhebende Gattung ſcheint mir die des Titian. Er geht darauf aus, die Perſonen mit täuſchender Wahrheit und in mahleriſcher Stellung und Anordnung hervortretend darzuſtellen; dasſelbe wollen meiſtens auch wohl die jetzigen Portraitmahler. Der Unterſchied iſt nur der, daß Titian vortrefflich mahlte, und daß er ganz erreichte, wornach jene nur ſtreben. Am ſchönſten in dieſer Rückſicht unter den hieſigen, iſt das Bildniß einer reizenden Frau; ihre aufgelöſten Haare fließen herab, ſie hält ſie in der Hand, und iſt im Begriff ſie zu ſalben. Dieſer Arm, die goldnen Haare, die Schulter ſind von der ſchönſten Weichheit, Farbe und Carnation vortrefflich.

Ganz anders, und gar nicht bloß auf den ſinnlich reizenden Eindruck oder eine auffallende, großartige, ergreifende Wirkung geht Holbein zu Werke; er geht im Portraite auf die treueſte, tiefſte Charakter-Wahrheit und objective Eigenthümlichkeit aus. Daher iſt meiſtens die Stellung ganz gerade und einfältig, der

Hintergrund nur eine dunkelgrüne Fläche, alles auch in der Tracht auf's fleißigste und genaueste ausgeführt. Man kann es nicht läugnen, soll das Portrait eine abgesonderte Gattung sein, so dürfte wohl dieses die vorzüglichste, ja die einzig richtige Methode sein; denn wodurch kann die Kunst in der einzelnen Darstellung eines Individuums sich noch als Kunst bewähren, außer durch die strengste objective Wahrheit? Dieses wird keinesweges dahin führen, die Gesichtszüge einer idealischen Allgemeinheit zu nähern, sondern im Gegentheil das Beschränkte und Persönliche des Individuums muß auf diesem Wege am stärksten hervorgehoben werden, so daß der Charakter recht in seiner Beschränktheit concentrirt, und gleichsam fest eingeschlossen erscheint; wie es auch beim Holbein der Fall ist. Denn was ist in einem Gesicht am genauesten bestimmt, als gerade das, was nicht eine höhere Stimmung, sondern die beschränkte und fertig ausgebildete Eigenheit dieser Natur ausdrückt? Dahingegen solche vorübergehende Stimmungen, und die ihnen entsprechenden Gesichtsveränderungen, Geberden und Blicke, in denen oft eine höhere Seele wenigstens auf Momente durch die äußere, vielleicht an sich weniger bedeutsame Form hervorzuleuchten, und dieselbe zu einer reinern Schönheit und Bedeutung zu verklären pflegt, schon ihrer Natur nach äußerst flüchtig sind, und nothwendigerweise mehr an das Unbestimmte gränzen, welches der Mahler, der ein objektiv treues Abbild geben will, gänzlich zu vermeiden hat. Stellung, Hand und Kleidung pflegen beim Holbein jedes wiederum den Charakter des Gesichts auszusprechen, wodurch denn die Eigenheiten desselben oft schneidend, ja mitunter fast bis zur Härte deutlich und objectiv werden. Leonardo hat oft ein Portrait im Wesentlichen ganz nach denselben Grundsätzen gearbeitet, lediglich nach objectiver Wahrheit und einer bis auf die äußerste Genauigkeit vollendeten Treue und einer wahrhaft unergründlichen Tiefe des eigenthümlichen Charakterausdrucks strebend, wie in dem Bilde des Herzogs von Mailand zu Dresden, und in dem Bilde einer Frau, Nr. 924 des hiesigen Museums. Raphael dagegen, von dem man hier so viele Portraite sieht, hat in den meisten eine Manier, welche von der des Titian nicht sehr entfernt ist,

dieſer Allegorie an das entgegenſtehende feindliche Princip zu erinnern.

Nicht merkwürdiger als dieſes, aber ungleich ergreifender noch ſind drei zuſammengehörige Kirchenbilder, desſelben Meiſters, welche den Gott Vater, die Mutter Gottes und Johannes den Täufer vorſtellen. Die ägyptiſche Erhabenheit und Steifheit dieſer geraden, ſtrengen Gottesgeſtalten, wie aus grauem Alterthume, muß innige Ehrfurcht gebieten, und zieht uns bei allem abſchreckenden Ernſte eben ſo an, wie die unbegreiflichen Denkmahle einer größern und ſtrengern Vorwelt.

Wie in einem organiſchen Körper der weſentlichen Gliedmaßen nur wenige ſind, die aus dem Ganzen deutlich hervortreten und das Ganze ſelbſt in einem beſtimmten Verhältniß conſtruiren; außer dieſen aber nothwendig auch noch eine unbeſtimmte Fülle eben ſo organiſcher Maſſe und Thätigkeit vorhanden iſt, um den Körper jener erſten und weſentlichſten Glieder zu bekleiden, und ausfüllend zu umgeben, eben ſo iſt es auch in der Kunſt. Iſt es nur um die Geſchichte derſelben, und die Epochen ihrer Entwicklung zu thun, ſo wird man nur wenige Künſtler nennen dürfen; ſo wie denn die Conſtruction der deutſchen Mahlerei durch eine Charakteriſtik der genannten drei Mahler, Eyck, Dürer und Holbein, im allgemeinen Umriß gewiß nicht unbefriedigend entworfen werden könnte. Ungeachtet nun aber dieſe vorzüglich Epoche machen, ſo iſt doch ja nicht zu überſehen, daß zu den Zeiten der alten ſo wohl der deutſchen als der italieniſchen Mahlerei, außer den großen Hauptkünſtlern, welche für den Stufengang des Ganzen allerdings die wichtigſten ſind, es Mahler gab, die wenigſtens einzelne Werke hervorgebracht haben, welche der Größten würdig, und doch von allen verſchieden und eigenthümlich ſind, wenn gleich ihre Thätigkeit nicht ſo durchgreifend und wirkſam war, weshalb ſie auch oft früh vergeſſen worden. So iſt hier ein Gemählde Nr. 306 von dem alten niederländiſchen Mahler Hemmelink, welches den heiligen Chriſtoph mit dem Chriſtkinde und einige andere Heilige in einer Landſchaft darſtellt, und welches dem vortrefflichſten, was die deutſche Schule aufzuweiſen hat, dreiſt zur Seite ſtehen darf. Das Chriſtkind auf der Schulter tragend, ſchreitet der heilige

Christoph mit seinem Baume in der Hand durch den Fluß. Zu beiden Seiten sind hohe Felsen, und im Vorgrunde links der heilige Benedict, rechts der heilige Aegidius, den Pfeil im Arme steckend, sein liebes Reh neben ihm stehend; auf dem linken Felsen oben, tritt aus einer Schlucht der Einsiedler mit der kleinen Leuchte hervor. Auf den Seitenbildern stellt rechts der heilige Wilhelm in voller Rüstung den knienden Donatarius, nebst seinen Söhnen dar; desgleichen gegenüber eine Heilige, die Frau und Töchter. Die Landschaft ist in den Seitenstücken vom Mittelbilde aus fortgesetzt; sie ist so still und grün, naturgefühlt, deutsch und rührend, wie es nur selten gefunden wird. Der liebevoll redliche und freundliche Ausdruck im Gesichte des heiligen Christoph, das Freie der Landschaft, das bedeutende Reh, das Treuherzige und Schlichte des Ganzen; das alles erinnert uns an die besten altdeutschen Bilder, manches wohl auch an Dürer, aber es ist ohne die Beimischung von Caricaturen, ungleich milder, durchaus still und rührend, es ist eben so bedeutsam, aber einfacher und anmuthsvoller. Die Gesichter sind auffallend mehr eigentlich deutsch, als sie sonst bei den ältesten niederländischen Mahlern zu sein pflegen. Hier in diesem vortrefflichen und verhältnißmäßig nicht so berühmten Mahler, öffnet sich der Blick in eine noch unbekannte Weltgegend der altdeutschen Kunstgeschichte. Dieses Gemählde könnte ein Vorbild sein, wie man landschaftliche und einsiedlerische Gegenstände der Heiligengeschichte zu behandeln hat. Es athmet durchaus in ihm ein rührender Ausdruck der innigsten Andacht und Frömmigkeit.

Die älteste und erste Stufe der Kunstentwicklung, welche in der deutschen Schule durch Eyck bezeichnet wird, ist überall die verständlichste und deutlichste; auch ist es nicht zu wundern, wenn die Kunst ihre Entwicklung mit einer bis zur äußern Glätte und Weichheit vollendet ausgebildeten Genauigkeit und Richtigkeit beschließt, wie im Holbein. In der Mitte zwischen diesen beiden entgegengesetzten Aeußersten pflegt das Geheimnißvollste zu wohnen, der unergründlichste und verwickeltste Tiefsinn. Dieß bewährt sich recht auffallend an Albrecht Dürer. Von ihm ist ein Gemählde hier, von welchem man sagen kann, es ist in dieser Art vollen-

bet: Chriſtus am Kreuze, am Fuß desſelben der Apoſtel Johannes, der ſchmerzlich hinaufſchaut; an der andern Seite die Mutter, das Haupt geſenkt, und von ihrer Begleiterin gehalten und unterſtützt. Der Ausdruck des Schmerzens in ihr iſt unwiderſtehlich rührend, eben weil er ſo gar nicht übertrieben iſt; der Mund des ſehr ſchönen und edlen Geſichts iſt wie von Thränen voll, bereit, nun endlich in Klagen ſich zu öffnen und auszubrechen, das Auge trocknet die ſeine Hand mit weiblicher Beſcheidenheit und Sanftmuth, noch mitten in dem Uebermaaß von Bitterkeit und Leiden. Zur Rechten des Beſchauers, da wo zunächſt der Apoſtel Johannes am Kreuze ſteht, folgt ſodann der heilige Dionyſius und dann Karl der Große. Der erſte trägt, der Legende gemäß, ſein eignes ihm abgeſchlagenes, bleiches Haupt in Händen, und das Blut ſpringt aus dem Halſe hervor. Mit einem wilden Ernſt und mit dem Ausdrucke nothwendiger Grauſamkeit ſchaut Karl, das bloße Schwert im Arme tragend, gerade vor ſich aus. Im Hintergrunde ſind viele Kriegsknechte zu ſehen, in verkleinertem Maaßſtabe, von unvergleichlich charakteriſtiſchen Geberden. Voll Bosheit und teufliſcher Freude ſcheinen ſie den leidenden Heiland und den Märtyrer zu verhöhnen; einige ſehen mehr grimmig und roh, andre tückiſch, und noch einige andre entferntere, bloß ſchlecht und einfältig aus. Zwei, die von einem Berge auf den Gekreuzigten herab ſehen, auf ihn deuten und ſich freuen, ſehen in der That ganz aus, wie Geſellen des böſen Geiſtes. Pflanzen ſieht man nicht an dieſer Seite der Landſchaft, aber wohl eine große offne gothiſche Kirche; als das Gebäude, was ſolche Märtyrer und ſolche Fürſten, wie jener Dionyſius und dieſer Karl, durch Schwert und Blut gegründet haben. Hier zeigt ſich der immer noch offne Rückweg ſelbſt aus dem Abgrunde der tiefſten Ruchloſigkeit zum verlornen Heil, zugleich aber auch der Bezirk, in deſſen Schlupfwinkeln ſich ſo oft dieſelbe Bosheit und Abſcheulichkeit verbergen konnte, die wir hier Gott und allem Göttlichen, teufliſchen Hohn ſprechen ſehen. Auf dieſer Seite iſt alles Schreckliche der chriſtlichen Anſicht zuſammengedrängt. Die gegenüberſtehende, zur Linken des Beſchauers, iſt ganz rührend. Zunächſt am Kreuz die ſchmerzhafte Mutter, dann der heilige Täufer, der in redlicher treuherziger Betrübniß und

Wehmuth einfach dasteht und das Lamm trägt, mit der andern Hand darauf deutend. Dann Ludwig der Heilige, nach jenem hinschauend, aber mehr ernst als traurig; nachdenklich, wie in frommer Sehnsucht nach dem heiligen Grabe. Im Hintergrunde eine Landstraße, die am Wasser hingeht, und drüben ländliche Häuser. Auf der Landstraße einige Männer in ruhigem Gespräch unter einander, dann ein Wandrer, der sich gedankenvoll auf die Mauer am Wege stützt und in das Wasser hinabschaut. Auf der ruhigen Oberfläche fahren ferne Schiffchen hin und wieder, die sich in dem durchsichtigen Element zurückspiegeln, wie die Gegenstände am andern Ufer ebenfalls. Den Vorgrund dieser Seite bekleiden und schmücken sorgfältig ausgemahlte Pflanzen. Am Fuß des Kreuzes lehnt ein Gebein, daneben einige Flecken von Blut, ein Stein, ein Ende von einem Strick, noch einige Stücke von Gebein, ein Schädel, noch Blut; alles wie von ungefähr in einiger Entfernung von einander zerstreut, dann kommt noch eine einzelne Pflanze nach der Seite zu, wo Dionys und Karl stehen; aber weiterhin ist an dieser der Vorgrund kahl. Unten ist alles hell und deutlich, oben drückt eine nächtliche schwarze Wolke dunkel und schwer auf das Kreuz und auf das Ganze nieder. Der Erlöser ist von edler Bildung, wiewohl Ermattung und Leiden an dem bleichen Körper und den herausgetriebenen Muskeln der Wahrheit gemäß sichtbar sind. Sehr ausdrucksvoll ist es, wie der weiße Mantel des Gekreuzigten, nun ein Spiel des wilden Windes, weit in die Luft hinflattert.

Und nun genug für dießmal. Ich habe nur einige alte Künstler, die mir merkwürdig schienen, und die gewöhnlich gar nicht verstanden werden, erklären, und zwar nach den Absichten erklären wollen, die sie selbst gehabt haben, wobei mein eigner Begriff von der Mahlerei eigentlich noch nicht im Betracht, oder vollständig zur Sprache kommen konnte. Dieses behalte ich mir vor, ein andresmal zu entwickeln; so wie ich mehr Gelegenheit bekomme, die alten Meister der christlichen Mahlerkunst aus der Anschauung kennen zu lernen. Denn ohne lebendige Beispiele vor Augen zu haben, würde ich es nicht vermögen.

Zweite Sendung.

Ausführliche Charakteristik des Raphael; und von dem Unterschiede zwischen der ältern italienischen Mahlerschule und dem neuern Styl. Von den christlichen Gegenständen für Gemählde und von der Art, wie die ältern Mahler die heidnischen Gegenstände behandelt haben. Von einigen merkwürdigen Gemählden der spanischen Schule; nebst Andeutung allgemeiner Grundsätze über die verschiedenen Gattungen der Mahlerkunst.

Zu Anfang des Jahres 1803.

Seit einigen Monaten ist nun die berühmte Transfiguration von Raphael, das letzte, von allen Künstlern und Layen allgemein bewunderte Werk dieses Mahlers, nachdem man fertig geworden war, es zu retouchiren, in dem langen Saale des Museums aufgestellt zu sehen.

Nicht sehr günstig; diese Gallerie ist schmal, und man kann nicht in die Ferne treten. Das Licht kommt nicht von oben, wie in dem runden Saal, sondern durch die nah an einander liegenden Fenster zu beiden Seiten des Saales herein, die ganze Länge desselben hinab. Dadurch entstehen oft genug Blendungen, und fast nie wirkt die Beleuchtung ganz rein in einer starken Masse.

Man hat dieses für jetzt wenigstens nach den gegebenen Beschaffenheiten unvermeidliche Uebel dadurch zu vermindern gesucht, daß man für die Transfiguration eine verhältnißmäßige leidliche Stelle wählte. Ja, es würde, wenn es möglich wäre, durch eine andre sehr löbliche Veranstaltung ersetzt werden. Das

große Bild iſt rings umher von andern kleinern Bildern desſelben Mahlers umgeben. Zur einen Seite eine ſehr geprieſene heilige Familie aus ſeiner reifen Zeit; gegenüber eine Verklärung der Maria, aus ſeiner erſten Jugend, da er noch ganz in Perugino's Manier arbeitete; oben, zwei Kirchenbilder des Perugin; unten, die Portraite, Skizzen und kleinen Gemählde des Raphael, ſowohl die, welche im vorigen Abſchnitt unſern Leſern beſchrieben worden ſind, als auch noch einige andre. Die Madonna de Foligno hängt an der zunächſtſtehenden Wand, nach der andern Seite zu aber die berühmte Gärtnerin oder Maria im Garten.

Es muß eine ſolche wirklich belehrende Zuſammenſtellung zu manchen Betrachtungen einladen, wenn man auf dieſe Weiſe die allmählige Entwicklung eines großen Kunſtgeiſtes, von dem erſten noch unſichern Jugendverſuche bis zum letzten ausgearbeitetſten Werke ſeines Lebens, gleichſam mit einemmahle überſchauen kann.

Die beiden Kirchenbilder von Perugino ſind wegen der Höhe nicht bequem zu ſehen; auch ſtehen ſie an Bedeutung einem Bilde von ihm, welches ich im Retouchirzimmer ſah, und deſſen himmliſche Schönheit und reine Vollkommenheit ich oftmahls bewunderte, ſo unendlich weit nach, daß ich mir den allzugroßen Abſtand noch nicht recht zu erklären vermag. Auf jeden Fall gehören jene beiden jetzt ausgeſtellten zu den beſchränkteren, minder bedeutenden Kunſtwerken dieſes Mahlers.

Auffallend iſt es, wie ganz das erſte Jugendbild des Raphael in ſeines Meiſters Manier iſt; aber auch ſo ganz, daß man noch kaum weiß, wo man das Eigenthümliche in dem noch ganz kindlichen Entwurfe finden ſoll. Ein Schüler, der in dem Grade die Art ſeines Lehrers ſich zu eigen machen konnte, mußte von Natur ein ſtarkes Talent der Aneignung, eine wunderbare Biegſamkeit, ſich in fremde oft ſehr verſchiedene Anſichten verſetzen zu können, erhalten haben; eine Biegſamkeit, welche von der Neigung zu einer reichen Mannichfaltigkeit und Vielſeitigkeit, die wir als den weſentlichen Charakter Raphaels betrachten, faſt unzertrennlich iſt, und von der ſich auch in den ſpäteren Gemählden desſelben, ſo viele und ſo ſprechende Beweiſe finden.

Ein kleines Gemählde, welches in mehreren Abtheilungen, die Verkündigung, die Anbetung der Könige, und die Beſchneidung Chriſti darſtellt, offenbar auch aus einer ziemlich frühen Zeit, iſt nicht mehr ſo Peruginiſch, in den Figuren aber überhaupt eher etwas unförmlich. In der Farbenbehandlung zeigt ſich ſchon, die auch auf ſpäteren Werken mehrmahls ſichtbare Neigung zu deutlichen Gegenſätzen und Conſtructionen, wenn ich ſo ſagen darf, aus Maſſen von dem entſchiedenſten Roth, Grün oder Weiß, als vorherrſchendem Grund-Accord der Farbe.

Eine kleine Skizze, grau in grau, die bisher noch nicht zu ſehen war, ſtellt Glauben, Liebe und Hoffnung allegoriſch dar. Jede dieſer Eigenſchaften iſt in einer weiblichen Figur dargeſtellt, welche zwei kindliche zur Seite hat. Die Kinder neben der Hoffnung ſind beſonders zart und lieblich, und die Liebe iſt als ſäugende Mutter dargeſtellt, an deren Bruſt ſich mehrere Kleine zu gleicher Zeit recht durſtig drängen, und mit ſtiller Begierde Nahrung ſaugen. Es iſt rührend zu ſehen, und ein einfacher, aber ſchöner Gedanke, wo das Weſen der Liebe darin geſetzt wird, das Bedürfniß der Schwachen mit der eignen Lebenskraft zu ſtillen.

Was die berühmte Transfiguration betrifft, ſo würde es unnütz ſein, noch etwas zum Ruhme derſelben zu ſagen, da ſie ohnehin das Ziel der allgemeinen Bewunderung iſt. Daß ſie dieſes bei den Künſtlern geworden, davon iſt der hohe Grad der ausgearbeitetſten Vollendung wohl nicht ganz allein Urſache. Was dazu mitgewirkt hat, iſt zum Theil wohl auch folgendes. Es iſt dieſes große Bild in der Farbenbehandlung, in der Gruppirung, ſogar im Ausdruck ſchon mehr in der Methode und in den Grundſätzen entworfen und behandelt, wie die Späteren gemahlt haben. Die Caraccis haben wenigſtens ungefähr dasſelbe gewollt, wenn ſie es gleich bei weitem nicht erreicht haben. In dieſer letzten Rückſicht mag der Unterſchied ſehr groß ſein, aber die Art zu mahlen iſt nicht ſo ſehr verſchieden; wenigſtens muß ſie ähnlich ſcheinen, ſobald man ſie mit der ganz entgegengeſetzten, beſchränkteren, aber auch ſtrengeren und der Abweichung nicht ſo ausgeſetzten Art der ältern Mahler vergleicht. Raphael hat

oft auch ganz in dieſer alten Art gemahlt; es zeigt ſich auch hier ſeine vielumfaſſende Mannichfaltigkeit, die fortſchreitende Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes. Der bloße Kunſtfreund wird leicht die ältere Epoche der italieniſchen Schule am meiſten, ja faſt ausſchließend ſchätzen. Aber nicht ſo kann es mit dem ausübenden Mahler ſein. Durch die Caraccis und ihre Nachfolger, durch Pouſſin und Mengs, ſchließt ſich die Manier der gegenwärtigen Mahler immer noch einigermaaßen, wenn gleich von ferne, an die Grundſätze der ſpäteren Italiener an, da hingegen die Denkart der ältern durchaus nicht mehr verſtanden wird, ihre Methode aber ſo gut als verloren zu ſein ſcheint. Erregt alſo manches andre Raphaeliſche Werk, welches vielleicht es eben ſo wohl verdiente, doch nicht den gleichen Grad von Bewunderung, als die Transfiguration, ſo liegt dieß zum Theil darin, daß dieſes Werk den jetzigen Mahlern immer noch näher ſteht, ihnen verſtändlicher iſt, als jener ganz alte Styl.

Was nun auf dieſem Gemählde den dargeſtellten Gegenſtand betrifft, ſo iſt zwar der fromme Eifer und hülfreiche Wille in den Apoſteln am Fuß des Berges, und der murrende und anklagende Unglaube in denen, welche den epileptiſchen Knaben herbeiführen, recht deutlich und kraftvoll entgegengeſetzt; die Landſchaft iſt ſchön, und das in der Mitte des Vorgrundes kniende Weib, welches mit hohem Unwillen den Apoſteln ihr Unvermögen, nicht helfen zu können, vorzuwerfen ſcheint, von einer göttlichen Hoheit. Der Kopf des Johannes iſt ſchön, die Köpfe der andern Apoſtel mannichfaltig, der Ausdruck anklagenden Murrens in den Köpfen der Herbeiführenden, und endlich das Leiden des Knaben ſelbſt von einer alles übertreffenden Wirkung und Wahrheit. Auf die Würde aber, und der Handlung ihre höchſte Bedeutung zu geben, darauf iſt weniger geſehen. Der Ausdruck des Vorwurfs in den Murrenden iſt ganz roh und wild, und die Apoſtel, die nicht helfen können, ſehen eher etwas übertrieben verwundert aus, im Gefühl und Bekenntniß ihres Unvermögens, und machen durchaus keinen ſehr würdigen Eindruck. So würde ein Mahler der älteren Zeit dieſen Gegenſtand nicht dargeſtellt haben; vielleicht würde er uns noch viel tiefer in den verworrnen Abgrund

der bittern Schmerzen haben hinabsehen lassen, aber auch das Trostreiche der andern Seite würde innig gefühlter und reiner sein. Er würde die Apostel vielleicht nicht so kunstreich gruppirt haben, aber die strenge Gestalt würde uns mit Ehrfurcht erfüllen, der befehlende Ernst den lauten Klagen in Unterwerfung zu schweigen gebiethen, oder sie freundlicher in Hoffnung lindern, und das Gefühl der Nothwendigkeit des Leidens, und der eignen Beschränkung würde als ernste Trauer noch Würde haben. Vorzüglich aber zeigt sich diese zwar kunstreiche, aber nicht so tiefe und schon mehr moderne Behandlung in der Verklärung auf dem Berge. Die Figur des Heilandes schwebt wie eine bewegliche Flamme über der Erde in der Luft; drei Apostel, vom Lichte geblendet, liegen in theatralischen Stellungen auf dem Boden, und auch der Donatarius im Winkel macht einen störenden Eindruck. Auch hier ist der Gegenstand nur wie mit einem leicht ergreifenden Enthusiasmus aufgefaßt und ausgedrückt, der vor allem auf die große Wirkung sieht; nicht mit dem schlichten, strengen Ernst, mit der stillen Gründlichkeit, wie die tiefere Frömmigkeit die Gegenstände ihrer Verehrung und Liebe sich auszudenken und äußerlich zu bilden strebt.

Die Kunstgröße und der erfinderische Reichthum des Raphael wird mehr nach solchen umfassenden Compositionen geschätzt; sein eigenthümliches Gemüth, die ihm eigne Lieblichkeit und Schönheit erkennt man oft am besten in sehr einfachen Gemählden. In dieser Rücksicht nimmt die reizende Maria im Garten oder sogenannte Gärtnerin eine sehr hohe Stelle ein; die Madonna mit den beiden freundlichen Knaben einfach sitzend in der heitersten hellen Landschaft, oben ein schönes, wahrhaft himmlisches Blau, das Ganze wie ein Himmel von Unschuld und Liebreiz auf Erden. Dieses Bild athmet die zarteste Lieblichkeit und kindlich leichte Freude; es ist durchaus individuelle Natur, aber keine strenge Form und eigentlich genommen, kein Ideal. Diese Anmuth, diese Schönheit der hellen Farben, diese zarte Blüthe der Carnation lassen sich nicht beschreiben; man möchte es einen höhern, verklärten Titian nennen, in so fern man einmahl gewohnt ist, den Begriff jener Vollkommenheiten mit diesem Nahmen zu ver-

binden. Auch dürfte man den in der vorigen Sendung erwähnten Chriſtuskopf des Titian in dieſer Rückſicht wohl neben dieſe Raphaeliſche Gärtnerin ſtellen.

Es hat dieſer Mahler ſich beſonders darin gefallen, die heilige Jungfrau auf das mannichfachſte darzuſtellen, zum Theil in einem ganz entgegengeſetzten Sinne. Man könnte eine ganze Reihe aufſtellen von der möglichſt irdiſchen Auffaſſung, bis zur höchſten anbetungswürdigen Verklärung und Göttlichkeit. Der Anfang dieſer Reihe wäre dann die Maria im Garten, wo ſie, wie die eigne Geliebte, ganz nur in irdiſcher Lieblichkeit gemahlt iſt; den Beſchluß macht die große in Wolken wandelnde Mutter Gottes in Dresden, wo die reinen Formen des ernſten doch liebeglühenden Geſichts uns an das Ideal der hohen Juno und zugleich auch der ſtrengen Diana erinnern.

Zunächſt an die Gärtnerin könnte man das unter dem Nahmen des Stillſchweigens bekannte kleine Gemählde ſtellen, wo die heil. Jungfrau das ſchlafende Kind betrachtet. Auch hier ſind die Züge offenbar individuell, aber die Krone im Haar, und die ſymboliſchen Farben des Gewandes deuten ſchon auf die Königin des Himmels. Ein reizendes Bildchen! Wenn man bei dem Anblicke ſolcher lieblichen Gemählde, wie dieſes Stillſchweigen und jene Gärtnerin an den bekannten Ausſpruch des Michael Angelo denkt, daß Raphael ein guter Miniaturmahler ſei; ſo möchte man dieſes Urtheil, weil doch ſelbſt die Aeußerungen der künſtleriſchen Eiferſucht bei einem ſo großen Kunſtgeiſte einen Sinn haben müſſen, etwa ſo erklären: Michael Angelo meinte, das eigenthümliche Schönheitsgefühl dieſes Genius zeige ſich beſonders in dieſer enger begränzten Sphäre von geiſtig ſchönem Liebeszauber und hoher Seelenanmuth, indeſſen Raphael vielleicht da, wo er durch das Ideal andrer Künſtler und durch die Tendenz der Zeit verleitet, ſich in eine größere Sphäre rieſenhafter Compoſition zu verſetzen trachtete, ihm bei weitem nicht ſo glücklich zu ſein ſchien. Denn wollte man jene Aeußerung, wenn ſie anders ganz authentiſch iſt, bloß als Maaßſtab für den großen und ſtolzen Geſchmack jener Zeit und jenes Mannes überhaupt nehmen; ſo möchte doch ſelbſt für das Koloſſale desſelben der Ausdruck beinah zu über-

trieben sein; wie denn Michael Angelo durch seinen Hang zum gigantisch Uebertriebenen in der Form und Stellung der Gestalten, wie im Ausdruck und der Composition des Ganzen, ohne Zweifel den ersten Grund zum Verfall der Kunst gelegt hat.

In der heiligen Familie, welche zur Rechten der Transfiguration zu sehen ist, streuen hohe Engel eine Blumenfülle über die Mutter aus; es hat alles schon einen höhern Ton von Entzückung und anbetender Freude in diesem Gemählde, und auch die Bildung der göttlichen Mutter stimmt damit überein und ist wenigstens ein Uebergang aus der ersten individuellen zu der spätern idealischen Ansicht. Dieses Bild wird sehr bewundert; es hat die Anmuth des Corregio, aber es ist auch nicht ganz frei von seiner gesuchten Zierlichkeit. In den Farben hat es sehr gelitten, oder war ursprünglich schwach. Daß die berühmte Madonna della Sedia, in dieser Reihe auch ihre bestimmte Stelle habe, ist nicht zu bezweifeln. Zunächst an der großen Mutter Gottes in Dresden steht die Madonna de Foligno. Hier ist dieselbe schon dargestellt als himmlische Erscheinung, von einer Sonnenglorie umgeben. Nur entspricht ihr Antlitz noch nicht ganz der hohen Bestimmung, eben so wenig wie das Kind; es ist nicht mehr das Liebreizende jener ersten Gemählde, und noch weniger das hohe Ideal der großen Madonna.

Das moderne Kunsturtheil und die hergebrachte, so oft ohne alle Kritik und Unterscheidung und ohne eigne Anschauung und Auffassung nachgesprochne Meinung über diesen Ersten der Mahler, bedürfen in vielen Stücken einer sorgfältigen Berichtigung, und genaueren Bestimmung. Mengs setzt den Charakter des Raphael in die Vortrefflichkeit der Zeichnung und des Ausdrucks, dagegen Helldunkel und Farbengebung ihm mehr oder weniger abgesprochen werden. Nicht zu gedenken, daß so manches Gemählde Raphaels von unvergleichlich schöner Farbengebung, wie z. B. die schon mehrmahls erwähnte Gärtnerin, sich anführen lassen; so ist jene ganze Trennung widersinnig. Denn bestimmen sich nicht diese Eigenschaften durchaus gegenseitig? Wäre bei dem Helldunkel des Corregio wohl eine andre Carnation möglich? Ist hier nicht gerade diese Manier der Umrisse passend, so wie die

Farben des Raphael mit seiner Zeichnung wesentlich zusammen gehören? Ist Zeichnung und Licht, Charakter, Farbe nicht bei jedem guten Mahler ein harmonisches untrennbares Ganze? Statt jener eitlen Bemühungen, nach einer unbefriedigenden Classification das trennen zu wollen, was ewig zusammengehört, und nur in Einheit wirken kann, bestrebe man sich nur, die individuelle Absicht jedes Werks, so wie der Künstler selbst in jener alten von der unsrigen sehr verschieden denkenden Zeit sie wirklich hatte, auf's sorgfältigste zu ergründen. Ist er so glücklich gewesen, diese Absicht wirklich zu finden, so wird der Künstler daran den besten und sichersten Maaßstab haben, den Werth des Kunstwerks nach seiner eignen Absicht selbst zu prüfen und zu beurtheilen; und hat er erst alle die mannichfaltigen Absichten mehrerer Künstler in allen ihren verschiedenen Werken hinreichend verstehen lernen, so wird er nicht in Verlegenheit sein, wie er über den Werth oder Unwerth einer Kunstabsicht selbst zu urtheilen hat, und es werden sich in seinem Geiste allmählig allgemeine Grundideen bilden; Principien im wahrsten Sinn des Worts, nicht negative Forderungen, die nichts sagen, als was sich von selbst versteht, nach Begriffen eingetheilt, welche nur dazu dienen können, die harmonische Einheit dessen zu zerstören, was nur in diesem vollständigen Zusammenhange angeschaut, verstanden und begriffen werden kann; sondern Anfänge, Principien, Quellen eines neuen Lebens, eines wirksamen Daseins, und eines eben so freien als graden und sichern Strebens nach einem unvergänglichen Ziele.

Andre haben den Charakter des Raphael gesetzt in die idealische Schönheit. Dagegen ist aber zu erinnern, daß nur einige seiner Werke diese Tendenz haben; vielleicht hier und da sogar schon zu sehr, mit Verkennung der ewigen Gränzen zwischen der Mahlerei und zwischen der Antike und der plastischen Gestaltenbildung der Sculptur. In andern Werken hingegen strebt er nur, eine bedeutende Allegorie oder auch den sinnlichen Liebreiz in ganz individuellen keinesweges idealischen Gestalten auszudrücken. Also ist auch diese Ansicht des Raphael einseitig und größtentheils falsch.

Die genialiſche Vielſeitigkeit und künſtleriſche Univerſalität, welche wir als das Weſentliche ſeines Charakters ſetzen, zeigt ſich auch darin, daß er unter den neuern italieniſchen Mahlern, obgleich er in vielen ſeiner Gemählde ganz die Manier dieſer Epoche ausdrückt, dennoch am meiſten der alten Schule ſich anſchließt, den Geiſt und Styl derſelben hier und da faſt rein darbietet, und ſo in einem gewiſſen Sinne den Uebergang aus der neuern Schule zu jenem ältern Styl bezeichnet. Deswegen iſt es im höchſten Grade zu billigen, wenn ihn die Mahler der jetzigen Zeit faſt ausſchließend, als vorzüglichſten Führer für ſich erwählt haben, weil er denn doch, wenn ſie ihn und alle ſeine Werke und eigentliche Abſicht nur recht verſtehen wollten, ſie unvermeidlich zur rechten Quelle zurückführen würde; zu der alten Schule nähmlich, welche wir der neuern unbedingt vorzuziehen gar kein Bedenken tragen.

Hier iſt nun der Ort, zwei allgemeine Bemerkungen anzufügen, zu welcher die neue reichere Anſchauung der Werke des Raphael Gelegenheit gab. Die erſte betrifft die alte und die neue Schule der italieniſchen Mahlerei; den andächtig frommen, tiefbedeutenden Styl der erſten, und den prachtvoll blühenden der letzten. Auf dieſen Unterſchied ſollte man in der Kunſtgeſchichte vorzüglich aufmerkſam machen; dagegen aber andre, minder bedeutende Unterſchiede mehr verſchwinden laſſen. So viele Gegenſätze man auch finden mag, zwiſchen der venetianiſchen, und der ſpäteren florentiniſchen Schule; gegen die ältere Mahlerei, bildet alles dieſes doch nur Eine Maſſe.

Das in die Augen Fallende und Effectreiche der Titianiſchen Gemählde, ſo wie die Abſicht, die ganze Fülle und individuelle Mannichfaltigkeit des wirklichen Lebens auffaſſen zu wollen, geht nicht minder über die ſtrenge Beſchränktheit der ältern Gemählde hinaus, als die feſtliche Pracht und dithyrambiſche Fülle des Julio Romano, der ſich eben ſo gern in die reiche Herrlichkeit des römiſchen Alterthums verſetzt, als jener Venetianer das bunte Schauſpiel der Gegenwart zu ergreifen ſuchte. Von dieſer neuern Schule der italieniſchen Mahlerei, die durch Raphael, Titian, Corregio, Julio Romano, Michael Angelo vorzüglich begründet

ward, wiewohl auch andre nicht so Epoche machende Mahler noch wesentlich dazu mitgewirkt haben, sind unstreitig, so wie sie selbst den höchsten Gipfel der ausübenden Kunst und nicht mehr zu übertreffenden Kunstfertigkeit in allen practischen Theilen derselben erreichten, zugleich auch schon die ersten Keime für das Verderben der Kunst ursprünglich hergekommen; welche dann von ihren Nachfolgern und Nachahmern in den verschiedenen Schulen zur breiten, allgemeinen Bahn der falschen Kunstmanier erweitert wurden, obwohl die ersten Anfänge der Abweichung schon in jenen letzten großen Meistern der alten Mahlerzeit liegen. Nur müssen wir hier nach strengem Kunsturtheil und nicht getäuscht oder bestochen durch die einzelne Vortrefflichkeit, alles was die Kunst von ihrem hohen Ziel, oder von ihrem wesentlichen Character abwendet und entfremdet, mag es auch einzeln und für sich genommen noch so lieblich und anlockend erscheinen, oder auch hohe Bewunderung und Erstaunen erregen, in Hinsicht auf die unabänderlichen Grundgesetze und die ewige Bestimmung der Kunst, als verderblich und verwerflich bezeichnen. Eines der ersten Kennzeichen, welches die Entartung der Kunst zu begleiten, oder ihr voranzugehen pflegt, wird darin sichtbar, wenn eine Kunst in das Gebieth irgend einer andern einzugreifen und hinüberzuschreiten anfängt, wie dieß schon bei jenen berühmten Meistern der Fall war. Wenn nun Corregio in das Gebieth der Musik ausschweifte, so ist wohl auch das alte Mißverständniß, welches noch immer fortdauert, und Mahlerei und Sculptur unaufhörlich von neuem verwechselt, in der ersten Quelle vom Michael Angelo abzuleiten. Aber nicht bloß in diesem Riesengeiste auch in den andern genannten, ist das weit umfassende, alles ergreifende, aber eben darum auch leicht nach allen Seiten abschweifende Streben der neuern Schule, deutlich im Gegensatze der engen und strengen Beschränkung eines Mantegna, Bellin, Perugin, wozu unstreitig auch Masaccio zu zählen ist, und endlich selbst der tiefsinnige Leonardo, wiewohl dieser schon eine Annäherung zu der neueren Schule zu enthalten scheinen könnte, so wie Raphael hingegen unter den Neueren am meisten noch an die alte sich anschließt. Wenn man aber oft noch weit spätere Mei-

ſter und Schulen der neueren Italiener anführen hört, ſo läßt ſich bezweifeln, ob dieſe überhaupt in der Kunſtgeſchichte eine ſehr bedeutende Stelle einnehmen können. Mit den genannten Mahlern, mit Julio Romano, Titian und Corregio geht die große Kunſtepoche der erfinderiſchen Genies zu Ende; die gelehrten Nachahmer und eclectiſchen Mahler aus der Schule der Caraccis und der andern gleichzeitigen, ſind den gelehrten Arbeiten der alexandriniſchen Dichter zu vergleichen, welche in ähnlicher Art die alte Poeſie mit Nachbildungen und Blumenleſen beſchließen.

Die italieniſche Mahlerei ſcheidet ſich deutlich und beſtimmt in die alte und die neue, wie die italieniſche Poeſie; und wenn die ſtrenge Großheit des Giotto oder die herbe Wunderlichkeit des Mantegna, uns an die des Dante erinnern, die Schönheit des Perugino aber mit der des Petrarca verglichen werden kann; ſo dürfen wir den Titian und Corregio auch recht wohl neben Arioſt und Taſſo ſtellen. Es iſt dabei gar nicht um das Witzesſpiel der Vergleichung zu thun, ſondern nur um die einfache aber wichtige Bemerkung, daß die Natur in ähnlichen Sphären meiſt den gleichen Gang der Production beobachtet, und ſich dieſelben Stufen der Entwicklung zeigen. Die Parallele zwiſchen den italieniſchen Mahlern und Poeten ließe ſich noch weiter fortführen; und wenn die markige Weichheit des Dominichino wohl mit dem dichteriſchen Styl des Guarini verglichen werden darf; ſo findet auch der ſüßliche Marino ſeinen entſprechenden Gegenſatz in dem flatterhaften Albano.

Die zweite allgemeine Bemerkung, zu der wir veranlaßt wurden, betraf die Gegenſtände der Mahlerei.

Es muß ſchon aus dem obigen klar ſein, und ließe ſich leicht durch viele andre Beiſpiele beſtätigen, daß die chriſtlichen Gegenſtände noch keinesweges durch die alten Mahler erſchöpft ſind; da auch ſelbſt diejenigen, welche ſie behandelt haben, nicht alle ohne Ausnahme durch ihre Darſtellungsverſuche bis zu jenem einzigen und allein richtigen Ausdruck ausgebildet ſind, der gar keine neue Darſtellung mehr möglich werden läßt. Um ſo mehr iſt es zu beklagen, daß ein übler Genius die Künſtler der jetzigen Zeit von

dem Ideenkreiſe und den Gegenſtänden der ältern Mahler entfernt hat. Die Bildung kann ſich, in jedem Theile derſelben, nur an das Gebildete anſchließen. Wie natürlich und löblich wäre es alſo, wenn die Mahler auf dem Wege fortgingen, den Raphael, Leonardo und Perugino gegangen ſind, ſich in ihre Ideen und Denkart von neuem verſetzten, in ihrem Geiſte weiter fort erfänden, und ſo die neue Mahlerei an die alte zu dem ſchönſten Ganzen anſchlößen. Und wie unendlich reich und umfaſſend iſt nicht jener Kreis an mahleriſcher Schönheit und Bedeutſamkeit jeder Art! Welch' ein trauriger Zuſtand iſt dagegen jetzt ſichtbar; wie unſicher ſchwankt der Künſtler umher, und greift in der Fülle des Unbeſtimmten bald nach dieſem, bald nach jenem immer noch unſchicklichern Gegenſtande, meiſtens nach einem ſogenannten hiſtoriſchen, der die tiefere Naturbedeutung und geiſtige Symbolik und damit den eigentlichen höhern Zweck der Mahlerei unmöglich macht; oder wenn es hoch kömmt, nach einem Gegenſtande aus der alten Mythologie, deren innerſtes Weſen und Geiſt ſo ganz mit der plaſtiſchen Geſtaltungsweiſe der Sculptur übereinſtimmt, daß er in der Mahlerei durchaus nicht ausgedrückt werden kann.

Doch wollen wir dieſe große wichtige Materie hier keinesweges ausführlich abhandeln, ſondern nur einige vorläufige Bemerkungen geben, die unſre künftige Unterſuchung darüber allmählig einzuleiten dienen mögen.

Zuerſt finden wir es der Aufmerkſamkeit keinesweges unwürdig, daß jene großen alten Mahler nicht nur in der Sphäre der chriſtlichen Sinnbilder hinreichenden Spielraum für die Fülle ihrer Erfindſamkeit gefunden haben, ſondern ſie beſchränkten ſich oft noch enger, und wurden, einen vielleicht dem erſten Anſcheine vielleicht ſogar ungünſtigen und unfruchtbaren Stoff, in einer Reihe von Verſuchen unabläſſig zu variiren, niemahls müde. So gefiel ſich Raphael in mannichfaltiger Darſtellung der Madonna; ſo war die Kreuzigung für den erfinderiſchen Dürer ein unerſchöpflicher Kunſtgegenſtand ſeines tiefſinnigen Geiſtes. Auf ähnliche Weiſe ſcheint die Herodias in der Schule des Leonardo, gleichſam ein herkömmlicher Gegenſtand, durch ſeine Schwierigkeit ſelbſt vortrefflich zur Kunſtübung ausgezeichneter Schüler, geweſen zu ſein. Ein Bei-

ſpiel davon zeigt uns das hieſige Muſeum, und auch die Dresdner Sammlung enthält ein ſolches Bild, offenbar aus Leonardo's Schule. Ein drittes ſah ich neulich hier in einer Privatſammlung, angeblich von Leonardo ſelbſt, unläugbar iſt es wenigſtens aus ſeiner Schule; wenig ſchlechter als jene, und doch ganz verſchieden davon.

Eine zweite vorläufige Bemerkung geht die Behandlung der jetzt ſo beliebten und meiſt mit der oberflächlichſten Idealität und unſeligſten Verwechslung der Mahlerei und Bildhauerkunſt behandelten griechiſchen Gegenſtände bei den alten italieniſchen Mahlern an.

Zuerſt muß ich bemerken: ſie iſt ganz verſchieden, dieſe Behandlung griechiſcher Gegenſtände in der alten und in der neuen Schule der italieniſchen Mahler.

Sofern mir ſelbſt über den Geiſt des griechiſchen Alterthums aus langem Studium einiges Urtheil zuſtehen kann, muß ich urtheilen, daß ſelbſt die neuern italieniſchen Mahler das innerſte Weſen des alten Lebens und des alten Glaubens, wiewohl vielleicht mehr aus tiefem Gefühl des richtigen als aus gelehrter Kenntniß, ſo innig ergriffen haben, daß die Mahler jetziger Zeit dagegen ſehr unvortheilhaft abſtechen. Das Gigantiſche im Styl des Michael Angelo kenne ich nicht aus der Original-Anſchauung; und auch wie Raphael hierin beſchaffen war, kann ich nicht ſelbſt prüfen, da ſein Carton von der Schule zu Athen gar zu ſehr verdorben iſt; aber ſelbſt die römiſche Kraft, Fülle und Pracht des Julio Romano, und die reine Wollüſtigkeit in der Antiope des Corregio iſt tiefer aus der Quelle geſchöpft, als irgend von einem Mahler unſrer Zeit zu erwarten ſteht. Und doch zogen jene Künſtler im Ganzen ganz entſchieden die chriſtlichen Sinnbilder vor; jene Gegenſtände wählten und behandelten ſie nur als Ausnahme, gleichſam zur Erholung und Abwechslung. So dachten nicht bloß ſie ſelbſt, ſondern auch ihre Werke belehren uns, daß es ſich wirklich ſo verhielt.

In der neuern italieniſchen Schule zeigt ſich auch von dieſer Seite das umfaſſende Streben des damahligen Kunſtgeiſtes; eine Tendenz, ſich in das alte Götterthum zu verſetzen, der

es oft gelungen iſt, das Weſen desſelben zu ergreifen. Nicht ſo bei der alten Schule, ſo weit man ſie hier kennen lernen kann. Da iſt die alte Mythologie nur als eine zu dieſem leichten Zweck erlaubte Bilderſprache gebraucht, für Allegorien, für Gedanken, mit denen es nicht ſo heiliger Ernſt iſt, als mit den höchſten des chriſtlichen Glaubens; der Gebrauch aber iſt ſehr willkührlich, ja ſogar abändernd, wie auch die älteſten romantiſchen Dichter die alte Fabel behandelten. Der Gott Amur der Provenzalen, iſt von dem griechiſchen Amor vielleicht nicht viel verſchiedener als der Merkur des Mantegna auf dem früher beſchriebenen Bilde, von dem Hermes der Griechen. Ein in dieſer Hinſicht merkwürdiges Stück iſt ein im Saal der Zeichnungen aufgeſtelltes kleines Gemählde in Waſſerfarben von Perugino, welches den Streit der Tugend und der Wolluſt darſtellt. Zwei zierliche Bäume, der eine heller, auf welchem Amorinen ſitzen, und der andre dunkler, der eine Eule trägt, bezeichnen ſchon dieſen Gegenſatz. Weibliche Figuren, mit Lanzen, die in Flammen ausgehen, ſtreiten für die Liebe, andre dagegen; die Amurinen nehmen lebhaften Theil an dem Kampf, eine Frau wird von ihnen beſiegt, und auf dem Boden fröhlich in das Revier der Wolluſt gezogen, wo rohe Waldnaturen ſich zeigen. Gegenüber kämpft eine andre mit drei oder vier dieſer kleinen Weſen ſehr heftig, einer liegt todt da; eine andre Frau zur Seite wird von dem Bogen eines Kleinen bedroht, während ein andrer an ihren Schultern hängt, ein dritter an ihrer Lende hinauf klettert. Im Hintergrunde zeigt ſich die verwandelte Daphne, Europa auf dem Stiere, und andre Geſchichten aus dem Ovid, oben in der Luft Merkur herunterſchwebend; das alles in den zierlichſten Umriſſen, und friſcheſten Farben, äußerſt zart und ſinnreich.

Wie ſich nun der große Dürer, der Shakeſpeare der Mahlerei zu jenen beiden italieniſchen Schulen verhält, und den jetzigen Künſtlern, nebſt Raphael, durch die Fülle der poetiſchen Erfindung und den Tiefſinn und Reichthum der ſymboliſchen Bezeichnung als eine fruchtbare Grundlage und vaterländiſches Kunſtgeſtirn dienen könnte; darüber wird in der Folge noch ausführlicher die Rede ſein. So viel iſt klar, mit dem Styl der alten

Italiener ſtimmt ſein tiefſinniger Geiſt recht wohl zuſammen, aber durchaus nicht mit dem der neuern Schule.

Für jetzt wollen wir die hier vereinigten neuen Kunſtanſchauungen ohne Unterbrechung weiter fortführen; da ſich an dieſer Reihenfolge der bedeutendſten Werke die weſentlichen Kunſt-Ideen am leichteſten entwickeln laſſen, und wie von ſelbſt daraus hervorgehen.

Von einer Reihe der vortrefflichſten Gemählde, welche ich in der Privatſammlung des Lucian Bonaparte zu betrachten Gelegenheit hatte, werde ich um ſo mehr einige Nachricht geben, da viele der wichtigſten dieſer Gemählde, weil ſie bisher in Spanien geweſen, das bekanntlich an Werken des Raphael, Leonardo und Titian ſo große Reichthümer beſitzt, unter die weniger bekannten gehören. Es wird daher für diejenigen unſrer deutſchen Künſtler und Kunſtfreunde, welche in Italien gebildet worden, die Nachricht von dieſen ihnen zum Theil nicht bekannten Kunſtſchätzen einigen hiſtoriſchen Werth haben können.

Den Reichthum dieſer Sammlung wird man aus der nachfolgenden Notiz ſchon überſehen können, wiewohl ſie bei weitem nicht alles Schätzbare, ſondern nur das Wichtigſte enthält.

Zuvor will ich bemerken, daß wenn der Künſtler es vielleicht bedauern darf, eine ſo bedeutende Sammlung als Beſitzthum eines Einzelnen der öffentlichen und ununterbrochen erlaubten Benutzung entzogen zu ſehen, für den Kunſtfreund wiederum ein nicht unweſentlicher Vortheil daraus entſteht, welchen gut eingerichtete Privatſammlungen vor öffentlichen Muſeen meiſtentheils voraus zu haben pflegen. In den letzten fehlt es nur zu oft an hinreichendem Raum; man ſieht daher die vortrefflichſten Bilder oft in einem ſehr ungünſtigen Lichte, und nur wenige ganz ſo aufgeſtellt, wie es ſein ſollte. Dieſes iſt inſonderheit mit dem Pariſer Muſeum der Fall, da der vorhandne Raum, ſo groß er iſt, für die Menge der Bilder doch keinesweges ausreicht, auch ſonſt große Unbequemlichkeiten hat. In Lucian Bonaparte's Samm-

lung hingegen, die nicht sowohl zahlreich, als ausgewählt ist, geschieht jedem Bilde sein volles Recht, und man wird auf keine Weise durch ungünstige Aufstellung im Betrachten gestört oder gehemmt. Es ist dieß etwas Wesentliches, und thut ungemein wohl wenn man lange an dem Gegentheil zu leiden hatte. Hier sind vielleicht nur zwei oder drei Bilder, welche günstiger beleuchtet sein könnten, die meisten sind es vortrefflich.

Ein eigenthümlicher Reichthum dieser Sammlung sind die seltnen Werke der spanischen Schule; und was das Nationalmuseum von solchen aufzuweisen hat, kömmt dagegen gar nicht in Betracht. Die bewunderungswürdigsten unter diesen Werken sind: ein Inspirirter, von Murillos, und eine betende Heilige von demselben. In einsamer Zelle, den Kopf auf die Hand gestützt, und wie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hinhorchend, mit bebend geöffneten Lippen, ganz eingenommen und verzückt von der innern Stimme oder Erscheinung, und doch ganz besonnen und gleichsam zweifelnd; so sieht dieser Mönch aus, von einer nicht gerade schönen oder unergründlich tiefsinnigen, aber doch sehr interessanten Gesichtsbildung, der uns hier dargestellt ist, mit einer Wahrheit und Innigkeit, die jeden ergreift und überrascht, und mit einer Vollendung ausgeführt, die wenig ihres Gleichen hat. Der Hintergrund ist ganz einfarbig, ein mattes dunkelgolden oder leuchtendes Hellbraun, welches um das Haupt des Begeisterten einen Schein formirt, und sich durch unmerkliche Abstufungen immer mehr bräunt, und in den Hintergrund verliert. In der obern Ecke links sieht man einige Andeutungen von Figürchen, welche die innern Gesichte des Verzückten bezeichnen sollen. Es erregt diese Anschauung das Gefühl von einer ganz neuen Gegend der Kunst, und kein italienisches, kein deutsches Gemählde ist ihm ähnlich, oder von gleicher Art. Man bemerkt bei den spanischen Mahlern öfter eine Neigung, sich diesen Zustand verklärter Extase zum Ziel und Gegenstand zu wählen; es ist, als drängte es sie nach der geheimnißvollen Pforte der himmlischen Anschauungen, als der geistigen Welt und eigentlichen Heimath der höhern Mahlerkunst. Auch die Art der Mahlerei in jenen Bildern ist eine ganz eigenthümliche; zwar kann man wohl im Allgemei-

nen sagen, es ist nicht der Styl der alten italienischen Schule, nicht die strengen Umrisse eines Leonardo, nicht die reinen Farbenmassen im heitern Lichte, wie bei den besten Alten; nein, es sind die schwebenden Umrisse, diese mit unendlichem Fleiß verschmolzne und ausgearbeitete Natürlichkeit und Täuschung der Farbenmischung, welche wir bei den spätern Italienern finden. In Rücksicht dieses vollendet Verschmolzenen könnte man die Farbenbehandlung mit der des Dominichino vergleichen; aber dieser geht mehr auf das Weiche allein, und neigt sich oft zum Hellen und Weißen; Murillos ist dunkler in den Farben, sein Gefühl mehr ausschließend traurig, sein Sinn herber. Was aber den unendlichen Fleiß der Ausführung bei diesen schwebenden Umrissen und verschmolznen Farben betrifft, so wird man aus der spätern italienischen Schule vielleicht nur im Corregio etwas Gleiches finden. So wie dieser gehört auch Murillos gleichfalls unstreitig zu den ganz musikalischen Mahlern. Einestheils rechne ich schon bei Mahlern von Genie und originellem Sinn jenes Verschwebende der Umrisse und Verschmolzene der Farbe zu dieser Aneignung des musikalischen Geistes und der musikalischen Behandlungsart; wo es aber bei diesem oder jenem späten Mahler sich doch nicht aus diesem Grunde herleiten läßt, da wird es nur aus Nachahmung oder einer ganz verfehlten Tendenz von Täuschung und Natürlichkeit entstanden sein, deren Verirrung kaum noch in das Gebieth der Kunstbetrachtung gehört. Außerdem ist aber das Musikalische des Murillos auch in der Wahl der Gegenstände, und in dem vorherrschenden Gefühl, worauf alles bezogen wird, sichtbar. Es gilt dieses vielleicht mehr oder weniger auch von andern Mahlern der spanischen Schule. Ueberall scheint ihr Streben auf das Sentimentale zu gehen; aber es ist eine Schwermuth, eine Traurigkeit von einer ernsten und großen Art. So nehmen sie auch die religiösen Gegenstände. Es findet sich eine Madonna in diesem Style von Velasquez zu Dresden; in dem hiesigen Museum ist eine ganz ähnliche, der Angabe nach von Murillos. Auch sah man vor einigen Monaten ebenfalls im Museum einen Bettlerknaben von demselben, von Kummer und Noth gebeugt, mit Hunger und Ungeziefer kämpfend; die zerlumpte Kleidung, der

dürftige Hausrath umher bildet ein trauriges Stillleben zur Umgebung, und das Ganze iſt von einer ergreifenden Wahrheit. Vortrefflich gemahlt findet es ein jeder, aber viele von den Idealiſirenden ſtoßen ſich mit Ekel an dem Gegenſtande. Eine oberflächliche Art zu fühlen; als ob der Gegenſtand der Gegenſtand wäre, und nicht vielmehr die eigenthümliche Art und Weiſe, wie er genommen iſt! Ein Bettlerknabe iſt ein Bettlerknabe; aber auf wie unendlich verſchiedne Weiſe kann er genommen und dargeſtellt werden! Ein leichter Mahler wird bloß auf das komiſch in die Augen Fallende und Drollige der äußern Erſcheinung ſehen, ſie nur ſo darſtellen; allenfalls mit der naiven Behaglichkeit, welche die leichtere Natur auch noch im Elende behalten kann. Ein nach Art des Leonardo oder Dürer tiefdenkender oder grübelnder Künſtler wird uns die innere Zerrüttung, welche das Elend in der Geſtalt und ſelbſt in dem Gemüthe des Menſchen verurſacht, mit ergreifender Wahrheit zeigen, und durch die Tiefe ſeiner Wahrnehmung unſern Verſtand mit Erſtaunen füllen. Der ernſte Spanier hat die Niedrigkeit dieſes Elendes ſo innig rührend und doch ſo würdig ernſthaft gefaßt, daß das individuelle Bild uns erſcheint und auf uns wirkt, wie eine allgemeine Betrachtung über die Bedürftigkeit und Niedrigkeit des menſchlichen Lebens und Daſeins überhaupt. Nur iſt freilich die Mahlerei, ſo vortrefflich ſie iſt, doch nicht ſo einzig ſchön, als an jenem Begeiſterten und an jener Betenden, welche man als Gegenſtück zu jenem erſtern betrachten mag. Es iſt gleichfalls in Lebensgröße, eben ſo vollendet gemahlt, und jenem ſo ähnlich gedacht, daß nichts mehr darüber zu ſagen bleibt. Vielleicht kann dieſes Gemählde ſogar dem Ideal des Schönen näher zu ſtehen ſcheinen, doch iſt das Bild des Mönchs künſtlicher wegen des tiefern Ausdrucks. Ein Ausdruck des verklärten Geſichts, welchen der noch im wirklichen Leben wandelnde Menſch höchſtens nur während eines Augenblicks von Extaſe haben kann, iſt auf der äußerſten Spitze ergriffen, feſtgehalten, und mit höchſter Täuſchung dargeſtellt; die höchſte Verzückung und die klarſte Beſonnenheit, beide ſind zugleich in einem Moment ausgedrückt, der auch gerade nur ein vorüberſchwebender Moment ſein kann.

Noch ist zu bemerken, was freilich auch in andern Werken der spanischen Schule gefunden wird, an diesen Gemählden aber in einem besonders hohen Grade sich zeigt; eine äußerst markirt nationale spanische Physiognomie aller Gesichtsbildungen nähmlich, die sehr schwer durch bestimmte Merkmale in einen festen Begriff zu fassen sein würde, deren Charakter aber doch so deutlich ist, daß er im ersten Anschauen gleich gefühlt wird und kein Zweifel darüber Statt finden kann. So sieht man auch den meisten Figuren des Raphael oder des Leonardo noch den Italiener an, und so hat auch Dürer nur Deutsche gemahlt. Eigentlich versteht es sich freilich von selbst, daß die Mahlerei, welche ihren Gegenstand nicht bloß in einer idealisch allgemeinen Form darstellt, sondern mit individueller Wahrheit, und bis zur Persönlichkeit wirklich geworden, nicht umhin kann, auch in den Gesichtsbildungen diesen Charakter an sich zu tragen, und ihre Nationalphysiognomie nicht verläugnen wird. So war es wenigstens nach der Art und Kunst der alten Mahler; eine Kunst und Art, für welche unsere angehenden Künstler viel zu weise geworden sind. Aber eben darum kann es nicht oft genug in Erinnerung gebracht werden, daß sie, die ganz allgemein und rein abstract mahlen wollen, das Beispiel des ganzen Alterthums aller Schulen gegen sich haben. Ein sehr auffallender Unterschied zeigt sich jedoch hiebei in dem verschiedenen Gange der italienischen und der deutschen Schule. In der italienischen Schule haben grade die Gesichtsbildungen auf den ältesten Gemählden, von Ghirlandajo oder noch früher anzufangen, einen recht schneidend italienischen Ausdruck und Charakter; in den großen Mahlern der blühenden Zeit erweitert sich diese anfangs noch herbe Nationalform der Gesichtszüge in eine mehr idealische Bildung, die aber doch noch mit der lebendigsten Persönlichkeit gepaart ist; bis dann auch diese sich bei den eclectischen Mahlern der neuern Zeit in eine abstracte Allgemeinheit der Züge, und leere charakterlose Anmuth des Ausdrucks verliert.

Den Reichthum der Lucianischen Sammlung an vortrefflichen Werken der italienischen Schule werden folgende kurze Angaben schon hinreichend zeigen.

Eine Kreuzigung, angeblich von Michael Angelo; in Farben, aber im verjüngten Maaßstabe, daher ich auch nicht wagen mag, Betrachtungen über diesen Künstler darauf zu gründen, den man nur zu Rom aus seinen Alfresco's verstehen lernen kann.

Eine Leda, von Andrea del Sarto. Im verjüngten Maaßstabe, aber nicht sehr klein. Eines der vorzüglichen Bilder von diesem Mahler. Leda, ganz nackt, steht in der Mitte, der Schwan neben ihr; die kleinen Buben kriechen am Boden aus den Eiern hervor, die Schalen durchbrechend. Im Gesichte der Leda herrscht eine eigne Mischung von einer beinahe gemeinen Ueppigkeit und von mütterlicher Kraft.

Die Geschichte des verlornen Sohnes, von Titian; ein großes Gemählde in natürlicher Größe. Die Figuren sind nicht das Beste daran, beinahe ein wenig wie Paul Veronese; aber eine schönere Landschaft sah ich noch nicht. Der ganze Hintergrund eine Kette von blauen Bergen, himmlisch heiter und ganz Bellinisch. Wenn man dieses gesehen hat, was aber eigentlich nur symbolisch, und in willkührlicher Abweichung von der Natur gemahlt ist, dann betrachte man noch Landschaften, die nichts sind als Copien schöner Gegenden!

Ein geistlicher Fürst, von Perugino; im Hintergrunde zwei Paare in Verehrung knienter Heiliger. Ein Bildchen im verjüngten Maaßstabe, und in der beschränkteren Manier dieses Meisters; doch ist jede, auch eine schwächere Erinnerung schätzbar an den schönen Styl der ältesten Zeit, da der bescheidne Künstler nicht seinsollende Riesenphantome in Schimmer und Nebel theatralisch erscheinen ließ, sondern auf heitrer Lichtfläche, in strengen Umrissen und einfacher Symmetrie der Gestalten, auch in kleinerm Maaßstabe, noch die lieblich bedeutenden Sinnbilder der weltumfassenden katholischen Frömmigkeit, in eigner Farben-Schönheit, mit stillem Fleiße, wie eine Schrift von Hieroglyphen entwarf.

Eine Venus, von Allori; über Lebensgröße. Die Göttin liegt unbekleidet ausgestreckt im Vordergrunde; mit dem rechten Arm streitet sie gegen einen jungen Liebesgott, ihm den Bogen, wo ich nicht irre, entwindend. Ihr aufgerichtetes Haupt, individuell, aber voll von hohem Liebreiz; überhaupt ein herrliches Weib. Die

Ausführung ist sehr warm, ausgearbeitet und kraftvoll, ganz des kühnen Gedankens würdig, die hohe Göttin der Liebe in nackter Schönheit, hoch über Lebensgröße gestaltet, so wie die größer fühlende Vorwelt sich die Götter dachte, dem Auge des bewunderuden Beschauers in herrlicher Wahrheit zu zeigen. Ein schätzbares Werk von hoher Vortrefflichkeit! Aus der späteren italienischen Schule wird man nicht leicht ein Bild finden, das größer gedacht, wenige, die kraftvoller ausgeführt wären; und auch die feinere Anmuth des gewöhnlichen kleinern Maaßstabes lächelt uns aus dem reichumlockten Haupte des jungen Amor entgegen. Es werden nur selten Bilder von diesem Meister gesehen; das Pariser Museum zeigte uns deren in den bisherigen Ausstellungen noch keines.

Ein Portrait Franz des Ersten, von Leonardo da Vinci, war hier zu sehen, welches zu den ausgearbeitetsten gehört, die man von diesem Meister kennt. Ferner eine Frau, die einen Becher hält; ein Kniestück. Die Gesichtsbildung kommt einem bekannt vor; es ist, als gliche sie einer oder der andern, deren man sich aus sonstigen Werken der Leonardischen Schule erinnert. Ich fand sie besonders nicht ohne Aehnlichkeit mit der Herodias von Solario auf dem Pariser Museum. Das wichtigste von Leonardo ist ein allegorisches Bild; die weltliche Eitelkeit und die Andacht, oder der von der Welt entfernte und abgeschiedne Ernst überhaupt die jener eitlen entgegengesetzte Gesinnung. Ein Kniestück, nur diese beiden Figuren enthaltend. Die gute Gesinnung ist hier, was die Darstellung betrifft, mehr in den Hintergrund gestellt, nur negativ gehalten, etwas trübe und farblos, gleichsam nur im Gegensatz der selbstgefällig lächelnden, auf das sorgfältigste ausgeputzten, und eben so sorgfältig ausgemahlten Eitelkeit; ein Gesicht von der tiefsten Bedeutung. Aus solchen symbolischen Bildern vorzüglich, wie dieses ist, muß man den streng sondernden, und bei der lebendigsten Individualität und ganz persönlich gewordenen Wirklichkeit in der mahlerischen Ausführung, in seinen Begriffen und Gegenständen abstract forschenden und tief sinnenden Geist dieses Philosophen unter den Mahlern zu erforschen streben.

Von Raphael enthält dieſe Sammlung außer einem ſkizzirten Haupt des Jehova, und einem anziehenden Portrait des Mahlers Fattore, zwei Madonnen, wovon beſonders die eine, in Spanien erſtanden, mit den ſchönſten verglichen werden kann, die dieſer liebevolle Geiſt nur je erſonnen hat. Sie iſt in Lebensgröße, in freier heiterer Landſchaft; hierdurch, ſo wie durch die glänzendſte Schönheit der Farbe der unter dem Nahmen der Gärtnerin bekannten Madonna, auffallend und unverkennbar ähnlich. Das Kind ſchläft, und die Mutter, den Schleier aufhebend, der es bedeckt, betrachtet es, indem Johannes anbetend zur Seite ſteht. Dieſe ganze Compoſition, und beſonders auch die Lage des ſchlummernden Kindes iſt faſt ganz dieſelbe, wie in dem unter dem Nahmen des Stillſchweigens bekannten und auch in Kupfer geſtochnen Bilde, deſſen wir ſchon oben erwähnt haben. Man könnte ſagen, dieſes Bild iſt die Verbindung von jenen beiden, es hat viel von dem einen und viel von dem andern; man weiß nicht von welchem am meiſten. Nur iſt der Kopf und die Geſichtsbildung des kleinen Johannes zwar wahrhaft kindlich froh und kräftig, aber etwas breiter und dicker, nicht ſo edel als auf anderen heiligen Familien von Raphael. Dieſen Charakter hat auch das Chriſtkind auf der andern Madonna des Raphael, welches dieſe Sammlung beſitzt; die ſonſt in der Stellung, in der Art, wie die Mutter das Kind trägt, und ſelbſt im Ausdruck viel von der Madonna della Sedia hat; in ſo fern man ſich auf Kupferſtiche und Copien von dieſer verlaſſen darf, denn das im Schloſſe zu St. Cloud befindliche Original ſah ich noch nicht. Es iſt dieſes Bild unter dem Nahmen der Madonna del Candelabro bekannt, wegen der umgebenden Verzierung. Durch alles dieſes wird beſtätigt, was wir ſchon früher bemerkt haben, daß die große Anzahl der Marienbilder von Raphael gleichſam als eine Reihenfolge zu betrachten ſei, wo ein unläugbarer Fortgang ſichtbar iſt, von einer Idee, wie dieſer Gegenſtand darzuſtellen ſei, zur andern. Er ſuchte hier ein Ideal, was ihm tief in der Seele lag, auf verſchiedenem Wege zu erreichen, faſt durch alle Abſtufungen von der irdiſchen Anmuth und Lieblichkeit ſeiner Madonna della Sedia und der Maria im Garten, bis zu der

höchsten Stufe göttlicher Erhabenheit, auf dem großen Mutter Gottesbilde zu Dresden. *)

Endlich noch eine wunderschöne heilige Familie von Bellin. Ein Kniestück in Lebensgröße, auf hellem Grunde in heiterm Lichte gemahlt. Zur Rechten des Beschauers eine Heilige, liebevoll zum Kinde gewandt, zur Linken Joseph, ein herrlicher Alter; in der Mitte die Mutter, das Kind nach dem Alten und etwas gegen den Johannes haltend, der tiefer unten im Vorgrunde anbetend hinauf sieht. Ein himmlisch schönes Figürchen; die Arme kreuzweis fromm über die Brust gefaltet, krause schwarze Haare und dunkelschwarze Aeuglein; so schön und kindlich fromm, ganz Natur und Wahrheit. Die Gesichtsbildung der Heiligen ist von der vollendetsten Anmuth und Schönheit, etwa wie die Eine im Gefolge der zum Tempel hinansteigenden Maria, auf dem lieblichen Bilde des Bellin zu Dresden. Nicht ganz so die Mutter; sie hat eher etwas leidendes oder kränkliches; um so tiefer liebevoll ist ihr Ausdruck. Der Gegensatz und das Absichtliche, die höhere Schönheit der Nebenfigur zu geben, ist auffallend. Es ist, als hätte der Mahler sagen wollen, sie ist mehr als schön; und auf diesem Wege versucht, das undarstellbare Göttliche deutlich zu machen. Noch sonderbarer ist das Kind: wer in der Kunst nur täuschende Nachahmung des Angenehmen und Gefälligen sucht, der wird es schwerlich loben, und wird den kleinen Johannes vorziehen. Aber diese Heiterkeit und Stille, die traubenähnlichen Locken, die das Haupt recht eigentlich umkränzen, diese regelmäßig geschwungnen

*) Dem Ausdruck und Bedürfniß der stillen Andacht und inniger Frömmigkeit entsprechen am besten zwei Raphaelische Marienbilder in Florenz, von mittlerer Größe und sehr einfacher Behandlung; die eine in Casa Tempi, die andre im Pallast Pitti, aber nicht in der Sammlung, sondern im großherzoglichen Schlafgemache, wo sie im Jahre 1819 befindlich war, und diese verdient am meisten jenes Lob. Die Marienbilder in diesem Character würden dann eine mittlere Region in der ganzen Reihe bilden, als Stufe und Mitte zwischen der noch ganz kindlich lieblichen Maria im Garten, und dem großen Madonnenbilde der letzten Zeit.

und dieſe ſo deutlich und rein conſtruirten Umriſſe und Formen, die dennoch kindlich und übervoll ſind, erregen allerdings den Gedanken, und müſſen ihn erregen, daß dieſes Kind mehr als ein Kind ſei, daß es ein göttliches Kind ſei. Und was andres als dieſes kann und ſoll der Zweck des Mahlers bei dieſem Gegenſtande ſein, oder richtiger bei dieſem Ideale? Denn die Vereinigung des ſcheinbar widerſtreitenden, die dennoch indirect erreichte Darſtellung des an ſich Undarſtellbaren, iſt ja gerade das einzige, was auf dieſen Nahmen wenigſtens in der Mahlerei mit Recht Anſpruch machen kann. Und doch iſt es, wiewohl die Natur in einigen der angegebenen Punkte willkührlich modificirt ward, ganz Kind, welches bei andern Mahlern, die jene Göttlichkeit durch einen übertriebenen, unkindlich wilden Ernſt zu erreichen ſuchten, nicht der Fall iſt.

Noch enthält dieſe Sammlung manche andere unſchätzbare und wichtige Werke der italieniſchen Schule: eine unvergleichlich ſchöne Judith, von der mir der Meiſter nicht genannt wurde; eine Magdalena von Guido, welche nicht nur das meiſte andre, was ich von dieſem Meiſter ſah, übertrifft, ſondern ſelbſt der Fortuna auf dem Muſeum bei weitem vorzuziehen iſt, wegen der Weichheit und Wärme der Farbe. Ferner einige Portraite und kleinere Bilder, auch aus der ältern Schule, und manches andre, was mir durch die Nähe jener überwiegenden Meiſterwerke verdunkelt ward. Auch auf dieſe müſſen wir uns vorbehalten, noch zurückzukommen, wenn öfter wiederholte Beſchauung, manches einzelne genauer zu charakteriſiren, in den Stand geſetzt haben wird. Indeſſen wird doch auch dieſe vorläufige Notiz für denjenigen, der Kenntniß und Ueberſicht von den bedeutendſten Werken der Mahlerei beſitzt, hinreichend ſein, um die Wichtigkeit und den Reichthum dieſer herrlichen Sammlung darnach zu beurtheilen.

An dieſer Stelle ſei es vergönnt, wie an einem ſchicklichen Ruhepunkte bei einigen allgemeinen Betrachtungen zu verweilen, ehe wir zur Darſtellung andrer Denkmahle der alten Mahlerkunſt fortſchreiten, wozu dieſe allgemeinen Betrachtungen die beſte Einleitung ſein werden. Der Grund dazu iſt folgender. Eine wo möglich vollſtän-

dige Ueberſicht aller wahrhaft wichtigen alten Kunſtwerke, die gegenwärtig zu Paris vereinigt ſind, wie wir ſie nach und nach wohl zu geben wünſchen, kann für die Folge ſogar von hiſtoriſchem Werth ſein, und allerdings haben wir ſie in der Vorausſetzung unternommen, daß ſie für alle Freunde der Kunſt einiges Intereſſe haben würde. Nun aber iſt es nicht möglich, Kunſtwerke darzuſtellen, als aus einem feſten Standpunkt, nach einer beſtimmten eigenthümlichen Anſicht der Kunſt. Eine ſolche liegt bei allen hier mitgetheilten Darſtellungen durchaus zum Grunde; und wenn ich dabei gar nicht auf allgemeine Beiſtimmung rechne, ſo darf ich doch ſagen, auch diejenigen, welche ganz anders denken, werden Einheit und durchgängigen Zuſammenhang darin nicht vermiſſen. Dieſe Anſicht aber irgend jemand andemonſtriren, oder auch nur ihn dazu überreden zu wollen, das würde ganz und gar gegen meine Geſinnung ſtreiten. Denjenigen Leſern aber auf die ich vorzüglich Rückſicht nehme, glaube ich es ſchuldig zu ſein, von meiner Denkart Rechenſchaft zu geben, und die hier zum Grunde gelegte Kunſtanſicht, beſonders über Mahlerei, in einigen beſtimmten Grundſätzen über die Hauptmomente klar aufzuſtellen; ſo daß jeder leicht überſehen mag, worin wir einſtimmig ſind oder verſchieden, und wo der Grund der Verſchiedenheit liege, nach dieſem Maaßſtabe aber dann beſtimmen kann, in wie fern meine Darſtellung auch für ihn gelten dürfe, oder was er davon abzurechnen habe.

Noch iſt zu erinnern, daß die nachfolgenden Grundſätze ſo wenig willkührlich erſonnene Theorie ſind, daß ſie ſich vielmehr faſt ganz auf das Beiſpiel der erſten und vorzüglichſten italieniſchen und deutſchen Mahler gründen, ja eigentlich ſelbſt nichts ausdrücken, als die Abſicht, zu dem großen Style dieſer alten Schule zurückzukehren. Für diejenigen, welche auch in der Kunſt und über dieſelbe zu philoſophiren lieben, erinnere ich nur, daß es zwar nicht ſchwer ſein würde, was über Mahlerei als allein gut und richtig erkannt worden, mit noch allgemeineren Wahrheiten in Verbindung zu ſetzen, und nicht nur die Idee einer Kunſt, wie etwa die Mahlerei iſt, im Syſtem der übrigen Künſte, ſondern auch die vornehmſten Grundſätze derſelben aus der

weſentlichen Beſchaffenheit und organiſchen Einrichtung des menſchlichen Geiſtes und Daſeins, ſo wie aus der Natur ſeiner Eigenſchaften und Thätigkeiten abzuleiten; aber eben, weil es nicht ſchwer iſt, kann es auch füglich unterbleiben, da es überdem leicht zu einem ſehr großen Mißverſtändniſſe führen, und ganz gegen die Würde der Kunſt verſtoßen könnte. Es iſt nähmlich die göttliche Kunſt der Mahlerei etwas mehr, als eine bloß nothwendige Entwicklung der menſchlichen Natur, wie ſie es zu ſein, in einer Deduction der Art ſcheinen müßte. Eben darum weil ſie eine dem Göttlichen gewidmete, das Göttliche darſtellende Kunſt iſt, müſſen wir ihren Urſprung in der Freiheit und Willkühr ſuchen, deren Erfolg die Menſchen zufällig zu nennen pflegen; denn nur die Nothwendigkeit und Nothdürftigkeit kennend, und nur in dieſer lebend, begreifen ſie die höhere Kraft der Freiheit, nur als Ausnahme von der gemeinen Regel, das Poſitive nur als Verneinung der Schranke, oder Aufhebung des Geſetzes. Ich will ſagen, andre vielleicht recht nützliche Künſte mögen nothwendig ſein, ſo daß man mit Recht von ihnen ſagen kann, ſie mußten entſtehen, ſobald nur die Vernunft des Menſchen und irgend eine materielle Bedingung als äußre Veranlaſſung dazu gegeben war. Aber ferne ſei es von uns, durch ſolcherlei Behauptung uns an der geheiligten Kunſt der Mahlerei zu verſündigen; recht wohl könnte der Menſch ohne ſie beſtehen. Das Syſtem der an ſein reines Weſen nothwendig geknüpften Bedingungen und nothwendig aus ihr hervorgehenden Kräfte würde dadurch nicht verändert oder unvollſtändig gemacht werden: wohl aber würde ihm eines der wirkſamſten Mittel fehlen, ſich mit dem Göttlichen zu verbinden, und ſich der Gottheit zu nähern, wenn er dieſer weit mehr als vernünftigen, ſondern gottbegeiſterten Kunſt entbehrte. Ueberhaupt wäre es in dieſem Fall und in jedem andern wohlgethan, wenn die Philoſophie ſich begnügte, das Göttliche, was als ein Poſitives gegeben und wirklich vorhanden iſt, zu verſtehen, und wiſſenſchaftlich darzuſtellen oder zu entwickeln, nicht aber es erſt ableiten und beweiſen und gleichſam ſelbſt hervorbringen wollte; weil ſie eben damit ſeine Göttlichkeit vernichtet, wenn ſie, ſein Weſen ganz verkennend, ſelbſt bemüht iſt, es in

den Begriff der Nothwendigkeit d. h. in die gemeine Sphäre des abſtracten Denkens, herabzuziehen; wodurch allen denen, welche jede poſitive Offenbarung des Ewigen läugnen möchten, der größte Gefallen geſchieht. Nur an der Anſchauung und zugleich mit ihr kann ſich die Idee entwickeln und es giebt keine andre Theorie der Kunſt als eine geſchichtliche.

Die nun aufzuſtellenden Grundſätze ſind in dem Bisherigen zum Theil ſchon beiläufig erwähnt worden, und werden hier nur ſchärfer zuſammengefaßt. Auch ſind ſie meiſt bloß negativ, und laſſen der Eigenthümlichkeit und dem erfindenden Genie, wann der richtige Weg einmahl gefunden, oder vielmehr wenn man zu demſelben zurückgekehrt ſein wird, für die weitere Anwendung den freieſten und weiteſten Spielraum.

Von dieſen feſtzuſtellenden Grundſätzen nun iſt der erſte der, daß es keine Gattungen der Mahlerei gebe, als die eine der ganz vollſtändigen Gemählde, welche man hiſtoriſche zu nennen pflegt, ſchicklicher aber gar nicht mit einem beſondern Gattungsnahmen belegen würde, oder lieber ſymboliſche Gemählde nennen ſollte. Was man ſonſt von andern, als wirklich verſchiedenen und abgeſonderten Gattungen zu ſagen pflegt, iſt nur eitler Wahn und leere Einbildung. Die Landſchaft iſt der Hintergrund des vollſtändigen Gemählde, und nur als ſolcher hat ſie ihre volle Bedeutung; der Vorgrund aber müßte ſehr ſchlecht und trivial behandelt ſein, falls er ausführlich iſt, wenn man ihn nicht ein Stillleben nennen könnte. So iſt die ſchöne Landſchaft der bedeutende Hintergrund bei Titian, Leonardo, Raphael und Bellin; das Stillleben abgeſondert und an ſich genommen, iſt etwas geringfügiges, aber durch den Gebrauch und die Stellung erſcheint es als ein bedeutend gewordnes, wie es auf den Vorgründen von Dürer zerſtreut liegt, oder bei Mantegna, in der größten Vollkommenheit der Ausführung aber bei Leonardo, und weniger oder mehr bei allen großen Mahlern des Alterthums; in ſolchen Nebenwerken, welche erſt durch ihre Beziehung auf das Ganze ihre Bedeutung erhalten, ſo wie hinwieder ihre Bedeutſamkeit durch die wunderbar vollendete mahleriſche Ausführung hervorgehoben iſt. Wie dasjenige, was man Blumenſtücke nennt, zur Verzierung

und Umkränzung des Ganzen gebraucht werden könne, und erst da recht klar wird, was es soll, zeigt Corregio, Raphael, ja schon Mantegna auf's herrlichste. In Verbindung mit dem ganzen vollständigen Gemählde werden alle diese Dinge bedeutend sein; das Bedeutende aber, ist überhaupt der Zweck aller höhern Mahlerie, und ohne dasselbe würde sich die Landschaft und das Stillleben in eine bloß mechanische Kunstgeschicklichkeit und Ueberwindung des Schwierigen, auch an einem widerstrebenden und schlechten Stoff oder aber vollends in täuschende Nachahmung des bloß sinnlich Gefälligen und in eine ganz unkünstlerische Gemeinheit verirren. Das Portrait macht davon keine Ausnahme. Es ist gleichfalls nur ein Theil des ganz vollständigen Gemähldes, und wehe demjenigen, welches gar keine Gesichtsbildung enthielte, von der man sagen könnte, sie ist so wahr und so bedeutend, als sei es ein Portrait, wenn es gleich keines wäre. Nun ist zwar nicht zu tadeln, wenn der Künstler auch außer den ganz vollständigen Werken, in denen er sein eigenstes Gefühl und ganze Existenz niederlegt, auch dann und wann ein bedeutendes Gesicht einzeln nachbildet und zum Andenken fixirt. Große Mahler haben solches gethan, so wie sich von ihnen auch erfindungsreiche Entwürfe finden, die entweder nie, oder nicht ganz so ausgeführt sind, wie sie entworfen worden. Alles solches aber ist nur als Fragment zu betrachten; als Skizze und Vorarbeit für künftige Werke, oder Studium zur individuellen Bildung des Künstlers, nicht aber als eigentlich vollendetes Kunstwerk.

Bei dem Portrait findet außer dem noch ein geschichtliches Interesse Statt, wie es uns der Anblick von treuen Abbildungen merkwürdiger Personen jederzeit einflößen wird, ohne daß dieses schon für eine wahre Kunstanschauung gelten kann, wenn es nicht durch die künstlerische Behandlung dazu erhoben wird. Eben dieß gilt auch von der Landschaftsmahlerei, wenn sie treu nach der Natur entworfen ist, und uns etwa die bekanntesten Gegenden eines wegen seiner Naturschönheit oder wunderbaren Gestaltung von Bergen, Pflanzen und Gewässern berühmten Landes vor Augen stellt. Wer würde nicht gern eine solche Nachbildung von schönen Gegenden entfernter Länder, die

wir nicht selbst zu sehen Gelegenheit hatten, oder zur Wiedererweckung des Eindruckes bei denen, die sie wirklich gesehen haben, mit dem Auge durchgehen; so wie eine Sammlung Kupferstiche mit den treuen Bildnissen geschichtlich berühmter Personen, oder den Volkstrachten und Nationalgebräuchen entfernter Welttheile, so wie von dem, was auch die vaterländischen Provinzen eigenthümlich Seltnes und ausgezeichnet Charakteristisches der Art enthalten? Alles dieses gehört aber noch nicht eigentlich zur Kunst, so wenig wie eine anziehende neue Reisebeschreibung, oder eine mit Geist abgefaßte Biographie, schon ein poetisches Kunstwerk sind; obwohl die Charakterdarstellung so wie die Naturschilderung allerdings Bestandtheile einer vollendeten dichterischen Darstellung bilden und als Elemente wesentlich mit zu dem Ganzen derselben gehören. Wenn sich übrigens das Portrait und die Landschaft bei einiger künstlerischen Behandlung, noch am dauerndsten als eigne und abgesonderte Gattungen erhalten können; so darf uns dieses eben nicht Wunder nehmen, da ganz abgesehen von dem persönlichen oder geschichtlichen Interesse an dem Portrait, das menschliche Angesicht ohnehin unter allen Darstellungsgegenständen der bildenden Kunst der vornehmste ist. Der Anblick einer reichen Landschaft aber erregt in der Natur, wie in der Nachbildung, die Fantasie eines jeden einigermaaßen empfänglichen Gemüths auf eine eben so angenehme als leichte Weise; wiewohl dieser Eindruck nur in der Natur selbst sich immer gleich bleibt, während der Genuß, welchen jene Nachbildungen bewirken sollen, bald einförmig wird. Ueberhaupt aber wird bei der isolirten Landschaft, der Natureindruck mehrentheils und sehr leicht das eigentliche Kunstgefühl überwiegen und verdrängen; und dieses ist der Grund, weshalb ich die Absonderung der Landschaftsgemählde einmahl zugegeben, jene beschränktere Gattung des Ruysdael fast vorziehe, wo nur ganz geringe Gegenstände gewöhnlicher Natur, durch die hineingelegte, tiefe Bedeutung und vollendet künstlerische Behandlung, erst zu einem schönen Kunstwerke erhoben werden, da die Natur eigentlich doch überall eine Fülle von verborgen hervorquellender Schönheit enthält, sobald nur das Auge da ist, welches dieses zu fühlen versteht,

und mit dem Sinn dafür begabt ist. Denn hier ist es wirklich eine Kunstanschauung, welche uns das Gemählde gewährt; dagegen in jener andern, umfassenden, dem Anschein nach viel großartigeren Gattung, in welcher Claude Lorrain so unübertrefflich und der Erste geblieben ist, wo der Mahler mit der Natur selbst, in der Nachbildung ihrer höchsten Prachtscenen wetteifern will, die Naturbewunderung jede andre Empfindung mit sich fortreißt, und auch das reine Kunstgefühl übertäubt; während auf der andern Seite die Herrlichkeit der Natur doch durch keine Kunst jemahls erreicht werden kann.

Allerdings muß nun jenes geistig Bedeutende als Zweck der Kunst zugleich schön sein, wenn es nicht bloß für die Andacht oder für die Erkenntniß einen Zuwachs gewähren, sondern den Eindruck eines Kunstwerkes hervorbringen soll. Jede Kunst aber soll zunächst und vorzüglich nach dem streben, was sie am eigenthümlichsten unterscheidet, und worin sie vor andern Künsten das Höchste erreichen kann. Wenn nun die reine Form der körperlichen Schönheit in der Sculptur als der materiellesten Kunst am vollkommensten dargestellt wird; so wie die Musik, als Kunst der Seele, alle Tiefen des Gefühls erschöpfend in sich umfaßt; so ist der Geist, im verklärten Ausdruck der einzelnen Gestalten, oder in dem schönen Geheimniß einer liebevoll göttlichen Bedeutung, in der Composition des Ganzen, am meisten Ziel und Gegenstand, oder unterscheidender Charakter und die eigenthümlichste Sphäre der geistigen Kunst der Mahlerei.

So wie die Erzeugnisse der Kunst in die sogenannten Gattungen und Arten, so theilt man das Wesen und Leben zerstörend, auch die Kunst selbst ferner noch in gewisse Bestandtheile, die man Zeichnung, Ausdruck, Colorit, oder was weiß ich sonst zu benennen pflegt. Ein zerstörender Irrwahn ist es, auf diese Weise, das, was ursprünglich und ewig Eins ist, zu zerreißen, und thöricht das Ganze zu vernichten, wo freilich vor der groben Behandlung der höhere Geist entfliehen muß. Es ist aber alt, dieses Uebel der Trennung und Auflösung der Kunst in ihre Elemente; alt nähmlich unter den Neuern. Bei den Caraccis schon mag der Irrthum sich indirect finden, und Mengs hat das Ver-

dienſt, ihn am deutlichſten ausgeſprochen zu haben. Kein Mahler iſt nach der Wahrheit derjenige Mahler zu nennen, bei dem nicht alles dieſes ſich gegenſeitig beſtimmt, und der bei ſolcher Zeichnung, bei dieſem Ausdruck, ein anderes Colorit haben könnte, oder umgekehrt; und nichts verſteht der Kenner von der Mahlerei, der da glaubt, Raphael hätte beſſer coloriren können, oder Corregio beſſer zeichnen. Es iſt verdrießlich, ſolches Alphabet aller Kunſtbildung noch ſagen zu müſſen. Will man aber einmahl trennen, ſo trenne man, was ſich allein trennen läßt. Und was iſt dieſes? Es iſt Geiſt und Buchſtabe, Erfindung und Ausführung. In allem menſchlichen Thun bleibt eine große Lücke zwiſchen dieſen beiden Dingen; in der Philoſophie und im Leben, wie in der Kunſt. Ja es laſſen ſich ganz beſtimmt Gemählde aufzeigen, von denen man ſagen kann, die Abſicht darin iſt groß und vortrefflich, auch die Ausführung iſt kunſtvoll und nicht gemein, doch entſpricht ſie keinesweges der Abſicht vollkommen, ſo daß dieſe ganz erreicht wäre. Andre Gemählde aber ſind in der Ausführung meiſterhaft zu nennen, die Abſicht aber, wiewohl ſie nicht ganz ohne ſolche ſein werden, und ſein können, iſt doch minder bedeutend, als in andern Gemählden. Nur aber iſt in der guten Ausführung, Zeichnung ſowohl als Colorit und Ausdruck, oder was man ſonſt noch einzelnes der Art aufzählen mag, mit zu begreifen, und zwar ſo, daß das alles nur ein einziges harmoniſches und untrennbares Ganzes iſt. Auch iſt die Erfindung ſo zu verſtehen, daß, was man Anordnung und Compoſition nennt, mit darunter begriffen iſt; mit einem Worte, die Poeſie in dem Gemählde. Nicht als ob der Gegenſtand erdichtet ſein müßte; aber doch muß der Künſtler, was er darſtellen will, eigenthümlich ſich denken und ordnen, ſeine eigne Bedeutung ihm leihen, ſonſt darf er nicht dieſen Nahmen tragen, und kann nur als ein bloßer Copiſt gelten. Geiſt und Buchſtabe alſo, das Mechaniſche und die Poeſie, das ſind Beſtandtheile der Mahlerei, weil eins in einem gewiſſen Grade ſein kann ohne das andre, oder doch weit unvollkommner. Einer möglichen Mißdeutung müſſen wir noch vorbeugen, was die Forderung der Poeſie betrifft. Der Mahler ſoll ein Dichter ſein, das iſt keine Frage; aber nicht

eben ein Dichter in Worten, ſondern in Farben. Mag er doch ſeine Poeſie überall anderswo her haben, als aus den Werken der Dichter ſelbſt, wenn es nur Poeſie iſt. Das Beiſpiel der alten Mahler wird uns auch hier am beſten orientiren. Poetiſch zwar, wenn man dieß auf die Poeſie der Worte und der Dichter beſchränken will, ſind nur wenige Gemählde des Alterthums zu nennen, und dieſe wenigen ſind eher etwas leichtſinnig gedacht und nicht die höchſten. Aber wir meinen darunter nur die poetiſche Anſicht der Dinge, und dieſe hatten die Alten näher aus der Quelle. Die Quelle der Poeſie für die alten Mahler war theils die Religion, wie beim Angelico, beim Perugino, Fra Bartholomeo und vielen andern; theils kann es auch in andrer Weiſe die Philoſophie ſein, wie bei dem tiefſinnigen Leonardo, oder aber beides zugleich, wie in dem unergründlichen Dürer. Die Poeſie der damahligen Zeit, oder doch was allgemein davon in Umlauf und den Mahlern bekannt war, war nicht ſo tief als jene Quellen, nicht ſo poetiſch, wenn man das Wortſpiel leiden will, als die katholiſchen Andachts-Ideen und die ſinnige Natur-Philoſophie jener Künſtler. Aber ſeitdem ſich die Philoſophie aus der Mathematik und Naturwiſſenſchaft in das Gebieth der Worte und der reinſten, höchſten Abſtraction zurückgezogen hat, wohin dem Künſtler ganz zu folgen, keineswegs angemeſſen iſt; und ſeitdem die Religion mehr und mehr auf das Gebieth der Sittenlehre eingeſchränkt worden, dürfte für den Mahler, deſſen Kunſt doch auch eine umfaſſende, univerſelle, nicht ſo beſchränkte Kunſt iſt, als Plaſtik und Muſik, kein andrer Rath bleiben, als ſich an die allgemeinſte Kunſt aller Künſte und aller Fantaſie, ſo wie des Ewigen und Schönen in ihr, anzuſchließen: an die Poeſie, wo er, wenn er ſie gründlich ſtudirt, beides vereinigt finden wird, ſowohl die erhabnen Andachts-Ideen als die tiefere Natur-Philoſophie der alten Zeit. Daß nun eine ſolche poetiſche Abſicht in den Gemählden der alten, ſowohl italieniſchen als deutſchen Schule durchaus vorhanden, ja der eigentliche Zweck der Mahler ſei, das ließe ſich durch vollſtändige Induction beweiſen; und unſre Darſtellung hieſiger Kunſtwerke der alten Schule iſt nichts anders als ein Beitrag dazu, da wir vorzüglicherweiſe die poeti-

ſche Abſicht oder die Idee in einem jeden Gemählde, deutlich zu machen überall uns angelegen ſein laſſen. Um aber den allgemeinen Begriff dieſer in ſo vielen alten Gemählden unläugbar vorhandnen poetiſchen Abſicht praktiſch deutlich auszudrücken, diene Folgendes. Man ſagt gewöhnlich, der Mahler ſtudire die Natur! Sehr wohl, er ſtudire, oder er erforſche die Natur, beſonders aber möcht' ich hinzuſetzen, das Göttliche in der Natur. Man denke nicht, daß dieſes eine ſpeculative Spitzfindigkeit ſei; wer Ideen in Worten auszudrücken und zu begreifen nicht ganz ungewohnt iſt, wird mich ohnehin verſtehen. Aber auch für den Künſtler und ſeine Werke, iſt der Unterſchied ſehr reell; geſetzt, er ſelbſt ſollte ſich in die Worte nicht finden, und die gefühlte Abſicht vielleicht nicht ſo deutlich in der Rede bezeichnen können, als der ruhige Beſchauer. Was iſt das Göttliche in der Natur? Nicht das Leben und die Kraft allein, ſondern das Eine und Unbegreifliche, der Geiſt, das Bedeutende, die Eigenthümlichkeit. Und dieſes iſt nun, wie wir glauben, die eigentliche Sphäre der Mahlerei. Das unendliche Leben, die unendliche Kraft der Natur kann die Plaſtik zwar vielleicht noch deutlicher ausſprechen, als dieſe: Wolluſt und Tod, Kraft und Bildung des Körpers zur reinſten Anſchauung bringen; die Mahlerei aber würde ihre eigenſte Beſtimmung verkennen, wenn ſie, wie jetzt freilich allgemein geſchieht, nach demſelben Ziele ſtrebend, wie die Sculptur, ſtatt was die alten Mahler angefangen haben, zu vollenden, der Antike ein täuſchendes Schattendaſein in leeren Verſuchen nachkränkeln wollte. Und dieſes führt uns zu dem dritten, letzten und wichtigſten Grundſatze: die Mahlerei ſei Mahlerei und nichts andres. Und ſo äußerſt einfach, faſt tautologiſch dieſes ſcheint, wird es doch faſt nirgends beobachtet. Auch behaupten wir es mit ganzer Strenge. Ich habe im obigen zwar Gemählde als bedeutend charakteriſirt, deren eigenthümliche und vorherrſchende Tendenz ich ſelbſt muſikaliſch genannt habe. Aber dieſes iſt nur geſchehen, um die Abſicht, welche dabei obwaltete, anzuerkennen, und das Große, wie dieſe Abſicht ausgeführt worden; denn auch der große und genialiſche Irrthum iſt den Freunden der Kunſt willkommen; nicht aber geſchah es, um den Irrweg ſelbſt zu beſchönigen. Es

iſt eben nicht nöthig, die jetzigen Künſtler vor den Verirrungen des Corregio zu warnen; um dieſer Gefahr ausgeſetzt zu ſein, müßten ſie das, was ſie gar nicht ſind, in einem weit höheren Grade ſein, nähmlich vortreffliche Mahler. Nicht weniger irrig aber und verwerflich als die muſikaliſche Mahlerei, iſt die jetzt herrſchende Tendenz, Plaſtik und Mahlerei völlig für Eins zu halten, und ſo beide ganz und gar nicht zu verſtehen. Am vollendetſten iſt dieſer Irrwahn in der neueſten franzöſiſchen Schule; doch liegt der Grund auch davon ſchon im Mengs. Daß nun aber die Mahlerei nicht Plaſtik, und ihr Ideal von dem dieſer Kunſt ganz verſchieden ſei, dieſes würde ſich durch eine gründlichere Unterſuchung der Antike ſelbſt noch mehr beſtätigen und von neuem bewähren. Sollte es aber ſcheinen, als ſtände die Forderung einer poetiſchen Abſicht im Widerſpruch mit dieſer Behauptung, daß die Mahlerei vor's erſte nichts anders ſein ſollte, als Mahlerei, ſo iſt erſtlich zu bemerken, daß die Poeſie unter allen Künſten allein gleichſam eine allgemeine, alle übrigen verbindende Mittelkunſt iſt, und zweitens, daß dieſes bloß auf die mahleriſche Erfindung geht, die nur im Gegenſatz des Mechanismus poetiſch genannt wird, ſelbſt aber allerdings eine eigenthümliche von der eigentlichen Poeſie ſelbſt noch ganz verſchiedne Art und Beſchaffenheit haben muß.

Dritte Sendung.

Reichthum der Kunst, dargestellt an einer mannichfaltigen Nachlese verschiedenartiger Gemählde der italienischen Schule. Die Caritas von Andrea del Sarto, und eine Kreuzabnahme von Bramante; die heil. Agatha von Sebastian del Piombo. Ueber das Märterthum, als Gegenstand der Kunst und über die ältesten Gegenstände und ersten Grundanschauungen der christlichen Mahlerei. Ueber Dürers Zeichnungen, als Entwürfe zu Gemählden. Die Madonna della Sedia und die heil. Cäcilia von Raphael, Gemählde von Le Sueur. Bemerkung einiger Alterthümer in den altfranzösischen Denkmahlen; über Glasmahlerei. Die Antiope von Titian.

Im Frühjahre, 1804.

So wie die Kunst selbst von der ursprünglichen Bestimmung, die sie in alten Zeiten überall hatte, die Kirche und den katholischen Glauben zu verherrlichen, und die Geheimnisse derselben noch schöner und deutlicher vor Augen zu stellen, als es durch Worte geschehen kann, durchaus nicht abweichen darf, ohne in alle Arten von Eitelkeit und endlich, zwischen mißverstandnem Ideal und bloßem Effekt schwankend, in eigentliche Gemeinheit sich zu verlieren; so darf auch die Theorie der Kunst nie von der Anschauung getrennt werden, ohne unvermeidlich in willkührliche Hirngespinnste oder in leere Allgemeinheiten zu gerathen. Wir fahren also fort, den wahren Begriff der Mahlerei nicht blos in einem dürftigen Umriß zu entwerfen, sondern an der Fülle einzelner Anschauungen alter Gemählde ausführlich darzustellen. Die Anschauung soll überall das Erste sein; die Re-

sultate derselben ordnen sich an den Ruhepunkten der Betrachtung von selbst zu allgemeinen Grundsätzen, deren Zusammenhang, so wie die innere Einheit der hier aufgestellten Ansicht, der Nachdenkende leicht finden wird.

Freilich kann die Anschauung der mahlerischen Kunstwerke, in Rücksicht auf die angeschauten Gegenstände, besonders gegenwärtig, durchaus keine systematisch vollständige sein, sondern muß unvermeidlich fragmentarisch bleiben. Doch hindert dieses Fragmentarische der Anschauung keineswegs die Einheit der Ansicht für denjenigen, welcher die Idee der Mahlerkunst einmal richtig gefaßt hat; und es ist sogar gut, daß dadurch zugleich an etwas erinnert wird, was durchaus nicht vergessen werden darf. Die Anschauung der Kunst muß jetzt wohl fragmentarisch sein, da die Kunst selber nichts andres ist, als ein Fragment, eine Ruine vergangener Zeiten. Zerrissen und zerstreut ist selbst der Körper der italienischen Mahlerei; und selten, sehr selten nur findet man einige Aufmerksamkeit auf die ältesten Künstler und ältesten Gemählde dieser Schule, welche doch den ursprünglichen Begriff und Zweck der Kunst viel reiner und richtiger zu erkennen geben, als die späteren Werke. Noch weit schlimmer aber steht es mit der altdeutschen Schule, welche doch wohl eben so wichtig sein möchte als die andre; ja noch wichtiger, insofern sie in der Gründlichkeit des Mechanischen unstreitig den Vorzug hat, und insofern sie der religiösen Bestimmung treuer war, und auch immer nur Mahlerei geblieben ist, und nie in das Gebieth andrer Künste verirrte. Sie ist noch so gut als völlig unbekannt. Das Ganze der Kunst ist nicht mehr vorhanden, es ist zerstört; nur verlorne einzelne Spuren derselben sind uns noch übrig, welche derjenige, welcher den Geist der Vergangenheit gefaßt hat, allenfalls zur Idee für die Zukunft wieder beseelen kann. Aber noch in einer andern Hinsicht erscheint uns dieses Zerstückte in dem Gange und Ueberblick der neuern Kunst. Nicht bloß der gesammte Kunstkörper der wirklich vorhandnen Werke ist fragmentarisch vertheilt in entlegene Länder, und zerstreut in die verschiedenartigsten Sammlungen, von denen eigentlich keine durchaus genügend und ganz vollständig ist, und wo oft weit von einander getrennt wird, was wesentlich zu-

sammengehört und unmittelbar neben einander stehen sollte. Die christliche Kunst ist auch außerdem schon an sich selbst ein Bruchstück geblieben und eigentlich nie vollendet worden; und obwohl dieses in der Mahlerei nicht so in die Augen fallend ist, als an den unvollendeten Thürmen und Kirchen der gothischen Baukunst, die seit einem Jahrtausend unfertig dastehend, zum Theil noch ehe sie ausgebaut worden, schon wieder in Ruinen zerfallen; so trifft es doch auch hier ein, und gilt für beide Schulen der christlichen Mahlerei, für die italienische nicht minder als für die altdeutsche. In den alterthümlichen Gemählden des früheren Styls zwar, finden wir die rechten Kunst-Ideen und schönen Sinnbilder aus dem christlichen Mahlerkreise mehrentheils sehr tief empfunden, zum Theil auch schon ganz richtig gedacht und vollkommen deutlich entwickelt; am schönsten oft da, wo die Kunst selbst für das Praktische der Ausführung noch in der Kindheit lag. Welche Fülle und welchen Schatz von wahrhaft himmlischen Mahlererscheinungen und lieblichen Kunst-Ideen enthalten nicht die frommen Bilder des Angelico da Fiesole; während sie im Technischen noch der Epoche der Kindheit der Kunst angehören, und in dieser Hinsicht weit zurückstehen gegen die gleichzeitigen Meisterwerke der altdeutschen Schule? So wie aber die Kunst im Technischen zur Vollkommenheit gesteigert und durch die Sicherheit in der Ausführung, nun auch die Fülle der Anmuth in der sinnlichen äußern Erscheinung zugleich mit der innern, geistigen Schönheit zu erreichen möglich ward; fing alsbald die Idee an, durch Nebenabsichten verdunkelt zu werden, und sich endlich ganz in diese zu verlieren. Man wollte seine Kunst und seltne Kenntniß sehen lassen und dadurch Erstaunen erregen; man strebte vor allem nach dem Sinnenreiz und suchte wohl gar wollüstige Eindrücke, oder man verwirrte sich in allerlei andre eitle Zwecke; man wählte heidnische Gegenstände, und behandelte auch die christlichen auf eine ganz flache, möglichst sinnliche, beinah selbst heidnische, im Grunde aber eben darum ganz sinnlose Weise. Die italienische Schule verfiel mehr und mehr in eine anfangs erzwungene und erkünstelte, zuletzt aber völlig oberflächliche und charakterlose, nichts sagende, flache Idealität. Die deutsche Mahlerkunst aber ist wo möglich noch weniger

zur Vollendung gediehen und noch um eine Stufe weiter unfertig geblieben, als ſelbſt die italieniſche. Die Reformation machte hier auch von Außen einen gewaltſamen Abſchnitt, indem ſie den Kunſtſinn von den gewohnten Gegenſtänden der chriſtlichen Andacht weglenkte. Daraus erfolgte denn in der neuern niederländiſchen Schule, jener Zuſtand von elementariſcher Auflöſung in der Kunſt, vermöge deſſen man, nachdem die zerſtörenden Grundſätze in eine Art von Syſtem gebracht waren, nun alle nur denkbaren einzelnen Beſtandtheile eines vollſtändigen Gemählbewerks, aus ihrem lebendigen Zuſammenhange herausriß, und dann nicht bloß Landſchaft und Portrait, ſondern Küchen- und Speiſekammergemählde, Jagd- und Hundegetümmel, Frucht-, Blumen- und Viehſtücke, Stillleben und Kirchenperſpective, häusliche Scenen und ſcherzhafte Caricaturen, Schlachtenmahlerei und halbkomiſche Volksgemählde, in bunter Abwechslung iſolirt behandelte, und zur höchſten techniſchen Vollkommenheit zu ſteigern ſtrebte, bis endlich in dieſem chaotiſchen Gewirre von knechtiſcher Nachahmung aller möglichen rohen Naturgegenſtände, die Kunſt zur bloßen Technik herabgeſunken und ihre urſprüngliche Idee ganz verloren gegangen war.

Das glückliche Zuſammentreffen der ſchönen Idee mit der techniſchen Vollkommenheit und anmuthigen Fülle der ſinnlichen Geſtaltung aber findet nur in den einzelnen Blüthemomenten des ältern Styls Statt, oder in den wenigen noch unverdorbenen Anfangspunkten der erſten, großen Zeit der neuen Schule. Faſt überall iſt dieſe harmoniſche Vollendung, der wir in der Anſchauung des Kunſtſchönen vor allem nachforſchen, nur eine herrliche Ausnahme; und darum muß man ſich auch den Gang der Kunſt, ſo leicht es iſt, denſelben im allgemeinen Umriſſe zu bezeichnen, nicht zu unbedingt an eine ſtrenge Regelmäßigkeit gebunden und in jenen Stufengang der Entwicklung gewaltſam eingefügt denken; da ein einzelnes Werk oft weit über andre Produkte desſelben Meiſters hervorragt, oder auch aus ſeiner ganzen Zeit und Kunſtepoche heraustritt. Dieſes müſſen wir wohl im Auge behalten, indem wir jetzt den Faden der Anſchauungen wieder aufnehmen, und wollen, wo ſich die Gelegenheit darbietet, nicht unterlaſſen, es bemerklich zu machen.

Unter denen in dieser letzten Zeit in dem runden Saale des Louvre ausgestellten Gemählden waren nur einige wenige neue von großer Bedeutung; die meisten waren schon früherhin ausgestellt gewesen.

Am erfreulichsten und anziehendsten unter den neu aufgestellten Gemählden war vielleicht die Caritas des Andrea del Sarto, Nr. 8. des Katalogs jener Ausstellung. Es ist eine liebende Mutter, von frohen Knaben umgeben und umschlungen; einer an ihrer Brust, andre auf ihren Knien reitend, zu ihren Füßen gelehnt, mit Blumen und Früchten in frohem Lachen spielend, oder süß schlafend. Die Gestalt der Mutter ist hoch, schlank, edel; ihr Gesicht persönlich und schön, unter eigenthümlichem Kopfputz, klar aus hellen, klugen Augen blickend. Der Gedanke, dessen Bedeutung sich von selbst in dem Bilde ausspricht, ist schön, sehr einfach und jedem verständlich. Der vorzügliche Werth des Gemähldes besteht, nebst der naiven Fröhlichkeit und Heiterkeit des schönen Ausdrucks, ganz besonders in der Farbe; so leicht, zart, luftig und hell ist dieses Blau und Roth, und die Carnation der nackten Knaben dazwischen, und doch so gar nicht grell, so sanft gemildert, und wahr verschmolzen, daß es uns wie aus offnen heitern Augen der Liebe mit sanftem Reize anschaut. Niemahls noch sah ich ein Gemählde von diesem Meister in dieser Manier und von solcher Anmuth; es ist aus der alten Sammlung. Fast scheint es, als hätte unter allen Nachfolgern Raphaels, deren jeder sonst seine eigne sehr bestimmte Manier hat, von der er nicht abgeht, wenn gleich diese Manier, wie beim Giulio Romano, oft sogar, was schon der Meister selbst in einer einzelnen Rücksicht wollte, nur kräftiger und noch vollendeter, aber freilich auch einseitiger ausführt; es scheint, sage ich, als hätte der vortreffliche Andrea del Sarto vorzüglich die Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit seines großen Vorbildes geerbt. Denn so verschieden als die Bilder Raphaels unter sich sind, bei der dauernden Vorliebe für dieselben oft wiederhohlten Gegenstände, und der wiederkehrenden Aehnlichkeit mancher einzelner Gestalten, so zeigen sich auch einige Gemählde des Andrea del Sarto, als mannichfaltige Variationen über dasselbe durchgehende Grundthema.

Ausgezeichnet durch die Farbe sowohl als durch einzelne Parthien, fand ich die Geburt des Heilands von Spagnoletto, Nr. 36; einem Mahler, der sich in den meisten andern seiner Gemählde nicht eben sehr von den übrigen schlechten italienischen Mahlern und leichtsinnig rohen Naturalisten der spätern Zeit unterscheidet. Das lebhafte Ultramarinblau im Gewande der Mutter und am Himmel, so wie die Farbenpracht und Farbenwahrheit alles übrigen, nebst einer gewissen frommen Herzlichkeit und naiven Kraft, welche bei den spätern Italienern so selten ist, lenkten den Blick darauf, der am längsten verweilte bei dem alten Hirten, welcher in fast mehr als Lebensgröße rechts aus dem Rande erscheinend, den Vorgrund bildet. Er ist groß von Gestalt und von biederm, treuherzigem Ausdruck; das rauhe, hier und da zerlumpte Fell, das ihn umgürtet, so wahr und ausführlich gründlich gemahlt, die ganze Figur doch sogar nicht gemein, ernst und bieder hereinschreitend; selten wird man auf einem italienischen Bilde dieser Zeit noch eine solche Figur finden. Vielleicht ist der ernste Charakter des Spaniers hier sichtbar; auch in der Manier der Mahlerei und in der Art der Gründlichkeit derselben ist etwas, was mehr an Murillos erinnert, als an den niederländischen Fleiß.

Eine Heimsuchung Mariä von Andrea da Salerno, Nr. 5, zwar nicht aus sehr alter Zeit, aber doch ganz in der alten Manier; welches im Zacharias den Dichter Bernardo Tasso, und in den andern Figuren noch andre geschichtliche Personen darstellt, übrigens von nicht sehr großem Werth; zeichnet sich aus durch eine Art von Aehnlichkeit, nicht etwa mit den vorzüglichsten, wohl aber mit den mittelmäßigen und schlechtern Bildern der altdeutschen und altniederländischen Schule. In der ältern Manier beider großen Schulen, gleichen sich nicht nur die vortrefflichen Werke zum Erstaunen, sondern selbst die schlechtern, zum desto vollkommneren Beweise, daß die Mahlerei bei den alten Deutschen, wie bei den Italienern, ungefähr von demselben Punkte ausgegangen sei.

Der Ring des heiligen Marcus, Nr. 15 von Bordone, von welchem auch ein vortreffliches Frauenbildniß zu sehen ist. Jenes große Gemählde, reich an Figuren und voll Leben, nach Art der Venetianer, stellt uns die versammelten Häupter der Stadt

dar, denen ein armer Fischer, demüthig nahend, das Zeichen bringt, das ihm die heiligen Schutzpatrone Venedigs gaben, indem sie ihm die Rettung der von Ueberschwemmung bedrohten Stadt verkündigten. In der einfachen Ausführung des Gegenstandes, und in der Behandlung der Farben bemerkt man mit Vergnügen, daß sich der schöne alte Styl der Mahlerei in der venetianischen Schule auch noch unter den spätern Meistern verhältnißmäßig lange erhalten habe.

Das Bildniß des Bandinelli, Nr. 9, gemahlt von ihm selbst, vermehrt die Reihe der anziehenden Bildnisse italienischer Mahler, welche sich gegenwärtig zu Paris befinden. Welche kraftvolle, ausgezeichnete, hohe Menschen mußten es sein, wenn man auch nur den äußern Abdruck ihrer Gesichtsbildung betrachtet. Aber freilich darf man beim Bandinelli eben nicht an die tiefe, sinnige Stille und anziehende Sonderbarkeit im Gesichte des Leonardo, nicht an dem hohen und doch liebevollen Trotz im Garofalo, an die wilde und rauhe Hoheit des Giulio Romano, nicht an die männlich kluge, edle und gesetzte Bildung des Fattore denken. Und doch ist das Gesicht des Bandinelli auf keine Weise gemein zu nennen; es ist sehr ausgezeichnet und sehr kraftvoll, aber nebst einem unbezwinglichen Eigensinn, ist der Ausdruck der Pedanterei, wie mich dünkt, darin unverkennbar.

Ein Gemählde, welches der tiefsten immer wiederhohlten Betrachtung und Durchforschung würdig ist, und das man immer mehr bewundern lernt, je öfter man zu demselben zurückkehrt, ist die Abnahme vom Kreuz, Nr. 16, von dem großen Baumeister, dem alten Bramante. Das Gemählde zeichnet sich sogleich sehr vorzüglich aus, durch eine vortreffliche Anordnung. Ob die Kenner sie kunstreich finden mögen, weiß ich nicht, aber sie ist sehr verständig, ja groß in ihrer Einfachheit; das Bild ist wie aus wenigen großen Zügen und Verhältnissen ganz eigentlich gebaut und in baukünstlerischer Symmetrie zusammengestellt. Besonders die sitzende Heilige vorn zur Linken ist so würdig an das Ganze geordnet, wie man es wohl nur auf älteren Gemählden findet, und auch auf diesen nur selten. Zur Rechten steht der heilige Antonius mit dem Einsiedlerglöckchen; der heilige Hieronymus

links, mehr hinten; Johannes, Nikodemus, Joseph von Arimathia, umgeben die Mutter Gottes, die mitten auf dem Gemählde am deutlichsten heraustritt. Ihr Gesicht drückt den innigsten Schmerz, die Art, wie sie den Leichnam auf ihrem Schooß an sich hält, das rührendste Zartgefühl und Schonung aus. Herzlicher, treuer und redlicher kann wohl überhaupt der Schmerz nicht ausgedrückt werden, als in den Gesichtern aller Umgebenden, deren jeder irgend ein Werkzeug oder Zeichen der Marter einfältig emporhält und vorzeigt, und jeder denselben Schmerz, doch ohne Wiederhohlung, gleich innig und herzbewegend sehen läßt. Und diese Herzlichkeit, dieß treulich Gemeinte der dargestellten Menschen, wie des Bildes selbst, ist es denn wohl, was es in so hohem Grade rührend macht, obgleich es ganz fern ist von allem Anspruch auf hohe Leidenschaftlichkeit und interessante Schönheit im sentimentalen Ausdruck, ganz einfältig und schlicht; und eben darum gewinnt man auch das Bild immer lieber, je öfter man es betrachtet. Die Farben sind in vielen Bildern anziehender, wiewohl der Gebrauch und die Anordnung derselben eben den Verstand verrathen, der im Bau des Ganzen sich verkündigt. Manche einzelne Theile wird man in andern Gemählden, wenn man eine Vergleichung anstellen wollte, was aber eigentlich nie geschehen müßte, wenn nicht die sichtbare Absicht des Künstlers selbst, oder die nothwendigen Bedingungen des Gegenstandes ausdrücklich dazu auffordern, leicht ausgezeichneter und schöner finden können. Durch den Charakter aber der herzlichen Treue und des redlichsten Gemüthes in einfältiger Kraft und Gradheit, welchen er den Freunden und der Umgebung des Heilands gab, dürfte der Künstler wohl die Wahrheit weit besser getroffen haben, als in spätern Zeiten irgend geschehen ist, wo uns in den Figuren der Apostel, wenn nicht blos auf kunstreiche Gruppirung derselben gesehen wird, Gestalten vorgestellt werden, die wohl für einen griechischen Philosophen passend sein möchten, oder für einen römischen Staatsmann, oder gar für einen Athleten, nur aber nicht dem Begriff entsprechen, den wir uns von den Aposteln zu machen haben.

Eine heilige Familie von Andrea del Sarto, Nr. 7, Kniestück;

zeichnet ſich aus durch die kräftige Ausführung, den ſchönen Kopf der Alten und die reizende lachende Fröhlichkeit der Knaben. Unter den Nachahmern des Raphael iſt Andrea del Sarto vielleicht derjenige, der ſich dem Meiſter in lieblichen Knabengeſtalten, worin Raphael ſonſt ſo unnachahmlich und unübertrefflich iſt, einigemahle wenigſtens genähert hat; doch bleibt immer noch ein großer Abſtand. Daſſelbe Bild befindet ſich auch zu Düſſeldorf, aber nicht ſo gut gemahlt und mit einigen Aenderungen.

Das Bildniß eines Großmeiſters des Maltheſerordens nebſt einem Edelknaben, von Michael Angelo Carravagio, zeichnet ſich unter den Bildern der ſpätern italieniſchen Schule erfreulich aus, durch das kräftige, feſt auf und hervortretende Grade, durch das ſchöne ritterliche Coſtüm im herrlichen goldglänzenden Panzer. Wer Bildniſſe der altdeutſchen Schule kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der hat das freilich oft viel ſchöner und gründlicher geſehen. Für jene Zeit der italieniſchen Schule bleibt es immer eine rühmliche Ausnahme.

Schon ganz aus dem Style der ſpätern Zeit, in der verſchmelzenden, weichlichen und nach einer bloß täuſchenden Natürlichkeit ſtrebenden Farbenbehandlung, aber nicht ohne großes Verdienſt in Rückſicht auf Geſtalt und Bedeutung iſt die Judith, Nr. 3, von Chriſtoforo Allori; Knieſtück. Die Schönheit der hebräiſchen Heldin und die Pracht des Gewandes, ſo wie die Wahrheit im Kopf der fromm beſchränkten, erſtaunenden Alten ziehen den Blick darauf hin. Der üppig blühende Mund, die dunkelglühenden, in Schwermuth halb geſenkten Augen, die Fülle der braunen Locken, die eine ruhige Stirn, ein feines, aber edles Geſicht umwallen; der ſchlanke, zierliche Körperbau, ſo weit das ſchwere Gewand ihn errathen läßt; die gänzliche Nachläſſigkeit, wie dieſes Gewand ihr anliegt, dieſelbe Nachläſſigkeit in ihrer ganzen Haltung und der Art, wie ſie das abgeſchlagne Haupt und das große Schwert hält, deſſen Schwere ſie erſt jetzt zu bemerken ſcheint; der Ausdruck nicht ſowohl von denkendem Ernſt, ſondern von einer immer gleichen Traurigkeit, von einem ſtillen Ueberdruß; alle dieſe Züge zuſammengenommen, laſſen uns jene aus edlem Stolz, gläubiger Hingebung, Sinnlichkeit und Schwermuth zu-

ſammengeſetzte Gemüthsſtimmung ahnen, in welcher dieſe wunderbare Frau ſich zu dieſer That berufen fühlen konnte. Die Erzählung, wie der Künſtler ſich ſelbſt und ſeine Geliebte in dieſen Bildniſſen dargeſtellt haben ſoll, iſt aus der Kunſtgeſchichte bekannt.

Ganz antik im Gegentheil, nicht durch erkünſtelte Nachahmung der alten Marmorbilder, aber durch die Geſinnung, durch das römiſch Große, Freie und Kraftvolle, wie die Begebenheit aufgefaßt iſt, ſahen wir einen ächt chriſtlichen Gegenſtand behandelt, in dem Märterthum der heiligen Agatha, Nr. 60; einem Knieſtück von Sebaſtiano del Piombo. Für Behandlung des Gegenſtandes und Bedeutung, eines der lehrreichſten Bilder, das man ſehen kann; ein claſſiſches Gemählde, wenn irgend eines dieſen Nahmen verdient. Nicht etwa, weil es den Anforderungen, welche die Theoretiker in ihren Lehrbüchern zu machen belieben, durch alle Kategorien entſpricht, ſondern weil die große ſchonungsloſe Kraft, die durchdachte Verſtändigkeit, die Würde und der große Sinn des claſſiſchen Alterthums, dieſes ſeltne Werk durchaus beſeelen und beherrſchen. Der Tradition gemäß, iſt die Zeichnung von Michael Angelo, welcher den im Colorit ſehr hoch geſchätzten venetianiſchen Künſtler, mit dieſer Nachhilfe, dem Raphael, in ſeiner eignen Gattung von Andachtsbildern und Oehlgemählden von geringerem Umfang, als einen gefährlichen Nebenbuhler gegenüber ſtellen zu können hoffte; und daher kommt es denn wohl, daß die gewöhnlichen Kenner nichts daran zu loben wiſſen, als die bewundernswürdigen Verkürzungen. Jene Sage wird um ſo wahrſcheinlicher, da ein andres Bild des Sebaſtian, die Mutter Gottes mit dem ſchlafenden Kinde von Engeln umgeben, darſtellend, nicht nur an Werth ſehr weit unter jenem ſteht, ſondern ſo ganz verſchieden in der Art iſt, daß man gar nicht glauben ſollte, daß es von demſelben Meiſter ſei. Jedoch iſt zu bemerken, daß dieſe Formen hier durchaus nicht ſo übertrieben ſind, wie es ſich auf den kleinern Oehlgemählden des Michael Angelo ſonſt findet; ſie ſcheinen vielmehr ganz in dem letzten Style des Raphael zu ſein, da ſich dieſer auch dem Michael Angelo näherte, wie in den Tapeten, und beſonders auf der Transfigura-

tion. Wie kann aber, höre ich unsre Leser fragen, ein so grausamer Gegenstand der Stoff eines schönen Gemähldes sein? Und in der That sah ich auch viele Beschauer, sobald sie hingeblickt hatten, sich schaudernd wieder davon wenden, und den Künstler wegen seiner Wahl tadeln. Dieselben, welche dann wohl mit zufriedner Bewunderung lange vor dem Märterthum der heil. Agnes von Dominichino, oder dem bethlehemitischen Kindermord des Guido verweilten, ohne vor dem Gemisch von Leichen und in Todesangst Ringenden, den Blutströmen und den wüthenden Geberden im geringsten zu erschrecken, oder sich wegzuwenden. Und nichts von allen dem ist doch in dem Bilde der heiligen Agatha sichtbar. Kein Blut, kein krampfhafter Schmerz, keine Verwundung; denn noch haben die drohenden Marterwerkzeuge den Leib der Heiligen nicht wirklich berührt; auch nicht einmahl der übertriebne Ausdruck einer teuflisch empörenden Bosheit findet sich hier, wie es sonst mehrentheils auf Bildern dieser Art gewöhnlich ist. Es liegt daher wohl vorzüglich in der ernsten erschütternden Wahrheit der Darstellung, wenn der erste Eindruck auf die meisten so zurückschreckend und entsetzlich wirkt, da alles Ekelhafte und Unedle in diesem Bilde gerade so ganz vermieden ist, wie es vielleicht in keiner andern Darstellung eines Märterthums der Fall sein möchte. Der Künstler hat den Augenblick unmittelbar vor der Ausführung gewählt; schon nähern die glühenden Eisen sich den Brüsten und dem herrlichen entblößten Leibe des hohen Weibes, und die dadurch so heftig erregte Erwartung kann allerdings etwas Peinliches haben; aber doch könnte es wohl nur derjenige allzu peinlich finden, der in dieser Pein eben nichts sieht, nichts fühlt, als die Pein, der gar nichts ahnet von der höhern göttlichen Bedeutung, und keine Freude empfindet, an der herrlichen Schönheit in Gestalt und Ausdruck, so wie in der Anordnung des Ganzen.

Die Composition ist sehr einfach. Die Figuren sind in Lebensgröße, das Bild ist aber doch von geringem Umfang, da die Figuren dicht zusammen stehen. In der Mitte ganz im Vorgrunde, die Heilige, bis auf die Mitte des Leibes nackt; zu ihren Füßen liegt ihr Obergewand, das Untergewand um Hüften und Lenden gewunden, ist vorn zusammengeknüpft. Sie ist rückwärts an eine

Säule gelehnt, um welche ſich auch ihre Arme zurückbiegen, und an dieſelbe feſt gebunden zu ſein ſcheinen; ſie werden durch die Köpfe der beiden Henker, welche zu beiden Seiten ſtehen, verdeckt, und durch einen dunkelgrünen Vorhang, der von oben herabhängt. Ueberhaupt iſt der peinliche Eindruck gewaltſamer Feſſelung ganz vermieden; die Leidende ſcheint faſt frei und freiwillig unter ihren Henkern zu ſtehen. Zur Linken ſteht der Tyrann vor ihr, mit einem ſonderbar verkürzten Arm auf einen Tiſch gelehnt, der von dieſer Seite den Vorgrund bildet; hinter ihm ein Begleiter, der die Augen bedeutend niederſchlägt, auf der andern Seite ganz vorn, vor dem Henker rechts, liegt ein großes Meſſer auf einer grauen Baſis. Die Henker halten die Zangen mit beiden Händen; an der rechten Seite der Säule, welche den Hintergrund theilt, nimmt man einen Heerd und Feuer wahr, und kleine Figuren, welche mit den Zubereitungen der Marterwerkzeuge beſchäftigt ſind; an der linken Seite öffnet ſich der Hintergrund und es zeigt ſich hinter dem aufgezogenen Teppich eine ſtille Landſchaft, und ruhiges Gewäſſer in heitrer Ferne. Vor dieſer Landſchaft und zunächſt bei dem die Augen niederſchlagenden Begleiter, ſtehen zwei römiſche Soldaten, mit blanken offenen Helmen, theilnehmende Zuſchauer der Begebenheit.

Der Leib der Heiligen iſt von heldenkräftiger jungfräulicher Schönheit und Stärke. Keine Lilien und Roſen, ſondern die Farbe der ungeſchwächten Geſundheit im hellſten Lichte durchglüht die reinen feſten Formen. Aus ihrem Geſicht ſpricht nicht eine überſinnliche Geiſtigkeit, ſondern vielmehr eine irdiſche Heldentugend und Tüchtigkeit; in den dunkeln Augen die ganze Gluth des gefühlvollen Weibes, aber mit dem Ausdruck der Feſtigkeit, der Seelengröße, des Bewußtſeins der innern Würde; der nachläſſige Fall der ſchwarzen Locken läßt dennoch die edle Stirn ganz frei, und den wunderſchönen kräftigen Hals. Während der Leib ſelbſt, ſtill und ohne Verzuckung und Verrenkung der Marter Preis gegeben iſt, wendet ſie den Kopf mit ergreifender Hoheit und in edler Bewegung gegen den Tyrannen. Sie ſpricht zu ihm, ſie macht ihm den bittern Vorwurf: „Eines Weibes Leib hat dich getragen, ihre Brüſte dich genährt, und du ſchämſt dich nicht, ſie den Hen-

kern Preis zu geben?" Nur in der Bläſſe verräth ſich die Bangigkeit der irdiſchen Natur vor dem entſetzlichen Augenblick; ihr Blick und die hohen Züge ſprechen mehr Zorn aus und Verachtung gegen den Tyrannen, als Sorge um ſich ſelber. Mitten unter den Leiden triumphirt ſie noch über ihn, der in ſichtbarer innerer Unruhe vor ihr daſteht und ſie anſtarrt, als ob er an dem Schauſpiel der Marter ſelbſt, ſich gegen Zweifel ſtärken möchte; die auffallend gezwungene Stellung, das beinah unnatürliche Aufſtemmen des Ellenbogen an den Tiſch, verſtärkt noch den Ausdruck der innern Unruhe des Tyrannen, der ſich ſelbſt gleichſam in dem einmahl gefaßten Unwillen feſt hält, als ob die ſtarrſinnige Härte gegen ein beſſeres Gefühl ſich ſtemmte und es verdrängte.

Der Kopf iſt übrigens von edler Form und ſehr kraftvoll. Noch kraftvoller in ihrer Art die beiden Henker, welche der Heiligen die Brüſte mit den glühenden Zangen abzureißen drohen. Sie ſind, was ſie ſein ſollen: gemein, häßlich, und ganz gefühllos, bloß ſorgfältig auf ihr Geſchäft bedacht, wie wenn es irgend ein andres wäre. Die ungeheure Kraft aber in dieſen Geſichtsbildungen und die unbeſchreibliche Gründlichkeit und Objectivität der Ausführung mildert den Eindruck, ohne ihn zu ſchwächen, weil ſie den Beſchauer ſo gewaltſam auf den Charakter und die Form lenkt, daß das natürliche unvermeidliche Gefühl mehr nachſtehen muß.

Noch merkwürdiger und auf dem ganzen Bilde vielleicht am größten gedacht, ſind die beiden Soldaten mit offnen Helmen und Harniſchen, die hinter dem Tyrannen der Begebenheit mit dem innigſten Antheil zuſchauen. Eine herzliche Rührung und der redlichſte Schmerz bricht auf ihren Geſichtern aus; kein wüſter Zorn gegen den Tyrannen zeigt ſich darin, und keine fruchtloſe Andeutung oder Beſtrebung von gutem Willen zu einer doch hier nicht anwendbaren und unmöglichen Hülfe. Stumme Zuſchauer deſſen, was ſie nicht ändern können und dürfen, ſehen ſie einzig auf die Heilige, denken und beachten nichts als dieſe, ſcheinen auf ihre Worte zu horchen, und durch ihr hohes und inniges Mitgefühl, wie durch eine begleitende Muſik, das Leiden, gleich dem Chore im griechiſchen Trauerſpiele, zu beruhigen, und das Gefühl des höchſten Schmerzens mit dem Gedanken der Nothwendigkeit und

der ewigen Wahrheitsgesetze zu vermählen. Beide sind sich ganz ähnlich und beinah gleichend, in mehreren Personen gleichsam nur Ein Wesen darstellend, und erinnern um so mehr an die Bedeutung des alten Chors bei einem solchen Trauerspiele. Uebrigens sind sie in Stellung und Gestalt ganz schlicht und martialisch; nicht wild und ungestüm, aber von der männlichsten Festigkeit und auch im Charakter wie eisern; um so rührender nur ist das tiefe Mitgefühl grade solcher Heldenmänner. Die Aussicht auf die ferne Landschaft beruhigt die erschütterte Seele, wie der Glaube an ein zukünftiges Glück. Keine Glorie, keine Engel schweben nieder, um der Märtyrin die Himmelspalme zu reichen, sondern ihre standhafte Seele eilt mit Zuversicht auf die innre Kraft, der Gottheit zu und der ewigen Freiheit; und auch dadurch zeichnet sich dieß Bild vor den meisten andern aus, welche ein christliches Märterthum darstellen. Gewiß ist es in seiner Art fromm und mit einer hohen moralischen Andacht empfunden, aber doch mehr im antiken Sinn, mehr stoisch und römisch, als eigentlich christlich.

Wie hat man nur überhaupt die Martyria so unbedingt ganz im Allgemeinen und ohne alle Unterscheidung verwerfen können, als ungünstige und wohl gar unwürdige Gegenstände der darstellenden Kunst; da doch dieses nie genug zu preisende Bild allein hinreichend wäre, eine solche Meinung zu widerlegen, und klar zu zeigen, wie man auch diesen Stoff auf eine schöne und höchst würdige Art behandeln könne! Aber freilich, man hat die große Frage über die eigentlichen und schicklichen Gegenstände der Kunst überhaupt und der Mahlerei insbesondere, nur nach einer, aus diesem oder dem andern halb mißverstandnen philosophischen Begriff ganz zufällig entstandenen und höchst einseitigen Theorie blindlings und absprechend entschieden. Hätte man sich zuvörderst lieber auf dem geschichtlichen Wege zurecht zu finden gesucht, so möchte die Antwort etwas anders ausgefallen sein. Der älteste Gegenstand der christlichen Mahlerei mag wohl derjenige sein, der niemahls ganz erschöpft werden wird, noch auch jemahls ganz erreicht werden kann: die Mutter Gottes mit dem Kinde. Nicht viel minder oder vielleicht eben so alt als dieser, dürfte vielleicht der andre Gegenstand sein, der eben so oft wiederholt, aber noch weniger bis zur höchsten

Vollkommenheit gebracht worden ist, als jener; das Bild des leidenden, dornengekrönten Hauptes, des blutbesprengten Heilandes, das Ecce Homo und die Kreuzigung selbst. Die Legende der heiligen Veronica beweist wenigstens nicht minder für ein sehr hohes Alterthum dieses Symbols, als die Legende vom heiligen Lukas für das Muttergottesbild. *) So wie nun der englische Gruß, die heilige Fa-

*) Die ältesten Darstellungen von dem Leidenstode Christi waren ganz symbolisch, indem statt der wirklichen Menschengestalt des Heilandes, nur ein Lamm an das Kreuz geheftet, als sinnbildliche Erinnerung und Crucifix diente. Der Grund aber, warum man hier das symbolische Lamm wählte, statt den Erlöser wahrhaft in seiner leidenden Menschheit darzustellen, lag vermuthlich darin, daß man in der ältesten Christengemeinde, wie sie zum größern Theile aus dem Judenthum hervorgegangen war, durchdrungen von dem Glauben, daß Jesus von Nazareth wahrer Gott gewesen sei, wegen des mosaischen Verbots, daß man kein Bildniß von dem höchsten Gott machen soll, Bedenken gegen eine solche Abbildung in Menschengestalt trug, oder wenigstens den Schwachen unter den gewesenen Juden ein Aergerniß dadurch zu geben besorgte; bis dann bei mehr anwachsendem und befestigtem Christenthume alle solche Erinnerungen und Ueberbleibsel jüdischer Denkart und Besorgniß bald verschwunden sind. Den Uebergang von diesem rein symbolischen Kreuz mit dem Lamme zu der vollständigen, wahren Abbildung des sterbenden Erlösers bildet der Abdruck vom Gesicht des Heilands auf dem Schweißtuche der heil. Veronica, von welchem uns das wunderbare altdeutsche Bild in der ältesten, mehr griechischen Art, in der Boisserée'schen Sammlung den erhabensten Grundtypus darbietet. Das Haupt allein, von aller Verbindung mit dem Körper abgerissen, als wunderbarer Schattenriß und Abdruck auf dem heil. Tuche bleibend, hält gleichsam die Mitte zwischen einem wirklichen Bilde und bloßen Zeichen. Unter den ältesten Marienbildern ist vorzüglich jene Art mehr symbolisch zu nennen, welche uns das Christkind, auf dem Schooße der Mutter, als schon heranwachsenden Knaben, mit einer Krone auf dem Haupt und auch die Mutter desgleichen mit der Krone des Himmels geziert, darstellt; denn diese Abbildung stimmt nicht überein mit der wahren Beschaffenheit der demüthigen Kindheit Christi. Es sind hier vielmehr willkührlich, obwohl künstlerisch vollkommen statthaft und richtig zwei verschiedne Momente, welche geschichtlich getrennt sind, zusammengenommen und in Eins verschmolzen: die Mutter Gottes in der Kindheit Christi, wie wir sie uns

milie, die Anbetung der Könige, die himmliſche Converſation alle mehr oder weniger an jenen einfachſten und reinſten Ausdruck der unendlichen Lieblichkeit erinnern, den innige Liebe je erſonnen hat; gleichſam nur eben ſo viel verſchiedene Ausdrücke und Variationen desſelben ſind, geſchmückte Entfaltungen und Erklärungen für den irdiſchen Sinn; ſo ſpiegelt ſich auch in jeder untergeordneten Leidensgeſchichte, die höchſte aller Leidensgeſchichten von neuem ab. Die Kunſt aber und die Religion, von der ſie nie getrennt werden kann, ohne ſich ſelbſt zu verlieren, ſollen dem Menſchen nicht allein das Göttliche andeuten, wie er es rein von allen Verhältniſſen und im heitern Frieden ſich denken und ahnen kann, ſondern auch in ſeinem beſchränkten Verhältniß, wie das Göttliche ſelbſt im irdiſchen Daſein noch durchbricht und auch da erſcheint; d. h. ſie müſſen und ſollen uns darſtellen die tiefen Schmerzen der in die Sterblichkeit eingeſchloßnen, und auf dem himmliſchen Rückwege allen Martern ſich ſelbſt freiwillig hingebenden höchſten Liebe! Das Marienbild und das Kreuzesleiden, dieſes ſind die primitiven und mit allen ihren unendlich verſchiedenen Ausdrücken, Variationen und mannichfaltigen Zuſammenſetzungen auch nie zu erſchöpfenden Gegenſtände und Grundanſchauungen, gleichſam die beiden ewigen Pole, der höhern wahrhaften Mahlerei. Einſiedeleien, wozu auch in den Legenden ſo viele und ſo ſchöne Veranlaſſungen ſich finden, ſind freilich gefälliger und wohlthuender als ein noch ſo bedeutendes Märterthum; aber würde es nicht bald zur manierirteſten Einſeitigkeit führen, wenn man immer nur nach dem Angenehmen und Erfreulichen ſtreben wollte? Nicht zu gedenken, daß das Reizende grade diejenigen zu fliehen ſcheint, die ängſtlich darnach haſchen, und ſich am liebſten freiwillig zeigt;

---

da ganz natürlich und demüthig zu denken haben; und die als Königin des Himmels gekrönte Maria. Jener andern ebenfalls ganz ſymboliſchen Darſtellung der Mutter Gottes, welche unter dem Nahmen der unbefleckten Empfängniß bekannt iſt, mit dem Monde zu den Füßen und von der Sonne umſtrahlten und ſternenumkränzten Haupte, von welcher weiter unten die Rede ſein wird, habe ich hier noch nicht erwähnen wollen, weil ſie, geſchichtlich genommen, einer ſpätern Zeit angehört.

daher man es mit Dank annehmen und erkennen soll, wo es sich darbietet. Eigentlich fordern sollte man aber von einem Kunstwerke nicht den äußern Reiz und die sinnliche Schönheit, welche nicht überall mit der Wahrheit der Darstellung vereinbar sind, sondern zunächst und vor allem andern die hohe und göttliche Bedeutung, weil es ohne diese gar kein Kunstwerk zu heißen verdient, und mit dieser die Anmuth, als Blüthe und Frucht der göttlichen Liebe, sich oftmahls von selbst einstellt. Dieser hohen, tiefen Bedeutung aber sind die Martyria gewiß in einem ganz vorzüglichem Grade fähig. Wenn der Mahler das Ekelhafte zu vermeiden weiß, so wird es ihm leicht werden, in diesem Gemisch von reinen und liebevollen Charakteren in den leidenden, von gemeinen, verwilderten, oder ganz boshaften, in den verfolgenden Naturen, und ihrem gegenseitigen Kampf, in mannichfacher Abstufung und Verschlingung, ein nur allzuwahres Bild von dem Trauerspiel des wirklichen Lebens zu entwerfen, und von dem Geschick, was die reinere Natur im menschlichen Verhältnisse meistentheils erwartet; wobei er, wenn er sonst will, immer noch Gelegenheit genug finden wird, uns an die höchste Schönheit und Liebe zu erinnern. Nur freilich mit dem Unterschiede, daß das Märterthum des Rechtschaffnen und Frommen im Kampf mit den Schlechten, in der Wirklichkeit mehr durch den ganzen Lebenslauf ausgedehnt und nicht so sinnlich zu erscheinen pflegt. Aber ist dieß etwa ein Nachtheil für die Kunst? Sinnliche Lebendigkeit fordert sie, vor allen die Mahlerei; und die Zusammendrängung dessen, was in der Wirklichkeit weit zerstreut ist, in einen gewaltigen Brennpunkt, dürfte wohl grade der Hauptunterschied und recht eigentlich dasjenige sein, was die Kunst, in der Behandlung des Einzelnen, von den Gesetzen des Wirklichen trennt und unterscheidet. So daß Martyria recht behandelt, wohl eher sogar zu den ganz angemessenen Gegenständen der Mahlerei gehören möchten; wenigstens sind sie weit brauchbarer für dieselbe, als für die Poesie, die, wenn nicht viele andre Begebenheiten damit verknüpft sind, so daß das Märterthum nur einen Punkt oder den Gipfel eines größern Ganzen bildet, dieses allein darzustellen sich fast vergeblich bemühen, dadurch kalt und eintönig wer-

den, oder im beſſern Falle in ein ängſtliches Ringen nach einer ihr doch unmöglichen ſinnlichen Wahrheit der Darſtellung verfallen würde. Wunderbegebenheiten, wie deren auch, da die ganze Legende gemahlt werden ſollte, ſo viele gemahlt ſind, ſcheinen dagegen eher ein ausſchließliches Eigenthum des Dichters zu ſein, der allein ſie hinreichend vorbereiten, und zur vollen und vollſtändigen, wenn gleich immer räthſelhaft und geheimnißreich bleibenden Anſchauung bringen kann; grade in dieſem Geheimnißreichen und Räthſelhaften ſcheint ſich die Poeſie vorzüglich zu gefallen und oft am glänzendſten zu zeigen; nur die ganz allgemein bekannten Wunder, wie die Himmelfahrt und Verklärung, haben den Vorzug, auch im Gemählde nicht dunkel zu ſein, oder kalt zu laſſen.

Wie ſonderbar ſchwanken überhaupt jetzt die Mahler in der Wahl der Gegenſtände umher? Bald geben ſie uns griechiſche und römiſche, bald ganz modern franzöſiſche oder celtiſch-oſſianiſche Geſchichten und Geſtalten, oder endlich gar ſolche, die nirgends zu Hauſe ſind, als in dem Kopf des in falſche Theorie verirrten Künſtlers. Möchte man doch lieber wählen auf dem gebahnten Wege der großen alten Mahler Italiens und Deutſchlands weiter fortzugehen; es würde wahrlich nicht an Stoff fehlen, und man würde ſehr irren, wenn man glaubte, der chriſtliche Bilder-Cyklus ſei ſchon erſchöpft! Man gehe nur einmahl die Kupferſtichſammlung Albrecht Dürers mit Aufmerkſamkeit durch. Welche Fülle von neuen und tiefen Ideen wird man da finden. Ich meine nicht grade die apokalyptiſchen Bilder; das dürfte, ſo tiefen Sinn ſie auch verrathen mögen, beſonders für den Verſtand der jungen Künſtler ein ſehr gefährliches Experiment ſein. Wie neu aber und wie reich iſt er auch in den gewöhnlichſten Gegenſtänden! In ſeinen verſchiedenen Behandlungen der Kreuzigung iſt es auffallend und darf nicht weiter erwähnt werden. Aber auch in den Muttergottesbildern. Wo giebt es ſchon eine Madonna von einem großen Mahler gemahlt, wie die, nach der alten Idee der ſogenannten Bilder von der unbefleckten Empfängniß, von ihm entworfene, mit dem Monde zu ihren Füßen, der hohen Krone über dem Haupte ſchwebend, die langen Haare bis auf die Füße und den Saum des Gewandes wie ein Schleier herunterwallend.

Wo gäbe es ſchon ein kunſtvollendetes Bildniß, das uns die Königin des Himmels nach jener Vorſtellung, in aller Herrlichkeit des Glanzes und der Lieblichkeit darſtellte, und der Würde und dem Tiefſinn jenes alten Symbols ganz entſpräche? Und wie tiefſinnig und reich iſt nicht ſeine Mutter Gottes im Garten entworfen; in dem Garten, der durch die unermeßliche Fülle der mannichfachſten und üppigſten Pflanzen, in ſtiller Einſamkeit, wo hie und da ſich ſeltſame Thiere zeigen, zu einem kurzen Inbegriff und reichen Sinnbilde der unendlichen Natur ſelbſt erweitert iſt? Wie kühn endlich und gleichſam an der äußerſten Gränze des Wahren und Darſtellbaren ſind jene Verſuche, wo er uns die Mutter Gottes ſogar in ihrem irdiſchen Verhältniß und von häuslicher Sorge gedrückt, das Kind von Engeln umſpielt, in der Handwerksſtätte des irdiſchen Pflegevaters darſtellt? Wo giebt es ſchon ſolche Bilder, die doch zum Theil nothwendig wären, wie wenigſtens die Darſtellung der ſternbekränzten Mutter Gottes mit dem Monde zu ihren Füßen als Königin des Himmels dem chriſtlichen Ideenkreiſe weſentlich iſt, und die Darſtellung der geiſtigen Liebe im Mittelpunkt und Herzen des üppig blühenden Naturgartens demſelben doch ſehr nahe liegt. Wenigſtens müſſen dergleichen Bilder ſelten genug ſein; denn unter ſo reichen Sammlungen und Schätzen, wie ſie Deutſchland in Dresden und Düſſeldorf, Frankreich in Paris und gegenwärtig auch Brüſſel an Oelgemählden beſitzt, wird doch nichts der Art geſehen. Zwar doch ein ſehr altes Marienbild mit der Krone und dem Mond zu ihren Füßen in dem Saale antiker Gemählde zu Brüſſel; was aber doch keineswegs den Bedingungen einer ſo hohen Idee nur irgend entſpricht. Wahrlich, wären ſchon vortreffliche Mahler vorhanden, die ſich ſelbſt wieder auf dem Weg der alten Kunſt aus dem Irrſal moderner Kunſtirrthümer emporgearbeitet hätten; ſo wäre es eines edeln und reichen Beſchützers nicht unwürdig, durch einen großen angemeßnen Preis den Wetteifer der jüngeren Künſtler wieder auf die wahren Gegenſtände der Kunſt zu wenden, und dazu etwa irgend eine der vorzüglichſten und edelſten von ihm ſelbſt nicht ausgeführten Ideen Dürers zu wählen; wenn auch, wie ſich verſteht, mit der Freiheit, was weniger weſent-

lich oder mangelhaft iſt in den Formen, und dem Auge nicht zuſagt, mit Mäßigung zu verändern. In dieſem Zutrauen, ſcheint es, hat der große Mann die Fülle ſeiner Entwürfe der Welt hingegeben, gleichſam den Ueberſchuß ſeiner unerſchöpflichen Thätigkeit, welcher das, was er bei ſeiner Gründlichkeit ſyſtematiſch ausführen konnte, nicht genügen mochte. So angeſehen, als eine Sammlung von künſtleriſchen Gedanken-Fragmenten, ein Vorrath von ſchöpferiſchen Kunſt-Ideen, und nicht bloß als eine der Farbe beraubte, und alſo höchſt unvollkommne Nachbildung von Gemählden, laſſen ſich Kupferſtiche als eine weſentliche Vorübung und Bedingung der geſammten Kunſt, vollkommen rechtfertigen und billigen, und aus dieſem Geſichtspunkte müßten wohl wenigſtens die ſeinigen beurtheilt werden, und dann dürften ſich auch wohl diejenigen, die hart auf Eiſen ſchraffirt, dem Auge nicht auf dem erſten Eindruck wohlthun können, für den, der es ausführen wollte, durch Angabe alles Weſentlichen vollgültig bewähren. Wie Dürer aber auch in dieſer Gattung ausführen konnte, dieß beweiſt das Blatt vom Hubertus und des Sickingen, der durch den Wald reitet. Hier vermißt man kaum die Farben, man ſieht dieſe Stiche, wenn man anders einen guten Abdruck hat, wie ein gutes Gemählde, nie zu Ende; und wenn ſo iſt das individuell Unerſchöpfliche der geiſtigen Bedeutung und des Charakters nur ein Eigenthum und Vorrecht des alles durchwebenden Farben-Elements zu ſein ſcheint, nicht der körperlichen farbloſen Linien; ſo iſt hier gleichſam das Unmögliche geleiſtet, wie es den größten Meiſtern gegeben iſt, an die äußerſte Gränze der Kunſt und ihres Gebiethes zu ſtreifen und ſelbſt dieſe, des Rückweges immer ſicher, auf einen Augenblick kühn zu überſchreiten. Darum ſind jene großen Kunſtgeſtirne eben ſo gefährlich für ihre ſchwächeren Nachfolger, die ſich leichtſinnig auf eine Bahn begeben, der ſie nicht gewachſen ſind. Und ſo hat denn auch Dürer durch ſein Beiſpiel, ſo wie auch manche der größten Italiener, unſchuldigerweiſe beigetragen zur Verbreitung jenes Grundirrthums der Neuern, der alles verderbenden und für die Anſchauung und Theorie nicht minder als für die praktiſche Ausführung zerrüttenden Trennung von Zeichnung und Colorit. Denn, ſo wie nach der

Lehre des Sokrates, derjenige, welcher zuerst das Schöne von dem Nützlichen unterschied und trennte, den ersten Grund zur Unsittlichkeit gelegt hat; so wie aus dem einen Grundirrthum des Carteſius, daß er eine absolute Trennung von Geist und Körper annahm, eine ungeheure Kluft zwischen beiden festsetzte, alle nachfolgenden Verwirrungen der Philosophie nothwendig hergekommen sind; so dürfte sich auch wohl jene noch allgemein geltende Trennung der Mahlerei in Zeichnung und Colorit, als Grundquell aller abgeleiteten Irrthümer auf diesem Gebieth, immer mehr bewähren. Dem Dürer ging es übrigens so, wie schon sonst in alten Zeiten manchem Philosophen, der mehr um die Wahrheit als um seinen Ruhm besorgt, da er nicht alles systematisch vollenden konnte, die ganze Fülle seiner Ideen der Welt vertrauungsvoll hingab, dann eine kurze Zeit etwa von einigen seiner Zeitgenossen und Nachfolgern, oft ohne Anerkennung seines Verdienstes benutzt, ja beraubt ward, bis ein schwächeres Geschlecht, unfähig seine Andeutungen auszuführen, ja auch nur zu verstehen, dieselben bald nicht mehr beachtete und völlig vergaß. Wenn ich diese Sammlung von Dürer betrachte und dann an den Schwall von Skizzen und Kupferstichen denke, unter denen wir gegenwärtig leben, so glaube ich den großen Erfinder eines neuen Denksystems vor mir zu sehen, mit dem vollen Feuereifer der ersten Begeisterung und allen den tiefliegenden, vielleicht wahrhaft erhabnen Absichten, und dann den gleich nachfolgenden Secten-Haufen der leichtsinnigen Sophisten und süßlichen Aufklärer, deren Geschwätz wir auch jetzt, für die Kunst wie im bürgerlichen Leben auf allen Märkten vernehmen.

Was mich in Paris besonders an Dürers Sammlung in dem Kupferstich-Cabinet anzog, war die Vorzüglichkeit der Abdrücke. Auch wurden meiner Nachfrage keine andre Gemählde des verehrten Meisters gewährt. Zwar sollen vier große Stücke von Nürnberg hergekommen sein; doch diese sind, wie ein glaubwürdiger Mann mich versichert, gemäß dem Decret über die Versendung der Kunstwerke in fünfzehn große Departementsstädte, schon nach Rennes in der Bretagne deportirt, wo sie wohl schwerlich je das Auge eines deutschen Kunstfreundes wieder sehen wird!

In dem Schloſſe zu St. Cloud ſah ich mehrere Gemählde wieder, die wir ſchon im Louvre betrachtet und bewundert hatten: die Vermählung der heiligen Katharina mit dem Chriſtkinde von Corregio, das herrliche Bildniß Pabſt Julius des Zweiten, von Raphael, und mehrere andre. Auch das Bildniß Karl des Achten, von Leonardo, welches unter ſeine ausgezeichneteſten zu ſetzen iſt; es hat einen einfachen aber hellen Hintergrund, was ſeltner iſt bei alten Bildniſſen, und hier ſehr gut zu dem hellen, verſtandvollen und doch eines Helden nicht unwürdigen Charakter des Geſichts paßt. Die Wahrheit des Bildniſſes iſt ſo objectiv und gründlich, als man es von dieſem Meiſter gewohnt iſt, und zeichnet ſich noch durch eine beſondre Klarheit aus; ein Kopf, der ungleich anziehender und ungleich bedeutender iſt, als das berühmte Bildniß Franz des Erſten, von dem ich zwei verſchiedene Exemplare, eines in der Lucian Buonaparte'ſchen Sammlung, eines im Reſtaurationsſaale des Louvre ſah, die breiten Züge des ſeltſam häßlichen Geſichts mit den kleinen blinzenden Augen hat ſelbſt Leonardo's Behandlung nicht adeln können. Das wichtigſte Gemählde, dem ich hier meine Betrachtung widmen konnte, aber freilich nur während einer bald verſchwundnen Stunde, ohne die Beſchauung wiederhohlen zu dürfen, iſt die berühmte Madonna della Sedia, von Raphael. Die bezaubernde Lieblichkeit dieſes Bildes iſt allgemein bekannt, da ſie ſelbſt in dem Kupferſtich wie in ſo manchen Copien noch unverkennbar iſt. Die heil. Jungfrau hat nicht ganz die zarte Lieblichkeit der Maria im Garten von demſelben Meiſter erreicht, noch auch die idealiſche der großen Mutter Gottes in Dresden; ſie ſteht zwiſchen beiden Extremen in der Mitte, und iſt in dieſer Hinſicht der Madonna auf der geprieſenen heil. Familie im Pariſer Muſeum, der Madonna de Foligno, der del Candelabro in der Lucian Buonaparte'ſchen Sammlung, und der del Impannato im Pallaſt Luxemburg zu vergleichen. In allen dieſen dürfte ungefähr dasſelbe Schema zum Grunde liegen; nur möchte die Madonna della Sedia ohne Vergleich die gelungenſte ſein, und für alle andre gelten können. Ueberhaupt ſcheint Raphael in Kindern und Köpfen von Alten immer gleich glücklich, unerreichbar und einzig zu ſein; in weiblichen Köpfen

hingegen hat er einigemahl die höchste mahlerische Schönheit, sowohl die individuelle, als die idealische erreicht; oft aber sehen wir auch darin mehr ein edles und großes Streben nach einer bestimmten Art von Schönheit, als diese selbst. In dem Christkinde auf der Madonna della Sedia hat der Künstler die Göttlichkeit desselben durch eine ganz ungewöhnliche und beinahe mehr als natürliche Kraftfülle ausdrücken wollen. Doch hat es noch nicht die strenge Hoheit im Blick wie das Christkind auf dem Bilde in Dresden. Es schaut ernst, offen und groß darein, aber die Stellung ist mit Absicht eher knabenhaft nachlässig, mit den Fußzehen spielend. Uebrigens war mir auf diesem Gemählde das Farbengewebe, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, sehr merkwürdig. Mich dünkt auch in der Farbe und Farbenbehandlung zeigt sich recht deutlich die große Verschiedenheit und Verschiedenartigkeit der vielgestaltigen Kunst dieses reichen Meisters. In vielen Gemählden zeigt er eine entschiedne Vorliebe zu starken Massen eines entschiedenen kräftigen Grün, Roth und Weiß; denselben einfachen großen Grund-Accord der Farbe, auf welchen auch Dante den höhern lichtvollern und farbigern Theil seines unendlichen Gedichts ausdrücklich gründet. In andern Gemählden, wie in der Gärtnerin und in der Madonna der Lucian'schen Sammlung ist die lieblichste frischeste Carnation das Herrschende, von lauter Helligkeit und Heiterkeit umgeben. In noch andern, wie im Johannes zu Düsseldorf, so weit man von diesem nach den Veränderungen, welche die Zeit darin gemacht haben mag, noch urtheilen darf, und wenn er anders wirklich für ächt Raphaelisch gelten kann; ferner in dem Engel Michael zu Paris und in der Transfiguration, so wie in mehrern andern Bildern, sucht er mehr die dunkeln Schatten, die Verschmelzung und Gegensätze des Dunkeln und Hellen, die kleinern Massen nicht so frischer Farbe, unter denen auch den blauen eine große Stelle eingeräumt wird, wie solches in der spätern italienischen Schule anfing herrschend zu werden. Der durchaus hellbraune Ton des nicht fertig gewordenen Bildes zu Brüssel, würde doch auch wohl bei weiter ausgeführter Vollendung geblieben sein; und die Madonna della Sedia endlich, hat noch einen ganz andern Farben-

charakter, den ich als den vielfarbigen, oder bunten bezeichnen würde, wenn man dieses Wort in einer edleren Bedeutung zu nehmen gewohnt wäre. Es zeigt sich hier wieder mehr Neigung zum Grünen, Rothen und Hellen, aber nicht in breiten Massen, vielmehr so wie auf einem köstlichen Teppich, die bedeutendsten und freudigsten Farben nicht in großen Parthien sich gegen einander stellen und ordnen, sondern in zarten Kränzen und Blüthen, in feinen und zierlichen Wendungen sich vielfach durchschlingen und kunstreich verweben, so daß jeden Sinnbegabten mit dem Begriff der wahren Pracht zugleich das Gefühl der herrlichsten Fülle und Freude durchdringen muß. Wer die Madonna della Sedia und die Gärtnerin sehen, und noch behaupten oder glauben kann, Raphael sei ein schlechter Colorist gewesen, dessen Augen und Sinne müssen nicht die empfindlichsten sein. Uebrigens sind die allgemeinen Aeußerungen über Raphael, die hier vorkommen, durchaus mit der Einschränkung zu verstehen, daß sie sich nicht auf die Frescobilder in Rom, sondern nur auf die Oelgemählde beziehen, von denen ich die meisten und anerkannt wichtigsten zu sehen Gelegenheit hatte. Die Madonna della Sedia ist übrigens dem einfachen Gegenstande nach, indem es uns die Mutter Gottes mit dem Kinde auf dem linken Arm, das Haupt sanft dagegen geneigt, ganz ohne weiteren Schmuck und Umgebung, als den anbetenden kleinen Johannes zeigt, den ältesten Marienbildern, die gerade nur dasselbe darstellen, auffallend nah verwandt; und es ist der Bemerkung nicht unwerth, daß grade das Lieblichste der neuern Kunstblüthe und geschmückteren Ausbildung mit der schlichten Einfalt und Schönheit des ältesten Anfangs so nah zusammen trifft. So wie nun dieses Bild der Lieblichkeit nebst der holden Gärtnerin, an der Gränze zu stehen scheint zwischen zwei großen Epochen in Raphaels Kunstgeschichte, so wie es uns die fromme Innigkeit und Liebe seiner Jugend in aller Entfaltung und Schmuckesfülle seiner blühendern, reifen und reichsten Zeit darstellt, da er hingegen späterhin dem glänzenden Meteor Michael Angelo's und der Antike nachfolgend, den Weg der frommen Liebe mehr verlassen hat; so vereinigt auch das wunderbare und herrliche Bild von der heil. Cäcilia die eigen-

thümlichen Schönheiten ſeiner verſchiedenen Lebensſtufen, zu einem vollen Einklang hinreißender Begeiſterung. Auch in Rückſicht des Farbenreichthums und der Gewänderpracht, könnte man die heil. Cäcilia mit der Madonna della Sedia zuſammen ſtellen. Dieß und die äußerſt ſorgfältige Ausführung, ſind denn wohl die Urſache, daß die in Dresden befindliche, ſonſt vielleicht verdienſtliche und lobenswerthe, alte Copie dieſes Bildes, im Eindruck ſo unendlich weit hinter dem Original zurückſteht, weiter als andre gute Nachbildungen. Das herrſchende Motiv in dem Bilde der heil. Cäcilia iſt das hinreißende Gefühl der innigſten Andacht, die im irdiſchen Herzen nicht mehr Raum findend, in Geſänge ausbricht; ſo wie man auch wohl auf großen Anbetungsbildern des Perugino alles in eine fromme Begeiſterung hinſchmelzen ſieht. Aber da iſt es eine ſtille Andacht, wie die feierlichen langgezogenen Töne alter Kirchenhymnen; in Raphaels Bilde iſt die Beziehung auf Muſik noch beſtimmter, und es iſt die ganze geheimnißvolle Tiefe und Wunderfülle dieſer magiſchen Kunſt andeutend hier entfaltet. Der tiefſinnig in ſich verſunkne Paulus, mit dem gewaltigen Schwert zur Linken, erinnert uns an jene alte Kraft der Melodien, welche Thiere bezähmen und Felſen bewegen konnte, aber den Menſchenſinn zerreißen, den Geiſt und die Seele durchſchneidend; die harmoniſche Hoheit der gegenüberſtehenden Magdalena, deren vollendete Schönheit in den nach dem Beſchauer gewendeten Geſichtszügen der Dresdner Madonna auffallend ähnlich iſt, erinnert uns an den holden Einklang der in ewigem Frieden beſeligten Geiſter, welcher in den Zaubertönen der irdiſchen Muſik zwar ſchwächer, doch aber noch vernehmlich wiederklingt. Die Seele der in der Mitte ſtehenden, lobpreiſenden Cäcilia ergießt ſich in einen Strahl grade aufwärts, der verklärte Ton dem himmliſchen Lichte entgegen; durch die beiden andern Nebenfiguren, welche den Raum zwiſchen jenen drei Hauptfiguren ausfüllen, rundet ſich das Ganze zum vollen ununterbrochnen Chor. Der kindliche Kreis der kleinen, ganz oben in Wolken ſchwebenden Englein, iſt gleichſam der himmliſche Wiederſchein und Nachhall des großen Chors. Der klare Vorgrund und die verſchiedenen zerſtreut umherliegenden Inſtrumente ſtellen uns die ganze

mannichfaltige wunderbare Welt der Klänge und Töne vor, auf deren Boden das kunſtreiche Gebäude des heiligen Geſanges ruht und ſich aus ihm erhebt. Der Sinn, die Seele des Gemähldes iſt durchaus gefühlvoll, ganz begeiſtert und muſikaliſch; die Ausführung im höchſten Grade objectiv und gründlich.

Ungeachtet aber hier der Gegenſtand ſelbſt eine Veranlaſſung dazu enthalten konnte, ſo herrſcht doch in dieſem wunderherrlichen Gemählde nicht bloß jene ſchwebende Anmuth und ſeelenvolle Begeiſterung, welche bei den muſikaliſchen Gefühlsmahlern das vornehmſte iſt; ſondern es tritt vielmehr die hohe Poeſie, welche dieſen gebornen Dichter und Erſten unter den Mahlern, vor allen andern, welche bloß Mahler ſind, auszeichnet, grade in dieſem Gemählde am hellſten und in voller Herrlichkeit hervor. Es iſt die klare Begeiſterung, welche den Verſtand zugleich mit der Fantaſie durchſtrahlt; zwar hoch beflügelt, mit dem glänzenden Sternenbande geziert, und von hohen Lorbeern umkrönt, ſo wie Raphael dieſelbe Poeſie im Saale der Diſputa abgebildet hat, ganz „im Anhauche der Gottheit;“ zugleich aber nahe befreundet mit jenen andern umgebenden Geſtalten, mit der Erkenntniß der Natur, oder der Philoſophie in ihrem Sternenmantel, dem bunten Gewande voll Thiergeſtalten, und der übrigen Fülle lebendiger Symbolik; ſo wie auch der Theologie oder Wiſſenſchaft der göttlichen Dinge, und dem rechten Gleichmaaß in der Wagſchale der einſichtsvollen Gerechtigkeit. Aber nicht bloß der göttliche Anhauch des Parnaß, oder einer heidniſchen Muſe und bloß ſpielend in Bildern dichtender Fantaſie war die Quelle, welche den Raphael begeiſterte und der die Poeſie ſeiner Gemählde entquoll; ſondern das Licht der Wahrheit war über ihn ausgegoſſen, und alle Seligkeiten und Geheimniſſe des Himmels ſtanden offen vor ihm, daß er ſie nachbilden ſollte in Farben und Bildern, zur Verherrlichung der Kirche und des göttlichen Glaubens. Verſchwenderiſch ausgeſchüttet, obwohl in klarſter Geſtaltung geordnet, ſteht dieſe mahleriſche Poeſie, in der Krone ſeiner Werke, in der Diſputa, den ganzen Himmel umfaſſend, vor uns; und deutet uns erſt recht die hohe Beſtimmung des Raphael ſelbſt und der katholiſchen Kunſt überhaupt, welche er zu vollenden und auf den Gipfel der Voll-

kommenheit zu bringen, berufen und gesendet war. Dazu war ihm die Fülle der Gaben und Gnaden verliehen; alles gelang dem Beglückten wie von selbst, der schon als Jüngling die erfahrensten Meister, wie ein Wunder der Natur, überflügelte. Es ist nicht bloß, daß er den frommen Sinn der älteren Mahler, wie eines Angelico oder Perugino, mit aller Blüthe der Kunst und dem Gipfel der Bildung zu vereinigen wußte; sondern wenn je ein Mahler nicht bloß himmlisch begeistert, sondern göttlich erleuchtet genannt werden darf, so war es Raphael. Was wäre diesem Sterblichen, möchte man wohl fragen, der in so kurzem Leben so Unerreichbares vollendet hat, nicht noch alles zu erreichen möglich gewesen, auf welche kaum noch denkbare Stufe der Vollkommenheit würde er die Kunst nicht geführt haben, wenn ihm die Natur zu ihren übrigen Gaben ein Greisenalter zugemessen hätte, wie so manchen andern seiner Zeitgenossen unter den Meistern der Kunst! Erwägen wir aber nun genauer das traurige Geschick seines frühen Todes, so ergreift uns die innigste Rührung, und ein ernster Gedanke löst uns das beklagenswerthe Räthsel seiner unterbrochnen Laufbahn. Denn eben weil er das himmlische Feuer in dem anvertrauten Krystall, auch im Leben nicht sorgsam genug bewahrte, und damit er nicht etwa in der Kunst selbst die zarte Gränze der himmlischen Schönheit verlieren und verletzen möchte, ward das Gefäß zurückgenommen und der Faden abgerissen; und mit ihm, der sie hatte vollenden sollen, blieb die Blume der christlichen Kunst, mitten in ihrer vollsten Entfaltung, unvollkommen und halb entblättert stehen.

In dem Pallaste Luxemburg ist gegenwärtig eine Gemählbesammlung aufgestellt und eröffnet worden, welche dem damahligen Senate der Franzosen eigen sein soll. Außer vielen andern modernen Gemählden, ist ein Saal fast ganz ausgefüllt mit Stücken von Rubens, welche die Geschichte der Maria von Medicis in einer Reihe allegorisch darstellen. Leicht können diese Bilder den Vorzug verdienen vor denen desselben Meisters auf der großen Sammlung im Louvre, wenigstens in Rücksicht des Strebens nach erfinderischen Ideen. Aber sie sind sehr schlecht erhalten, und wer es für nothwendig hält, um das Ganze der Kunstentwicklung,

ſelbſt mit allen merkwürdigen Verirrungen, die dazu gehören, vollſtändig verſtehen zu können, ſich auch von der Manier dieſes Mahlers einen Begriff zu verſchaffen, der müßte ſich doch wohl einzig an die Düſſeldorfer Gallerie halten. Eine Reihe von Bildern des Le Sueur, in kleinem Verhältniß die Geſchichte des heil. Bruno darſtellend, zeichnet ſich, wie dieſer Künſtler überhaupt in der franzöſiſchen Schule, ſehr vortheilhaft aus; da iſt nicht die ſinnverwirrende Prahlerei des Le Brün *), die geſuchte Schulgelehrſamkeit des Pouſſin; man bemerkt Gefühl, Gefühl für Farbe ſogar, und überhaupt etwas Seelenvolles. Aber doch iſt alles nach Art der franzöſiſchen Schule, wo ſie nicht theatraliſch auffallend und übertrieben iſt, und das ſtille Sinnige, zur Abwechslung, als Gegenſatz jener gewöhnlich vorherrſchenden Weiſe, ſucht, eher matt in Umriß und Farbe. Man kann ſich der Theilnahme nicht erwehren mit dem liebenswürdigen Geiſte der von wahrer gründlicher Bildung entfernt, mitten unter lauter Eitelkeiten eine flache Außenſeite gewinnen, und nach ſeinem innern beſſern Streben, eigentlich verloren gehen mußte; aber freilich iſt

*) Zum neuen Beweiſe, welche hohe Vortrefflichkeit, ein an ſich durchaus manierirter Mahler, der aber von Natur mit einem großen Talente begabt iſt, oft in einem einzelnen Werke erreichen kann, wenn er durch irgend einen Umſtand veranlaßt wird, ſeine gewohnte Sphäre zu verlaſſen und aus ſeiner Manier herauszugehen, kann ein großes Familiengemählde der in der Kunſtgeſchichte wohl bekannten Köllniſchen Familie Jabach von Le Brün dienen, welches ich zu Kölln im Jahre 1818 bei den Herren de Groote zu ſehen Gelegenheit hatte. Wahrſcheinlich hatte ſich der franzöſiſche Meiſter bei dieſem Gegenſtande abſichtlich vorgenommen, die einfache, ſchlichte Art und treue Wahrheit der beſten Niederländer zu befolgen und zum Vorbilde zu nehmen; oder es hat ihn auch der Gegenſtand ſelbſt dahin geleitet. Bewundern muß man aber das Talent, mit dem er dieſes ausgeführt, und wie er ſich die mahlertſche Wahrheit, als ob es auch nur eine andre, ihm ſonſt fremde Manier wäre, in dieſem Einen Gemählde zu eigen zu machen gewußt hat; wobei ihm ſein ſonſtiger Hang, in das Große zu gehen, eher zu Statten kam, als hinderlich war, indem nun grade aus dieſer Miſchung mit der einfachen niederländiſchen Wahrheit eine ganz eigenthümliche Vortrefflichkeit entſtanden iſt.

es kein Kunſtgefühl, was man empfindet, ſondern nur ein menſchliches Mitgefühl, wie es etwa auch die dichteriſche Liebenswürdigkeit des Racine uns einflößt, mit welchem Le Sueur eine auffallende Familien-Aehnlichkeit zu haben ſcheint. Und ſo iſt denn auch von den einzelnen Bildern nicht weiter viel zu ſagen.

Von altitalieniſchen Gemählden bemerkte ich nur zwei in dieſer Sammlung. Eine Danae, von Titian; dieſe hing aber ſo hoch und ungünſtig, daß ich nichts davon ſagen darf. Ferner die Madonna dell' Impannato, von Raphael; auffallend iſt darin das ganz übertrieben hohe Alter der heil. Eliſabeth; vielleicht iſt es Portrait; denn auch auf der heil. Familie zu Düſſeldorf fand ich es faſt ganz gleichend wieder. Die Geſtalt der Maria iſt ungefähr nach demſelben Schema entworfen, wie die von Foligno, und auf der heil. Familie des Louvre. Das Bild nimmt in der Reihe der Madonnen des Raphael immer eine bedeutende Stelle ein, und hat unſtreitig viel Verdienſtliches. Es iſt bei der gewaltigen, und eigentlich immer noch fortgehenden Dislocation ſo vieler der wichtigſten Kunſtwerke manchem Freunde derſelben vielleicht nicht unangenehm, gelegentlich Nachricht zu finden, wo ſie hingerathen und wo ſie jetzt zu ſehen ſind; in dieſer Rückſicht glauben wir uns auch eine kurze Anführung ſolcher altitalieniſcher Bilder verſtatten zu dürfen, welche für die eigne Betrachtung nicht ſo fruchtbar waren, als andre, oder von denen in andern deutſchen Beurtheilungen ſchon hinlänglich die Rede geweſen iſt.

Die altfranzöſiſchen Denkmahle, welche aus allen zerſtörten Kirchen und Klöſtern in Trümmern herausgeriſſen und halb vernichtet oder verſtümmelt, dann aber wieder mit rettender Vorſorge geſammelt und in dem kleinen Auguſtiner-Kloſter in chronologiſcher Ordnung aufgeſtellt wurden, und von denen Lenoir einen ſehr ausführlichen und vortrefflichen Katalog gegeben hat, zeigen wenigſtens in mehreren der auffallendſten Beiſpiele mit der größten Anſchaulichkeit, was die Kunſt, beſonders die Sculptur, nicht ſein ſollte. Schwerlich würde man es ſich denken können, wenn man es nicht vor Augen ſähe, wie weit, und daß eine noch menſchliche Fantaſie wirklich ſo

weit verirren könnte, als es vielen der französischen Bildner in treuer Nachahmung bekleideter, oder gar nackter auf ihren Särgen ausgestreckt liegender Leichname, oder der im modernsten Geschmack gekleideten, umher knienden Damen und Herren, wie wir hier sehen, widerfahren ist. Manche den gothischen Kirchen entrißne Steinbildnisse der alten fränkischen Könige aus der früheren Zeit, würden für die Geschichte der christlichen Baukunst im Mittelalter wohl eine nähere Untersuchung verdienen. Auch machen einige Alterthümer der Mahlerei, diese Sammlung bemerkenswerth. Das älteste ist wohl ein russisches Marienbild, welches in der That aus der frühesten Zeit zu sein scheint. Da bei den griechischen Christen insonderheit, die Priester selbst die Mahlerkunst zu üben pflegten, so darf es um so weniger befremden, daß mit dem Christenthum zugleich auch die griechische Mahlerei zu den Moscoviten gelangt sei. So befinden sich auch drei zusammengehörige kleine Miniaturbilder, Gott Vater mit einigen Nebenfiguren vorstellend, von russischer Arbeit, aber ziemlich im griechischen Styl, aus den ältesten Zeiten des Christenthums, in der Antiquitätensammlung der Nationalbibliothek. Das Marienbild unter den altfranzösischen Denkmahlen, Nr. 8, S. 101 des Katalogs, ist fast in Lebensgröße und hat ziemlich gelitten; eine fremde Nationalgestalt und Gesichtsbildung ist, in dem Christkinde besonders, unverkennbar, und sogar sehr auffallend. Desto merkwürdiger ist es, daß das Gesicht der heil. Jungfrau, dem Schema nach, so vielen andern gleicht, welche bei so ganz andern, sehr entfernten Völkern gleichfalls in den ältesten Zeiten, fast eben so entworfen wurden; dasselbe länglichte Gesicht, die gleiche Regelmäßigkeit der Züge, kleiner Mund, hohe Stirn, Senkung des Hauptes und des Blickes auf die Seite nach dem Kinde. Auf der Brust, und auf dem das Haupt umgebenden Gewande über der Stirn, ist ein Stern gebildet, vermuthlich nach der in alten Kirchenliedern üblichen Benennung der heil. Jungfrau, als Morgenstern oder Meeresstern. Man dürfte dieß für ein allgemeines Kennzeichen der älteren Marienbilder halten; denn ich fand es auch auf einem unstreitig sehr alten, das aus der Kirche St. Luigi in Rom,

wo sich unter manchen mittelmäßigen Bildern auch viele sehr merkwürdige Alterthümer befunden haben müssen, nach Paris gekommen ist, und welches ich im Restaurationssaale des Louvre sah.

Ferner sind in jener Sammlung der altfranzösischen Denkmahle mehrere, nicht blos durch ihr Alterthum, sondern auch durch ihre Vortrefflichkeit merkwürdige Glasgemählde aufbewahrt. Unter die schönsten gehören wohl, eine heilige Veronica mit dem Schweißtuche auf Christi Hingang zum Kreuz, und der englische Gruß, Nr. 16 und 18, S. 298; beide alt, der Zeit und auch dem Style nach, und beide den schönsten und vollendetsten Oelgemählden an die Seite zu setzen, vorzüglich der englische Gruß. Besonders auffallend und wohlthuend war mir die Farbenbehandlung; die Mitte ganz hell und licht; die großen Massen von blendend starkem Blau und Roth, umgeben nur den mittleren Theil, der dadurch auf das schönste ausgezeichnet wurde. Noch mehr aber war mir die Farbenwirkung an einem großen Ecce Homo, von Dürer, merkwürdig. Wie es entworfen sei, kann man sich leicht denken, da er diesen und die damit verwandten Gegenstände in Oelgemählden und Zeichnungen so vorzüglich oft variirt hat; der leidende Erlöser von der höchsten sittlichen Schönheit, die höhnenden Krieger-Caricaturen von Bosheit und Rohheit, aber Caricaturen von einer unergründlich tiefen Bedeutsamkeit. Es mag diese Behandlung des so oft von ihm gewählten Gegenstandes nicht unter die schlechtesten von Dürer gehören; aber die alles übersteigende Wirkung, welche es macht, rührt doch wohl größtentheils mit von der brennenden Farbenkraft her, worin keine andre Art es der Glasmahlerei gleich thun kann. So wie die grellen Dissonanzen in der Musik von großen Meistern oft zum Ausdruck der höchsten, fast an Verzweiflung gränzenden Leidenschaft mit größter Bedeutsamkeit benutzt worden sind, so dürften die beinah schreienden Farben der Glasmahlerei vorzüglich geschickt sein, die ganze Tiefe der höchsten Leiden und Leidensgeschichten mit voller Gewalt in Auge und Herz der Beschauer einzudrücken; versteht sich, wenn die Dimensionen des Gemähldes, und der Standort des Anschauens ungefähr sind, wie bei großen

Werken in Oelfarbe. Wo im Chor altgothiſcher Kirchen die ſchmalen Fenſter in eine dem Auge faſt unermeßliche Höhe hinaufſteigen, iſt dann kaum noch eine Wirkung wie von einem einzelnen Gemählde möglich; da wirken die Glasmahlereien nur wie Teppiche von bunten Kryſtallen gewebt, wie eine durchſichtige Moſaik der hellſchimmerndſten Edelſteine, in großen Parthien auf's kühnſte durch einander geworfen, wo der Himmel durch die höchſte Farbenpracht der Erde wie in lichten Flammen hereinbricht. Sie wirken auf dieſe Weiſe im Ganzen und in Maſſe, wenn gleich ſelten und nur bei gewiſſen beſtimmten Beleuchtungen jedes Einzelne ganz deutlich unterſchieden werden kann. Vortreffliche Glasmahlereien der Art ſah ich in der ſchönen, unvollendet gebliebenen gothiſchen Kirche St. Gudula zu Brüſſel, und ſehr viele zu Köln. Paris iſt nicht beſonders reich daran. Die Kirche Notre Dame, das einzige Gebäude daſelbſt, was als ein wahrhaftes Kunſtwerk der Architektur betrachtet werden kann, aber ungünſtig und niedrig gelegen, nicht fertig gebaut, und inwendig durch moderne Abrundung der Säulen ſehr verſchimpft worden iſt, was freilich durch die aus der Schreckenszeit herrührenden Verſtümmelungen nothwendig geworden war, enthält keine bedeutende Verzierungen der Art. Einige beſſere finden ſich in den obern Fenſtern der Kirche St. Sulpice; beſonders ein heil. Dionyſius mit dem Haupte in der Hand, fiel mir auf, und ein Kelch mit der Hoſtie in einer Glorie oben darüber.

Unſtreitig iſt die Glasmahlerei eine eigne beſtimmte Gattung der Mahlerkunſt. Es iſt ein ganz falſches Princip und irriger Grund der Eintheilung für die Mahlerei, wie mehr oder weniger für jede materielle und unmittelbar in der Materie bildende und darſtellende Kunſt, wenn man dabei die Verſchiedenheit der dargeſtellten Gegenſtände zum Grunde legt. Denn dieſe ſind ja in der vollſtändigen wahrhaften Kunſtdarſtellung nur Mittel und Zeichen oder Bilder; Zweck aber und Ziel des Ganzen iſt die Bedeutung, der in jenen Bildern oder Zeichen verborgne höhere Sinn, den man auch wohl den geiſtigen Gegenſtand nennen mag. So haben wir ſchon früher gezeigt wie das Portrait, die Landſchaft, das Blumenſtück, Stillleben, die Caricatur, erſt durch ei-

nen bedeutsamen und großen Gebrauch in dem sogenannten historischen Gemählde, welches man wohl schicklicher das vollständige oder das symbolische nennen könnte, wenn es als das einzige wahrhaft und mit Recht so zu nennende Gemählde nicht noch besser aller speciellen Bezeichnung entbehrte, ihren vollen Sinn und ihre ganze Wirkung erhalten, erst da an der rechten Stelle das sind und werden, was sie sein können und sollen. Wir haben also gezeigt, daß diese sogenannten Arten der Mahlerei, wenn gleich in den Studien des Künstlers manchmahl sich trennen darf, was im vollendeten Werke vereint sein soll, eigentlich keine sind, sondern nur Theile und Glieder; und eben dieß ließe sich leicht auf die noch übrigen sein sollenden Gattungen, der Schlachtgemählde, Miniaturbilder, Conversationsstücke u. s. w. ausdehnen. In der materiellen und unmittelbar in einem körperlichen Stoff bildenden und arbeitenden Kunst, sind die äußern materiellen Bedingungen natürlicherweise die bestimmendsten. Der Ort zum Beispiel ist von der größten Wichtigkeit und wäre schon ein weit besserer Grund der Eintheilung, als die Gattungsverschiedenheit der gewählten Gegenstände. Ein jedes gute Gemählde soll für einen bestimmten Ort gemahlt sein, und die meisten alten sind es auch; etwas andres ist ein Altargemählde, etwas andres die Darstellungen, welche den Umgang des Chors zu verzieren bestimmt sind; etwas andres ein Gemählde im Refectorium eines Klosters, oder in der Zelle. Bei den guten alten Mahlern unterscheidet sich dieß leicht; ja auch das Bild, was für den Hauptaltar bestimmt ist, oder für den kleineren Nebenaltar, unterscheidet sich bei solchen nicht durch die Größe allein, sondern auch in der Behandlungsart; so das mittlere Hauptstück, und die begleitenden Gemählde der beiden Seitenflügel, endlich das innere und das äußere Gemählde derselbigen. Auch in der Natur giebt es kein Gebilde, das in unbestimmter Allgemeinheit vorhanden und wirklich sein könnte; und so ist auch jedes Werk der sinnlichen Kunst an eine bestimmte Stelle gebunden, oder würde, wenn es in diesem Stücke der größern Freiheit der Poesie nachstreben wollte, nur in das Leere und Unwirksame verschweben. Weit wichtiger aber noch ist die Verschiedenheit der Materie in der Mahlerei; und wie

die wundervollen Verzierungen gothiſcher Baukunſt nur im zarten Sandſtein, griechiſche Bildnerei nur im weichen Marmor möglich, für den ägyptiſchen Rieſenſtyl aber Granit und Baſalt durchaus am günſtigſten ſein dürften, ſo iſt es auch der verſchiedene Stoff auf dem und mit dem gemahlt wird, allein, welcher wahrhaft verſchiedene Gattungen hervorbringt, wie Oelmahlerei, Glasmahlerei, Alfresco; weil dieſe Verſchiedenheit der Materie, wenn der Künſtler alles Ungünſtige, was ſie hat, vermeiden, alles Günſtige aber, was ſie ihm darbietet, benutzen will, die äußern Gegenſtände mögen ſein, welche ſie wollen, eine totale Verſchiedenheit der Behandlungsart erheiſcht und mit ſich führt.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung kehren wir zurück zu der Aufzählung merkwürdiger alter Gemählde, wo wir zuerſt noch einiges nachhohlen wollen, was in den vorigen Sendungen verſäumt worden iſt. In der Nachricht von der Lucian Bonaparte'ſchen Sammlung, die nun nach Rom abgeführt worden, iſt eine merkwürdige Grablegung des Giorgione in Proportion, übergangen. Ein kleines Bild, aber von großem Werth. Der dunkelgrüne Vorgrund aus ſorgfältig nachgebildeten Kräutern dicht gewebt, das Portraitmäßige der Köpfe, das Natürliche und Kecke der Stellungen, das Coſtüm ganz in den damahligen venetianiſchen Trachten, hier und da vielleicht mit einigen fantaſtiſchen Einmiſchungen; alles das erinnert an die niederländiſche Schule, aber an den alten großen Styl derſelben; und auch dieſes Bild athmet etwas Freies, Herzhaftes, redlich Gemeintes und Großartiges. Es iſt eines der gründlichſten venetianiſchen Bilder, die ich ſah.

Im Reſtaurationsſaale des Louvre hatte ich Gelegenheit, mehrere berühmte und ſchöne Gemählde zu ſehen, aber nur einigen der wichtigſten konnte ich eine genaue und wiederhohlte Betrachtung widmen. Auch einige der vorzüglichſten wurden meinem Auge zu ſchnell wieder entrückt, wie eine herrliche lilienbekränzte heilige Katharina, von Leonardo da Vinci. Eine Reihe von Köpfen der Apoſtel, klein auf Goldgrund, noch mit rothdurchſcheinender Geſichtsfarbe, aus der Kirche S. Luigi in Rom, erinnert an die älteſten Zeiten der chriſtlichen Mahlerei im griechiſchen Styl.

Ein Anblick der noch kindlich einfältigen Kunst, welcher für den nachdenkenden Beschauer immer viel Anziehendes, viel Belehrendes und wiederum auch Rührendes hat. Das entgegenstehende Extrem neuerer Kunstausbildung oder Entartung zeigten die drei Parzen, angeblich von Michael Angelo, wo alle Kraft der Zeichnung aufgeboten ist, um die abscheulichste Häßlichkeit recht anschaulich zu machen; in welcher Absicht, in welchem Sinn, das ist nicht ganz klar.

Ein großes Gemählde des Titian von der Antiope, werden diejenigen, welche den Hauptvorzug dieses Mahlers in die lieblichste Carnation und in die Darstellung nackter Reize setzen, leicht als das schönste wenigstens von denen gelten lassen, die sich von diesem Meister in Paris befinden. Die weite, helle, freudige Landschaft, die Nebenfiguren und ihre Trachten, Jäger und Jagdhunde, der auf die Begierde deutende Hirsch, der lechzend aus dem Flusse trinkt; alles das ist so, wie es sich auf den guten, ja auf den besten Bildern Titians findet; nur der in einen Faun verkleidete Jupiter könnte etwas gar zu faunisch scheinen. Aber alles dieß bemerkt man nur wenig, so ganz wird das Auge gefesselt an die mitten im Vorgrunde ausgestreckt liegende schlummernde Schöne; das leichtverhüllende Gewand ist von allen den Reizen zum Theil weggehoben, die es am meisten verbergen sollte; nichts ist zarter und lüsterner zugleich, als dieser nackte Leib, diese zierlichen und doch völligen Glieder, dieser warme Schmelz der feinsten Haut, es müßte denn der üppig aufblühende, lächelnde Mund sein, das verrätherische Erröthen der Wangen, das Halbgeöffnete der Augen, als läge sie nur in verstelltem Schlummer, oder als wäre ihre Einbildung von einem wollüstigen Traume so eben überwältigt und durchdrungen. Sie ruht mit dem Haupte auf dem nachlässig untergeschlungenen rechten Arm, so daß die ganze vordere Seite sich desto freier ausdehnt, und die Achsel sichtbar ist. Die jetzigen Künstler, welche sich so gern in das Antikische verirren und die nackten Formen der Sculptur auch in ihre steinernen Gemählde übertragen möchten, könnten hieran lernen, wie die großen alten Mahler, wenn einmahl solche heidnische Gegenstände behandelt werden sollen, die sinnliche Schön-

heit in allem Zauber der Farbe und blühender Anmuth darzustellen wußten, wobei die ersten unter ihnen, wie Raphael oder selbst Titian, fast nie die zarte Schönheitslinie des Schicklichen überschritten haben. Indessen bleibt hier immer ein wesentlicher Unterschied zwischen der Sculptur, welche von Natur aus auf die reine, mithin unverhüllte Form ausgeht, wo auch das Nackte ein gesundes Auge nie verletzen kann, und zwischen der Mahlerei, welche ihrem innersten Wesen nach, eine reizend verhüllende und zart andeutende Kunst ist und sein soll; indem ihr der magische Farbenschleier eben dazu gegeben worden, nicht aber um mit dem Zauber einer täuschenden Carnation an wollüstigen Gestalten, durch das Auge der Fantasie auch das mitfühlende Blut zu entzünden und dadurch selbst allen künstlerischen Eindruck aufzuheben.

Es ist merkwürdig, wie die großen italienischen Künstler, wenn sie, wie in Nebenwerken zur Erhohlung nicht selten geschah, Gegenstände der griechischen Fabelwelt und dieses Ideenkreises behandelten, alle immer entweder auf eine zierliche, leichte, gedankenreiche, doch nicht eben sehr tiefsinnige Allegorie ausgingen, oder aber auf die eben bezeichnete Weise nach dem höchsten Reiz der sinnlichen Schönheit strebten. Ihr Verfahren zeigt von einem sehr richtigen Instinkt; denn wenn man etwa noch die bald erschöpfte Gattung festlicher Aufzüge dazu nimmt, so dürften das ungefähr alle Wege sein, welche die griechische Mythologie dem Mahler darbietet, für den sie gewiß ungleich weniger ergiebig ist, als für den Bildhauer. Zwar giebt es wohl einzelne Fälle, wo der neuere Künstler in einen Gegenstand der alten Mythologie, einen höheren geistigen, ja sogar christlichen Sinn ohne Zwang hineinlegen kann. So hat Giulio Romano in dem Frescogemählde zu Mantua den Sturz der Giganten höchst dichterisch, und besonders in den beiden Elementen des überfluthenden Gewässers und des mit Felsenstücken und Tempelruinen durchwebten Erduntergangs wunderbar groß und erhaben behandelt; wobei der Anblick des niedergeschleuderten titanischen Uebermuthes, indem einige von diesen Riesennaturen der Urwelt dem Verderben starrsinnig entgegentrotzen, oder dumpf in die Zerstörung hinsinken, während

andre mit ungewohnter Hand zu beten verſuchen, einen allerdings chriſtlich erhabenen Eindruck hinterläßt. Aber die mythologiſchen Gegenſtände, welche einer ſolchen, höher ſtellenden, und tiefer deutenden Behandlung fähig ſind, ſo wie dieſe großartige künſtleriſche Auffaſſung ſelbſt, gehören zu den äußerſt ſeltnen Ausnahmen. Nach ſo ſchönen und ſo tiefbedeutenden Symbolen der höchſten Liebe und Lieblichkeit aber, der ſeligen ſowohl, als der leidenden, wie die neuere Kunſt beſitzt, möchten wir uns in der alten Götterlehre wohl vergeblich umſehen; aus dem einfachen Grunde, weil dieſes geiſtige Weſen ganz und gar nicht in ihrem Streben oder Character lag. Selbſt die ſchöne Fabel der Pſyche, ſo wie ſie Raphael verherrlichte, hat mehr Anmuth als Tiefe; und doch gehört ſie in ihrer Ausbildung ſchon mehr der Philoſophie an und ſteht als Ausnahme einer rein geiſtigen Dichtung faſt allein in der alten Götterlehre; deren Mittelpunkt und inneres Weſen im Ganzen nun einmahl nichts andres iſt, als die Fülle des Lebens und der Luſt, in der ſinnlichſten Anmuth und Trunkenheit, in unverhüllter Kraft und vollem Entwicklungsſpiele. Sind ihre bildlichen Darſtellungen ernſt und mit Tiefe aufgefaßt, ſo haben ſie mehr oder weniger Bezug auf die höchſten Momente und was der Gipfel aller Gebilde und alles Lebens iſt; es ſei nun in der höchſten Körperentfaltung des furchtbarſten Heldenkampfes oder in der Vollendung und unverhüllten Darſtellung der ſchönſten ſinnlichen Form; und mehrentheils, wie in den größten und gelungenſten Werken der Antike, in Verbindung von beiden, Leben und Tod, Schrecken und Luſt kühn zuſammenſtellend. Wo ſie ſich nur auf der Oberfläche halten, kann es freilich nichts geben, als eine leicht verſtändliche und verſtändige Darſtellung ohne tiefere Bedeutung; die höhere Kunſt der Alten aber ging faſt allemahl auf jenes Geheimniß der Natur und die unendliche Fülle des Lebens. Die Mythologie, ja ſelbſt die Religion der Alten war nun einmahl durchaus ſinnlich und materiell; begeiſterte, trunkene Anbetung der unendlichen Lebenskraft und Naturfülle; allein beſchränkt und gezügelt von dem bloß menſchlichen Geſetz einer aus Erfahrung gereiften Mäßigung und Verſtändigkeit. Die italieniſchen Mahler der alten Schule dürften alſo weiter

nicht zu tadeln ſein, daß ſie ihre griechiſchen Gegenſtände lieber aus den Ovidiſchen Metamorphoſen, und was damit verwandt iſt, nahmen, als aus den Homeriſchen Dichtungen; und wollte man, um einer liebevollen Vielſeitigkeit nichts zu vergeben, Gegenſtände der alten Fabel gleichſam als eine erheiternde Epiſode, neben der ernſten und höheren Mahlerei doch auch gelten laſſen, ſo vergeſſe man ja die Duldung nicht, welche die reizenden Darſtellungen des in den Zauber der Anmuth verſunknen Mahlers dann wohl in Anſpruch nehmen möchten.

Es entſteht nur im Allgemeinen die Frage, inwiefern es für den neuern Mahler rathſam, für den chriſtlichen Künſtler insbeſondre erlaubt ſei, ſolche Gegenſtände der ſinnlichen Schönheit überhaupt zur Nachbildung zu wählen, oder in das Ganze ſeiner Darſtellung einzuflechten. An und für ſich betrachtet, iſt die bildende Kunſt, höchſt geiſtig zwar in ihrer Bedeutung, doch zugleich auch eine der ſinnlichen Erſcheinung zugewandte Kunſt, und wenn man ihr dieſe blühende Anmuth der jugendlichen Reize verſagen oder ſie von ihr ausſchließen wollte; ſo würde man durch eine ſolche übertrieben ängſtliche Strenge den freien Spielraum der Kunſt zu eng beſchränken und ſie durch dieſe Beraubung an einem weſentlichen Theile vernichten. Das eigenthümliche Ziel der Kunſt iſt freilich allein das Schöne, und auf dieſes bleibt ſie immer zunächſt gerichtet. So wie nun aber die bildende Kunſt von der einen Seite an das Heilige der Andacht ſich dienend anſchließt, in allen kirchlichen Darſtellungen und Gemählden; ſo wie ſie auf der andern Seite auch das Nützliche, als den nächſten Zweck des Handwerks, durch das Schöne zu veredeln und zu erheben trachtet, in mannichfacher Verzierung der Wohngebäude, Zimmer und edleren Hausgeräthe; ſo bleibt ſie immer als eine, die materielle Erſcheinung darſtellende, das körperliche Leben nachbildende Kunſt, auch jenem Reize der blühenden Geſtalt nahe verwandt, und man darf das Element der ſinnlichen Schönheit, wenn gleich es dem höheren Geiſtigen jederzeit untergeordnet bleiben ſoll, durchaus nicht von ihrem Umkreiſe ausſchließen. Es kann ſchwerlich jemand für einen vollendeten Mahler gelten, der nicht auch den nackten Körper und die blühende

Carnation darzuſtellen verſteht. Nur iſt für den Mahler hier, nebſt jener erſten Bedingung der für den ernſten Styl der Kunſt nothwendigen Unterordnung des Reizenden unter das höhere Geiſtige, auch noch der ſchon oben erwähnte weſentliche Unterſchied zwiſchen der Plaſtik und dem Gemählde ſtreng zu beachten. Nicht mit großen Maſſen nackter Schönheit ſoll der Mahler ſeinen Raum anfüllen, wodurch nur das Auge betroffen und in dem reinen Gefühl des Schönen geſtört wird; ſondern in der blühenden Lieblichkeit, ſittſam enthüllter, nur ſparſam angebrachter Reize, an weiblichen, kindlichen oder jugendlichen Geſtalten, liegt der wahre Zauber der Anmuth in Gemählden. Es iſt dazu oft weniges genug, eine zarte Wange, ein ſanft ſich ſchmiegender Arm, ein holdes Lächeln, und nimmt die Seele mehr hin, als wenn alle Reize der ganzen Geſtalt offen dargeſtellt würden; worin nun einmahl die Idee und das Verfahren der Mahlerkunſt ein ganz andres iſt, als das der formdarſtellenden Sculptur. Zwar iſt das Geſetz des Schicklichen und Anſtändigen in der Kunſt durchaus verſchieden von dem, was im wirklichen Leben gilt. Wo es alſo der Gegenſtand erfordert, darf der Mahler alles darſtellen, was weſentlich zu dieſem gehört. Wer würde wohl ſo verkehrt in ſeinen Begriffen, oder von ſo verderbter Fantaſie ſein, daß er etwa an dem bloßen Leibe der heil. Agatha auf dem oben beſchriebenen Gemählde von Sebaſtian del Piombo einen Anſtoß nehmen könnte? Dieß führt uns zunächſt auf die dritte Regel, welche nebſt der Unterordnung des Reizenden unter das Höhere, und der Beachtung des weſentlichen Unterſchiedes zwiſchen der Sculptur und Mahlerei, für die Behandlung der ſinnlichen Schönheit in dieſer, hier noch zu bemerken iſt. Es wird dadurch zugleich der ſchon früher aufgeſtellte Grundſatz eine neue Beſtätigung erhalten, wie verderblich und zerſtörend es für die Kunſt ſei, wenn die einzelnen Elemente und Beſtandtheile derſelben, welche erſt zuſammengenommen und harmoniſch vereinigt, ein Ganzes und vollſtändiges Werk bilden ſollen, einzeln herausgeriſſen, für ſich behandelt und als eigne und beſondre Gattung ausgebildet werden. Wenn der Mahler nähmlich dieſe ſinnlich reizenden Gegenſtände ausſchließend zum Ziele ſeiner Kunſt wählt,

so entsteht daraus eine abgesonderte Gattung wollüstiger Darstellungen, welche auch für die Sitten unstreitig schädlich wirken kann, für die Kunst selbst aber gewiß immer verderblich und zerstörend sein muß; und welche als eigne Gattung absichtlicher Wahl betrachtet, wohl niemand in Zweifel stehen wird, als die höchste Entwürdigung der Kunst, durchaus verwerflich zu finden. Eingeflochten aber in das Ganze einer größeren Darstellung erhält der Sinnenreiz durch den höheren Ausdruck der übrigen Gegenstände und Gestalten schon ein heilsames Gegengewicht: so wie hingegen ein erhabenes und ergreifendes Gemählde durch jene stellenweise eingemischte Anmuth gleichfalls erheitert und dadurch in die wahre Sphäre ruhiger Anschauung des reinen Schönen erhoben wird. Raphael ist hierin vor allen andern als ein Vorbild der Vollkommenheit zu nennen; denn wiewohl er das Sinnliche eben so reizend als Titian und noch ungleich schöner zu mahlen verstand; so ist es doch bei ihm nie störend für die Harmonie des Ganzen. Unter den altherkömmlichen Gegenständen aus dem christlichen Bilderkreise ist Eva die einzige nackte weibliche Gestalt; aber hier hindert schon der Ernst der ganzen Beziehung, wenn die Idee künstlerisch wahr und groß aufgefaßt worden, jedes störende Nebengefühl. Raphael hat in dem Saale der Disputa, die holde Gefährtin des Ersten der Menschen, als reizende Verführerin, in der höchsten Anmuth und Lieblichkeit, und in zarter jugendlicher Schönheit dargestellt. Aber wessen Auge könnte wohl davon beleidigt werden, da die erröthende Beschämung ihres Blicks, das schuldbewußte Vorgefühl des Verlangens in ihrem Ausdruck, ganz andre Gefühle und Gedanken oder Erinnerungen anregen muß? Auch wo er heidnische Gegenstände behandelt, ist der Sinnenreiz bei Raphael immer nur als Theil in das Ganze eingeflochten, oder liegt schon mit in dem Gegenstande selbst, wie in den Darstellungen der Psyche, in der anmuthigen Galathea, oder in der lieblichen Hochzeit der Roxane. Indessen lag doch schon in der Wahl solcher Gegenstände etwas, das leicht weiter führen konnte; wie denn in den Frescogemählden ähnlicher Art von Caracci, der ihm darin nachfolgen wollte, die Gränze sehr weit überschritten ist, wo der Sinnenreiz nun absichtlich gesucht

wird, und Hauptgegenstand und Zweck der ganzen Darstellung geworden ist, welches sich mit dem hohen Gesetz des reinen Schönen einmahl nicht vereinbaren läßt.

Wenn Parrhasius ein wollüstiger Mahler war, so darf uns dieses weiter nicht Wunder nehmen; denn das lag nun einmahl in dem Wesen der heidnischen Götterlehre und Denkart. Auch geschah es gewiß nicht, um die gemeine Lüsternheit zu locken und zu reizen; sondern mit Gefühl von der hohen Naturbedeutung und Naturwürde schöner Sinnlichkeit, aus deren Schooße alle irdische Anmuth hervorgeht. Wenn spätere Mahler nach einem andern Ziele strebten, und andere Gegenstände wählten, als die höchste sinnliche Schönheit, denn zu der rein geistigen hat sich die griechische Mahlerei wohl nie erhoben; so war es nur, weil auch in ihr das Rechte schon sehr früh verloren ging, wie wir in der Sculptur sehr bald nach Phidias, welcher sie ihrer wahren Bestimmung und Größe gemäß behandelt hatte, die Bildhauer schon auf einem entschiedenen Irrwege wandeln, und Gegenstände behandeln, Zwecke beabsichtigen sehen, die mit der höchsten Würde der Kunst durchaus unverträglich sind. Vielleicht ging also die Mahlerei bei den Griechen gleich mit Parrhasius wieder unter, wie die Bildhauerei mit Phidias. Wir denken uns überhaupt den Gang der alten Kunst meistentheils etwas zu regelmäßig. Zwar in den spätern Zeiten der eigentlich schon gesunknen Kunst, da mag das gelten; da scheint wirklich das Natürliche, das Strengrichtige, das Reizende, dann Ueppige, Zierliche und endlich Gekünstelte in einer ziemlich regelmäßigen, ja systematischen Folge zu stehen, und eines aus dem andern sich zu entwickeln; und diese Zeiten, die uns schon die späteren heißen, haben die alten Schriftsteller, denen man bei jener Ansicht folgt, meistens vorzüglich im Auge. Die Geschichte des großen Styls wird aber dadurch noch gar nicht erklärt. Nicht ein allmähliger Uebergang, eine ungeheure Kluft trennt ihn immer noch von dem späteren, den man den schönen oder den edlen nennt. Und eben so scheint es nur ein gewaltsamer Sprung gewesen zu sein, welcher den Abstand von den ersten noch zaghaften Versuchen zu der hohen Kühnheit des großen Styls überschritt. Wie in andern

Zeiten, in andern Gebiethen des menschlichen Wirkens, so ging es auch wohl in der Kunst der Griechen. Das Große, welches allein das Schöne und das Rechte ist, trat mit einemmahle wie ein Geist in die erstaunte Welt; aber eben so plötzlich verschwand auch die hohe Erscheinung wieder und ließ nur eine lange Reihe schwacher Schatten und Nachklänge zurück; zur Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit.

Eigentlich ist der Gang auch in der neuern Kunst eben derselbe gewesen. Schon hatte man länger als ein Jahrtausend seit der ersten festeren Begründung des Christenthums, die zur Andacht bestimmten Heiligenbilder, immer in der gleichen bloß sinnbildlichen Weise, welche man etwa den sogenannten hetrurischen Werken, oder dem ältesten Styl in der antiken Kunst entgegenstellen könnte, wiederhohlt; so wie diese bloß priesterliche Mahlerei in der griechischen Kirche noch jetzt üblich ist; als plötzlich in dem regeren Abendlande, wie wir einen ähnlichen Aufstrahl für die alte Kunst in den aeginetischen Figuren zuerst bemerken, mit Giotto in Italien und mit den Vorgängern von Eyck in den deutschen Niederlanden eine neue Morgensonne für die christliche Mahlerkunst aufging, deren anbrechenden Strahlen wir nun zunächst unsere Betrachtung widmen wollen.

Vierte Sendung.

Die Alexanders Schlacht, von Altdorfer. Gemählde der ältern niederländischen Schule zu Brüssel; großes Altarbild von Raphael eben daselbst. Düsseldorfer Gallerie; großes Märterthum von Dürer; der heilige Johannes und eine heilige Familie von Raphael. Guido und Rubens als zwei Extreme und Gegensätze in der manierirten Mahlerei. Ein Exemplar der heil. Margaretha von Raphael zu Kölln; einige Figuren von Heiligen auf Goldgrund, von Dürer. Alte köllnische Schule der Mahlerei, großes Altarbild von den heiligen drei Königen und den Schutzheiligen der Stadt Kölln. Eine Reihe von alten Bildern über das Leiden Christi in der Sammlung von Lieversberg. Bildniß des Kaisers Maximilian. Aufforderung an die Mahler der jetzigen Zeit

Im Sommer 1804.

Außer den altitalienischen Gemählden im Restaurationssaale des Louvre, mit deren Beschreibung die letzte Sendung beschlossen worden ist, sah ich eben daselbst auch mehrere altdeutsche von großer Wichtigkeit, die am schicklichsten als Einleitung dienen können, für die folgende Nachricht von vielen der wichtigsten Gemählde aus der altniederländischen und deutschen Schule, welche ich auf einer Reise von Paris über Brüssel in die Rheinländer und nach Kölln zu sehen Gelegenheit hatte.

Den Anfang, von denen noch im Restaurationssaale gesehenen, mache ein kleines Bildchen aus der Kirche St. Luigi in Rom, eine Mutter Gottes im Garten. Ein reich verzierter heller Springbrunnen nimmt den rechten Vorgrund ganz ein, im Hintergrunde links eine gefühlvolle Landschaft; alles mit einer Sauberkeit, mit

einem zierlichen Fleiß ausgeführt, der so ganz bestimmt an den altdeutschen Styl erinnert, daß man gradezu behaupten möchte, das Bild sei aus dieser Schule. Doch ist darüber keine Art von Nachweisung vorhanden; ist dieses sehr alte Bildchen dennoch italienisch, so ist es ein Beweis mehr, wie nah die beiden Hauptschulen in den ältesten Anfängen aneinander gränzten. Ferner ein Votivgemählde im kleinen Verhältniß, welches aus München weggeführt worden; angeblich von Eyck. Doch war mir die Angabe nicht beglaubigt genug; und wenn nicht historische Nachricht aller Ungewißheit ein Ende macht, so möchte ich zweifeln, daß es von Eyck sei, weil die Gesichter durchaus nicht den Charakter haben, den ich auf andern Eyck'schen Bildern sah, sondern mehr den der süddeutschen Schule. Uebrigens eines der merkwürdigsten kleinen Andachts-Bilder, die man sehen kann. Die zierliche Ausführung des von allerlei Thierchen und lustwandelnden Figürchen belebten Gartens vorn, und weiter hinten, der reich verzierten Landschaft, welche man zwischen einer herrlich geschmückten Architektur erblickt, den Hintergrund bildet, gränzt in der That an das Wunderbare. Man kann viele Gemählde gesehen haben, und doch nichts ähnliches, als diese kleine Welt in kleinster, fast mikroskopischer Miniaturkunst. Und doch ist es nichts weniger als tändelnd oder kleinlich; nein, es setzt in Erstaunen, es ist wohl rührend, aber durchaus ernst, ja in den Hauptfiguren des links betenden Donatarius und der rechts thronenden Mutter Gottes, der eine wunderbar reich geflochtne Juwelenkrone von Engeln getragen, über dem Haupte schwebt, ist dieser Charakter so vorherrschend, daß man den frommen Styl der ältesten Meister der altdeutschen Schule hier durchaus nicht verkennen kann. Der Kopf des Donatarius ist gründlich ausgeführt, wie man es nur wünschen kann; so gründlich, daß selbst der beste Kopf von Holbein im Vergleich mit diesem noch leicht und oberflächlich gemahlt scheinen könnte; und alle die kleinen Figuren sind in ihrer Art eben so zierlich vollendet. Das Gesicht der Mutter Gottes ist in dem strengen Ideal, in den graden Verhältnissen des Eyck, aber anmuthiger fast, als man es wenigstens auf manchen andern von seinen Bildern sieht. Das Christkind trifft vorzüglich die oben gemachte Bemerkung der darin

ſich kundgebenden Nationalbildung. Es gleicht ganz dem auf einem altdeutſchen Bilde etwas unter Lebensgröße, welches ſeit einiger Zeit ohne Nummer im langen Saale des Louvre ausgeſtellt war. Auch die heil. Jungfrau, wiewohl etwas verſchieden behandelt, zeigt unverkennbar die Manier desſelben Mahlers an. Es ſtellt die Mutter Gottes auf einem Thron in der Mitte des Bildes dar; rechts ſteht ein heiliger Biſchof, links wird der knieende Donatarius durch den heiligen Georg in voller Rüſtung vorgeſtellt. Ein ſo redlich, ſo ritterlich lachendes Geſicht, als das des heiligen Georg, findet man wohl nirgend, als auf deutſchen Bildern. Die mehr als Holbeiniſche Gründlichkeit in dem Kopfe des Donatarius, iſt ganz wie auf dem kleinen Bilde; die Umgebung und Architektur noch alterthümlicher, die Kleiderpracht ſo unübertrefflich ausgeführt, wie auf allen alten Bildern dieſer Schule. Von dieſem Gemählde kann ich noch weniger glauben, daß es von Eyck ſei, nach dem zu urtheilen, was ich von dieſem geſehen; aber es iſt ein vortreffliches Bild aus dem gründlichen Styl der altdeutſchen Schule.

Wäre mir unter allen Gemählden, die ich geſehen habe, einige wenige auszuwählen vergönnt, ſo würde jenes Bildchen wegen ſeiner ungemeinen Vollendung und Zierlichkeit eines unter den wenigen ſein. Und doch wird es noch bei weitem übertroffen von einem kleinen Bilde des Altdorfer, mit Zoll und zwei Zoll hohen Figuren; ſoll ich es eine Landſchaft nennen, ein hiſtoriſches Gemählde oder ein Schlachtſtück? Alles das iſt nicht recht paſſend, es iſt alles das zuſammen und weit mehr; es iſt ein Gemählde ganz neuer und eigner Art, eine Gattung für ſich, deren Begriff wir erſt aufzuſtellen haben. Wie ſoll ich das Erſtaunen beſchreiben, das mich bei Erblickung dieſes Wunderwerks ergriff? Wie einem, der bisher nur die anmuthigen leichten Dichtungen der Italiener gekannt, und nur das für Poeſie gehalten hätte, und der nun mit einemmale mit unbefangenem Sinne alle Geſtalten der Shakeſpeariſchen Zauberwelt vor ſeinen Augen ſich entfalten ſähe; grade ſo war mir. Doch dieſes bezeichnet nur die Fülle, den Reichthum und Tiefſinn der Altdorferiſchen Mahlerei oder Dichtung, nicht den ritterlichen Geiſt, welcher darin herrſcht, ſo ganz darin herrſcht, daß

man es wohl ein Rittergemählde nennen könnte. Es ſtellt den Sieg Alexanders des Großen über den Darius dar, aber freilich nicht in der antikiſchen Manier und Nachahmerei; ſondern, ſo wie in den Gedichten des Mittelalters, als das höchſte Abentheuer des alten Ritterthums. Das Coſtüm iſt durchaus deutſch und ritterlich; Mann und Roß in Panzer und Eiſen, vergoldete oder geſtickte Wappenröcke, die Stacheln an der Stirn der Roſſe, die blinkenden Lanzen und Bügel, die Mannichfaltigkeit der Waffen, dieß alles bildet eine unbeſchreibliche Pracht und Fülle. Nirgends iſt Blut und Ekel oder hin und wieder geworfene Glieder und Verzerrungen; nur im äußerſten Vorgrunde, wenn man ihn ſehr genau betrachtet, erblickt man unter den Füßen der von beiden Seiten grade auf einander einrennenden Reiterſchaaren, und den Hufen ihrer Streitroſſe, mehrere Reihen von Leichen dicht zuſammenliegen, wie in einem Gewebe; gleichſam der Grundteppich zu dieſer Welt von Krieg und Waffen, von glänzendem Eiſen und noch hellerem Ruhm und Ritterthum. Eine Welt iſt es in der That, eine kleine Welt auf wenigen Quadratſchuhen; unzählich und unermeßlich ſind die Heerſchaaren, welche von allen Seiten gegeneinander ſtrömen, und auch die Ausſicht im Hintergrunde führt in's ganz Unermeßliche. Es iſt das Weltmeer; mit einer hiſtoriſchen Unrichtigkeit wenn man will, die aber doch eine ſehr bedeutende und wahre Allegorie enthält. Das Weltmeer alſo, hohe Felſenreihen, eine Klippeninſel dazwiſchen, ferne Kriegsſchiffe und ganze Schaaren von andern Schiffen; links dann der untergehende Mond, rechts die aufgehende Sonne; ein eben ſo deutliches als großes Sinnbild der dargeſtellten Geſchichte. Die Kriegerſchaaren ſind übrigens in Reih und Glied geordnet, ganz ohne alle die wunderbaren Stellungen und Gegenſätze und Verzerrungen, welche man ſonſt in den ſogenannten Schlachtſtücken findet; wie wäre dieß auch möglich bei dem unermeßlichen Reichthum von Figuren? Es iſt das Grade, Strenge, oder wenn man will, das Harte des alten Styls. Charakter und Ausführung dagegen iſt in den kleinen Figuren ſo wunderbar, daß ein Dürer ſich derſelben nicht zu ſchämen hätte. Ueberhaupt ſei es ein für allemal bemerkt, daß die Gründlichkeit der Arbeit in dieſem Gemählde, wie-

wohl dasselbe nicht wenig gelitten zu haben scheint, doch noch so ist, wie sie auf sonst guten Bildern der altitalienischen Schule nie mit der Sorgfalt sich zeigt, und wie sie nur auf Bildern aus dem ersten Style der altdeutschen Schule gefunden wird. Und welche Mannichfaltigkeit, welcher Ausdruck nicht bloß im Charakter der einzelnen Krieger, Ritter, sondern in den ganzen Schaaren selbst! Hier ergießt sich eine Reihe von schwarzen Bogenschützen mit der Wuth eines schwellenden Stromes vom Berge herab, und immer andre und noch andre drängen sich nach; auf der andern Seite hoch oben am Felsen sieht man einen zerstreuten Haufen von schon Fliehenden in einem Hohlwege umwenden; man sieht nichts von ihnen, als ihre Helme, die in der Sonne wiederscheinen, und doch ist alles selbst in dieser Ferne noch deutlich. Die Entscheidung und der Brennpunkt des Ganzen tritt aus der Mitte weit glänzend hervor. Alexander und Darius, beide in ganz goldner Rüstung strahlend; Alexander auf dem Bucephalus, mit eingelegter Lanze allen den Seinigen weit zuvoreilend, und auf den fliehenden Darius eindringend, dessen Wagenführer schon auf die weißen Rosse gefallen ist, während Darius sich mit der Betrübniß eines besiegten Königs nach seinem Sieger umschaut. Man trete so weit von dem Bilde, daß alles andre nicht mehr zu erkennen ist, so tritt diese Gruppe noch ganz deutlich hervor und ergreift das Gemüth mit der innigsten Rührung. Diese kleine Ilias in Farben könnte den denkenden und nach neuen und großen Gegenständen strebenden Mahler, der etwa den heiligen Kreis der katholischen Sinnbilder einmahl zu verlassen und ein wahrhaft romantisches Gemählde hervorzubringen gedächte, in seiner Farbensprache belehren, was der Geist des Ritterthums sei und bedeute.

In einem eben nicht schlechtern Style, aber freilich nicht mit dem hohen poetischen Geiste, ist die Belagerung einer Stadt von Martin Fezele gemahlt. Besonders gefiel mir eine Gruppe von Rittern im äußersten Hintergrunde, innen im Vorhofe der Burg, die sich in ganz schwarzer Rüstung mit hohen Helmbüschen gekleidet, den Handschlag der Treue geben. So verbirgt der alte deutsche Künstler auch da noch sein fühlendes Gemüth, wo andre nur an Spielereien und Gegensätze denken, oder sich als im weniger Wesentlichen mit leichter Mühe abfinden.

Beide Gemählde sind der Angabe nach gleichfalls aus München weggeführt worden. Wenn es daselbst noch viele Bilder von solchem hohen Werthe giebt, so sollten deutsche Mahler für die Kunst unsrer Nation und Vorzeit dahin wallfahren *); wie man nach Rom oder Paris reist, um die griechischen Alterthümer, oder den Reichthum der italienischen Schule kennen zu lernen. Man darf überhaupt wohl nicht eher neue Hoffnungen für die Kunst in Deutschland hegen, als bis ein kunstliebender und deutsch gesinnter Fürst oder freie Kunstforscher, welche ihr Leben diesem Zwecke widmen können, alle noch vorhandnen, zum Theil aber schon sehr zerstreuten Denkmahle des deutschen Kunstgeistes so viel als möglich in eine große Sammlung altdeutscher Gemählde zu vereinigen suchen **); wo denn die Wirkung der in einen Brennpunkt wieder vereinigten Strahlen des bis jetzt

*) München vereinigt jetzt, nebst dem nah gelegenen Schleißheim und Augsburg, auch den Düsseldorfer Gemählde schatz mit seinem früheren Reichthum, besonders an Werken der oberdeutschen Schule. Nehmen wir die in ihrer Art einzige aeginetische Sammlung hinzu, und was der Bau der zur würdigsten Aufbewahrung jener antiken Gebilde bestimmten Glyptothek auch für den Aufschwung der neudeutschen Kunst in Frescogemählden hervorrufen wird; so gestaltet sich dort ein umfassender Kunstkörper mannichfacher antiker und deutscher Art, welcher die schönsten Hoffnungen begründet, und, nebst den bisherigen vaterländischen Kunstsitzen zu Dresden und Wien, einen neuen Grundstein zu einer allgemeinen deutschen Kunstbildung für die Zukunft abgiebt.

**) Dieser Wunsch ist seitdem durch die Boisserésche Sammlung auf eine Weise in Erfüllung gegangen, die alle Erwartung, welche man von der damahls noch so wenig erkannten Herrlichkeit der altdeutschen Kunst fassen mochte, weit übertroffen hat. Aber nicht bloß durch den Reichthum an den seltensten Meisterwerken mannichfacher Art, sondern eben so sehr auch durch die geschichtliche Ordnung und Vollständigkeit, durch den richtigen Sinn und künstlerischen Verstand, mit welchem dieses meisterhafte Kunst-Ganze altdeutscher Art zusammengebracht worden, verdient es als ein Vorbild für alle ähnlichen Unternehmungen betrachtet zu werden, und kann als ein Beispiel dienen, was edle Ausdauer, klar auf Einen Zweck gerichtet, auch noch in unsern Tagen Großes zu leisten vermag.

auch hierin zerstreuten deutschen Wirkens, unermeßlich verstärkt und verdoppelt, und gewiß eben so erstaunungswürdig und fruchtbar sein würde, als nur immer die Anschauung der vereinigten italienischen oder griechischen Kunstschätze sein mag. Denn gewiß, und wir werden noch manchen Beweis davon anzuführen haben, die alten Deutschen waren nicht minder groß und erfinderisch in der Mahlerkunst; nur daß die Unwissenheit nicht davon unterrichtet ist, und seichte Nachahmungssucht es nicht erkennen will, in der eignen Geringschätzung auf eine sonderbare Weise ihren Dünkel suchend. Was hat diese Nachahmerei aber in allen Künsten irgend Gutes und Löbliches hervorgebracht? Nichts und durchaus gar Nichts, als ganz verkehrte oder ganz seichte nichtsnütze Dinge. Dem Dichter kann man noch eher vergönnen, seine Fantasie in entfernte Regionen schwärmen zu lassen; doch muß auch die Poesie jederzeit mit den fremden Schätzen bereichert, wie zur Heimath zurückkehren zu dem, was für ihre Zeit, für ihre Nation einmahl der höchste Brennpunkt des Gefühls und der Dichtung ist, sonst wird sie unvermeidlich kalt und kraftlos werden. Der Sinn aber vollends und die sinnliche Kunst wird durch diese scheinbare Ausbildung ins Vielseitige, eigentlich aber in's Weite und Breite, unvermeidlich ganz abgestumpft und verschwemmt. Der eigentliche Kunstsinn, und was er wirken soll, kann nur in bestimmter Beschränkung kräftig und eigenthümlich gedeihen und sich gestalten. Die Wahrheiten des Verstandes sind allgemein, die Einbildungskraft sucht in das unbestimmte Ferne zu schweben, der Sinn aber geht vielmehr darauf aus, das Einzelne und Nächste bis in seine letzte Tiefe und eigentliche Wurzel zu durchdringen und es dann im Bilde von neuem zu gebähren, so daß aus dem nun wiedergebornen und verklärten Abbilde des unerforschlichen Naturwesens, zugleich das Räthsel unsers eignen Gefühls uns überraschend entgegen scheint und in unaussprechlichen Worten hervorbricht; und etwas Höheres als das eben Ausgesprochne kann die reinsinnliche Kunst nicht leisten. Sie geht auf's Einzelne und Nächste; das heißt, sie muß lokal sein und im Volkscharakter. Das Verhältniß des Allgemeinen in der schönen Form, es mag nun mehr nach der symbolischen Tiefe und Bedeutung, oder nach der idealischen Gestaltung und Au-

ſſenſeite aufgefaßt werden, zu dem eigenthümlich Charakteriſtiſchen und Nationalen auch im Geſicht und Ausdruck, iſt von der höchſten Wichtigkeit für die bildende Kunſt. So lange dieſe noch als eine dem kirchlichen Dienſt gewidmete Darſtellung in dem ſymboliſchen Geheimniß-Kreiſe umſchloſſen iſt, bleibt die geiſtige Schönheit und heilige Bedeutung, welche in dem ganzen Umkreiſe aller chriſtlichen Länder dieſelbe iſt, allerdings das Erſte und Höchſte, dem auch in der höhern Kunſt das Volkscharakteriſtiſche einer jeden beſondern Nation überall untergeordnet ſein muß. Ausgeſchloſſen aber oder ganz verwiſcht darf dieſes Element nicht werden; ſondern es muß jenem Höheren in der Unterordnung beigemiſcht und einverleibt bleiben, und giebt ihm dann grade ſeinen eigenthümlichen Reiz und die lebendige Anmuth. Früherhin wurde bemerkt, daß in der italieniſchen Schule, auf den Werken der älteſten Meiſter, grade das Italieniſche in der Geſichtsbildung und im Ausdruck am ſtärkſten, oft ſchneidend und grell hervortritt, während ſpäterhin alles dieſes Charakteriſtiſche ſich in eine idealiſche Allgemeinheit, die zuletzt flach und charakterlos wird, mehr und mehr verliert. In der deutſchen Schule, ſcheint, allgemein genommen, vielmehr der entgegengeſetzte Gang zu herrſchen. Auf den älteſten Bildern, noch im griechiſchen Styl, iſt die ſymboliſche Heiligkeit, nach ſtrenger Idee und Würde der andächtigen Bedeutung vorwaltend; erſt in der ſpätern deutſchen Schule tritt der lebendige Ausdruck des wirklichen Volkscharakters in Phyſiognomie und Coſtüm, oft grell und bis zur Caricatur hervor. So zeigt es ſich im Lucas von Leyden, und andern ſeiner Zeitgenoſſen unter den Niederländern; denen ſich Dürer, in der Lebendigkeit des mannichfachen Ausdrucks, womit er dieſes Nationaldeutſche aufgefaßt und ausgedrückt hat, beigeſellt, da es außerdem in der oberdeutſchen Schule, wo es von Anfang an immer vorherrſchend war und blieb, einen weniger beweglichen Charakter, und mehr ſchwerfälligen und breiten Ausdruck angenommen hat. Es darf aber dabei ja nicht überſehen werden, daß in der beſten Zeit der ältern niederländiſchen Schule beide Elemente auf das glücklichſte verſchmolzen waren; wie im Eyck und Hemmelink beides vereinigt und beiſammen iſt, das tiefe Symboliſche der Andacht und

heiligen Schönheit, und das gefühlvolle Deutſche. Ja ſchon im Wilhelm von Kölln, ſo nah derſelbe noch an den griechiſchen Styl gränzt, zeigt ſich neben der ſtillen Göttlichkeit, welche den Hauptcharakter ſeiner Gemählde bildet, beſonders in der Geſtaltung der Mutter Gottes, oder ſonſt verklärter Heiligen, ſchon jenes fröhliche deutſche Leben nach damahliger Art und Sitte, ganz deutlich, im mannichfachen Charakterausdruck der andern Geſichter und Nebenfiguren, ſo wie in der fantaſtiſchen Fülle und Zierlichkeit des bunten Coſtüms der Gewänder. Dieſes Element der lebendigen Charakteriſtik und des eigenthümlich Nationalen, dürfen wir zu unſerer Zeit aber um ſo weniger vernachläſſigen, da es einmahl beſonders für die Mahlerei, einen weſentlich unentbehrlichen Beſtandtheil jeder lebendigen Kunſtdarſtellung bildet; und unſre jetzige Kunſt immer noch mehr in Gefahr iſt, ſich in abſtracte Allgemeinheit und charakterloſe idealiſtiſche Flachheit zu verlieren, als in den entgegengeſetzten Fehler zu gerathen. Bis auf die neueſten Tage der Zerſtörung und der Verwirrung hatte jede Nation der alten Zeit, ſo wie ihre beſtimmte Phyſiognomie in Sitte und Lebensweiſe, Gefühl und Geſtalt, ſo auch ihre eigne Muſik, Baukunſt und Bildnerei; und wie ſollte es auch wohl anders ſein? Man ſpricht zwar viel von einer allgemeinen Schönheit und Kunſt, ohne alles Lokale; doch bis jetzt, wie es ſcheint, ohne daß man eben einſähe, wo es damit eigentlich hinaus will, und ohne daß die bisherigen Verſuche wenigſtens ſonderlich viel Gutes von dieſem neuen Glauben erwarten ließen. In jener engen Beſchränkung aber ſind Griechen und Aegyptier, Italiener und Deutſche, groß geweſen in der Kunſt, die überall gleich verloren ging in den Zeiten, da Nachahmerei begann. Die mahleriſche Schönheit inſonderheit, welche die körperliche Form nur im Umriß errathen laſſen kann, dafür aber das Eigenſte und wahrhaft Geiſtige im Sinnlichen zu ergreifen und in ihrem Farbenſpiegel magiſch feſt zu halten vermag, muß durchaus eine eigenthümliche ſein im Idealiſchen; aber freilich individuell in größerem Maaßſtabe, objectiv eigenthümlich, wie dieſes bei dem wahrhaft Lokalen und Volksthümlichen der Fall iſt. Möchten alſo doch die Mahler den wohlbedachten Grundſatz

des alten Dürer beherzigen und zu dem ihren machen, der zu denen, welche ihn in solcher Weise aufforderten und von seiner Bahn ablenken wollten, sagte: „Ich will gar nicht antikisch mahlen"; und dem auch der Anblick so vieler herrlichen Kunstwerke zu Venedig kein falsches Streben, italisch zu mahlen, abgewinnen mochte; da er vielmehr seiner wohl durchdachten und bewährten Kunstart jederzeit treu blieb, und nie aufhören wollte, deutsch zu mahlen. Wohl aber suchte er sich diese seine Kunstart nach ihrem ganzen Umfange zu ergänzen und zu vollenden, indem er von dem festen, kraftvollen Grunde der oberdeutschen Schule ausgehend, die bewegliche Lebendigkeit im Charakteristischen die Fülle und das Fantastische der geistreichsten niederdeutschen Mahler hinzunahm und sich aneignete; welche Manier dem erfinderischen Reichthume seines schöpferischen Genies sehr zusagte, und für denselben fast ein Bedürfniß war. Diesen lebendigen Geist und Charakter, und die eigenthümliche Fantasie der ältern niederländischen Mahler, so wie der ganzen niederdeutschen Schule, wollen wir nun näher zu bezeichnen und zu schildern versuchen, nach den merkwürdigen in Brüssel und Kölln gesehenen Alterthümern, zu denen wir jetzt übergehen.

Die seit dem 9ten Messidor im Jahre XI. zu Brüssel ausgestellte Sammlung besteht theils aus Bildern, welche dem oben erwähnten Decrete gemäß, von dem Pariser Reichthume hierher gesandt worden, theils aus solchen, die ursprünglich schon in dieser Provinz waren; besonders Alterthümer, die in der Revolution aus den Kirchen und Klöstern weggebracht sein mochten, und die nun in jenem sehr schön aufgestellten und günstig beleuchteten Museum vereinigt worden sind. In den sechs ersten Sälen ist manches berühmte und auch wenigstens vergleichungsweise mit andern Kunstsammlungen, des Ruhmes werthe Bild der spätern italienischen oder niederländischen Schule zu finden. Wir erwähnen darunter vorzüglich einen guten Palma Vecchio, eine Kreuzesabnahme in kleinem Verhältniß; zwei heilige Familien, nach Leonardo und Raphael copirt, konnten freilich keinen ganz deutlichen Begriff von dem Geiste der hohen Originale geben. Das Bildniß einer Frau mit der Nelke in

der Hand, wie man sagt der seinigen, von Garofalo, ist allzusehr verdorben, aber auch ursprünglich ganz und gar nicht mit dem kühnen Geist, dem tiefen Gefühl und dem vollendeten Fleiß gearbeitet, wie das Bildniß dieses Mahlers von ihm selbst in der Pariser-Sammlung, welches etwas unter Lebensgröße ist, dahingegen das Bildniß der Frau in Brüssel ganz in Lebensgröße erscheint.

Doch, was uns vorzüglich beschäftigte, war der siebente Saal, welcher, einen großen Raphael ausgenommen, durchaus mit Alterthümern angefüllt ist; mit Werken aus der Schule des van Eyck, von einem Engelbrechtsen, Conixloo, van Orley, Coxcie, Schoreel, Heemskerke, oder von unbekannten Meistern zum Theil aus einer noch frühern Zeit. Eine Anschauung, die äußerst belehrend für die Kunstgeschichte ist, und einen ganz neuen, viel höhern Begriff von dem Reichthum und dem Charakter der alten niederländischen Schule giebt, als man ihn aus gewöhnlichen Kunstsammlungen, die keine solchen Seltenheiten und Alterthümer besitzen, zu haben pflegt. Was man niederländischen Geschmack mit Beziehung auf die spätere Schule nennt, davon kommt hier auch keine Spur vor; von der Gemeinheit des Sinns in der Wahl der Gegenstände, dem Streben nach täuschender Natürlichkeit, der manierirten Behandlung der Farben auf den bloßen Effect. Der Styl ist im Ganzen durchaus einfach und edel; im Allgemeinen kann man wohl in allen die Schule des ernsten alten van Eyck spüren; doch freilich, nicht in allen seine Gründlichkeit der Behandlung. Auch finden sich, ungeachtet jener allgemeinen Uebereinstimmung, noch manche sehr bedeutende Abweichungen. So sind mehrere dieser Gemählde dem Anschein nach so ganz und gar in Dürers Art gebildet, daß sie wohl als bestimmte Nachbildungen angesehen werden könnten; und es darf uns auf keine Weise befremdlich scheinen, daß Dürer in den niederländischen und niederrheinischen Gegenden auch vielfältig nachgeahmt worden. Sehr ähnlich und verwandt mit Dürers Art erschien mir nach dem ersten Eindruck die Anbetung der heil. drei Könige, nebst der Beschneidung und der Anbetung der Hirten auf den Seitenflügeln, von Joh. Schoreel, Nr. 99. Die-

ser große altholländische Meister, welcher den tiefsinnig ernsten und andächtig schönen Styl des Eyck und Hemmelink am längsten treu bewahrt, und in seiner Zeit weiter fort entwickelt hat, zeigt jedoch in seinen vollendeten Gemählden eine Weichheit und Zartheit der Umrisse und Farben, so wie im seelenvollen Ausdruck, welche bei Dürer, dessen Kunstcharakter aus härterem Metall gebildet war, durchaus nicht in dem gleichen Maaße gefunden werden. Da sich übrigens eben so unläugbare als häufige Beweise vorfinden, daß auch schon viel früher und lange vor Dürer, in jenen Gegenden nicht selten in einer Art gemahlt worden ist, welche der seinigen sich sehr annähert, wie man denn auf unstreitig älteren Gemählden manche Figur sieht, von der man gewiß glauben sollte, daß sie aus Dürers Schule sei; so könnte ein wunderbar vortreffliches Gemählde, Nr. 155, den Judaskuß und die Auferstehung darstellend, welches ich in einem der andern noch nicht allgemein geöffneten Säle der Brüsseler Sammlung sah, und welches im Katalog bloß als ein sehr altes Gemählde, ohne Nahmen angegeben steht, vielleicht aus der noch ältern Zeit sein. Doch ist es so ganz und gar und in allen Dingen in Dürers Art, daß ich gern zugeben will, es könne wirklich aus seiner Schule sein; übrigens ist es sehr tüchtig und wäre allenfalls Dürers selbst nicht unwürdig.

Vorzüglich aber muß zur Erklärung dieser gegenseitigen Annäherung und Verwandtschaft bemerkt werden, daß Dürer selbst sich den Geist und die Art der alten niederdeutschen Mahler angeeignet hat, und daß eine starke, wenn auch nicht immer deutlich bewußte, oder absichtlich gesuchte Einwirkung und Beimischung des niederländischen Styls in seinen Werken, verglichen mit dem sonstigen Charakter der oberdeutschen Schule, sichtbar ist. Er bildet dadurch den Uebergangspunkt und eine Vereinigungsstufe für beide deutsche Schulen, und eben weil er die niederdeutsche Kunstart und reiche Fantasie, in einem sehr allgemeinen Geiste der seinigen einverleibt hat, werden so viele altniederländische Gemählde gefunden, welche insofern sie keines andern bestimmten Meisters Gepräge und Kennzeichen an sich tragen, sehr leicht dem Dürer und seiner Schule als Vorgänger oder Nachfolger, nah verwandt erscheinen können.

In andern dieſer altniederländiſchen Gemählde bemerkt man eine ganz beſtimmte Annäherung an den italieniſchen Styl, oder um genauer zu ſprechen, ein Streben darnach; es ſei, daß dieß durch Reiſen und Anſchauung oder bloß durch den Einfluß von Zeichnungen hervorgebracht worden; dergleichen ſind beſonders Nr. 92 und 94, von Engelbrechtſen, und Nr. 98 und 100, von Conixloo. Uebrigens ſind dieſe Gemählde grade am wenigſten lobenswerth; und wenn die beiden deutſchen Schulen ganz geeignet ſcheinen, ſich eine die andre auf das glücklichſte zu ergänzen und gegenſeitig zu vollenden, ſo iſt es hier bei dieſem falſchen italieniſchen Streben einiger alten Niederländer, wie ſo mancher ſpätern, als ob weſentlich unvereinbare und ganz unverträgliche Elemente zuſammengebracht werden ſollten. Auffallend iſt es, daß dieſe italiſirenden Niederländer gleich viel ſchlechter gemahlt und durch die Nachahmung ſofort den eigenthümlichſten Vorzug ihrer frühen Schule und Landesart verloren haben. Auch im Coſtum zeigt ſich die Neigung zu unbeſtimmten, halb antikiſchen Gewändern ſtatt der alten mit dem zierlichſten Kunſtfleiß vollendeten Kleiderpracht; ja in den Geſichtern ſogar iſt wegen der Mattigkeit, die doch idealiſch ſein will, hier und da eine ſonderbare Aehnlichkeit mit den beſſeren Mahlern der franzöſiſchen Schule. So wurde alſo ſchon damahls der Grund gelegt zu jener Abart und falſchen Manier, welche ſpäterhin in breiter Bahn zum allgemeinen Irrwege ausgebildet worden iſt. Andre alte Niederländer freilich, die Italien kannten, und vielleicht grade diejenigen, welche es am beſten kannten, blieben dem deutſchen Style getreu, und nur an der größeren Freiheit ihrer Behandlungsart wird man den weiteren Umfang ihrer Ausbildung gewahr. Einen vollgültigen Beweis für dieſe Bemerkung gewährt ein Votivgemählde von Bernard von Orley, Nr. 96, Knieſtück in drei Abtheilungen. Oben Chriſti Leichnam von den heiligen Frauen und Freunden getragen und umgeben; ganz auffallend in der Manier des Lukas von Leyden, jedoch edler. Die Familie des Donatars aber, unten in zwei Abtheilungen, links die Männer von einem Apoſtel, die Frauen und Mädchen von der heil. Margaretha dargeſtellt, iſt in einem ganz andern Style gemahlt; die objective Gründlichkeit in den

Köpfen der Alten, so wie die weiche Farbenbehandlung in dem äußerst anmuthigen zweier jungen Mädchen erinnern an Holbein. Ueberhaupt gab es in der altniederländischen Schule noch weit mehr Abweichungen und Verschiedenheiten der Manier, als man gemeiniglich denkt und weiß. Die italisirende und die dem Dürer sich annähernde ist so eben charakterisirt. Wie verschieden davon und ganz für sich bestehend ist nun noch Lucas von Leyden? Allerdings ein origineller Künstler, der insofern Aufmerksamkeit verdient. Doch liebe ich ihn sonst nicht so sehr, wegen der häufigen Verrenkungen in Form und Stellung, und wegen der erzwungenen Zierlichkeit. Keiner unter den alten niederländischen Mahlern ist in so hohem Grade manierirt; hier und da hat er wohl schon Annäherungen zu der falschen Natürlichkeit der spätern niederländischen Schule. Was ihn indessen am meisten auszeichnet, ist ein gewisser, äußerst willkührlicher aber doch zierlicher und fantastischer Eigensinn, so daß uns seine Hervorbringungen bald als die seltsamen Gebilde eines sehr geistreichen aber kränklichen Kindes, oder auch als die eines wunderlichen alten Mannes erscheinen, der vor der Zeit ein Greis geworden ist. Es darf uns auch nicht weiter befremden, daß für einen so ganz subjectiven und launenhaften Künstler, die Hauptmomente seines Lebens und Charakters mit zur Erklärung seiner Werke dienen müssen. Insofern aber das überwiegend Fantastische die niederdeutsche Mahlerschule am meisten auszeichnet, müssen wir diese charakteristische Eigenschaft auch noch da, wo sie im Uebermaaß gefunden wird, und bis an die Gränze einer einseitigen Entwicklung verfolgen; und in dieser Hinsicht bildet Lucas von Leyden allerdings ein wesentliches Glied und ein lehrreiches Beispiel in der Geschichte und Schule der niederdeutschen Kunst. Zwei vollständige, sehr gut erhaltne Altarbilder des Lucas von Leyden, die ich in der Sammlung des Herrn Lieversberg zu Kölln sah, gaben mir einen höhern Begriff von diesem Meister, als ich aus der großen Kreuzesabnahme und der Herodias zu Paris geschöpft hatte. Das eine jener beiden Bilder ist Christus am Kreuz; zur Seite rechts die heil. Agnes und Alexius, links Johannes der Täufer und die heil. Cäcilia. Auf dem Mittelbilde hält Magdalena den Fuß

des Kreuzes recht schön umschlungen; zur Seite steht der heil. Hieronymus in Kardinalstracht mit seinem Löwen. Auf dem andern Bilde ist Christus in den Wolken dargestellt, welchem Thomas die Finger in die Wunden legt, von mehreren Heiligen umgeben; auf dem einen Flügel Hippolytus und die heil. Afra; die Landschaft ist hier besonders schön und heiter, mit hellen, blauen Bergen im Hintergrunde, wie auf den schönsten altvenetianischen Bildern. Ueberhaupt scheinen mir die Bilder des Lucas von Leyden mit den Gemählden der alten Venetianer eine eben so bestimmte Verwandtschaft zu haben, als in einer spätern Zeit und noch mehr verwilderten Art, Rubens, in seiner Farbenverschwendung und in seinem Streben nach poetischer Kühnheit und Reichthum zu jener größern römischen und florentinischen Art des Michael Angelo hinneigt, oder wie sie in den Compositionen des genialischen Giulio Romano gefunden wird.

Der schon früher erwähnte Hemmelink steht auch, gegen die allgemein bekannten Mahler gehalten, ganz für sich; denn er hat wohl das Rührende und Deutsche von Dürer, aber doch nichts von seiner Caricatur, nichts von seinen andern Eigenthümlichkeiten. In der geistigen Schönheit und Tiefe der Andacht, so wie in der Klarheit der Bedeutung übertrifft er ihn und alle andern dieser Schule, und ist nur dem Eyck gleich zu stellen. Höchst vollendet und weich in der Ausführung, steht er in der objectiven Gründlichkeit weder dem Holbein noch sonst einem oberdeutschen Mahler, in der Fülle der dichterischen Fantasie keinem der ersten niederländischen nach.

Auch Messys, von dem einige gute Bilder in Paris sind, ist in seiner Art originell; freilich eine beschränkte Art, auch in dem etwas ziegelbraunen Farbenton. Es ist in allen Gesichtern fast nur eines herrschend und immer wieder erkennbar; wie es sich manchmahl findet, wo wir in allen Gebilden eines Künstlers immer nur ihn selbst oder den Gegenstand seiner Liebe in etwas veränderten Ausdrücken wiederfinden. Der innige Ausdruck frommer Redlichkeit aber, der Fleiß der Ausführung beim Messys, flößt Wohlgefallen und Achtung ein. So wie es auch unter den Dichtern bloß subjective Gefühlsdichter giebt, von eng beschränk-

ter Natur, und wieder objective Charakterdichter von umfassendem Geiste, so darf auch in der Mahlerkunst nicht jeder ein Holbein, ein Eyck, ein Dürer sein; auch der Beschränktere, ist nur sein Gefühl innig, seine Ausführung fleißig, ist ein schönes und nothwendiges Glied in dem Ganzen der Kunst, wo wie in einem Gottesgarten alles zusammen blühen und gedeihen soll, das Mächtigste neben dem Beschränkteren in friedlicher Eintracht.

Wenn man zum erstenmahle eine so reiche aber geschichtlich noch nicht vollständig geordnete Sammlung altniederländischer Gemählde, wie jene zu Brüssel oder andre ähnliche erblickt; so ist es, als ob man auf einem weiten, unbekannten Meere sich befände. Man fühlt da das Bedürfniß nach einem festen Anhaltspunkte in der Fülle der Anschauungen, zur Sonderung für den Gliederbau und Stufengang des Ganzen, wie für alle Nebenzweige seiner lebendigen Entwicklung. Als erste leitende Idee dazu, und zugleich als Eingang zu den nachfolgenden Bemerkungen, möge dieses Resultat der bisherigen Anschauungen dienen. Eyck war der große wissenschaftliche Begründer und stiftende Meister der niederdeutschen Mahlerkunst; und durch eben dieses wissenschaftlich Tiefe und durch die objective Gründlichkeit der künstlerischen Auffassung und Ausführung zeigt er sich im Einzelnen auch wohl der oberdeutschen Kunst und Schule verwandt und ähnlich, weil alles Große und Erste in seiner Art umfassend und vollständig ist. Den ersten schönen Anfang und die Morgenröthe der niederdeutschen Kunst und Mahlerei werden wir später in dem Meister Wilhelm von Kölln auffinden. Als Gipfel der höchsten Vollendung in ihr wurde schon früher Hemmelink bezeichnet; wie Schoreel als derjenige, welcher diese schöne Art der altkatholischen Andachtsmahlerei am längsten treu bewahrt hat; Lukas von Leyden aber als ein ganz eigenthümlicher und unter den übrigen Abarten und Seitenwegen sehr bemerkenswerther Nebenzweig fantastischer Sonderbarkeit und Laune, wovon der erste Keim doch übrigens schon im Charakter der niederländischen Schule selbst gelegen ist. Durch diese reiche Fülle und hohe Zierlichkeit der Fantasie zeigt sich der niederdeutsche Styl der Mahlerei, so weit dieses die Verschiedenheit der Kunstart zuläßt, auch dem zweiten,

blumenartigen, geſchmückten Styl der gothiſchen Baukunſt nahe verwandt. Es iſt ein ähnlicher Geiſt der blühendſten Fantaſie, der in beiden waltet; wie denn jene romantiſche Bauart in eben den deutſchen Niederlanden die höchſte Schönheit in wunderbarer Künſtlichkeit erreicht hat, welche auch der Sitz jener Mahlerſchule waren. Wenn Dürer aber als ein Vereinigungspunkt und Mittelſtufe zwiſchen der ſüddeutſchen und niederländiſchen Schule der Mahlerkunſt betrachtet wurde; ſo zeigt uns dagegen Holbein in ſeinen beſſern Werken den Styl der oberdeutſchen Art mehr ganz rein und unvermiſcht. In beiden Schulen deutſchen Urſprungs aber dürfte noch ein unermeßliches Feld und eine Fülle von einzelnen merkwürdigen Kunſtmomenten übrig und offen bleiben, welche in jener allgemeinen Idee des Ganzen und ſeiner Entwicklung noch nicht mit umfaßt ſind.

Nach dieſer Abſchweifung kehren wir zurück zu den Bildern in Brüſſel, unter denen mir keine merkwürdiger waren, als zwei ſehr alte von unbekanntem Meiſter, Nr. 153 und 154, in den noch nicht geöffneten Sälen; in kleinem Verhältniß, doch ſind die Figuren größer, als es bei altitalieniſchen Bildern von der Claſſe zu ſein pflegt, und dasſelbe gilt auch von ſehr vielen altniederländiſchen und altdeutſchen Bildern, die wir noch werden anzuführen haben. Die Gegenſtände ſind die Geißelung Chriſti und die Himmelfahrt; wollte man in Ermanglung hiſtoriſcher Nachweiſungen nach dem Styl eine Vermuthung wagen, ſo ſollte man denken, ſie müßten bedeutend älter ſein als Eyck. Man kann ſich aber, wo es an dem geſchichtlichen Anhalt fehlt, in Vorausſetzungen dieſer Art bei dem erſten Eindruck leicht irren; indem man immer geneigt iſt, ſchon im Voraus anzunehmen, daß das Rohere in der Kunſt, auch der Zeit nach das ältere geweſen ſein müſſe; was doch nicht immer der Fall iſt, da man auch in der Baukunſt des Mittelalters, nachdem die kunſtreichſte Vollendung im blühenden Kirchenſtyl des dreizehnten Jahrhunderts erreicht war, in dem folgenden Zeitalter oftmahls wieder ungleich plumper gebaut hat. Eben ſo trifft man auch nach Eyck in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts einzeln wieder auf niederdeutſche Gemählde, welche wegen der ſchlichteren und kunſt-

loſeren Art, wenn man nicht das Gegentheil hiſtoriſch wüßte, nach dem Styl und der Kunſt zu urtheilen, vielmehr älter ſcheinen müßten; wie denn überhaupt die Entwicklung der Kunſt nirgends mit einer mathematiſchen Strenge und Gleichförmigkeit an eine Regel, die durchaus keine Ausnahme litte, gebunden erſcheint. In den erwähnten beiden Bildern iſt übrigens die Schönheit der Köpfe, die Kraft des Ausdrucks, Pracht der Farben und zierliche Vollendung der Gewänder ſo auffallend und einleuchtend gut, daß ſelbſt der in der modernen Kunſt Befangne ihnen das verdiente Lob nicht leicht verſagen wird, und daß ſie manchem der vorzüglichen Gemählde aus Eycks Schule in dieſen Rückſichten kaum nachzuſtellen wären. Sie ſind auf Goldgrund, in der einfachſten gradeſten Anordnung; auf der Himmelfahrt ſind nur die Füße des Verherrlichten durch eine Oeffnung des Himmels noch ſichtbar, der Leib iſt unſichtbar; auf den allerälteſten Gemählden wird dieß mehrentheils ſo dargeſtellt. Die Mutter Gottes iſt hier beſonders ſchön, und ſo wird auch jedermann viele der Köpfe der Apoſtel leicht vortrefflich finden. Die ganze Art ſchließt ſich nahe an jene oben erwähnten älteſten italieniſchen Gemählde von S. Luigi, die noch ganz im griechiſchen Styl ſind; und doch iſt auch das Altdeutſche darin unverkennbar. In den ſeltſam prächtigen und farbenreichen Kleidungen zeigt ſich ſchon die Anlage zu dem, was ſpäterhin in der Düreriſchen Schule ſich weiter entfaltete; nur iſt alles noch einfacher und das wunderlich Fantaſtiſche nicht ſo abſichtlich und nicht ſo gehäuft. Auch der Tyrann auf der Geißelung erinnert durch dieſen Ausdruck der Bosheit an Dürer, doch iſt der Charakter ſchlichter und nicht ſo Caricatur. So wie Dürer ſpäterhin von manchen der beſſern Niederländer ohne Zweifel benutzt wurde, ſo hat auch er aus den älteſten niederländiſchen Bildern nicht wenig gelernt und entlehnt. Solche Bilder wie dieſe beiden, ſind eine wahre Grundanſchauung für den alten Styl der deutſchen Schule in den niederländiſchen und niederrheiniſchen Gegenden; unter alten Bildern werden wir künftig vorzüglich ſolche verſtehen, die noch älter ſind als Eyck.

Das Hauptbild in dem Saale der Alterthümer zu Brüſſel iſt ein großes Altarſtück von Raphael in Lebensgröße, von Paris

hieher gesandt, weil es einiger Restauration bedürftig, und ohnehin als nicht ganz ausgemahlt und aus der ersten Manier des Raphael, wie man es zu nennen pflegt, bei den Franzosen weniger gelten mag. Es ist eine sogenannte himmlische Conversation; die Mutter Gottes auf einem einfachen Thron von vier Heiligen umgeben, unten zwei Engel, die von einem Notenblatte singen. Dieß Gemählde nimmt in dem Auge der Kunstverständigen eine vorzüglich wichtige Stelle in der Reihe der bedeutenden und entscheidenden Werke des reichsten Genius ein. Es ist aus der Zeit, wo Raphael noch nicht sich selbst durch die Antike und durch Michel Angelo war untreu gemacht worden; doch hat es alle die Kraft des Ausdrucks, die Wärme und Fülle der Behandlung, die man in manchen seiner ersten Bilder vermissen mag. Aus wenigen Bildern spricht uns so ganz Raphael selbst an, so deutlich, so durchaus rein von allen fremden Einmischungen. Die himmlischen Knaben, die nackend so recht kindlich dastehen, wird jeder gern zu dem lieblichsten rechnen, was man sehen kann, und worin Raphael einzig geblieben ist. Aber auch der als Pilger rauh gekleidete Jacobus, auf seinen mächtigen Stab sich stützend, der aus den hohen Augen des kraftvoll bärtigen Hauptes mit treuherziger Liebe auf das Christkind schaut, ist eine herrliche Figur; desgleichen der heilige Bruno, eines der sprechendsten, feinsten italienischen Gesichter, die Raphael je gemahlt hat. Die Mutter Gottes ist von der mittlern Art der Raphaelischen. Was aber noch am meisten an dem Bilde zu loben bleibt, ist die herrliche Einheit des Ganzen; von den unzähligen Bildern, welche denselben Gegenstand darstellen, ist vielleicht dieses das einzige, wo der eigentliche Sinn desselben grade getroffen, die Aufgabe, wenn man so sagen darf, wirklich ganz gelöst ist. Hier sind die umgebenden Begleiter nicht müßige Figuren, willkührlich und bedeutungslos neben einander gestellt, höchstens in bloß mahlerischen Gegensätzen des Ausdrucks und der Stellung. Nein, das Ganze ist wirklich ein Ganzes, alle Personen nothwendig in demselben, weil sie alle, bedeutend und innig unter sich verbunden durch die Richtung ihrer Mienen, im wirklichen Gespräch der Andacht verschlungen erscheinen, in dessen hohen Sinn der zu dem from-

men Beſchauer gewendete Bruno dieſen gleichſam einzuführen ſich erbietet. Es iſt eine wahrhaft große Compoſition, wo alles ſchlicht und einfach, und doch alles bedeutend und grade das rechte iſt. In dieſer Rückſicht könnte man etwa nur den alten Corregio zu Dresden mit der heil. Katharina, dem heil. Franciscus und Johannes dem Täufer noch vorziehen oder wenigſtens neben dieſes Raphaeliſche Bild ſtellen, welches unſtreitig eines der ſchönſten und lobenswertheſten von dieſem Meiſter iſt.

Der Reichthum der bekannten Düſſeldorfer Sammlung an berühmten Werken und Meiſtern der neuern Zeit, vorzüglich der niederländiſchen Schule, iſt hinreichend von andern beſchrieben worden, ſo daß wir uns nur auf das allein beſchränken dürfen, was für unſern Geſichtspunkt das wichtigſte iſt und am meiſten zur Ergänzung der früher gegebnen Anſchauungen und Bemerkungen über die ältern Mahler dienen kann.

Ein Bild in kleinem Verhältniß von Dürer, ein ſehr zuſammengeſetztes Märterthum der erſten Chriſten in Perſien, mit vielen Figuren darſtellend, wo er ſelbſt nebſt Pirkheimer in der Mitte ſteht, iſt wohl durchaus nur als Skizze zu beurtheilen, wenn es nicht etwa gar bloß Copie iſt; die Compoſition iſt ſo reich, ſo ausdrucksvoll bedeutend, geordnet und tiefſinnig, als ſich erwarten läßt; die Ausführung iſt aber durchaus nicht ſo gründlich vollendet, als man es von dieſem Meiſter gewohnt iſt. *)

Unter den beſſern Bildern der alten Italiener befindet ſich eine ſchöne Anbetung der Hirten von dem Venetianer Bordone, ganz auffallend ähnlich dem früher erwähnten Palma Vecchio, desſelben Inhalts zu Paris. Was von Andrea del Sarto gezeigt wird, gehört nicht grade zu dem Vorzüglichſten dieſes Meiſters. Ein Ecce Homo von Corregio, äußerſt blutrünſtig und entſtellt, nicht ohne Fleiß gemahlt, aber doch ſehr flau, erregt wohl Zweifel. Eine ganz kleine heilige Familie von Michel Angelo aber hat anz den Charakter, wie andre unbezweifelt ächte kleine Oelge-

*) Das Originalgemählde dieſer äußerſt reichen, dem Gegenſtande nach aber allerdings abſchreckenden Compoſition befindet ſich in der Wiener Sammlung und iſt meiſterhaft ausgeführt.

mählde desselben Meisters. Die Zeichnung kann wohl nur von ihm sein; der Ausdruck der Größe in den Zügen und Mienen ist ganz übertrieben und unnatürlich. Allgemein gerühmt und bewundert ist der heilige Johannes, welcher angeblich von Raphael sein soll. In dieser Voraussetzung müßte das Bild aus der Zeit des Raphael herrühren, da er sich schon auf dem Abwege der antikischen Nachahmerei befand. Dieser Johannes ist dem Apollo so verähnlicht, daß er allenfalls mit veränderten Attributen dafür gelten könnte. Es ist ein sehr kaltes Bild, trotz der gelehrten Verkürzungen; Form und Gedanke, wenn sie wirklich von Raphael sind, liegen weiter von der ursprünglichen, wahren Richtung seines schönen und frommen Geistes ab, als irgend eine andre seiner Hervorbringungen. Am meisten Aehnlichkeit hat es etwa noch mit dem Engel Michael zu Paris, aber wie viel großartiger gedacht und gestaltet ist dieser und wie so gar nicht gezwungen und kalt, trotz der hohen Kunst! Auch die Farbenbehandlung im Johannes ist ganz anders; freilich hat das Bild sehr nachgeschwärzt, doch muß auch ursprünglich das Helldunkel und seine Gegensätze und Verschmelzungen mehr darin gesucht worden sein, als in irgend einem andern Raphaelischen Gemählde. Von dieser Seite steht es ganz allein, und es wäre erst zu charakterisiren, wie es sich zu andern Bildern Raphaels verhält, welche denselben Gegenstand mit geringen Veränderungen darstellen und in Italien befindlich sind, ehe man bestimmen könnte, von welchem Schüler Raphaels das Gemählde selbst, oder doch die Ausführung desselben etwa herrühren möchte. Ungleich vorzüglicher und wichtiger ist eine heilige Familie Raphaels, aus seiner ersten Manier, wie man es zu nennen, und dadurch oft grade seine schönsten und gelungensten Werke mit einem heimlichen Tadel zu bezeichnen pflegt. An diesem Bilde ist zu loben das Lichte und Heitre im kraftvollsten Farben-Accord des Grünen, Rothen und Hellen; vor allem aber das Einfache, Große und Symbolische der ganz pyramidalischen Anordnung, deren Gipfel und Hintergrund zugleich der auf seinen Stab sich tüchtig stützende Joseph bildet. Man kann von diesem Bilde sagen, was von dem zu Brüssel; es ist ganz was es sein soll, es giebt unzählig viele heilige Familien

von den verschiedensten Mahlern, schätzbar durch mannichfache einzelne Schönheiten, und reicher vielleicht an solchen, als das gegenwärtige sehr einfache Bild; aber hier ist grade der eigentliche Sinn und die rechte Bedeutung einer solchen Vorstellung getroffen, gleichsam das Wort des Räthsels ohne alle Anmaßung ausgesprochen.

Was die übrigen Bilder betrifft, so kann die Susanna von Domenichino wohl unter seine guten gerechnet werden. Der Saal des Rubens muß jedermann auffallen und überraschen; diesen Meister muß man in der That nur hier kennen lernen. Die verwilderte Fantasie dieses außerordentlichen Talents, welches selbst in seiner Verirrung noch große Spuren von der dichterischen Lebensfülle und dem magisch bunten Farbenspiele darbietet, welches die alten niederländischen Mahler so schön auszeichnet, in Lob und Tadel ganz zu würdigen und vollständig zu charakterisiren; das würde eine eigene Abhandlung erfordern, die jetzt nicht auf unserm Wege liegt. Nicht in den großen Prachtstücken, wie in dem Weltgerichte, überhaupt wohl nicht in der Behandlung der christlichen Heiligenbilder, erschien er mir von der vortheilhaftesten Seite; sondern bei solchen Veranlassungen, wo die Fülle und Kraft seiner Fantasie, zwar dichterisch genommen, vollen Spielraum behält, aber nicht in's Unermeßliche hinausschweifen kann, vielmehr auf einem beschränkten Raum festgehalten, sich desto gedrängter entfaltet, wie auf der berühmten Amazonenschlacht der hiesigen oder in der herrlichen Tiger- und Faunen-Familie der Dresdner Sammlung.

Von den Werken der spätern italienischen Schule ist vielleicht in der hiesigen Sammlung die Himmelfahrt Mariä, von Guido, das merkwürdigste. Doch ist dieses Bild, größer gedacht als ihm sonst gewöhnlich ist, nicht so kräftig ausgeführt und gemahlt, als die Fortuna von demselben Meister zu Paris und die oben erwähnte, wunderschöne Magdalena in der Lucianischen Sammlung. Man sieht hier gleichsam die beiden Extreme des verirrten Talents, des falschen Kunststrebens, beisammen: Rubens und Guido, manierirte Wirkung und das leere kalte Ideal. Es kann vielleicht befremden, daß ich auch das Ideal unter die falschen Principien der verirrten Kunst setze; aber so wie man dieses Wort, das ursprüng-

lich einen guten, reellen Sinn gehabt haben mag, gegenwärtig nimmt, ist es auch etwas durchaus Falsches. Man sucht es nur in den äußern Formen und sieht diese als das Erste und Letzte an; da doch die Bedeutung des Ganzen, der alle einzelnen Formen nur dienen und sie mit ausdrücken sollen, allein das Ziel des Ganzen sein kann. Sodann sucht man das Ideal in der Mahlerei, wie auch wohl in andern Künsten und Geistesschöpfungen, nicht in jener tiefsinnig genialischen Vereinigung entgegengesetzter Elemente, nicht in jener absichtlichen Abweichung von dem bloß richtigen Naturverhältniß, um der höhern Bedeutung des Göttlichen willen, die wohl Winkelmann und andre, die zuerst vom Ideal sprachen, gemeint haben mögen, sondern in einem bedeutungslosen Mittelwege, der zwischen allen Extremen durchschlüpfend, nur das Unedle sorgfältig zu vermeiden bemüht ist. Es giebt, wie in allen Wirkungsarten, so auch in der Kunst, eine volle und eine leere Mitte: die volle Mitte ist die, wo widersprechende Kräfte sich bis zur Sättigung durchdringen, und da wird immer auch ein neues Lebendiges hervorgehen; von dieser gilt es, daß die Wahrheit nicht nur, sondern auch die Schönheit selber in der Mitte liege. Die andre Mitte aber ist unfruchtbar, leer und durchaus negativ; und das ist es, was man jetzt Ideal nennt, und darüber gar nicht mehr an das höhere Symbolische, an die Andeutung des Göttlichen in dem Ganzen einer künstlerischen Darstellung denkt. Nur darnach strebte Guido, wo er mehr als reizend sein will, und auch die besten Meister der französischen Schule streben nach nichts anderm. Rubens, ja Rembrandt, möchten darin immer noch einen höhern Rang als die Franzosen und die flachen Italiener der spätern Zeit behaupten, daß sie wenigstens einen kräftigen Irrthum zeigen; es ist alles in ihnen durch und durch manierirt, aber es ist doch noch ein originneller Mißbrauch der Farbe und des eignen unverkennbaren Talents. Die neueste französische Schule scheint beide Grundirrthümer verbinden zu wollen; das leere falsche Ideal in antikischer Nachahmerei, und die grellste Theater-Wirkung. Denn gewiß ist dieser Effekt, das Auffallende und in die Augen Springende der neuesten Modegemählde gar nicht mehr mahlerisch, sondern gradezu theatralisch, und von ihrer so gränzenlos und bis zur vollendeten

Unnatur übertriebenen, höchst subjectiven Schauspielerei ganz treu copirt. Doch ist es wenigstens ein bestimmter Effekt, daher denn solche Produkte immer noch mehr Charakter haben, als manche der neuesten Deutschen, die auf jenem falschen Idealwege hervorgebracht worden, aber statt des vermeinten Ideals nur in eine mannichfache Unförmlichkeit und charakterschwache Nichtigkeit gerathen sind.

In Kölln bemerken wir zuförderst eine heilige Margaretha, von Raphael, im Besitz des Mahlers Hoffmann. Es war dieses Gemählde ehedem in derselben, in der Kunstgeschichte nicht unbekannten Jabach'schen Sammlung, aus welcher auch das Pariser Bild in die ehemahlige königliche Sammlung gekommen ist. Dieses letzte aber ist so sehr beschädigt gewesen, daß es ganz hat überarbeitet werden müssen, um es wieder herzustellen. In diesem Zustande befand es sich nebst andern in der vorigen Sendung erwähnten Bildern, während der letzten Zeit, im Restaurationssaale des Louvre; es gewährte aber nur einen traurigen Eindruck über die sichtbare Zerstörung. Das Göttliche dieses Gedankens ist freilich nicht zu vertilgen gewesen; aber man fühlt deutlich, wie viel das Bild müsse gelitten haben. Mag nun dieses auch ursprünglich das Original gewesen sein, jenes aber nur eine alte, unter den Augen des Meisters verfertigte Copie; gegenwärtig ist das Pariser Bild so verdorben, daß es kaum möglich sein dürfte, diese Frage aus der Anschauung allein, ohne historische Nachweisungen zu entscheiden; so daß das hiesige ohne Bedenken vorzuziehen und als das einzige noch erhaltene Exemplar dieses so unvergleichlich schönen Bildes zu betrachten ist; es müßten denn etwa in Italien noch andre Wiederhohlungen desselben Bildes sich finden; in der Raphaelschen Margaretha zu Wien ist der Gegenstand ganz anders behandelt. Von welchem der Schüler Raphaels die hiesige nun aber gemahlt sei, und ob vielleicht der Kopf von dem Meister selber sein könne, überlassen wir solchen zu entscheiden, die nach einem langen Aufenthalte in Italien, nach oft wiederhohlter Vergleichung und eigner Anschauung aller Werke des Raphael und der unmittelbar unter ihm und mit ihm arbeitenden Schüler, als praktische Künstler darüber ein competentes Urtheil haben können. Man kann

dieſes Gemählde, dem Gegenſtande und ſeiner Bedeutung und Auffaſſung nach, wohl mit dem Engel Michael des Raphael vergleichen; es iſt eben ſo groß und edel gedacht, doch iſt der Sieg über das Schlechte und häßlich Ungeheure hier leichter und anmuthsvoller. Es iſt hier nicht die Tugendkraft des überwindenden Helden und Fürſten der Geiſter, ſondern es iſt der unbewußte Sieg der ſchuldloſen Liebe und heitern Schönheit, zu deren Füßen das Niedrige von ſelbſt erſtirbt. Das Göttliche der Stellung, wie die Heilige, in ihrer Rechten die Palme haltend, über dem Ungeheuer, das ihr Fuß, ohne daß ſie auch nur nach ihm niederſchaut, vernichtet, grade aus dem Bilde heraustritt, iſt auch in dem Kupferſtiche erkennbar; das heitre Geſicht dieſer chriſtlichen Glaubens-Heldin zeigt eine hohe, aber individuelle Schönheit und Anmuth, das Göttliche blickt vorzüglich aus den hellen, offnen Augen und dem himmliſchen Lächeln des Mundes hervor.

In derſelben Sammlung ſah ich einige heilige Figuren, ehemahls Seitenſtücke zu einem Altarbilde von Dürer, ſehr charaktervoll und gründlich ausgeführt, auf Goldgrund. Man hat die Vorliebe für dieſe in der ältern Zeit allgemeine Art, in dieſen Gegenden weit länger beibehalten als in Italien nicht nur, ſondern ſelbſt als in dem ſüdlichen Deutſchlande. Man möchte alſo vermuthen, daß dieſe Bilder für eine hieſige Kirche bei Dürer während ſeiner Reiſe durch die Niederlande ſeien gemahlt oder beſtellt worden. Für ihn bleibt es eine Abweichung von ſeiner gewöhnlichen Art, die einen beſondern Grund oder äußre Veranlaſſung gehabt haben muß. Denn grade ihm gewähren Bilder mit einem landſchaftlichen Hintergrunde mehr Spielraum, den ganzen Reichthum ſeines erfinderiſchen Tiefſinns zu entfalten.

Wir haben aber noch viele andre, wichtige Gemählde anzuführen, welche uns hier näher angehen, weil ſie dem hieſigen Boden und Lande einheimiſch entſprungen ſind. Die alte Stadt Kölln, welche unter ihren ehemahls mehr als hundert Kirchen, die größere Anzahl beinah, als bedeutende und wichtige Denkmahle und Kunſtwerke der höhern Architektur anführen darf, ſo daß an dieſen allein ſich wohl eine vollſtändige Geſchichte der gothiſchen Baukunſt entwickeln ließe, nach allen ihren Verſchiedenheiten und Verände-

rungen von den älteſten Zeiten an bis zu jener höchſten Vollendung des baukünſtleriſchen Styls, den man am hieſigen Dome bewundern muß; die Stadt Kölln iſt, trotz aller Zerſtörungen und gewaltſamen Veränderungen, welche der Krieg, und alles, was darin, beſonders die Kirchen und Klöſter, erleiden mußten, mit ſich geführt hat, auch jetzt noch an alten Gemählden vielleicht nicht minder reich, als ſie dem Kenner alter Baukunſt merkwürdig ſein muß.

Und dieſe Gemählde ſind altdeutſche Gemählde, eine eigne für ſich beſtehende Schule, reicher, umfaſſender, als es vielleicht je eine im ſüdlichen Deutſchlande gab; eine Schule, welche zugleich die innige Verbindung und Einheit der altdeutſchen und altniederländiſchen Mahlerei augenſcheinlich beweiſt. Hier findet man Bilder, welche man den beſten Holbein's an die Seite ſetzen darf, andre in Dürers Art, und wieder andre aus der Schule des Eyck; dann viele andre, welche weit älter ſind als alle dieſe Meiſter, eine Menge Verſchiedenheiten, die zum Theil das Beſte jener drei großen Stammväter und Urheber oder Epochen der deutſchen Schule in ſich vereinigen, oder doch die Familienähnlichkeit mit dieſem oder jenem nicht verkennen laſſen, wenn gleich ſie auch ihr Abweichendes und Eigenes haben. Es würde ſchwer ſein, nur die verſchiedenen Manieren aufzuzählen, welche ſich an den älteſten Bildern eines unbeſtimmten Alterthums, deutlich unterſcheiden und auf eben ſo viele ausgezeichnete Meiſter ſchließen laſſen.

Der alte Kunſtſinn ſcheint ſich hier länger erhalten zu haben, als irgendwo ſonſt; und noch jetzt bewährt ſich derſelbe, durch eine allgemeine Liebhaberei, mit Sinn und Kenntniß verbunden; und durch eine mannichfache Neigung zum Sammeln, welche beſonders auf das Alterthümliche gerichtet iſt. Die meiſten dieſer Bilder, ſelbſt aus ſchon ſpätern Zeiten, ſind auf Goldgrund, und auf Holz gemahlt; bisweilen iſt auf das Holz eine Leinwand geleimt, und auf dieſe wieder ein Gipsgrund getragen, welches die Farben beſonders dauerhaft erhält. Die Farbenpracht iſt faſt in allen bewunderungswürdig; das Blau durchaus Ultramarin und auch die andern Farben ſind nach Verhältniß die köſtlichſten und glänzendſten.

Die meiſten dieſer Gemählde ſind jetzt ſo, wie ſie während des Krieges und nach der Zerſtörung der Kirchen und Klöſter, erſt verſchleudert und dann wieder aufgeſucht und gerettet worden, noch mehrentheils zerſtreut und einzeln in Privatſammlungen aufgeſtellt, deren es hier mehrere in ganz verſchiednen Fächern bedeutende giebt; von denen auch die meiſten ſehr zweckmäßig angelegt, und auf ein beſtimmtes beſchränktes Ziel gerichtet ſind, daher ſie ſich ſchon von ſelbſt in die kunſtgeſchichtliche Ordnung einreihen. Die lehrreichſte unter dieſen für die Kunſtgeſchichte wird wohl die Sammlung des gelehrten Kanonikus Wallraf ſein, wenn ſie erſt geordnet worden *); denn dieſer Mann, der alle dieſe Dinge zum beſondern Gegenſtande ſeiner Nachforſchungen gemacht hat, iſt beſonders darauf ausgegangen, eine vollſtändige Reihenfolge der köllniſchen Schule aufzuſtellen von den älteſten Zeiten durch van Eyck's Schule, Dürers Art, Holbein und dann

*) Dieſe Sammlung iſt jetzt ein Eigenthum der Regierung geworden und der öffentlichen Benutzung gewidmet. Das große Altarbild von der Mutter Gottes und den Schutzheiligen der Stadt Köln hat in dem hohen Dome ſeine würdige Stelle gefunden, deſſen herrliche Glasfenſter in neu gereinigtem Glanze ſtrahlen, wie eine ähnliche Erneuerung auch in andern Kirchen Statt gefunden hat. Manche neue Sammlungen haben ſich ſeitdem noch, durch den rege fortſchreitenden Eifer einzelner Kunſtliebhaber gebildet, welche vieles Alterthümliche und Schöne von köllniſchen und andern niederdeutſchen Gemählden enthalten, wie die des geiſtlichen Herrn Fochem. Beſonders lehrreich war mir, bei einem kurzen Beſuche im Frühjahre 1818 in Köln, eine ſehr reiche Privatſammlung von Glasmahlereien, welche eine äußerſt merkwürdige Reihenfolge, durch alle Jahrhunderte fortgeführt, vom erſten Anfange bis zum letzten Verfall dieſer Kunſt darbietet. Die Boiſſeréſche Sammlung, mehrere Jahre hindurch in Heidelberg von unzähligen Fremden geſehen und bewundert, jetzt aber als Zierde der Hauptſtadt von Würtemberg, noch würdiger und geräumiger aufgeſtellt; welche uns die großen, weſentlichen Grundanſchauungen für die niederdeutſche Mahlerkunſt im Allgemeinen und Ganzen, nach allen ihren Bildungsſtufen, in belehrender Vollſtändigkeit, vor Augen ſtellt, beſitzt zugleich auch einen Schatz der vorzüglichſten Stücke aus der beſondern köllniſchen Schule und von dem Meiſter des Dombildes.

Hans van Achen bis auf die ſpäte Zeit, da die Köllniſchen Mahler nach Rubens und van Dyk ſich bildeten.

Von dem ganzen Reichthume dieſer höchſt merkwürdigen Kunſtalterthümer würde es nur nach einer viel weiter eindringenden und ausführlichen Unterſuchung und Durchforſchung auf dieſem ſelbſt geſchichtlich noch ganz unbekannten Theile der deutſchen Kunſtentwicklung möglich ſein, eine befriedigende und vollſtändige Nachricht und Beſchreibung zu geben. Für jetzt wählen wir nur drei Stücke verſchiedener Art aus, um wenigſtens einen vorläufigen Begriff zu geben.

Die Krone von allen Werken der Köllniſchen Mahlerſchule iſt ein großes Bild in drei Abtheilungen, ſehr reich an Figuren in voller Lebensgröße, auf Goldgrund, welches ehedem in der Kapelle des Rathhauſes befindlich war. Das Mittelſtück ſtellt die Anbetung der heiligen drei Könige dar, auf dem Seitenflügel rechts ſteht der heilige Gereon und ſeine Kriegsgeſellen, auf dem linken die heilige Urſula nebſt ihren Jungfrauen und dem heiligen Aetherius, ihrem Geliebten, im Hintergrunde die Biſchöfe St. Kunibertus und S. Severinus. Es war unſtreitig die Aufgabe und Abſicht, die ſämmtlichen Schutzheiligen der Stadt hier vereinigt vorzuſtellen. Dieſes Bild iſt einzig in ſeiner Art, wie auch der unvollendete Dom zu Kölln unter den gothiſchen Gebäuden einzig geblieben iſt, mehr noch wegen der hohen einfachen Schönheit des Styls als wegen der Größe der Anlage. Manche haben bei dieſen Bildern auf Dürer rathen wollen, bloß weil die hohe Vortrefflichkeit des Werkes gleich auf den berühmteſten unter allen Nahmen der früherhin ſo wenig bekannten altdeutſchen Schule führen mochte. Wohl könnten einige von den Nebenfiguren unter den Begleitern der Magier in ihrer etwas bizarren Tracht, Stellung und Geſtalt wohl allenfalls an jenen Meiſter erinnern; doch iſt dieſes eine allgemeine Eigenſchaft und Weiſe aller jener ältern Mahler. Die friſche, weiche und kraftvolle Carnation in den Köpfen aber erinnert mehr an Holbein; aber auch dieſe Treue und Wahrheit der Auffaſſung und der Farben gehört der Zeit und dem damahls herkömmlichen alten Styl an, obwohl dieſe hohe Vollkommenheit darin in allen Zeiten nur das Erbtheil der

auserlesensten Wenigen sein kann. Der dichte dunkelgrüne Vorgrund, aus Kräutern gleichförmig wie ein Teppich gewebt, mit einzelnen eingestreuten Blümchen und Feldfrüchten, ist fast wie auf den Eyck'schen Bildern, und so ist auch das Grade und Ernste der Gestalten und Gesichter mehr in dieser Art. Von diesem Bilde ganz besonders war es gemeint, was ich vorhin von der Vereinigung der bedeutendsten Vorzüge aller jener drei deutschen Meister in Einem Bilde sagte; welche Vorzüge übrigens keinesweges so miteinander streiten, als die Manieren der verschiedenen italienischen Mahler, welche man wohl sonst nach den langen Kunstrecepten des Mengs in einem wahrhaft classischen und correcten Gemählde vereinigen zu müssen glaubte. Ein wunderbarer Fleiß der Ausführung und die strahlende Farbenpracht sind in diesem Bilde von einer Vortrefflichkeit, wie es auch auf den besten altdeutschen Gemählden in dem Grade nur äußerst selten gefunden wird. Man sieht, daß jene Zeit das Köstlichste und das Höchste in diesem Bilde aufbieten wollte, was sie vermochte. Es ist mit größter Liebe vollendet; aber es ist auch entworfen im Geist und unter der Begünstigung der göttlichen Liebe. Es ist noch etwas darin, was man in den Gemählden jener drei Künstler doch nicht fühlt; die Blüthe der Anmuth ist diesem beglückten Meister erschienen, er hat das Auge der Schönheit gesehen, und von ihrem Hauch sind alle seine Bildungen übergossen. So allein, wie Angelico unter den ältern, oder Raphael, der Mahler der Lieblichkeit, unter den neuern Italienern steht, so einzig ist dieser unter den Deutschen. Er hat die himmlische Fantasie des einen und die hohe Schönheit des andern; in der Kunststufe aber steht er weit über dem Angelico und könnte etwa dem Perugino gleichgestellt werden. Die Mutter Gottes mitten auf dem Throne sitzend, von einem langen, dunkelblauen, mit Hermelin gefütterten Mantel umflossen, wird wohl jeden, der sie gesehen, an die Raphael'sche Maria in Dresden erinnern müssen, durch die königliche Hoheit der etwas mehr als lebensgroßen Gestalt, und durch die ganz überirdische, idealische Schönheit des Angesichts. Doch ist die demuthsvolle Neigung des gleich der Sonne in Milde leuchtenden Hauptes und des Auges, der alten Idee getreuer. Auch die Hände

die auf ganz alten Bildern oft etwas ſchwach erſcheinen, ſind wie ſie nur bei den beſten Mahlern gefunden werden; nur die Beine und Füße in ihrer ſchlichten Stellung und ſpitzigen Fußbekleidung, ſind noch etwas hetruriſch grade und verrathen den alterthümlichen Styl. Anordnung und Ausdruck werden ſelbſt Künſtler der jetzigen Zeit vortrefflich finden müſſen. In Rückſicht des Reichthums an ſo ausdrucksvollen und doch ſo vollendet ausgearbeitet großen Köpfen, kann man dieſes Gemählde den größten Hervorbringungen von Raphael vergleichen und an die Seite ſtellen. Herrlich treten die Figuren hervor, beſonders in den Seitengruppen, wo der Vorgrund etwas heller iſt; die Hauptfiguren der beiden Märtyrer, der heilige Gereon in voller Rüſtung, jedoch ohne Helm, und die ſchöne Urſula mit dem Pfeile in der Hand neben dem geliebten Jüngling, der ſie mit zärtlicher Bekümmerniß anſchaut. Wie ſchön und gefühlt iſt die Art, wie dieſe ausgezeichnet, und ihr Märterthum in der rührenden Stellung und dem blaſſen Geſicht grade nur ſo viel angedeutet worden, um die freudige Hoheit des Hauptgegenſtandes auf dem Mittelſtück, durch dieſe wehmüthige Umgebung in ein noch innigeres ſanftes Liebesgefühl zu verſchmelzen. Doch wie ließen ſich alle Schönheiten dieſes Gemähldes aufzählen oder auch nur die Umriſſe der Anordnung und des Gedankens einigermaaßen befriedigend beſchreiben? In einem Werke, wie dieſes, liegt die ganze Kunſt beſchloſſen; und etwas Vollkommneres, von Menſchenhänden gemacht, kann man nicht ſehen.

Es ſei vergönnt, den Eindruck, welchen dieſes herrliche Altargemählde der Stadt Kölln, in ſeiner dreifachen Abtheilung hervorbringt, in der gleichen Anzahl poetiſcher Nachbilder wieder zu geben.

I.

Ein goldner Glanz liegt blendend aufgeſchloſſen,
Maria ſitzt auf hohem Himmels Throne,
Ihr Haupt umziert die demantreiche Krone,
Vom reinen Blau des Mantels weit umfloſſen;

Und zarte Blümlein ſind dem Grün entſproſſen,
Wo vor der heil'gen Jungfrau und dem Sohne
Die Könige, gelangt aus ferner Zone,
Voll Inbrunſt knie'n, in Andacht hingegoſſen.

Fromm reichen sie des Orients reiche Gaben,
Des Goldes Zier, der Myrrhen süßes Düften,
Dem Kinde, hohen Ernstes voll, erhaben.
Und wie die Männer dort in Einfalt schauen,
Die Englein jubiliren in den Lüften,
Blüht Hoffnung auf, und seliges Vertrauen.

II.

Wer naht in muth'ger Zuversicht dem Orte;
Gerüstet, stark, als ob ihn Siegs gemahne,
Das Kreuz goldflammend auf azurner Fahne,
Freudig im Geist, vertrauend fest dem Worte?
Sankt Gereon, der Tapfern Licht und Horte,
Enteilend frei des Todes düsterm Wahne,
Tritt hier getrost auf lichter Himmels Bahne,
Voran der glaubend folgenden Cohorte.
Muthvoll und freudenvoll, getreu und sinnig,
Vertrauend so dem Tode wie dem Leben,
Seht hier die Heldenbilder vor'ger Zeiten!
Nicht Marter, nicht der Tod macht die erbeben,
Die treu vereint, als Brüder fest und innig
Im Glauben zu Maria's Throne schreiten.

III.

Im königlichen Schmucke, reich umgeben
Von holder Jungfrau'n auserles'nen Schaaren,
Vom Todespfeile frei, und von Gefahren,
Erscheint Sankt' Ursula im klaren Leben.
Sie nahet demuthsvoll, doch ohn' Erbeben!
Der Jüngling, den wir neben ihr gewahren,
Von Engels Angesicht, mit goldnen Haaren,
Wohl dürfte nach der heil'gen Braut er streben.
Mit zarter Sorge schaut er auf sie nieder;
Er hat den Martertod mit ihr gelitten,
Findet mit ihr an Gottes Thron sich wieder.
Und in der Farbenpracht, in Liebesgrüßen,
In ew'ger Schönheit Fülle, zarten Sitten,
Führt sie die Liebe zu Maria's Füßen.

Und der Nahme dieſes glücklichen Meiſters iſt lange Jahrhunderte hindurch unbekannt geweſen, und bis auf unſre Zeit hinab geblieben! So war es die Art jener altdeutſchen Zeit; weiß man ja doch auch den Nahmen des Mannes nicht, der das Wunderwerk des Domes entwarf; denn nicht die Eitelkeit trieb jene Alten, ſondern die Liebe zum Werk. Aber die Nachwelt hätte nicht ſo undankbar und vergeßlich ſein ſollen. Ein Freund von mir iſt ſo glücklich geweſen, einige kleinere Bilder an ſich zu bringen, die offenbar von demſelben Meiſter herrühren; ſehr viele der Köpfe ſind von dieſem früheren Verſuch auf das große Bild genau übertragen, aber freilich mit den größern Verhältniſſen, auch reicher entwickelt und noch ſorgfältiger ausgeführt. Die Idee des großen Bildes liegt in dieſen erſten Entwürfen noch wie die Blume in der zarten Knospe verſchloſſen, ehe ſie vollendet aufgegangen. Doch beſeelt dieſelbe liebevolle Anmuth auch dieſe kleinern Bilder, die jeder, der das Große geſehen, mit der innigſten Theilnahme beſchauen muß, und die ſchon an ſich zu den ſehr ausgezeichneten gehören. Sichtbar geht aus der Vergleichung dieſer kleineren Bilder, ſo wie auch der zwölf Apoſtel von demſelben Meiſter, mit dem großen Altargemählde hervor, daß ſie einer früheren Epoche angehören; dagegen jenes Bild, welches zur höchſten Verherrlichung der Stadt Kölln und ihrer ſämmtlichen Schutzheiligen dienen ſollte, und zu welchem der Meiſter desſelben ohne Zweifel alle ſeine Kraft aufgeboten haben wird, uns ſeine Kunſt auf den Gipfel der vollendetſten Ausbildung, ſo weit er dieſe erreicht hat, darſtellt. Dieſe Bemerkung darf nicht überſehen werden, bei den Nachforſchungen über den Urheber des Bildes, und kann eine Hindeutung abgeben, um auf die Spur desſelben zu führen. Der ſicherſte Anhaltspunkt liegt in der Zeit der Vollendung des großen Bildes; und dieſe fiel in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, am wahrſcheinlichſten 1410. Zuſammengenommen mit jener Bemerkung, welche aus der Vergleichung der verſchiedenen Werke desſelben Meiſters hervorgeht, führt uns dieſe Zeitbeſtimmung wie von ſelbſt und auf eine Weiſe, die kaum umgangen werden kann, auf den Meiſter Wilhelm von Kölln, welcher in der Limburger Chronik gegen Ende des vierzehnten

Jahrhunderts als ein hochberühmter Mahler derſelben Zeit und eben jener damahls in allen Künſten ſo blühenden Stadt angeführt wird; da man zu einem ſolchen öffentlichen Stadt- und herrlichen Prachtgemählde gewiß nur einen ſehr berühmten Meiſter damahliger Zeit wählte. Es iſt alſo eine hinreichende und überwiegende Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß jener Wilhelm von Kölln der glückliche Meiſter des herrlichen Wunderbildes geweſen. Ein noch beſtimmteres geſchichtliches Zeugniß aus gleichzeitigen Urkunden giebt es indeſſen, ſo viel ich weiß, nicht darüber. Dazu iſt auch wenig Hoffnung, indem das Zunftbuch der Köllniſchen Mahler, welches noch am erſten Aufſchluß geben könnte, ſeit geraumer Zeit verloren worden. Alle jene vortreffliche Künſtler, die eine ſolche Fülle der mannichfachſten Bilder hervorgebracht haben, waren nähmlich nichts mehr als beſcheidne Genoſſen der Mahlergilde einer einzigen deutſchen Stadt; mit welcher Mahlergilde auch die Glasmahler und Sticker zu einer Zunft vereinigt waren, wegen des allgemeinen Gebrauchs prachtvoller mahleriſcher Darſtellungen auf Teppichen und Feſtgewändern, wie auf Glas. Solche Thatſachen können einigen Begriff geben von dem, was Deutſchland ehedem war, wenn der Anblick deſſen, was es jetzt iſt, uns ſelbſt von der Erinnerung des Großen immer mehr zu entfernen droht.

Sollte aber jemand Zweifel hegen gegen dieſe Ankündigung und Behauptung einer ſo ſehr alten Köllniſchen Schule deutſcher Mahlerei, ſo können wir dafür einen ſehr vollgültigen und zwar gleichzeitigen Gewährsmann aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter anführen. Es iſt einer der größten Dichter und Meiſter in der Kunſt der Poeſie, die Deutſchland jemahls gehabt hat; doch unter dieſer Bezeichnung möchten ihn nur wenige erkennen in dem Zeitalter des Undanks und der Vergeſſenheit altdeutſchen Ruhms. Wolfram von Eſchilbach, in ſeinem Parcival ſagt, Vers 4705 der Myller'ſchen Ausgabe, da von der bezaubernden Schönheit eines Ritters die Rede iſt:

„Von Köllne noch von Maſtricht
Nicht ein Schildrer entwarf ihn baß."

Das Gedicht iſt aus dem erſten Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, und die Handſchrift ſelbſt, nach Bodmers Urtheil, nicht

viel jünger. Dieſe Stelle beweiſt mithin, daß eine Köllniſche Schule der Mahlerei faſt zwei Jahrhunderte vor Johann van Eyck ſchon ganz allgemein berühmt war, ſo daß der Dichter ſie vorzugsweiſe als Beiſpiel nennen konnte; und zwar ein Dichter, der im ſüdlichen Deutſchlande, alſo in ziemlich weiter Entfernung von jenen beiden dort genannten Städten einheimiſch und wohnhaft war.

Jenes Gemählde gehört der Zeit des vollendet ſchönen Styls an. Eine Reihe von acht Bildern bei Herrn Lieversberg, in kleinerm Verhältniß, wo jedoch die Figuren über einen bis anderthalb Fuß lang ſind, ſo wie auf den beiden oben erwähnten alten Bildern in Brüſſel, mit welchen ſie überhaupt eine ſtarke Aehnlichkeit haben, gehört einer verhältnißmäßig ſchlechteren Schule oder roheren Epoche an, die aber darum keinesweges eine ältere zu ſein braucht, wie man beim erſten Eindruck leicht vorausſetzt. Sie werden dem Iſrael von Meckenem zugeſchrieben und würden ſonach der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts angehören. In jedem Fall ſtehen ſie auf einer geringeren Kunſtſtufe, als Eyck und Hemmelink, wie ſich davon aus jeder Zeit beſonders auch in der niederdeutſchen Kunſt, Beiſpiele finden, enthalten aber deſſen ungeachtet ſehr viel Lobenswerthes und Schönes.

Die Gegenſtände dieſer Reihenfolge von kleinen Gemählden aus der Leidensgeſchichte des Heilandes, ſind: die Einſetzung des Abendmahls, die Gefangennehmung Chriſti am Oelberge, die Verſpottung nebſt der Geißelung im Hintergrunde; die Darſtellung vor Pontius Pilatus, der Hingang zum Kreuz, die Kreuzigung, die Abnahme vom Kreuz und die Auferſtehung. Die Bilder ſind auf Goldgrund gemahlt, doch iſt auf mehreren eine Landſchaft im friſcheſten Grün vor dem Goldgrunde angebracht, und überhaupt in der übrigen Farbenpracht das helle glänzendſte Grün beſonders herrſchend. Es gehören dieſe Bilder überhaupt, ungeachtet deſſen, was oben in Vergleich mit andern geſagt ward, immer noch unter die ſehr vorzüglichen und ſchönſten Alterthümer der niederdeutſchen Kunſt. Die Pracht der Farben und bedeutender Gewänder, ſo wie die Sauberkeit der äußerſt fleißigen Ausführung iſt vortrefflich, doch ſieht man das auch auf andern guten altdeutſchen Bildern. Unvergleichlich aber iſt

die Kraft und der Reichthum des Ausdrucks in den Köpfen; man dürfte nicht anstehen, das Bild von der Verspottung und Dornenkrönung des Heilandes, in Rücksicht des so mannichfachen Ausdrucks der stumpfsinnigen Bosheit und Rohheit manchem von Dürer an die Seite zu stellen, der doch grade diesen Gegenstand so oft und so gründlich durchgearbeitet hat. Aber auch im Edlen war der Künstler nicht weniger ausdrucksvoll, wie besonders die Köpfe der Apostel auf der Einsetzung des Abendmahls, unter denen ganz bewundernswürdige sind, beweisen mögen. Der Johannes auf diesem Bilde soll unter dem Arm des Heilandes über seinen Schooß auf dem Tisch ruhen; diese schwere Verkürzung ist dem Mahler ganz mißlungen, welches man sich als ein Merkmahl von der alterthümlichen Beschaffenheit des Bildes gefallen lassen mag, da der Künstler sich sonst in Köpfen und Stellungen als einen tüchtigen Meister und Zeichner zeigt; auch die Hände sind zum Theil von der höchsten Form und Ausarbeitung. Was die Schönheit der Köpfe und den seelenvollen Ausdruck betrifft, verdient dieser Meister eine der vorzüglichsten Stellen unter den niederdeutschen Mahlern der ältern Zeit. Auf den sonst allgemeiner bekannten altdeutschen Bildern habe ich nichts so liebevoll Schönes und rührend Anmuthiges gefunden, als das Gesicht des Johannes und der Mutter Gottes, auf der Abnahme vom Kreuz in dieser Bilderreihe. Johannes, ein großer Kopf, von fliegenden Haaren umwallt, hält die Mutter und schaut die Betrachter an, mit dem Ausdruck der schmerzlichsten Begeisterung. Der heilige Leichnam wird erst heruntergenommen, und ist noch in den Händen der ihn auf der Leiter Abnehmenden. Die andern Frauen sind blaß und kummervoll und ohne viel Bewegung; die Mutter aber im dunkelblauen Gewande sitzend, Blick und Arme mit zärtlicher Besorgniß für den Todten, ihren eignen Schmerz ganz vergessend, sehnsuchtsvoll in die Höhe streckend, als ob er noch lebte, noch fühlte, ist grade belebter, ja sogar jünger, aber in der hohen jungfräulichen Schönheit so rührend sanft, daß man die hellen Zähren, die aus den blauen Augen rinnen, leicht mit eignen begleiten möchte. Inniger wird man schöne Wehmuth nicht leicht auf einem Gemählde ausgedrückt finden. Erhabner noch, aber

ganz freudig erhaben, ist der auferstehende Christus, nebst der Kreuzesabnahme und dem Abendmahl, das vorzüglichste unter allen übrigen, in Rücksicht der Anmuth, wie die Dornenkrönung im Ausdruck. Hier ist das Gesicht des Heilandes ganz verklärt und kaum noch in den Zügen die Aehnlichkeit erkennbar, selbst mit dem freudig begeisterten aber noch sterblichen Christus auf dem Abendmahle. In allen andern Darstellungen des Leidens ist das höchst ausdrucksvolle Gesicht ganz dasselbe, bis auf die Verschiedenheiten, die in der Kreuzigung und Abnahme vom Kreuz der doch sehr edel gehaltne Ausdruck des Sterbens und des Todes mit sich brachten.

Sehr merkwürdig, lehrreich sowohl als herzerhebend, war mir der Anblick eines Bildnisses in Lebensgröße vom Kaiser Maximilian aus der Wallraffischen Sammlung *). Der Monarch sitzt im vollen kaiserlichen Ornate, das Scepter in der Rechten, mit der Linken den Griff eines großen Schwertes haltend, vor einem offnen Fenster an einem einfachen farblosen Tisch, dessen Ecke den äußersten Vorgrund rechts bildet. Die herrliche Rüstung ist vergoldet, darüber hat er einen dunkelgrünen Mantel mit breiter perlengezierter Borte, eine kunstreich aus Edelsteinblumen geflochtne hohe Krone auf dem Haupt; der Orden des goldnen Vließes an reich mit Edelsteinen verzierter Kette, hängt um die Brust auf dem goldnen Panzer. Das Gesicht, wo der Ausdruck hoher Würde und ein unbeschreiblicher Adel und Verstand mit gutmüthiger Milde gepaart erscheint, ist beinahe im Profil, mit grade vor sich hinschauendem Blick. Es tritt stark hervor auf einem rothen Teppich, der als Wand den Hintergrund macht und mehr als die Hälfte der Breite einnimmt; auch die langen, sonderbar grade und steif herabgekämmten blonden Haare, vermuthlich nach dem natürlichen Costüm, hat der Mahler, als nächsten Hintergrund an dem Umriß des Gesichts herab, vortrefflich benutzt. In allen Nebenwerken ist der Fleiß der Ausführung,

*) Ein anderes Exemplar von demselben Bildnisse enthält die kaiserliche Gemählde-Sammlung zu Wien; das Köllnische aber ist viel schöner in der Ausführung.

selbst in Vergleich mit dem in der altdeutschen Schule sonst gewöhnlichen Fleiß, noch bewundernswürdig. Das Gesicht aber ist leicht gemahlt und wie hingehaucht, höchst weich in der Behandlung und durchaus nicht ängstlich ausgeführt; eine so wahrhafte und warme Carnation hat auch Holbein nicht. Aus dem offnen Fenster zeigt sich im äußersten Hintergrunde rechts eine landschaftliche Aussicht, von dem rothen Teppich durch den breiten hellgrünen Rand schön abgeschnitten. Die weite See und ein steiles unübersteigliches Felsengebirge, darauf ganz oben, hie und da auf den höchsten Klippen und in den Hohlwegen und Schluchten, fliehende Gemsen und nacheilende Jäger zerstreut sind; in Anspielung auf ein bekanntes Abentheuer, wie der ritterliche Kaiser einstmahls auf der Gemsenjagd, einer Beschäftigung, die er sehr liebte, aus großer Lebensgefahr wunderbar errettet ward. Dieses Portrait gehört zu der höheren oder historischen Gattung von Bildnissen, mit landschaftlichem Hintergrunde, durchaus bedeutenden Attributen und einem mehr als bloß charakteristischen Ausdruck, deren einige wir von Raphael und von Leonardo angeführt, und die wir mit dem Nahmen der symbolischen Bildnisse als die höchsten bezeichnet haben. Doch würde ich in Verlegenheit sein, wenn ich auch aus dieser Gattung noch ein Bildniß nennen sollte, welches diesem des Kaisers Maximilian an die Seite gesetzt zu werden verdient. So wie ich die Alexandersschlacht von Altdorfer ein Rittergemählde nannte, so möchte ich dieses ein Heldengemählde nennen; denn wie in einem erhabnen Heldengedichte ist der Ausdruck ritterlicher Tugend hier mit dem Gefühl der königlichen Würde vereinigt. Es erinnert auf das Herrlichste an die Hoheit des altdeutschen Kaiserthums; ehe noch Ausländer und Bürgerkriege das Reich zerstörten, und stellt uns die letzten großen Zeiten desselben dar, wie die Herrlichkeit einer untergehenden Sonne.

Dieses wenige sei genug, um einen vorläufigen Begriff von den Schätzen altdeutscher Mahlerkunst zu geben, die sich zu Kölln befinden. Und nun zum Beschluß noch eine Frage, die mit dem eigentlichen Zweck aller unsrer Betrachtungen und Andeutungen eigentlich in sehr naher Beziehung steht. Ist es wahrscheinlich, daß auch jetzt in unsrer gegenwärtigen Zeit noch von neuem eine

wahre, große und gründliche Mahlerschule wieder entstehen und sich dauerhaft bleibend, und fest begründen wird? — Wahrscheinlich ist es den äußern Umständen nach eigentlich nicht; aber wer möchte die Unmöglichkeit behaupten? Woran es liegt, daß es keine solchen Mahler giebt zu unsrer Zeit, welche den großen Meistern der Vorzeit völlig gleich gestellt werden könnten, und was denen, die sich gegenwärtig in der Kunst versuchen, dazu fehlt, das ist zum Theil wohl klar; zunächst ist es die Vernachlässigung des eigenthümlich Technischen, besonders der Farbenbehandlung, am meisten aber das innige und tiefe Gefühl. Bei den sinnigsten und eigenthümlichsten Talenten der jetzigen neuen Zeit vermißt man noch am meisten die productive Thätigkeit, die feste Sicherheit und Leichtigkeit im Praktischen der Ausführung, welche die alten Künstler so wunderbar auszeichnet. Wenn man die Menge von großen Werken erwägt, welche Raphael, der im frühesten Mannesalter dahingerafft wurde, vollendet hat; oder den eisernen Fleiß des redlichen Dürer, in der Fülle so unzähliger Erfindungen und Arbeiten aller Art und in dem verschiedenartigsten Stoff, wo er doch auch kein hohes Lebensziel erreichte; so entschwinden uns in Gedanken alle Vergleichungspunkte für unsre in der Kunst so weit neben jenem großen Maaßstabe zurückstehende Zeit. Indessen ist diese Erscheinung aus den Umständen wohl erklärbar. Die universelle Bildung und intellectuelle Vielseitigkeit, als charakteristische Eigenschaft und allgemeiner Hang unsres Zeitalters, führt leicht zur Zersplitterung der geistigen Kraft und verträgt sich schwer mit einer concentrirten Wirkung in fortschreitender Steigerung, und mit einer Fülle vollendeter Hervorbringungen in einer bestimmten, positiven Art. Dieß trifft eigentlich mehr oder minder alle Gattungen intellectueller Bildung und Hervorbringung in unsrer Zeit; für die Kunst aber ist insbesondere noch folgendes zu beachten und von dem entschiedensten Einfluß. Nachdem einmahl der reine, klare Sinn und das tiefe Gefühl die einzige, ächte Quelle der höheren Kunst ist, und alles beinah in unsrer Zeit diesem Gefühl feindlich entgegen tritt, um es zurück zu drängen, zu versplittern, zu überschütten, oder seitwärts in die Irre zu lenken, so geht die beste Hälfte des Lebens, in dem vorläufigen Entwicklungskampfe gegen

die Zeit und alle ihre nahmenloſen Hinderniſſe verloren; welcher Kampf dennoch unumgänglich nothwendig iſt, um nur erſt die Quelle des ächten Kunſtgefühls wieder frei zu machen und heraus zu arbeiten aus dem beſchwerlichen Schutt der ſtörenden Außenwelt. Eine ſinnige Natur, welche nicht von ihrer Zeit getragen und erhoben wird, ſondern dauernd im Zwieſpalt ſteht mit der vorherrſchenden Umgebung, wird immer mehr in ſich ſelbſt verſenkt bleiben, und kann ſchwer zur productiven Leichtigkeit gelangen. Dieſer Grund iſt klar und zureichend genug, um das langſame Wachsthum der ächten Kunſt in unſrer Zeit begreiflich zu machen, die aber dennoch zum mächtigen Baum des neuen Lebens im Gebiethe des Schönen für eine lichtere Zukunft, mitten durch alle Hinderniſſe ſtrebend, emporblühen ſoll. Von einer andern Seite aber betrachtet, erſcheint es wohl als ein nicht zu ergründendes Geheimniß, warum einige Zeiten, dem Anſchein nach ohne alles äußre Zuthun und ganz wie von ſelbſt, künſtleriſch ſo reich und glücklich ſind, während andere bei dem beſten Streben und dem vollen Ernſt aller intellectuellen Bildung, durchaus kein gleiches und ganz genügendes Gelingen finden mögen. Es liegt vielleicht etwas in dieſer Frage, was immer unauflöslich ſein wird; wir können nur bei dem ſtehen bleiben, was ſich klar erkennen läßt, und dieſes iſt auch vollkommen genügend, um die Elemente, die Hülfsmittel und Werkzeuge für die höhere mahleriſche Darſtellung, den Weg und die Quelle anzugeben, welche wenigſtens zur gründlichen Erkenntniß und treuen Aufbewahrung des ächten Schönen in der chriſtlichen Kunſt führen werden, wenn gleich das höchſte Gelingen nicht ohne die beſondere Gunſt der Natur erreicht werden kann.

Die ächte Quelle der Kunſt und des Schönen aber liegt im Gefühl. Mit dem Gefühl ergiebt ſich der richtige Begriff und Zweck der Kunſt von ſelbſt, und das beſtimmte Wiſſen deſſen, was man will, wenn gleich der Künſtler es nicht in Worten, ſondern nur praktiſch bewähren kann. Das religiöſe Gefühl, Andacht und Liebe, und die innigſte ſtille Begeiſterung desſelben war es, was den alten Mahlern die Hand führte, und nur bei einigen wenigen iſt auch das hinzugekommen oder an die Stelle getreten, was al-

lein das religiöse Gefühl in der Kunst einigermaßen ersetzen kann; das tiefe Nachsinnen, das Streben nach einer ernsten und würdigen Philosophie, die in den Werken des Leonardo und des Dürer sich, freilich nach Künstlerweise, doch ganz deutlich meldet. Vergebens sucht man die Mahlerkunst wieder hervorzurufen, wenn nicht erst die Religion oder eine auf diese gegründete christliche Philosophie wenigstens die Idee derselben wieder hervorgerufen hat. Dünkte aber dieser Weg den jungen Künstlern zu fern und zu steil, so möchten sie wenigstens die Poesie gründlich studiren, die jenen selben Geist athmet. Weniger die griechische Dichtkunst, die sie doch nur in's Fremde und Gelehrte verleitet, und die sie nur in Uebersetzungen lesen, wo vor dem hölzernen Daktylengeklapper die alte Anmuth weit entflohen ist, als die romantische. Die besten Dichter der Italiener und der Spanier, nebst dem Shakespeare, auch die zugänglichsten unter den altdeutschen Gedichten, und dann die Neueren, die am meisten in jenem romantischen Geiste gedichtet sind; das seien die beständigen Begleiter eines jungen Künstlers, die ihn allmählich zurückführen könnten in das alte romantische Land und den prosaischen Nebel antikischer Nachahmerei und ungesunden Kunstgeschwätzes von seinen Augen hinwegnehmen. Die Hauptsache aber bleibt, daß es dem Künstler Ernst sei, mit dem tiefen religiösen Gefühl, in wahrer Andacht und im lebendigen Glauben; denn durch die bloße Spielerei der Fantasie mit den katholischen Sinnbildern, und ohne jene Liebe, welche stärker ist als der Tod, läßt sich die hohe christliche Schönheit nicht erreichen.

Worin besteht denn nun aber diese christliche Schönheit? — Man muß vor allen Dingen zur Erkenntniß des Guten und des Bösen in der Kunstlehre zu gelangen suchen. Wer das innre Leben nicht hat und nicht kennt, der kann es auch als Künstler nicht in großer Offenbarung herrlich entfalten, sondern bewegt sich nur mit fort in dem verworrnen Strudel und Traume eines bloß äußerlichen, innerlich ganz wesenlosen und eigentlich nichtigen Daseins; statt daß uns die Kunst grade aus diesem herausrücken und in die höhere, geistige Welt emporheben sollte. Er dient, als falscher Modekünstler, dem leeren Scheine einer angenehmen Täuschung, und ein solcher erreicht niemahls, ja er berührt auch nicht

einmahl die Region des ächten Schönen. Die heidnische Kunst geht aus von der Vollkommenheit der organischen Gestalt, nach dem positiven Begriff eines fest bestimmten Naturcharakters. Sie findet auf ihrem Wege der lebendigsten Entfaltung aller gebildeten Formen, wie von selbst den Reiz der Anmuth, als natürliche Blüthe der jugendlichen Schönheit; aber immer bleibt es mehr ein sinnlicher Reiz, als eine geistige Anmuth der Seele. Will die antike Kunst höher steigen, so geht sie über in die titanische Kraft und Erhabenheit; oder aber in den hohen Ernst der tragischen Schönheit, und dieses ist die äußerste Linie, welche sie erreichen kann und wo sie das Ewige am nächsten berührt. So stehen für sie an dem verschloßnen Eingang des ewigen Schönen, auf der einen Seite der titanische Uebermuth, welcher mit Gewalt eindringen und den Himmel des Göttlichen erstürmen will, ohne daß er dieses je vermag; auf der andern Seite aber die ewige Trauer, im tiefen Bewußtsein der eignen, unauflöslichen Verschlossenheit unwandelbar versenkt. Das Licht der Hoffnung ist es, was der heidnischen Kunst fehlt und als dessen höchsten oder letzten Ersatz sie nur jene hohe Trauer und tragische Schönheit kennt; und dieses Licht der göttlichen Hoffnung, getragen auf den Fittichen des seligen Glaubens und der reinen Liebe, obwohl es hienieden nur in den Strahlen der Sehnsucht schmerzlich hervorbricht, ist es, was uns aus den Gebilden der christlichen Kunst, in göttlicher Bedeutung, als himmlische Erscheinung und klare Anschauung des Himmlischen entgegentritt und anspricht, und wodurch diese hohe, geistige Schönheit, welche wir eben darum die christliche nennen, möglich und für die Kunst erreichbar wird.

Es wird indessen eines langen Kampfes bedürfen, und manche alte und neue Wege werden noch eingeschlagen und versucht werden, ehe der rechte Weg gefunden und geebnet ist, und die wiedergeborne Kunst, sicher wie auf fester Bahn, in religiöser Schönheit emporblühend, zu diesem Ziele voranschreiten mag.

Vielleicht wird hier und da auch ein Extrem das andre hervorrufen; es wäre nicht zu verwundern, wenn die allgemeine Nachahmungssucht bei einem Talent, das sich fühlte, grade den Wunsch unbedingter Originalität hervorbrächte. Hätte nun ein solcher erst den richtigen Begriff von der Kunst wiedergefunden,

daß die symbolische Bedeutung und Andeutung göttlicher Geheimnisse ihr eigentlicher Zweck, alles übrige aber nur Mittel, dienendes Glied und Buchstabe sei, so würde er vielleicht merkwürdige Werke ganz neuer Art hervorbringen: Hieroglyphen, wahrhafte Sinnbilder, aber mehr aus Naturgefühlen und Naturansichten oder Ahnungen willkührlich zusammengesetzt *), als sich anschließend an die alte Weise der Vorwelt. Eine Hieroglyphe, ein göttliches Sinnbild soll jedes wahrhaft so zu nennende Gemählde sein; die Frage ist aber nur, ob der Mahler seine Allegorie sich selbst schaffen, oder aber sich an die alten Sinnbilder anschließen soll, die durch Tradition gegeben und geheiligt sind, und die, recht verstanden, wohl tief und zureichend genug sein möchten? Der erste Weg ist gewiß der gefährlichere, und der Erfolg läßt sich ungefähr voraussehen, wenn er vielleicht gar von mehreren, die nicht alle gleich gewachsen dazu wären, versucht werden sollte; es würde ungefähr gehen, wie seit einiger Zeit in der Poesie. Sicherer aber bliebe es, ganz und gar den alten Mahlern zu folgen, besonders den ältesten, und das einzig Rechte und Schöne so lange treulich nachzubilden, bis es dem Auge und Geiste zur andern Natur geworden wäre. Wählte man dabei besonders, nebst dem Schönsten der ältern Italiener, auch den Styl der altdeutschen Schule zum Vorbilde, eingedenk bleibend der Nation, welcher auch wir noch angehören, und deren tiefen Charakter wir vor allem in der Kunst nie ver-

*) Wer Gelegenheit hatte, die allegorischen Zeichnungen des verstorbenen Runge zu sehen, so skizzenhaft diese auch geblieben sind; der wird leicht verstehen, was für ein Abweg, welchen freilich nur ein Künstler von sehr eigenthümlichem Geist und einem tieferen Streben, zu erwählen in den Fall kommen kann, mit jener Andeutung gemeint sei. Zugleich kann man aber an diesem Beispiele von einem so glücklichen Talente sehen, wohin es führt, wenn man bloße Natur-Hieroglyphen mahlen will, losgerissen von aller geschichtlichen und geheiligten Ueberlieferung, welche nun einmahl für den Künstler, den festen, mütterlichen Boden bildet, den er nie ohne Gefahr und ohne unersetzlichen Nachtheil verlassen darf.

[illegible] der sichere Weg [illegible] das Symbolische, geistig [illegible] selbst da, wo [illegible] Poesie und Wissen- [illegible] unabhängig von aller [illegible] Idee der Kunst und Mah- [illegible] Mahlerei ist nicht nur [illegible] genauer und gründlicher, als [illegible] sondern auch den ältesten, ganz [illegible] christlich-katholischen Sinnbil- [illegible] vor denen sie einen weit größeren [illegible] welche statt dessen oft ihre Zuflucht [illegible] des alten Testa- [illegible] in das Gebieth der [illegible]

[illegible] Schule zwar [illegible] vor der nie- [illegible] anders nach der [illegible] Eyck und [illegible] Darstellungen. [illegible] daß der Künst- [illegible] Unvollkommen- [illegible] graden [illegible] Farben, zu- [illegible] Zeichnung und [illegible] oder zu finden [illegible] Manier, statt der [illegible] mit einer eben [illegible] wollte. Ueber- [illegible] sondern der stille, [illegible] den Mahler beseelen [illegible] Schönheit, [illegible] der wieder auf- [illegible]

II.

Grundzüge der gothiſchen Baukunſt;

auf einer Reiſe

durch

die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz und einen Theil von Frankreich.

In dem Jahre

1804 bis **1805.**

läugnen dürfen; so würde beides vereinigt sein, der sichere Weg der alten Anmuth und Wahrheit, und das Symbolische, geistig Schöne, worauf, als auf das Wesen der Kunst, selbst da, wo die Kenntniß derselben verloren war, wahre Poesie und Wissenschaft zuerst wieder führen muß, und auch unabhängig von aller Anschauung, als auf die bloße erste Idee der Kunst und Mahlerei führen kann. Denn die altdeutsche Mahlerei ist nicht nur im Mechanischen der Ausführung genauer und gründlicher, als es die italienische meistens ist, sondern auch den ältesten, ganz wunderbaren und tiefsinnigen christlich-katholischen Sinnbildern länger treu geblieben, von denen sie einen weit größeren Reichthum enthält, als jene, welche statt dessen oft ihre Zuflucht zu manchen bloß jüdischen Prachtgegenständen des alten Testaments, oder zu einzelnen Abschweifungen in das Gebieth der griechischen Fabel genommen hat.

Selbst in der Anmuth kann die italienische Schule zwar wohl den Vorzug gegen die oberdeutsche, aber nicht vor der niederdeutschen Kunst behaupten, wenn man diese anders nach der Blüthen-Epoche eines Wilhelm von Kölln, Johann van Eyck und Hemmelink beurtheilt und nicht nach den späteren Abartungen. Uebrigens darf es wohl kaum erinnert werden, daß der Künstler keinesweges den alten Gemählde-styl, in den Unvollkommenheiten desselben, in den magern Händen einer aegyptisch graden Stellung der Füße, der engen Kleidung, den grellen Farben, zugedrückten Augen, oder wohl gar in der schlechten Zeichnung und positiven Mängeln und zufälligen Fehlern suchen, oder zu finden glauben darf. Denn das hieße nur eine falsche Manier, statt der andern ergreifen, wenn man die bisherige antikische mit einer eben so unächten altdeutschen Nachahmerei vertauschen wollte. Ueberhaupt liegt es nicht in den Aeußerlichkeiten; sondern der stille, fromme Geist der alten Zeit ist es, welcher den Mahler beseelen und wieder hinführen soll zu der reinen christlichen Schönheit, daß diese, mit dem hellsten Glanze, die Gebilde der wieder aufblühenden Kunst in neuer Morgenröthe durchstrahle.

II.

Grundzüge der gothischen Baukunst;

auf einer Reise

durch

die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz und einen Theil von Frankreich.

In dem Jahre

1804 bis **1805.**

So mannichfaltig auch das Schauspiel des gesellschaftlichen Lebens ist, man sehnt sich endlich nach der Natur; und weiter kann man wohl von dieser nicht abgeschlossen sein, als in Paris. In den Gärten und auf den bepflanzten Plätzen ist nach wenigen warmen Tagen, nicht des Sommers etwa, sondern schon im Frühling, das frische Grün vom alles umwölkenden Staube auf immer zerfressen. Ist man der Stadt selbst von irgend einer Seite glücklich entflohen, so scheint sie Einen noch mehrere Stunden lang zu verfolgen. Der Lärm, das Gedränge, der Staub ist auf den befahrnen Landstraßen wie in der Stadt, und man glaubt zwischen den vielen Landhäusern, die man überall sieht, noch in der Vorstadt zu sein. Gelangt man endlich nach mehreren Stunden an ein ruhiges Gebüsch, auf irgend eine freundliche Anhöhe, so findet man wohl einige Erheiterung und Erfrischung, aber nichts von den großen erhabenen Naturschönheiten, nach denen der lange Entbehrende sich zuerst und am tiefsten sehnt.

Paris liegt in einem weiten offenen Thale, das zwischen Hügeln an einem mittelmäßigen Flusse sich hinstreckt. Die Gegend ist hier und da heiter und gefällig; doch ist das Ganze nicht eben bedeutend, und nichts weniger als reich. Für diese Entbehrung der Natur können selbst die Werke der Kunst auf die Länge keinen Ersatz geben. Dazu kömmt noch, daß die Statuen und Gemählde hier, wie in der Fremde, der schönen Umgebung und Begleitung der Architektur entbehren. Der Anblick ei-

nes erhabenen Gebäudes bleibt mir immer neu, so wie ich auch eine Gegend erst dann recht lieb gewinne und ihre Größe immer mehr fühle, wenn ich sie täglich sehen kann. Die Nähe eines schönen Gebäudes erhebt unmerklicher Weise das Gemüth des Empfänglichen; es erhält uns fortwährend in der Stimmung, in welcher man sein soll, um Kunstwerke zu betrachten; und so ist das Gefühl der Baukunst eigentlich der Träger des übrigen Kunstsinns. Die berühmten Gebäude in Paris aber sind modern, nicht nur der Zeit, sondern auch dem Charakter nach durchaus modern; es ist nichts daran wahrzunehmen, als ein flaches Streben nach dem Antikischen, hinreichend geschwächt und beschränkt, und wieder auch mit gleichsam eignen Abänderungen sinnreich verbessert, um aller Welt recht wohl gefallen zu können. Es läßt sich nichts weiter darüber sagen. Die gepriesene Façade des Louvre mag in ihrer Art verdienstlich sein. Aber was sollen uns zwanzig oder dreißig italienische oder griechische Säulen in einem fremden Lande und Klima, mitten unter Trachten, Sitten, unzähligen Gebäuden, die nichts weniger als griechisch sind? Hier ist das Mißverhältniß überdem sehr auffallend, da jene Façade an einem Gebäude klebt, welches weder alt noch neu, weder griechisch noch gothisch, sondern nichts als im höchsten Grade unförmlich ist.

Die einzige schöne Ausnahme ist die alte Kirche Notre Dame, im gothischen Styl, groß und mit einer Fülle von Zierathen geschmückt. Doch wird Einem auch dieser Genuß durch manches verkümmert; es steht diese Kirche an einer niedrigen und abgelegenen Gegend, wo sie nicht ins Auge fällt; die Vorderseite sieht man gut, aber den Anblick des übrigen muß man mühsam zusammensuchen, weil es theils versteckt, theils verbaut ist. Beide Thürme sind nur etwa zur Hälfte vollendet, wie es mit so manchem gothischen Dom der Fall ist, seit zuerst bürgerliche Kriege den Bau unterbrochen haben, bis der veränderte Handelslauf dem Gelde eine andere Richtung gab, und endlich die Reformation mit allen ihren Folgen eine ganz neue Ordnung der Dinge hervorbrachte. In Paris ist es vielleicht auch dem schon früh veränderten Zeitgeiste zuzuschreiben. Auch ist die Kirche keine von den

bedeutenden, in Rücksicht ihres Umfanges, und keineswegs der Größe der Stadt angemessen. In der Revolution endlich ward die Vorderseite durch Herabwerfen der Bilder und sonst auf mannichfache Weise beschädigt und entstellt. Aber schlimmer als alles ist die Verstümmlung, welche man schon früher im Innern vorgenommen hat, indem man die auf gothische Art, aus vielen einzelnen reifenähnlich verbundenen Säulen abgerundet, und überall so sehr als möglich moderniſirt hatte. Dieses Mißverhältniß des Aeußern und Innern ist eine unleidliche Störung; und welche eigentliche Geschmacklosigkeit gehört nicht dazu, um das nicht zu fühlen, und auf diese widersinnige Weise überall griechisch Maaß und Gewicht gewaltsam einführen zu wollen! Aber diese intolerante Verfolgungssucht in der Kunst war nur zu oft gepaart mit der falschen antikischen Nachahmerei, die im achtzehnten Jahrhundert so epidemisch wurde; und es steht zu befürchten, sie ist es hier und da noch genug, um auch noch jetzt schätzbare Kunstwerke und Denkmahle des Mittelalters zu zerstören.

Doch auch so ist die Kirche Notre Dame noch das wichtigste Gebäude in Paris für die Kunst; eine ehrwürdig altväterische Gestalt mitten in der modernen Welt und Umgebung.

In dieser Stimmung, mit diesen Bedürfnissen und Gefühlen verließen wir beim Anbeginn des Frühlings auf eine Zeitlang die allgepriesene Hauptstadt.

St. Denis.

Von dieser Seite ist die Gegend um Paris noch am einsamsten. Sie hat etwas Unfruchtbares und Trauriges, was doch nicht ohne Reiz ist; man fühlt sich zu einer stillen Schwermuth gestimmt. Aber sehr verändert und verstärkt wird dieß Gefühl, wenn man nun wirklich an die Ruinen des alten Münsters gelangt. Was sich ohne allzu große Mühe zerstören ließ, ist zerstört worden; nur die nackten Mauern sind geblieben und die gewaltigen Säulen und Bogen. Als die Pforte geöffnet ward, flog eine Schaar von Krähen und Dohlen aufgescheucht in die Höhe;

und nun ſahen wir die aufgeriſſenen Gräber der Könige, deren jedes der alte Wächter mit Genauigkeit zeigte, wie auch die Stelle, wo der ſilberne Altar des Dagobert geſtanden. Wir erinnerten uns an die alten Bildniſſe der Chlodowige, Chilperich und Dagoberte, die noch in dem ehemahligen kleinen Auguſtiner-Kloſter zu Paris, was davon gerettet iſt, aufbewahrt werden, und aus dieſer Kirche von St. Denis gekommen ſind.

Der Anblick dieſer Trümmer hob unſre Gedanken weit weg aus der jetzigen Zeit in jene alte Epoche, da Frankreich von Deutſchen erobert und beherrſcht ward; wie dann endlich, nachdem die bürgerlichen Familienkriege und die unnatürliche Verbindung mit Deutſchland und Italien unter den beiden erſten fränkiſchen Dynaſtien aufgehört hatte, nun mit Hugo Capet die eigentliche franzöſiſche Geſchichte, und eine anfangs, wie es ſcheint, recht glückliche Zeit begann. Es mag wohl ſonderbar ſcheinen für die, welche in der Geſchichte, wie im' Leben, nur nach dem äußern Glanz und dem Schein urtheilen; aber mir ſcheint es, als ſei die Periode in der franzöſiſchen Geſchichte die glücklichſte, von der in unſern pragmatiſchen Behandlungen am wenigſten die Rede iſt. Und vielleicht ſind ſie eben deswegen als die glücklichſten zu preiſen; wenigſtens hat Frankreich nie einen ſo langen innern und äußern Frieden genoſſen, als in den erſten Jahrhunderten nach Hugo Capet. Nimmt man nun dazu, daß grade in dieſe Epoche die Erfindung der Ritterdichtungen, alſo die Blüthe der franzöſiſchen Poeſie wie des provenzaliſchen Geſanges fällt, ſo giebt dieß ein um ſo ſchöneres Bild jener altfranzöſiſchen Zeit, in der noch ſo viele Spuren deutſcher Treue und Herzlichkeit übrig geblieben zu ſein ſcheinen; wie nicht zu verwundern, da zwar keineswegs der ganze Adel, aber doch der größte Theil desſelben von deutſchem Stamme war. Als die letzten rührenden Erſcheinungen, die ſich an jene beſſern alten Zeiten anſchließen, könnte man Ludwig den Heiligen betrachten, und noch ſpäter die Jungfrau von Orleans.

Jene Bildniſſe der alten fränkiſchen Könige aber, welche noch aus der Verwüſtung gerettet worden, ſind wie faſt alle Bildniſſe des Mittelalters, aus Sandſtein gehauen, über Lebensgröße, voll-

ständig bekleidet, und schienen mir ungleich vorzüglicher gearbeitet, als viele andre spätere Werke der Sculptur; eine Kunst, für welche die Neuern nun einmahl nicht die gleiche Anlage haben, wie für andre bildende Künste. Man müßte sie freilich noch an ihrer alten Stelle in den Kirchen sehen; so einzeln sind sie durchaus aus ihrem Zusammenhange gerissen. Man muß überhaupt die steinernen Bildnisse in den gothischen Kirchen gleichsam nur als Schnitzwerk und Verzierung ansehen, und nur als solche beurtheilen, wie ja auch das Basrelief der Alten seine eignen abweichenden Gesetze hat, und nicht bloß nach denen der Bildnerei oder Zeichnung beurtheilt werden darf. Der Theil muß dem Ganzen dienen; weil nun in den gothischen Kirchen alles grade und schlank in die fernste Höhe strebt, so müssen sich darnach selbst die verzierenden Bildnisse bequemen. Daher der durchgängig grade Stand der Bilder; endlich selbst das magere und unverhältnißmäßig Langgezogene, was mir besonders bei den sonst so zierlich und doch sehr schlicht gearbeiteten Bildern der alten Könige auffiel. Man denke sich nur an einer gothischen, schlank in die Höhe schießenden Säule, eine marmorne Figur in antiker Rundung und Kraft, und man wird gleich das Mißverhältniß fühlen. Freilich kann ein Bildniß aus Sandstein nie das natürlich Weiche und Belebte des Marmors haben, und auch nicht die Zartheit des Umrisses; doch kann die Sauberkeit der Arbeit am dicht anliegenden Gewande, der schlichte grade Stand und die einfältige fromme Wahrheit des Ausdrucks im Gesicht, sie zu bedeutenden und schönen Zierathen erheben.

Die Sculptur und jede Art von plastischer Bildnerei ruht anfangs überall auf dem Grunde der Baukunst, an welchem sie, wie an ihrem mütterlichen Boden, in den ältesten Zeiten noch festgewachsen erscheint, wie dieses auch in der ägyptischen Kunst sehr bemerklich ist; und nur schwer und langsam kann sie sich dieser Wurzel ihres Ursprunges entwinden. Am meisten hat sich bei den Griechen die Plastik von der Baukunst losgetrennt und selbstständig entwickelt, je mehr diese selbst aus der alten symbolischen Riesengröße und Erhabenheit zu einer bloß gefälligen Symmetrie herabstieg und überging; und eben darum hat die Sculptur auch bei den

Griechen, andrer mitwirkenden Urſachen nicht zu gedenken, eine ſo hohe Stufe von eigenthümlicher Vollkommenheit erreichen können. Dagegen hat ſich die Bildnerei des Mittelalters von der chriſtlichen Baukunſt niemahls recht frei abtrennen und am wenigſten ſelbſtſtändig entfalten mögen; wofür ſich zwei Gründe geſchichtlich anführen laſſen. Einmahl iſt die Fantaſie in der gothiſchen Baukunſt ohnehin ſo vorherrſchend, und lebendig wirkſam, daß bei ſo voller Befriedigung des Kunſtſinnes von dieſer Seite, um ſo weniger ein Bedürfniß übrig blieb, das Auge noch mit andern Bildwerken zu erfüllen; anderntheils war in den chriſtlichen Gegenſtänden der kirchlichen Verehrung mehrentheils eine ſehr bedeutſame Farbenſymbolik ſo weſentlich eingreifend, daß den Abbildungen, welche die Andacht erheiſchte, nur durch Gemählde ein Genüge geleiſtet werden konnte; wodurch denn die Mahlerkunſt ein entſchiedenes Uebergewicht über jede andre Art von Bildwerken in der neuern Kunſtentwicklung erhalten mußte.

Auch die alte Kirche zu Rheims, der Stadt, wo ehedem die Könige gekrönt wurden, war reich mit heiligen Bildniſſen geſchmückt; an der Vorderſeite bildeten ſie, wie in Notre Dame, eine grade Reihe, in einer Blende bedeckt, einer neben dem andern ſtehend. Dergleichen Bildniſſe ſind freilich in ganz Frankreich, den Niederlanden, und ſelbſt in den Rheingegenden, faſt überall herabgeworfen und zerſtört, und dieſes iſt vielleicht der größte Schaden, welchen die Revolution in Frankreich ſelbſt, der Kunſt zugefügt hat. Die Kirche zu Rheims ſcheint in einem noch ältern Styl als die zu Paris zu ſein, noch bunter verziert, aber roher gearbeitet; die Thürme ſind auch nicht fertig, doch ſcheinen ſie etwas weiter geführt, als die von Notre Dame.

Cambray.

Die Gegend zwiſchen Paris und den Niederlanden iſt wüſt für das Auge, wenig bedeutend, ohne Abwechſelung, und meiſtens auch wohl nicht eben fruchtbar. Das innere alte Frankreich iſt im Ganzen eben kein vorzüglich geſegnetes Land; Burgund und die

Normandie sind Ausnahmen. Man kann begreifen, daß die Nation nach fremden Besitzungen strebt, und alle die, welche sie in den letzten anderthalb Jahrhunderten erworben hat, gehören zu den schönsten und reichsten in ganz Europa. Ja es ließe sich bezweifeln, ob der Ertrag des Bodens in den alten Gränzen hinreichend sein würde, die Nation zu ernähren, da diese von Alters her keinesweges zu den kunstfleißigen und arbeitsamen gehört, wie zum sorgfältigern Anbau erforderlich sein würde; so daß sie gewissermaaßen durch die Noth gezwungen gewesen scheinen, bei leicht anwachsender Bevölkerung, wie schon zu der Gallier Zeiten, in kriegerischer Wanderung auch auswärts Eroberungen zu suchen, gleich jenen zahlreichen Stämmen in den wenig angebauten Steppen des mittleren Asiens.

In und bei Cambray wurden meine Augen durch ein höchst wunderbares Schauspiel gefesselt, das ich nur im Vorüberfahren erhaschen, aber doch bei den mannichfaltigen Wendungen des Weges eine halbe Stunde lang verfolgen konnte. Es war die durchbrochne Spitze eines gothischen Thurmes, der allein noch übrig da stehet, von der als Nationalgut verkauften, auf einer Anhöhe gelegenen Kathedrale. Es geschah dieß während der Schreckenszeit; der Käufer zahlte in Assignaten, und soll an dem Marmor der Gräber und des Bodens allein schon weit über den Preis, den er gab, gewonnen haben.

Sonderbare Art zu bauen! Von dem obersten Geschoß des hohen Thurms erhebt sich, den Wolken näher, eine ganz durchbrochene, ganz durchsichtige, soll ich sagen Pyramide oder Obelisk? Es läuft spitziger zu als jene, weniger spitz als dieser, von schlanken Röhren zusammengewunden, mit Knospen mannichfach verziert, bis alles sich oben in Eine Spitze und Knospe endigt. So sind die eigentlich gothischen Thürme meist alle gebaut, aber man trifft nur wenige vollendet. Ich habe eine große Vorliebe für die gothische Baukunst; wo ich irgend ein Denkmahl, irgend ein Ueberbleibsel derselben fand, habe ich es mit wiederhohltem Nachdenken betrachtet; denn es scheint mir, als hätte man ihren tiefen Sinn und die eigentliche Bedeutung derselben noch gar nicht verstanden. Diese Vereinigung der äußersten Zierlichkeit, einer

unüberſehlichen und unergründlichen Künſtlichkeit der Ausarbeitung mit dem Großen, dem Unermeßlichen, dem Ungeheuern im Ganzen des Werks iſt gewiß eine ſeltne und wahrhaft ſchöne Vereinigung entgegenſtehender Fähigkeiten und Geſinnungen des nach dem Höchſten, wie in das Kleinſte gleich ſehr hinſtrebenden menſchlichen Sinnes.

Keine Art ſoll die andere verdrängen in der Kunſt. Gewiß würden mich die älteſten Denkmahle der griechiſchen Kunſt zu Athen, Girgenti und Paeſtum mit Ehrfurcht erfüllen, da ſchon die ſchwachen Umriſſe und Zeichnungen aegyptiſcher, perſiſcher und indiſcher Alterthümer und Rieſenwerke mich oft mit dem tiefſten Erſtaunen und Bewunderung erfüllten. Aber was man ſo gewöhnlich den griechiſchen Geſchmack nennt, iſt doch meiſtens nur nach den Werken der ſpätern Zeit gebildet und nachgemacht, wo der Sinn des Großen ſchon verloren war, wie es auch in andern Künſten ſo bald geſchah bei den Griechen, und ſtatt deſſen nur eine angenehme, aber bedeutungsloſe Symmetrie geſucht ward.

Die gothiſche, oder wie man es in der nächſten geſchichtlichen Beziehung wohl auch nennen könnte, die deutſche Baukunſt, weil ſie ja allen deutſchen Völkern gemein war, und deutſche Baumeiſter, auch in Italien, wie in Frankreich und ſelbſt in Spanien viele der wichtigſten ſogenannten gothiſchen Gebäude aufführten; die altdeutſche Baukunſt verdient es wenigſtens gewiß, daß man ihre noch unerforſchte Tiefen zu ergründen ſtrebe. Sie blühte zu ihrer Zeit ganz beſonders in den Niederlanden, erreichte da, wie es ſcheint, die höchſte Vollkommenheit. Kaum iſt eine Stadt in Brabant, welche nicht ein oder das andere merkwürdige Denkmahl derſelben enthielte.

Uebrigens dürfte die Benennung der gothiſchen Baukunſt, ſobald man dieſen großen Nationalnahmen nur in ſeinem vollſtändig umfaſſenden Sinne auffaßt, für die altchriſtliche und romantiſche Bauart des Mittelalters, von Theodorich bis auf die moderne Zeit, ſehr angemeſſen und für immer beizubehalten ſein; ſo wie auch die ſcheinbar willkührliche und wenig paſſende Benennung des Romantiſchen, welche uns jetzt die vorherrſchende Fantaſie in der Dichtkunſt des Mittelalters ſo charakteriſtiſch zu bezeichnen dient,

nicht füglich entbehrt und durch kein andres hiſtoriſch ſo bedeutſames Wort erſetzt werden kann.

Nachdem auch die Burgunden und Vandalen, und einem Theile nach ſelbſt die Longobarden, gothiſche Völker geweſen ſind, dieſe mithin die chriſtlichen Königreiche im ſüdlichen Deutſchland und Frankreich, in Italien und Spanien zuerſt geſtiftet, und bis in den ſkandinaviſchen Norden hinauf wurzelnd, zugleich über das ſüdliche Rußland und die Länder von Pohlen und Ungarn geherrſcht haben; ſo iſt dieſes der eigentliche welthiſtoriſche Nahme für die Geſammtheit der germaniſchen und deutſchen Volksſtämme. Denn mit den Gothen beginnt eben der vorherrſchende Einfluß des germaniſchen Stammes und deutſchen Sinnes, in der Geſchichte, in den Sitten und Staaten des Abendlandes, wie in der Kunſt und Poeſie. Die gewöhnlichen Einwürfe einiger Kunſtkritiker gegen den gothiſchen Nahmen, rühren bloß daher, daß ſie den Sinn ſolcher Bezeichnung nicht großartig und welthiſtoriſch genug aufzufaſſen wiſſen. Es möge ſorgfältig nachgeforſcht und aufgezeichnet werden, welchen bedeutenden Antheil deutſche Meiſterſchaft auch in dieſer Kunſt, an den Werken und Hervorbringungen anderer Länder gehabt hat; wir können aber unmöglich eine Bauart die deutſche nennen, welche über alle jene einſt von den Gothen beherrſchten Länder, vom äußerſten Oſten bis zum fernen Weſten des chriſtlichen Abendlandes geblüht hat, da uns dieſe ausſchließend deutſche Benennung nur auf das, ſeit König Konrad von den übrigen Reichen abgeſonderte, deutſche Vaterland in viel zu enge Schranken zurückführen würde; ſo wie, wenn man dieſe eigenthümliche Baukunſt die germaniſche nennen wollte, dieſes in ein zu frühes, für die Kunſt noch dunkles Alterthum hinaufginge. Die Benennung der altſächſiſchen, ſo wie ſpäterhin der blühenden normänniſchen Baukunſt, iſt zwar für England ganz anpaſſend, als die zwei Hauptepochen der ältern innern Geſchichte dieſes Landes bezeichnend, weniger aber für das übrige Europa. Zwar möchte man für den altſächſiſchen Nahmen, zu Gunſten von Deutſchland, das beſondre Aufblühen der Baukunſt unter den großen ſächſiſchen Kaiſern anführen, wie auch, daß Kölln, wo die herrlichſten Werke dieſer Art, aus dem früheren wie aus dem ſpäteren Styl, verei-

nigt daſtehen, leicht die bedeutendſte Stadt in Alt-Sachſen geweſen. Indeſſen bleibt doch auch ſo die Benennung zu beſchränkt, als daß man ſie auf das ganze chriſtliche Abendland und alte Römer-Reich ausdehnen könnte, welches dem größeren Theile nach eben durch die Gothen germaniſch geworden iſt.

Daß die erſten, rohen Anfänge und Elemente der chriſtlichen Baukunſt neugriechiſch oder neurömiſch geweſen, iſt allgemein bekannt, und bedarf es deshalb kaum einer beſondern Bezeichnung. Was den Styl dieſer neuen Bauart aber vorzüglich und beſonders auszeichnet, iſt das vorherrſchende Element der kühnſten Fantaſie, und dieſer Charakterzug iſt aus der germaniſchen Wurzel gekommen und wird daher mit Recht gothiſch genannt. Daß dieſer Eintritt eines neuen Princips von einem ganz eigenthümlichen Naturgefühl in die Baukunſt, wie in andere Zweige der Bildung und des Lebens, auch in einem engeren geſchichtlichen Sinne, gleich mit den Gothen begonnen hat, und ſchon von da an bemerklich iſt, obwohl es erſt ſpäter und ſehr allmählich weiter um ſich greifen, und zur allgemeinen Herrſchaft gelangen konnte, wird ſchon durch die architektoniſchen Denkmahle von Ravenna hinreichend beurkundet. Von den beiden Epochen der gothiſchen Baukunſt aber, könnte die ältere, wegen der in dieſem Kirchenſtyl vorwaltenden Idee, am ſchicklichſten die altchriſtliche genannt werden. Die neuere Epoche, welche die Engländer den blühenden normaniſchen Styl nennen, würden wir als die romantiſche Bauart bezeichnen, weil hier jenes Element der kühnſten, baukünſtleriſchen Fantaſie erſt zu ſeiner vollſten Entwicklung gelangt iſt.

Brüſſel.

Sehr auffallend und groß iſt die Verſchiedenheit der Niederlande von dem innern Frankreich. Zwar flach iſt das Land auch; aber dieſe überall verbreitete Fruchtbarkeit, das friſch ſchimmernde Grün auf den bewäſſerten Wieſen und Feldern, von Büſchen und Baumreihen überall luſtig umkränzt und durchſchnitten, gewähren den Anblick eines großen ununterbrochenen Gartens. Und dieſe Fruchtbarkeit iſt nicht eine müßige Gabe der Natur allein; ſie iſt

vielmehr größtentheils die Frucht, und hat auch das Gepräge des menſchlichen Fleißes, der ſo angewandt, faſt als Kunſtſinn erſcheint, und durch ſolchen Anbau das Land und den Boden ſelbſt wie in ein Kunſtwerk verwandelt. Für eine ſolche einzige Benutzung oder Umgeſtaltung eines, wenigſtens theilweiſe, ungünſtigen Bodens, giebt außer den Niederlanden die Schweiz ein ganz ähnliches, noch ſchöneres Beiſpiel. Im Charakter des deutſchen Stammes ſcheint eine beſondre Fähigkeit zu dieſer Art des Kunſtfleißes zu liegen, wozu die Veranlaſſung vielleicht ſchon in ihrer älteſten Geſchichte zu ſuchen iſt.

Und man glaube nicht, daß dieſe geringere Art des Kunſtſinns, dieſer ſchöne und ſinnreiche Fleiß ganz ohne Beziehung wäre auf die Bildungen der höhern Kunſt. Die reichſten und ſüdlichſten Länder ſind gar nicht immer, und ausſchließend, die günſtigſten für die Kunſt; die Natur giebt da alles, es lebt ſich von ſelbſt, und die Menſchen werden träge. Im Norden hingegen, wo die Bedingungen des Daſeins ſelbſt erſt künſtlich herbeigeſchafft und begründet werden müſſen, da wird alles künſtlich, weil das Leben ſelbſt gleichſam eine Kunſt iſt, nur durch Kunſt erhalten und verſchönert werden kann. Darum iſt das arme nördliche Europa auch das eigentliche Land der Kunſt; das reiche Aſien zwar das alte Mutterland der Dichtung, in der Kunſt aber hat es der jüngern Tochter weichen müſſen. Aus einem ähnlichen Grunde hat vielleicht Aegypten, welches wenigſtens zum Theil von der Natur ſehr verungünſtigt iſt, und nur durch Kampf und künſtliche Mittel zu dem gemacht werden konnte, was es war, eine höhere Stufe der bildenden Kunſt errungen, als in Perſien oder Indien erreicht werden konnte.

Beſonders aber im Norden war eine gränzenloſe Neigung zu einer durchaus alles bildenden, alles benutzenden und alles verzierenden Künſtlichkeit einheimiſch, und faſt zur andern Natur geworden. Auch giebt es wohl kaum eine Art des Kunſtfleißes, die nicht in den Niederlanden geblüht hätte, da ſie noch als freie Länder ein eignes Daſein hatten und mit dem deutſchen Reich im glücklichen Vereine ſtanden. Die Entfremdung von dieſen und von der deutſchen Sprache hat freilich die Einwohner um viele Stufen

zurückſetzen müſſen; doch erkennt man, beſonders auf dem Lande, noch leicht die Spuren der deutſchen Art. Die Geſichter ſind gar nicht, wie man ſie ſich meiſtens denkt, wenn man den Begriff flämiſcher Geſtalten von den ſpätern oft ſehr willkührlich manierirten Mahlern entnommen hat. Es ſind vielmehr feſte, hartbeſtimmte und eckichte aber freundliche und treuherzige Geſichtsbildungen; ſchwarzes Haar iſt am häufigſten. In den Städten, wo der alte Schlag ſeit langer Zeit mit Ausländern vermiſcht ward, iſt es freilich anders; da mag man Urbilder genug finden zu den aufgedunſenen und verſchwommenen Formen jener niederländiſchen Mahler; die Miſchung der Stämme iſt ſelten der Geſtalt günſtig.

In Brüſſel ſieht man an dem großen Marktplatze ein ſchönes Rathhaus in gothiſcher Bauart; den künſtlichen ſchlanken Thurm ziert oben ein vergoldeter Engel Michael mit dem Drachen. Auch iſt da noch das Kuilembergiſche Haus zu ſehen, mit demſelben Altan, wo Alba ſtand und zuſah, als Egmont enthauptet ward.

Meine beſondere Aufmerkſamkeit erregte die Domkirche der heiligen Gudula. Sie iſt eingerichtet wie die meiſten gothiſchen Hauptkirchen; auf der freieſten Anhöhe der Stadt gelegen, der aus drei neben einander liegenden Thüren beſtehende Haupteingang, durch zwei hohe, gegen Abend gelegene Thürme geziert; Chor und Hochaltar gegen Morgen; dieſe Thürme, nicht ſowohl reichlich verziert, als vielmehr aus lauter kleinern Thürmen zuſammengewachſen und aufgeſchoſſen ſcheinend; und auch an den umgebenden Seitenträgern des Hauptgebäudes alles in Knospenthürmchen aufſchießend und zierlich endend. Die Thürme ſind beide unvollendet, das Innere der Kirche ſo ganz im Kriege zerſtört, daß eine gewaltſame Umänderung freilich unvermeidlich ſein mochte. Ein breites großes Glasgemählde an der Abendſeite ſtellt das jüngſte Gericht dar, wie ſich ſolches auch in andern gothiſchen Kirchen nicht ſelten findet; die wunderbar künſtlich in Holz geſchnittene Kanzel dagegen, unten den Sündenfall, oben die Mutter Gottes im Sternenkranze mit dem Chriſtkinde, welches mit dem Kreuz der Schlange den Kopf zerſtößt. Der Baum bildet das Ganze wunderbare Gebäude oder Gewächſe; der gebeugte Adam hilft die Kan-

zel tragen. An der dem ausführenden Künstler vorgegebenen Zeichnung, möchte dem Tadler vielleicht nicht alles gefallen; die Kunst aber des Schnitzwerks war gewiß bewundernswerth, und ist wohl schwerlich wieder seit jener Zeit auf eine so hohe Stufe getrieben worden. Höchst künstliche und zierliche Arbeiten von Holz, oder auch von Eisen und Bronze, zieren eine gothische Kirche ungemein; Marmor macht immer ein Mißverhältniß und eine Störung, seien es Gräber, Statuen, oder auch kleinere Säulen an Altären oder an Denkmahlen. In Italien hat der Marmor als Stoff und Baumaterial der älteren Kirchengebäude einen ganz eigenthümlichen Styl der gothischen Baukunst begründet, welchen man wohl als den italienischen bezeichnen und als dessen reinstes Beispiel vielleicht der wunderschöne Dom von Siena betrachtet werden kann; denn die Kathedralkirche zu Florenz enthält schon manche Annäherung an die antike Bauart und der Dom zu Mailand ist ganz dem deutschen Styl nachgebildet. In dieser italienischen Marmorart des ältern gothischen Kirchenstyls, zeigt sich nun jenes Princip und Streben nach der reichsten Fülle der Fantasie, welches die gothische Baukunst überhaupt auszeichnet, da die Künstlichkeit in den Verzierungen am Marmor doch nie so hoch getrieben werden kann, als im nordischen Sandstein, theils in der mannichfachen Mischung der verschiedenfarbigen Marmorarten, nach Art der Mosaik, theils auch in der überhaupt vorherrschenden Neigung zur Mosaik selbst, an der reichgeschmückten Vorderseite, dem kunstreichen Fußboden oder dem prachtvollen Gewölbe oben, wie in der großen Marcuskirche zu Venedig, an jenem Dome zu Siena und andern altitalienischen Kirchen.

Solche allegorische Vorstellungen, wie die vom jüngsten Gericht, vom Sündenfall und dem Siege des Glaubens an bedeutenden Stellen der alten Kirchen, wie Eingang und Kanzel in der Mitte des Schiffs, sind nicht für bloße Zierathen zu halten. Die Bedeutung war das vornehmste Ziel jener alten Künstler, und man kann nicht zweifeln, daß sie oftmahls die bestimmte und bewußte Absicht hatten, in den sichtbaren Gebäuden der Kirche, die Kirche selbst, im geistigen Sinne nähmlich, den Begriff derselben nach dem verschiedenen Verhältnisse darzustellen und anzudeuten,

da ſie bald als ſtreitend, bald als triumphirend gedacht wird. Wie iſt es aber möglich, die Pracht und den zauberhaften Eindruck eines ſolchen Glasgemählbes, wie das erwähnte zu beſchreiben, wenn die Beleuchtung eben günſtig, nicht zu blendend helle, und auch nicht allzu trübe iſt. Es iſt wie ein himmliſcher Teppich von Edelſteinen und Kryſtallen, wie die hellſchimmernde Oberfläche eines Meeres von feurigen Blumen, wo in beweglichen Wellen alle Geheimniſſe der Farbe und des Lichts in räthſelhaften Verſchlingungen an unſerm Auge immer von neuem vorüber ſchimmern.

Auch dieſes herrliche Werk war beſtimmt, der neuen Anordnung und nothwendigen Veränderung zu weichen, und wird vielleicht nach England wandern müſſen, wohin auch größtentheils die Glasgemählde aus St. Denis gekommen ſind.

Löwen.

Die Zeiten ſind nicht mehr, da Löwen allein viertauſend, Mecheln über dreitauſend, und Gent vierzigtauſend Tuchweberſtühle beſchäftigen konnte, und auch andre Arten des Kunſtfleißes nach eben dem Verhältniß blühten. Handel und Gewerbe hatten damahls, wie jetzt in England, ihren Sitz in Deutſchland, und ganz beſonders in den Niederlanden. Wie reich und blühend im Handel und Gewerbe Deutſchland noch unter Maximilian war, davon kann man bei Machiavelli eine merkwürdige, und faſt allen Glauben überſteigende Schilderung leſen. Doch auch ſo iſt Brabant ein ſehr reich begabtes und begünſtigtes Land, und dem nachdenkenden Reiſenden merkwürdig durch die überall verbreiteten Spuren und Denkmähler alten Reichthums und alter Kunſt.

Die Stadt Löwen enthält ein berühmtes Denkmahl gothiſcher Baukunſt in dem bewundernswürdigen, herrlich vollendeten Rathhauſe. Wir betrachteten es aufmerkſam beim grauen Scheine des erſten Morgenlichts; ich habe oft wahrgenommen, daß bei einer hellen Nacht, oder in der Dämmerung, die großen Umriſſe an Gebäuden noch deutlicher und reiner hervortreten von dem nicht

ſo blendenden Hintergrunde. Was dieſes Gebäude beſonders auszeichnet, iſt neben dem Charakter der äußerſten Zierlichkeit der Ausdruck des Reichthums, und der einer ſchönen Einfalt und eines reinen Ebenmaaßes. Denn ganz irrig iſt die Vorausſetzung, als ſeien dieſe letzten Eigenſchaften aus Werken der gothiſchen Baukunſt durchaus verbannt; es iſt wahr, in einigen wird das Ebenmaaß durch abſichtliche Ungleichheit verletzt, wie an dem Straßburger Münſter; aber dieſes iſt kein allgemeines Geſetz, ſondern nur Ausnahme. An andern gothiſchen Gebäuden beobachtet man bei dem größten Reichthum von Zierathen eine ſtrenge Symmetrie und eine durchgehende Gleichförmigkeit und Harmonie in der ſchönen Fülle. Für die Schönheit der Verhältniſſe und das zierlichſte Ebenmaaß nimmt das Rathhaus von Löwen im kleineren oder mittleren Maaßſtabe, wie der Köllner Dom im allergrößten, eine vorzüglich hohe Stufe der Vollkommenheit ein, unter den Werken der gothiſchen Baukunſt. Denn jene ſeltneren Fälle einer abſichtlichen Verletzung der Symmetrie aus irgend einem Grunde der Fantaſie, bilden nur eine Ausnahme. Außerdem aber herrſcht nicht Mangel an Symmetrie in den vollendeten Werken der gothiſchen Baukunſt; wohl aber iſt es eine andre, von der griechiſchen ganz verſchiedne, und durchaus eigenthümliche Symmetrie, die ihr eignes Princip und Geſetz der baukünſtleriſchen Fantaſie hat.

Da alle Bilder an der Vorderſeite des Rathhauſes in Löwen herausgeworfen ſind, wo ihrer über hundert waren, wie man an den leeren Stellen der kleinen Blenden zählen kann, wo ſie geſtanden hatten; ſo iſt dieß ſchöne Kunſtwerk freilich nun ſehr entſtellt und verunſtaltet.

Lüttich.

Das Lütticher Land iſt reich, die Stadt ſchön gelegen, aber häßlich gebaut; und auch die Bewohner fallen in Sprache, Geſichtszügen und Sitten beim erſten Eindruck nicht angenehm auf. Man glaubte ſich ſchon auf deutſchem Boden, und geräth auf's Neue

ins Französische; doch ist das Französische, welches die Wallonen reden, sehr abweichend. Man schreibt dieß dem Einfluß der starken Kolonien von Spaniern und Italienern zu, welche Karl der Fünfte hier ansiedelte. Die Art, wie sich hier an der Gränze das Französische, Flammändische und Deutsche kreuzt, könnte Stoff zu merkwürdigen Betrachtungen über die Richtung der alten Einwanderung und Bevölkerung geben. Aus diesem französisch-deutschen Gränzlande war der berühmte Gottfried von Bouillon, jener erste Anführer der Kreuzfahrer, von dem wir den bedeutenden Zug lesen, daß, da er beide Sprachen gleich fertig redete, er die gegenseitige Abneigung der deutschen und französischen Ritter um so besser zu besänftigen wußte.

Die Domkirche zu Lüttich ist ganz zerstört, da besonders das Blei, womit sie gedeckt war, die Raubgier auf sich zog. Soll ich einem Kupferstich und dem bestätigenden Urtheile einiger Sachkundigen trauen, so war es für die Kunst durchaus kein Verlust. Das Schlechte und das Mittelgute gehört allen Zeitaltern und allen Gattungen an; es findet sich unter den gothischen Denkmahlen, wie unter den griechischen. Nur wäre zu wünschen, daß man lieber auch schlechtere alte Denkmahle erhielte, als das Urtheil darüber dem Vorwitz solcher Menschen zu überlassen, welche vielleicht wegen des Gewinns ein Interesse haben, sie herabzusetzen.

Unter den vielen Eigenheiten des wallonischen Volkes, ist dem Fremden nichts so auffallend, als die besondere, ganz ausschweifende Liebe zur Musik, die sich auch bis auf Wettgesänge künstlich abgerichteter Finken erstreckt; welche Wettgesänge als wahre Volksfeste mit aller Leidenschaftlichkeit antiker Wettkämpfe betrieben werden. Von dieser Liebe der Lütticher zur Musik finden sich die Spuren schon im Mittelalter. Noch ist zu merken, daß Diderot aus dieser Stadt gebürtig war, die so viel Eigenes hat, und obgleich französisch redend, damahls doch auf keine Weise zu Frankreich gerechnet werden konnte. Eine etwas andre Lage der Dinge, eine etwas andere Wendung seines Schicksals, und er, der als Gränzbewohner die Wahl hatte, konnte sich in Deutschland niederlassen, sich an die deutsche Sprache anschließen, die

vielleicht ſeinem Geiſte und künſtleriſchen Sinne angemeſſener geweſen wäre, und gewiß wäre er unter uns auf die Länge nicht ſo verkannt worden, als es jetzt in Frankreich geſchieht.

Achen.

Hügel, Gründe und helle Bäche, wie man ſie in Deutſchland ſieht, verkündigen die Nähe von Achen; der friſche Waldgeruch weht Einen an, und man fühlt ſich angenehm erregt zur Erinnerung und zum Anſchauen. Einen ganz eigenthümlichen Reiz hat der Hügel bei Achen, wo die heiße Quelle dicht neben der kalten entſpringt; auf der Anhöhe bilden ſich kleine ſtille Seen, zwiſchen denen wir an einem heitern Frühlingstage luſtwandelten. Etwas ferner liegt, gleichfalls mitten im Waſſer, die Ruine von Frankenberg, die noch aus Karls des Großen Zeiten ſein ſoll. Die Burg iſt ganz zerfallen; Schwäne zogen auf den ruhigen Waſſern, ein Kind ſaß am Brunnen und las in einem von jenen Volksbüchern, in denen noch die ſchwachen Reſte alter Fabel und Dichtung fortleben.

Hier war der Lieblingsſitz jenes großen Karl, deſſen tief eingreifende Gedanken und Einrichtungen zum Theil noch jetzt ihre Wirkung nicht ganz verloren haben. Sonderbar bleibt es, daß er ſeine liebſten Schlöſſer und Wohnplätze nur in dieſen Gegenden längs dem Rheine hinauf ſich wählte, zu Nimwegen, zu Achen und zu Ingelheim. Wenn man es auch aus der Geſchichte weiß, daß die Sprache des Hofes und des Adels in Frankreich unter den beiden erſten Dynaſtien die deutſche war, die Fürſten alſo das Deutſche liebten, weil ſie ſelbſt noch Deutſche waren; ſo lange man ſich Karln als einen König von Frankreich denkt, der von da aus Eroberungen machte, bleibt es immer auffallend, daß er ſeinen Sitz ſo weit von der Mitte, ſo ganz an der Gränze nehmen konnte, wenn nicht anders die Kriege gegen die Sachſen ihn bewogen haben, in der Nähe zu bleiben. Vielleicht aber beſtimmten ihn nach der Art jener Zeiten, viel einfachere Beweggründe, als jene politiſchen. Es muß gewiß in Anſchlag gebracht werden, daß Karls Vorfahren Auſtraſien zuerſt beherrſchten, und wahrſchein-

lich als das eigentliche Stammgut ihres Hauses und Reichs betrachteten; Neustrien und Aquitanien aber, oder das innere Frankreich nur als eine neuere Erwerbung.

Im Achner Dom ruhten Karls Gebeine; doch ist hier, wie überhaupt, wenig oder nichts mehr vorhanden von den Werken seines Bauverständigen Gerhard. Der Chor ist aus einer neueren Epoche der gothischen Baukunst; nicht zu tadeln, aber auch nicht sehr ausgezeichnet. Die vielen, langen, schmalen, wenig verzierten, dicht neben einander gereihten, und nur durch ganz massive Träger getrennten Fensterbögen, verrathen den Styl des vierzehnten Jahrhunderts, da die gothische Baukunst schon im Verfallen war. Die runde Vorkirche um das Grabmahl zierten porphyrne Säulen, die man von Kölln aus der alten St. Gereons Kirche zu diesem Behufe wegführte, wohin die Kaiserin Helena, Mutter Constantins des Großen sie geschenkt hatte; so wie auch in Italien und in Griechenland Bruchstücke heidnischer Tempel zur Verzierung christlicher Kirchen nicht selten gebraucht wurden. Diese Säulen sind jetzt in Paris; eine davon, welche zu Kölln geblieben war, ist im Kriege zerbrochen.

Die christliche Baukunst der ältesten Zeiten gründete sich, was die einzelnen Bestandtheile betrifft, freilich auf die spätere Baukunst der Griechen und Römer; aber da mit dem Christenthume seit Constantin eine ganz neue Idee und Bedeutung in die Baukunst kam, welche durch das ganze Mittelalter ihre Einflüsse erstreckt hat, so ist diese constantinisch-griechische Baukunst doch keinesweges mehr zum griechischen Alterthum zu rechnen, sondern gehört vielmehr der neuen Ordnung der Dinge an. Die Religion macht auch hier die eigentliche Scheidung. So rechnet man ja auch die christlichen oder gereimten Gedichte der spätern Römerzeit nicht mehr zu der alten Literatur. Doch ist freilich späterhin aus jenen geringen Anfängen in der gothischen Baukunst etwas ganz Eigenes und durchaus Neues entstanden. Die Wunderwerke altdeutscher Baukunst einzig und allein auf diesen ihren ersten Ursprung zurückführen, das wäre, als wollte man die höchsten Meisterwerke der neuern Dichtkunst, eines Dante oder

Calderon, aus den Leoninischen Versen der Alten ableiten, weil hier doch auch der Reim, und schon früher sich findet.

Das Volk von Achen scheint sehr aufgeweckt und fröhlich zu sein, wie es der alte fränkische Stamm wohl überhaupt war. Das Deutsche, welches man hier spricht, ist eine eigne, ziemlich abweichende Mundart, welche dem Fremden wegen des Singenden nicht angenehm auffällt. Eben so ist es zu Kölln, es könnte Einem anfangs Plattdeutsch scheinen; doch dieses ist es keineswegs, sondern es sind vielmehr eigenthümliche Mischungen des Oberdeutschen und Niederdeutschen, welche sich nur dadurch auszeichnen, daß sie roher und unbearbeitet geblieben sind. Aus solchen Mischungen aber, wo die verschiedenen Bestandtheile des Oberdeutschen und Niederdeutschen mehr verschmolzen und inniger vereinigt sind, ist im mittlern Deutschland vorzüglich dasjenige gebildete Deutsch entstanden, aus welchem die jetzige Schriftsprache hervorgegangen ist. Darum wären auch diese, freilich etwas ungebildeteren Mundarten, der Aufmerksamkeit des Sprachforschers nicht unwerth. In einem der ältesten der bis jetzt bekannten epischen Gedichte der Deutschen, dem Lobgedichte auf den heil. Anno, sind die Spuren der köllnischen Mundart unverkennbar.

In der Köllnischen Mundart werden noch viele Römische Wörter, obwohl ziemlich verstümmelt und anfangs unkenntlich, gefunden. Der Verkehr mit den holländischen Schiffern und die Menge der Fremden in einer so volkreichen Handelsstadt mußte auch in der Sprache manche Einmischung veranlassen. Einiges Fränkische ist vielleicht gleich von der ersten Anpflanzung her darunter gewesen; da wir die Ubier oder Oberländer wohl zu diesem Stamme zu zählen haben. Indessen ist sonst die Grundlage, in der Sprache wie im Menschenstamm und Charakter, zu Kölln im Wesentlichen durchaus altsächsisch; wie man dieses auch zu Bonn noch sehr deutlich empfindet. In Coblenz ist es dagegen schon durchaus in allem, die leichtere lebhafte, fränkische Art; die Gränzscheide des altsächsischen und fränkischen Stammes und Charakters ist irgendwo in der Mitte zwischen diesen beiden Städten zu suchen.

Neuß.

Die Kirche dieser kleinen Stadt gehört dem Styl nach zu den roheren gothischen. Der Haupteingang mit nur einer Thüre an der Vorderseite, hat auch nur einen einzigen gewaltigen, schweren, viereckigten Thurm, der aber übrigens schön und reich verziert ist. Die Spitze ist durch das Wetter abgeschlagen, so daß er nun eher einem schweren festen Burgthurme ähnlicher sieht, als einem schlankgewachsenen, aus lauter Zierathen und kleinern Thürmchen wie zusammengewachsenen, und aufschießenden Spitzthurme, wie man sie an den vollendetsten und zierlichsten gothischen Gebäuden durchaus sieht. Für die Frage vom Ursprung der gothischen Baukunst aber sind die plumpen schweren Thürme nicht unwichtig, die man hier und da, und nicht selten grade an den ältern Kirchen sieht. Ich sah dergleichen sogar mit Burgzinnen, zum deutlichen Beweise, daß es nicht eine willkührliche Vergleichung oder zufällige Aehnlichkeit ist, die uns hier an die alten Ritterburgen erinnert, sondern eine absichtliche Nachbildung der durch uralte Sitte ehrwürdigen Bauart. Es ist also gar nicht nöthig, die gothischen Thürme von denen der Moscheen abzuleiten, mit denen sie überdem meistens gar keine Aehnlichkeit haben. Doch es ist schon von andern erwiesen worden, daß die Hypothese eines arabischen Ursprungs der gothischen Baukunst durchaus irrig ist. Auch lauten die Nachrichten und Beschreibungen solcher Gebäude in Sicilien und Spanien, von denen man historisch weiß, daß sie von mohrischen Meistern erbaut wurden, gar verschieden von der gothischen Art. Es bleibt eigentlich nichts, als die allgemeine Aehnlichkeit eines großen Reichthums der Verzierungen. Die kleinen Thürme an den Moscheen beruhen auf einem Bedürfnisse der morgenländischen Sitte, indem von dort aus das öffentliche Gebeth bei den Mohamedanern verkündigt wird. In dem abendländischen Baustyl ist der nächste Zweck und Nutzen der Kirchenthürme, daß sie die Glocken zu tragen dienen, deren Geläute von dort aus für die Andacht der Frommen so herrlich ertönt. Aber wie viel großartiger und kunstreicher hat sich nun der christliche Thurm, bis zum kühnsten Gipfel der gothischen Baukunst entwi-

ckelt, als jene arabiſchen Thürmlein? Selbſt eine größere Aehnlichkeit, als dieſe, würde noch nicht beweiſen, daß ſie entlehnt ſei, da beide, die arabiſche, wie die gothiſche und chriſtliche Baukunſt, gewiſſer Maaßen aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft haben. Denn auch die Araber benutzten doch wohl, was ſie in den Städten Syriens und Aegyptens, oder ſonſt von griechiſchen und römiſchen Gebäuden vorfanden. Nur freilich, daß ſie alles nach dem Bedürfniß der Moſchee und der Grundidee ihres Glaubens und ihrer Sitte geſtaltet haben, wobei ſie es aber eben nicht zu einer großen Kunſthöhe gebracht zu haben ſcheinen. Wie in der Poeſie, ſo iſt auch in der Baukunſt des Mittelalters, im Orient nicht minder als in dem katholiſchen Abendlande, die Fantaſie vorwaltend, als herrſchendes Element in jener ganzen Weltperiode. Darauf beruht die allgemeine Uebereinſtimmung, die weder von der einen noch von der andern Seite entlehnt zu ſein braucht; und bei der übrigens noch ein ſehr weſentlicher und großer Unterſchied zwiſchen der chriſtlichen und der morgenländiſchen Kunſt und Fantaſie übrig bleibt, wie dieſer auch zwiſchen unſerer höhern romantiſchen Dichtkunſt, im Vergleich mit den arabiſchen Mährchen oder perſiſchen Rittergedichten Statt findet.

Neuß lag ehedem hart am Rheine, deſſen Ufer jetzt eine ſtarke Viertelſtunde davon entfernt iſt; auch an mehreren andern Stellen hat der ſchöne Strom ſein Bette verändert. Veränderungen, welche in den Jahrbüchern, ungeachtet ihrer Wichtigkeit ſich weniger ſorgfältig aufgezeichnet finden, als die Thorheiten der Menſchen, deren ſo manche vergangen ſind, ohne auch nur eine Spur zu hinterlaſſen. Wer ſich doch in jene alten Zeiten auf einen Augenblick verſetzen könnte, als die Deutſchen zuerſt längſt dem Rheine herab, wie an der Donau herauf, ſich ergoſſen und an den fruchtbaren Ufern des königlichen Stromes anſiedelten! Welchen ganz andern Begriff von der Lebensart, den Sitten, der alten Verfaſſung und Geſetzgebung unſerer germaniſchen Vorfahren würde uns dieſer Anblick gewähren, als alles, was die verſtümmelte, und zuletzt noch durch ſeinſollende Kritik gänzlich verkehrte und verfälſchte Geſchichte beſagt.

Düſſeldorf.

Unter den vielen ſchätzbaren Gemählden, welche die hieſige Sammlung beſitzt, zeichnet ſich beſonders der Saal des Rubens aus, durch ſeinen Reichthum. Man kann von dieſem Künſtler in der That nur hier ſich einen vollſtändigen Begriff machen. Will man ihn aber nicht bloß nach ſeiner, nach der Strenge der Kunſt durchaus nicht zu lobenden Manier im Ganzen, ſondern auch von einer vortheilhaftern Seite kennen lernen, ſo muß man ſich nicht grade an die berühmteſten ſeiner Bilder halten; denn das Maaß jener Berühmtheit ward ja eben in einem Zeitalter beſtimmt, wo ſelbſt in Italien der Kunſtſinn durchaus entartet war; durch eben dieſelben Vorurtheile und vorherrſchenden modiſchen Neigungen beſtimmt, welche den Künſtler ſelbſt von dem rechten Wege ableiteten. Denn bei einem ſo ausgezeichneten Talente als Rubens war, bei einer ſo außerordentlichen Kraft des Geiſtes, muß man, wenn ihre Anwendung auch nach dem Maaßſtab der Kunſt und der Schönheit durchaus verwerflich ſcheint, doch jederzeit die natürlich gute Anlage und den ſchädlichen Einfluß des Zeitgeiſtes und andrer nachtheiliger Einwirkungen unterſcheiden, denen der Künſtler unterlag.

Rubens ſcheint in der That faſt alle Fehler, die zu ſeiner Zeit und kurz vor ihm in den verſchiedenen italieniſchen Schulen Statt fanden, in ſich zu vereinigen; das Gewaltſame, Unnatürliche und Uebertriebene der Manieriſten aus Michel Angelo's Schule, die Nachläſſigkeit und den Leichtſinn der eilfertigen Naturaliſten, das Streben nach dem Effect allein, wie bei den bloßen Coloriſten; ja ſogar die willkührlichen und mißglückten Allegorien der gelehrten Mahler. Und doch bleibt er ein außerordentlich merkwürdiger Künſtler; könnte man auch nicht mehr von ihm ſagen, als daß er durch die Kraft und den Reichthum ſeiner Erfindungen alle übrigen ſchlechten Mahler zuſammengenommen aufwiegt. Ein ſo gefährlicher Abweg iſt die Nachahmung der ausländiſchen Manier, daß ſelbſt das wahre Genie dadurch meiſtens zu Grunde geht. Welche andere Stufe der Kunſt, welche andere Höhe der Schönheit würde dieſer außerordentliche Geiſt

erreicht haben, wenn er, ſtatt der damahls ſchon ganz verdorbenen und ausgearteten Italiener, die einheimiſchen alten Niederländer, den kunſtreichen, naturgetreuen van Eyck und andere ähnliche ſich zum Vorbilde erwählt hätte, und die Wiederherſtellung ihres ſchönen und richtigen Styls durch ſein glänzendes Colorit und die Fülle ſeiner urſprünglich reichen, auf dem falſchen Wege, den er nahm, nur verwilderten Fantaſie noch erhöht und ausgeſchmückt hätte. Denn dieß iſt das ſchlimmſte bei der Nachahmung des Ausländiſchen in der Kunſt, daß ſie gemeiniglich erſt dann eingreift, wenn die Kunſt in dem nachgeahmten Lande ſchon längſt von der erreichten Vortrefflichkeit abgewichen und entartet iſt; wie auch die jetzige Zeit ſo manches, dem Nahmen nach freilich Griechiſches, der ſpätern ſchon entarteten Zeit, ängſtlich nachbildet, was die wahren alten Griechen ſelbſt durchaus verwerfen und verachten würden. Daher bleibt es das gefährlichſte aller Experimente, auch in der Kunſt fremde Sitten annehmen zu wollen; das Eigene geht gewiß verloren, und das Fremde, wornach man ſtrebte, wird faſt nie erreicht. In der Mahlerei läßt ſich vielleicht noch eher mit wirklichen und ſcheinbaren Gründen dafür ſprechen. In der Baukunſt iſt das Widerſinnige, und nicht nur alle Kunſt, ſondern auch Sitten Zerſtörende, einer dem Auslande nachgemachten Bauart, zu fühlbar, und kann durch nichts vergütet und durch nichts beſchönigt werden. Jede Nation, jedes Land und Klima hat ſeine eigenthümliche, nur ihm eigene und angemeſſene Baukunſt; oder ganz und gar keine. Wir mögen unter unſerm nordiſchen Himmel eben ſo wenig unter offnen antiken Säulengängen luſtwandeln, als im luftigen griechiſchen Gewande, nach der Sitte der Alten, mehr auf der Straße als im Zimmer leben. Die Bauart ruht wie die Lebensſitte auf dem feſten Boden der Natur und eigenthümlichen Landesart; und wie verderblich es ſei, dieſe Grundlage der Natur zu verlaſſen, iſt Jedem einleuchtend, der die Geſchichte der Kunſt und der Sitten, und ihres gegenſeitigen Einfluſſes mit einem aufmerkſamen Blick betrachtet.

Solche Gemählde von Rubens, in denen die beſſere Natur hervortritt, ich meine die faſt ohne alle Beimiſchung des Ma-

nierirten erſcheinen, ſind ſein eigenes Bildniß, nebſt dem ſeiner erſten Gemahlin, in einer Laube ſitzend; das ſo tiefe und doch leicht erſcheinende Bildniß eines Franciskaner-Generals; eine Mutter Gottes, von einem vollen Kranz von Blumen und Engeln umringt, und einige andere. Sein Colorit war vielleicht urſprünglich nicht ſo manierirt, als es ſich jetzt zeigt; der ſo häufig gebrauchte Zinober trat wohl urſprünglich nicht ganz ſo hart hervor, da die andern Farben verhältnißmäßig mehr verblichen ſein mögen.

Kölln.

Dieſe alte Stadt pflegt den Fremden mehrentheils zu mißfallen; wie denn jede große Stadt, die in Verfall gerathen iſt, keinen angenehmen Eindruck machen kann. Doch fehlt es nicht an ſchönen großen Plätzen, oder ſolchen, die mit geringen Veränderungen verſchönert werden könnten. Die vorzüglichſten und wichtigſten Gebäude ſind günſtig und gut gelegen, frei und erhaben. Mancher Tadel flüchtiger Reiſenden iſt auch ohne Rückſicht auf das Lokalbedürfniß abgeſprochen. Die Straßen, beſonders die nach dem Rheine zu, ſind meiſtens eng, weil alles ſich des Verkehrs und des Gewerbes wegen nach dieſer Gegend drängt; ſehr breite Gaſſen würden hier auch wegen der Strenge der Rheinluft im Frühling und Herbſt nicht eben gewöhnlich ſein.

Die herrliche amphitheatraliſche Lage der Stadt am Rhein, längs deſſen Ufer ſie einen halben Mond in der Ausdehnung einer kleinen Stunde bildet, die Menge der Gärten in der Stadt ſelbſt, die Schönheit des innern und äußern Spazierganges um den Wall, die beträchtliche Erhöhung einiger Theile der Stadt, gewähren einen hinlänglichen Erſatz für den Mangel an umgebenden Spaziergängen, und für die im Ganzen flache Gegend, die nur in der Ferne durch das Siebengebirge bekränzt wird, inſofern es für eine ſolche Lage einen Erſatz geben kann. Doch dem ſei wie ihm wolle, Kölln möge den Forderungen des jetzigen Mode-Geſchmacks ſo wenig oder ſo ſchlecht entſprechen als möglich; für den Freund der Kunſt

und der Alterthümer iſt es eine der wichtigſten und lehrreichſten Städte Deutſchlands.

Alterthümer der verſchiedenſten Zeiten finden ſich hier beiſammen. Hier ſteht man noch einen römiſchen Thurm und Stücke römiſcher Mauer aus regelmäßig behauenen Steinen von mancherlei Figur, deren verſchiedene Farben Mannichfaltigkeit hervorbringen, auch wohl eine Verzierung, oder ein kleines Tempelchen bilden; nach der Weiſe jenes in Allem außerordentlichen Volkes unerſchütterlich feſt zuſammengefügt. Hier bezeichnet man uns noch die Stelle, wo das Capitol ſtand, und ſo manches Merkwürdige unter den Cäſaren geſchah; den Ort, wo die Naumachien waren, von deren bis aus den Bergen des Eifelgebirges hergeführten Waſſerleitungen noch Ruinen übrig ſind; die Stelle am Rhein, wo, wenn das Waſſer ungewöhnlich tief gefallen, noch die Pfeiler hervorragen von Conſtantins ſteinerner Brücke. Hier ſehen wir an der alten Stiftskirche St. Marien, deren Chor aus vor Carolingiſcher Zeit herrührt, das wahrſcheinlich gleichzeitige oder wenig ſpätere Bildniß der Stifterin Plectrudis, Gemahlin Pipins von Heriſtall, Urgroßvaters Karls des Großen. Dort den unvollendet gebliebenen, jetzt inner der Stadt gelegenen gewaltigen Burgthurm, an der St. Georgen Kirche, welchen der heilige Anno im eilften Jahrhundert dicht vor dem damahligen Stadtthor in nicht ſehr friedlichen Abſichten zu bauen begann. So vieler anderen höchſt merkwürdigen Denkmahle aus jeder Epoche des ganzen Mittelalters nicht zu erwähnen.

Mit einem Worte, Kölln war unter den Römern die Hauptſtadt der ihnen ſo wichtigen **Germania secunda**, auch in dem nachmahligen Auſtraſien von gleicher Wichtigkeit, von Otto dem Großen an, der Sitz des mächtigſten geiſtlichen Churfürſtenthums, eine der mächtigſten Hanſeſtädte, und eine der wichtigſten Univerſitäten des Mittelalters, zu welcher berühmte Männer aus den entfernteſten Weltgegenden zuſammen kamen. Hier ſtudierte jener Snorro Sturleſon aus dem entfernten Island, welcher die nordiſchen Sagen zur Edda geſammelt und verbunden hat, und Vorſteher dieſes damahls ſo blühenden ſkandinaviſchen Freiſtaates war; und hierher kam von Neapel der heil. Thomas von Aquino, als

zwanzigjähriger Jüngling, da er seiner edlen Familie entsprungen war, um sich dem geistlichen Stande zu widmen. Daher fehlt es denn auch nicht an bedeutenden Erinnerungen und eigenthümlichen Merkwürdigkeiten jeder Art in dieser alten, durch innere Kriege, durch die Wirkungen der Reformation, und durch den mit der veränderten Lage der Dinge mehr oder minder allgemeiner gewordenen Verfall von Deutschland, von ihrer ehemahligen Höhe herabgesunkenen Stadt, die für jetzt mit den andern Städten des linken Rheinufers den Franzosen anheim gefallen ist.

Insonderheit aber für gothische Baukunst ist der Reichthum an Denkmahlen daselbst wahrhaft unermeßlich. Von den ältesten Zeiten, da dieselbe der christlich griechischen nicht ganz unähnlich war, bis in die spätesten, wo sie in der spanisch prächtigen, aber überladenen Bauart der Jesuiten, sich in die moderne Baukunst zu verlieren anfängt, finden sich herrliche Gebäude als Belege und Beispiele für jede bedeutende Stufe der Kunst nicht nur, sondern auch für jede einigermaßen wichtige Abweichung und Verschiedenheit. Ja außer den Kirchen finden sich auch noch eine hinlängliche Anzahl von ziemlich erhaltenen Privathäusern aus der gleichen Zeit, ganz im Styl der gothischen Kirchen und zwar der ältern Art, welche man gewöhnlich Tempelhäuser nennt, nach der herrschenden, aber nicht allgemein anwendbaren Voraussetzung, daß sie von den Tempelherrn seien bewohnt worden. Ein Sachverständiger würde sich hier also auch über die niedern Zweige, und selbst den gewiß sehr merkwürdigen, und in Rücksicht der angewandten mathematischen und wissenschaftlichen Kenntnisse bewundernswürdigen mechanischen Theil der gothischen Baukunst, hinreichende Auskunft und Belehrung verschaffen können. *)

*) Der in den Kunstalterthümern und der Geschichte des Köllnischen Mittelalters gelehrte, würdige Canonicus Wallraff hat das Verdienst, in unsrer Zeit die Aufmerksamkeit zuerst wieder auf die herrlichen Reichthümer der alten Stadt am Rheine hingelenkt zu haben: und auch mir diente seine freundschaftliche Begleitung und sein belehrendes Gespräch zur vielfältigen Anregung in der ersten Betrachtung dieser alten Kunstschätze.

Sollte es noch möglich sein, eine ausführliche und genaue Geschichte der gothischen Baukunst zu schreiben, ehe die jetzt herrschende Barbarei und geldgierige Zerstörungssucht vollends alle alte Denkmahle verwüstet hat, so ist wohl hier allein ein noch einigermaßen vollständiger Vorrath dazu vorhanden; was man an andern Orten sieht, ist meistens nur einzeln, und außer dem Zusammenhange wird es selten verstanden oder geachtet.

Das merkwürdigste aller Denkmahle ist der Dom. Wäre er vollendet, so würde auch die gothische Baukunst ein Riesenwerk aufzuzeigen haben, was den stolzesten des neuen oder alten Roms verglichen werden könnte. Nur der dritte Theil etwa der Kirche, ohne die Kuppel und ohne die Seitenstücke, welche die Kreuzform bilden sollten, und noch nicht die Hälfte nur eines Thurms sind aufgeführt. Doch ist auch dieses wenige mehr, als man irgend wo sonst sieht, durch die Größe der Anlage und noch mehr durch die Schönheit des Styls. Conrad von Hochstetten, derselbe kühne Mann, dessen thätiger Einfluß dem furchtbaren Friedrich dem Zweiten mehr als einen Gegenkaiser entgegenstellte, entwarf auch diesen erhabenen Gedanken. Der bis auf die Zierathen vollendete, ausführliche Grundriß des unbekannten Baumeisters ist noch vorhanden. *) Der Bau ward angefangen im Jahre 1248, der vollendete Chor aber eingeweiht im Jahre 1322.

Alle ergreift das Große dieses erhabenen Bruchstücks mit Erstaunen, und besonders der Blick in die Höhe des Chorgewölbes erfüllt jede Brust mit Bewunderung. Was aber dem, der mehrere Denkmahle der gothischen Baukunst mit Aufmerksamkeit zu beobachten Gelegenheit hatte, am meisten auffällt, ist die Schönheit der Verhältnisse, die Einfalt, das Ebenmaaß bei der Zierlichkeit, die Leichtigkeit bei der Größe. Den Eindruck fühlt jeder, der Gefühl für so etwas hat; beschreiben aber oder erklären läßt

*) Seitdem wurde das Boisserésche Werk, an Fleiß und Kunstsinn des hohen Doms würdig, dem Zwecke gewidmet, über diesen Gegenstand und die gesammte gothische Baukunst ein volles Licht zu verbreiten, von welchem nur die ersten Strahlen in diesen Umrissen aufgefaßt und angedeutet sind.

ſich dieſes Gefühl weiter nicht; nur genaue Abmeſſungen, im Vergleich mit andern Gebäuden ähnlicher Art, würden lehrreiche Aufſchlüſſe über das Geheimniß jenes, dem zartern Gefühl ſo merklichen Ebenmaaßes geben können. Gewiß iſt es, daß die meiſten, auch ſehr berühmten und ruhmwürdigen gothiſchen Kirchen gegen dieſe, theils noch etwas roh und ſchwerfällig, theils aber überladen, ſpielend und weniger zweckmäßig erſcheinen. Nur das Löwener Rathhaus könnte ihr im kleinern Maaßſtabe in Rückſicht auf dieſe edle Einfalt und Schönheit des Styls an die Seite geſetzt werden. In der allgemeinen Anlage iſt der Dom, wie die eigentlich gothiſchen oder altdeutſchen Kirchen meiſtens zu ſein pflegen, nachdem der noch gräciſirende Styl der ältern chriſtlichen Bauart durch eine größere Künſtlichkeit ganz umgeſtaltet worden war. Die Form des lateiniſchen Kreuzes endigt im Chor nach Morgen mit einer halben Rundung; zwei hohe Thürme zieren den dreifachen Haupteingang nach Abend, und die Querſtücke des Kreuzes ſollten noch zwei Seiteneingänge nach den andern beiden Weltgegenden bilden. In der Mitte zwiſchen beiden und der geſammten Kirche ſollte die Kuppel ſich über dem hohen Grabmahl der heil. drei Könige erheben; doch dieſes iſt nicht ausgeführt worden. Die Thürme, ein Gebäude unzähliger ſchlanker Säulen, aus immer höher und höher ſteigenden bogenförmigen Fenſtern und Knospenthürmchen wie zuſammengewachſen, ſollten fünf Geſchoſſe haben; das oberſte, ein durchbrochener Obelisk von durchſichtigen Ranken und großen Knospen, die endlich in einer einzigen großen Blume ſich enden; aber nur zwei Geſchoſſe des einen Thurms ſind fertig. Sind ſolche Thürme gleichſam unermeßliche Gewächſe, von lauter Schnitzwerk zuſammengewunden und ſtolz in die Höhe ſchießend, ſo ſind die Menge der weitläuftigen Träger mit allen ihren Schwibbogen, ihren Verzierungen, ihren Knospen, Spitzen und Thürmen einem Walde zu vergleichen. Auch die gothiſchen Säulen, wie die im Dome, welche ſtatt einer einzigen, ein Geflechte vieler zuſammengebundenen ſchlanken Röhren darzuſtellen ſcheinen, mit nur wenig durch zwei nicht ſehr merkliche Vorſprünge angedeutetem Fuß, hoch aufſchießendem Schaft und einfachen, bald aus Weinreben, bald aus anderm einheimiſchen Laubwerk verſchieden-

artig gebildeten blätterigen Knauf in der Höhe, wo sie einen spitzigen und mannichfach gebrochenen Bogen bilden, hat man mit der stolzen Wölbung eines hohen Baumganges nicht unschicklich verglichen. Andere haben darin eine Aehnlichkeit mit den schon von der Natur säulenförmig gestellten Basaltschichten finden wollen; man könnte sie auch, was die Höhe der Bogenwölbung betrifft, wohl mit dem Wasserstrahl eines gewaltigen Springbrunnens vergleichen, wenn dieser eben so dicht wieder herabströmte, als er emporschießt. Und wenn das Ganze von Außen mit allen seinen zahllosen Thürmen und Thürmchen aus der Ferne einem Walde nicht unähnlich steht, so scheint das ganze Gewächse, wenn man etwas näher tritt, eher einem unermeßlichen Gebilde der krystallisirten Natur zu vergleichen. Es gleichen, mit einem Worte, diese Wunderwerke der Kunst, in Rücksicht auf die organische Unendlichkeit und unerschöpfliche Fülle der Gestaltung, am meisten den Werken und Erzeugnissen der Natur selbst; wenigstens für den Eindruck ist es dasselbe, und so unergründlich reich die Structur das Gewebe und Gewächse eines belebten Wesens dem untersuchenden Auge ist, eben so unübersehlich ist auch der Gestaltenreichthum eines solchen architektonischen Gebildes. Alles ist gestaltet, und gebildet, und verziert, und immer höhere und mächtigere Formen und Zierden steigen auf aus den ersten und kleineren. Diese Formen und Zierathen aber sind fast alle aus der Pflanzennatur entlehnt, weil hier die Gestaltung nur in entfernterer Beziehung auf den nützlichen Zweck und das bloße Bedürfniß wirklich steht, oder doch wenigstens in der Erscheinung gar nicht daran erinnert, welches für diesen Zweck dasselbe gilt. Die Gliederung der thierischen Wesen hingegen erinnert jederzeit bestimmt an ihren Zweck und das Geschäft, zu dem sie als Werkzeug gebildet ward. Darum ist die thierische Gestalt, vom Ausdruck weggesehen, an sich nicht so schön, als die der Gewächse; die Blume ist der Gipfel und selbst die wesentliche Form der Pflanze, welche als der Schmuck der Natur, das Urbild für alle Zierathen, auch der menschlichen Kunst geworden sind.

Rein architektonisch genommen, liegen auch in diesen höchsten Kunstgebilden des zweiten blühenden Styls der gothischen

Baukunſt, dieſelben Figuren vom Dreieck und Quadrat, nebſt der Kugel und Kreuzform, zum Grunde, wie in dem altchriſtlichen Kirchenſtyl, nach tiefer Berechnung der künſtlichen Structur des ganzen Gebäudes. Aber ſie treten nicht mehr in ihrer geometriſchen Strenge und Reinheit hervor, ſondern alles iſt mit dem reichen Blätterſchmuck und mit der blühendſten Fülle des Lebens umkleidet, ſo wie auch auf dem Teppich des Frühlings, an dem Reichthum aller dieſer grünenden Gewächſe, das Geſetz ihrer Structur und die innere Geometrie der Natur, nicht mehr im Einzelnen ſichtbar hervortritt, ſondern alles frei im unendlichen Leben blüht und ſeine Schönheit entfaltet.

Das Weſen der gothiſchen Baukunſt beſteht alſo in der naturähnlichen Fülle und Unendlichkeit der innern Geſtaltung und äußern blumenreichen Verzierungen. Daher die unermüdlichen und unzähligen ſteten Wiederhohlungen der gleichen Zierathen, daher das Pflanzenähnliche derſelben, wie an blühenden Gewächſen. Und daher auch das Innigergreifende, das rührend Geheimnißvolle, das freudig Liebliche und Belebende des Eindrucks bei dem Erſtaunen über die Größe. Die gothiſche Baukunſt hat eine Bedeutung, und zwar die höchſte; und wenn die Mahlerei ſich meiſtens nur mit ſchwachen, unbeſtimmten, mißverſtändlichen, entfernten Andeutungen des Göttlichen begnügen muß, ſo kann die Baukunſt dagegen, ſo gedacht und ſo angewandt, das Unendliche gleichſam unmittelbar darſtellen und vergegenwärtigen, durch die bloße Nachbildung der Naturfülle, auch ohne Anſpielungen auf die Ideen und Geheimniſſe des Chriſtenthums, welche allerdings auf die Entſtehung und Ausbildung der Kirchenbaukunſt nicht geringen Einfluß gehabt haben.

Einem ſolchen Wunderwerke der Kunſt muß jede Beſchreibung erliegen. Ich wende mich daher zu den ältern gothiſchen Kirchen in Kölln, weil ſich an dieſen, nachdem das eigentliche Weſen der gothiſchen Baukunſt an dem höchſten Beiſpiele iſt aufgezeigt worden, der Urſprung dieſer merkwürdigen Bauart am beſten wird deutlich machen laſſen.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß es zwei durchaus verſchiedene Epochen in der gothiſchen Baukunſt gebe; eine ältere,

welche man wegen einiger Aehnlichkeit mit der christlich byzantinischen Bauart die gräcisirende genannt hat; dann die vollendete spätere, ungleich künstlichere, am meisten eigentlich deutsche, von welcher bei der Beschreibung des Doms die Rede war. Doch giebt es in beiden Gattungen noch manche sehr starke Abweichungen und Verschiedenheiten, so wie der Stephansthurm zu Wien, und der Straßburger Münster zwar zur letzten Gattung gehören, aber auch, besonders der letzte, sehr viel Besonderes und Abweichendes haben. Auch ist die gräcisirende Art zwar die ältere, doch greifen beide Epochen in einander, theils weil ein neuer Styl nicht auf einmahl herrschend wird, indem das Alte noch eine Zeit lang Anhänger zu behalten pflegt, während von andern schon das Neue befolgt wird; theils weil man oft, als der spätere Styl schon blühete, doch noch zu Zeiten im älteren bauete, der geringern Kosten wegen, oder wenn es kein Hauptwerk war.

Der Ursprung und die Erklärung der gothischen Baukunst im Allgemeinen ist zu suchen, in der aufgezeigten Grundidee derselben, in der eigenthümlichen Beschaffenheit und Bedeutung der christlichen Kirche, und endlich noch in der Natur der nordischen, unter dem kalten Himmelsstrich gebräuchlichen, und dem rauheren Klima angemessenen Bauart; wozu man allenfalls noch die Natur des Stoffs rechnen könnte, indem die geringere Schönheit des Sandsteins gegen den Marmor, bei steigendem Streben nach Verschönerung, von selbst darauf führen mußte, die Kunst der Verzierung auf eine Höhe zu treiben, die schwerlich in einem andern architektonischen Stoff anwendbar sein dürfte. Aus diesen einfachen Erklärungsgründen werden sich alle die auffallendsten Eigenheiten der gothischen Bauart leicht ableiten lassen, wie wir es wenigstens mit einigen der wichtigsten versuchen, und dabei jene älteren Kirchen, deren Styl noch gräcisirend ist, zum Grunde legen wollen. Die merkwürdigsten und schönsten dieser Art zu Kölln sind die Gereons-Kirche und die Apostel-Kirche. Beide liegen meistens frei und fallen schön ins Auge. Ich erinnere bei dieser Gelegenheit, daß um alle die schönen Kirchen dieser Stadt, auch aus verschiedenen Entfernungen ins Auge zu fassen, der Spaziergang an der innern Seite der Stadtmauer, und die Aussicht vom Dom-

krahne herab, besonders dienlich ist. Am schönsten nimmt sich die ganze Stadt von der gegenüber stehenden Seite des Rheins aus, wo sie einen großen halben Mond bildet, der durch mehrere schöne Kirchen und einen alten festen Thurm gut begränzt wird. Besonders der Dom fällt hier vortrefflich ins Auge; die Lage desselben auf einer sehr beträchtlichen Anhöhe, von wo man eine weite Aussicht hat, ist überhaupt vortrefflich. Nur Schade, daß diese schöne Lage durch kleinere und größere angebaute Häuser von anderer und schlechter Bauart noch weit mehr verunziert ist, als es wohl auch bei andern großen Domkirchen der Fall zu sein pflegt. *) So hat man leider auch, um einem italienischen Altar Platz zu machen, der wohl in seiner Art recht schön sein mag, doch aber in keine gothische Kirche paßt, vor etwa vierzig Jahren das alte Tabernakel abgebrochen, was durchaus im Styl der Kirche selbst mit der äußersten Zierlichkeit und Künstlichkeit ausgearbeitet, und aus lauter Thürmchen und Knospen zusammengesetzt war, und dem Beschauer das große Ganze gleichsam im verjüngten Maaßstabe, und wie einen kurzen Inbegriff aller Kunst darstellte, die am Ganzen selbst zu weit verbreitet ist, um in Einen Blick gefaßt werden zu können.

In den ältern Kirchen ist die Einrichtung nicht ungewöhnlich, daß der Haupteingang durch einen einzigen schweren schlichten Thurm gebildet wird, der Chor aber durch zwei kleinere Thürme verziert ist, zwischen denen die letzte Vertiefung desselben in einer halben Rotunde hervortritt. So ist St. Cunibert und St. Severin beide von edeln großen Formen. Der Thurm von St. Martin aus dem zehnten Jahrhundert ist noch ausgezeichneter; der mittlere mächtige Thurm ist an den vier Ecken durch vier kleinere bekleidet und geziert; nur zwei derselben sind noch unversehrt. Ungleich künstlicher ist die Apostеln-Kirche aus dem eilften und zwölften

*) Seitdem ist die nach dem Rhein gegen Morgen zugekehrte Rückseite des Chors von allem, was Fremdartiges daran gebaut war, frei gemacht worden; welches aus der Nähe wie von Ferne einen herrlichen Anblick gewährt, wo man nun erst die ganze Fülle der Schönheit recht klar ins Auge fassen kann.

Jahrhundert; den Haupteingang bildet gleichfalls ein einziger, mächtiger, ſchwerer Thurm. Der Chor wird gebildet durch drei halbe Rotunden, über welche ſich drei Giebel erheben; zwei Thürme ſchmücken die mittlere Rotunde am Ende des Chors, und über den drei Rotunden und Giebeln erhebt ſich eine ſechseckichte zwiefache Kuppel. Gleichſam ein Gebäude von mehreren künſtlich verſchlungenen Gebäuden; nicht ein einfacher Tempel, ſondern eine ſtolze Trophäe mehrerer, einer über den andern ſich erhebender Tempel. Auf dieſe Verknüpfung und Einſchachtelung mehrerer Gebäude in Eines führte ſchon die älteſte Idee und Anlage der chriſtlichen Kirche. Schon Conſtantin wollte ſeine Baſilika in Form des Kreuzes gebaut haben; bald nachher ſtrebte man den Hochaltar durch eine über alle andre Theile des Ganzen oder Nebenkuppeln ſo hoch als möglich erhobene Hauptkuppel zu bezeichnen, wie in der Sophien-Kirche zu Conſtantinopel, und der nach ihr gebildeten St. Marcus-Kirche zu Venedig. Der Chor, als Verſammlungsort derjenigen, ſo am Gottesdienſt thätigen Antheil nehmen, war urſprünglich abgeſondert von dem größern für die Gemeinde beſtimmten Raume, und mußte es dem herrſchenden Begriffe nach ſein; er bildete gleichſam eine kleinere Kirche in der größern. Die Nothwendigkeit eines Umganges um den Chor erforderte Seitengänge neben dem Hauptgange des Schiffs, deſſen größere Höhe ſich ſo ſehr von ihnen abſonderte, daß in manchen Kirchen dieſe Seitengänge auch durch eigene niedrigere, an das Hauptgebäude ſich anſchließende Seitengebäude, gebildet werden. So führte hier von ſelbſt alles von allen Seiten auf eine vielverſchlungene Mannichfaltigkeit, die nachher Charakter und herrſchende Grundidee der altchriſtlichen Kirchenbaukunſt wurde, aus welcher faſt alles hergeleitet werden muß. Die eigene Beſchaffenheit der gothiſchen Säulen zum Beiſpiel. Schon in den ältern noch gräciſirenden Kirchen findet man meiſtentheils nicht einfache runde Säulen, ſondern mehrere in Eins verbunden, worauf die Verbindung des höheren Hauptgangs im Schiff mit den Seitengängen geführt haben kann, da die Säulen des erſten auch Träger der letzten waren; oder es liegt auch hier ſchon die Neigung zum Verknüpften und Mannichfaltigen zum Grunde. Aus dieſem

unförmlichen Anfang hat ſich eine der eigenthümlichſten Schönheiten der gothiſchen Bauart entwickelt; ich meine jene, wie in ſchlanken Röhren aufſchießenden Säulenbündel, deren ſeltſame Schönheit zu ſo manchen ſinnreichen Vergleichungen Veranlaſſung gegeben hat. An den Säulen des Doms zeigt es ſich deutlich, wie ſie aus jenen ältern entſtanden ſind; den Kern derſelben bildet eine dicke runde Säule, an welcher ſich, nach vier Seiten vier mäßige dicht anſchließen, ſo daß ſie nicht ganz herausſtehen; in jedem Zwiſchenraume dieſer vier befindet ſich noch eine andere, ungleich kleinere, faſt ganz heraustretende; im Hauptgange ſind deren aber zwei in jedem Zwiſchenraume, an den Säulen unter der Kuppel drei; ſo daß jede Säule, außer der mittlern, welche den Kern bildet, aus vier umſchließenden, von mäßiger Größe beſteht, und aus vier, acht oder zwölf kleineren, nach der mindern oder größern Wichtigkeit der Säule. Wo nun vollends mehrere ſolche Säulenſyſteme zuſammentreffen, wie an den innern Eckpfeilern des Thurmes, iſt die Mannichfaltigkeit der in Eins verbundenen Säulen für das Auge und den Eindruck faſt unüberſehbar. Eben daher erklärt ſich auch die eigenthümliche Form der gothiſchen Bögen. Daß ſie ſpitzig ſeien, folgte wohl ſchon aus der ſpitzigen Geſtalt der Dächer im Norden, da das Innere und Aeußere doch in jedem Gebilde übereinſtimmen ſoll, wenn nicht die wichtigſten Gründe eine Ausnahme fordern. Die aus mehreren Schäften verbundenen Säulenſtämme aber, mußten ſich oben, wenn dieſe Geſtaltung fortgeſetzt werden ſollte, in mehrere Zweige und Aeſte gleichſam ſpalten, und ſo entſtanden die ſpitzig gebrochenen oder ſogenannten Sattelbögen, wodurch die hohen Gänge neben der ihnen eigenen Größe noch den Ausdruck der reichſten Mannichfaltigkeit gewinnen; ein großer Theil des herrlichen Eindrucks gothiſcher Gebäude entſpringt gewiß aus dieſer eigenthümlichen Wölbungsart. Die aus dem ſpitzigen Dache der nordiſchen Bauart hergeleitete Bogenform erſtreckt ſich auch auf die Pforten, wo die an einander geſchloſſenen vielen, ſich immer mehr verengenden und vertiefenden Bögen, die vollſte und reichſte Anhäufung der Zierathen möglich machen und bilden. Die älteſten gothiſchen Fenſter ſind meiſtens Kleeblätter von Geſtalt; da man bald aber auch hier die

Form der schmalen langgezogenen Bogen suchte, damit jeder Theil, so weit es sein könnte, wieder dem Ganzen entspräche, und in allem Mannichfaltigen doch immer dieselbe Grundgestalt durchblickte; so entstanden daraus, durch Nebeneinanderstellung von zweien solchen Bogen mit dem sonst üblichen Kleeblatte zur Vereinigung oben drüber, die nachher in der vollkommenern gothischen Bauart üblichen Fensterzierathen. An dem Dome sind überhaupt alle noch so künstlich und reich erscheinende Zierathen ganz einfach, nur aus dem Kleeblatt und der Rose zusammengesetzt.

Noch schöner vielleicht in der alten gräcisirenden Art, als diese erwähnten Gebäude, ist die Gereons-Kirche, gleichfalls aus dem eilften Jahrhundert. Hier bildet eine, als Kuppel sich erhebende Rotunde, oder vielmehr ein solches Zehneck, die Vorkirche; zum Chor, der beträchtlich höher liegt, steigt man auf vielen Stufen hinan. Von außen ist der Chor nur durch zwei Thürme verziert. Das Innere dieser Kirche ist ganz vorzüglich schön, und am Aeußeren das Ebenmaaß der Verhältnisse und die kunstreiche Einfalt der Zierathen. Die Thierköpfe zu Nebenverzierungen, wie an Dachrinnen, sieht man schon hier; fast nur auf diese ganz untergeordneten Theile ist der Gebrauch thierischer Gestalten in der gothischen Baukunst beschränkt. Das blumenartig Pflanzenhafte der Form und Verzierungen fehlt aber in diesem älteren gothischen Style fast noch ganz; nirgend sieht man hier jene Knospen und Knospenthürmchen, die späterhin sich so zahlreich zeigen, daß sie für den ersten Eindruck fast die Hauptsache scheinen könnten. Die innern Hauptsäulen sind oft noch ohne blättrigen Knauf, ja auch ohne alle Windung oder Einschnitte; die hervortretenden Kapitäler sind bloß durch Vergoldung geziert. Außerdem sieht man aber eine eigene Art kleiner Säulen, welche das obere Geschoß der Rotunden nach außen bilden, auch sonst in den Fenstern und Kreuzgängen gebraucht werden. Sie sind von Basalt, sehr dünn und schlank, es stehen allemahl zwei frei neben einander, bei Hauptabtheilungen auch wohl vier. Der Knauf ist theils schlicht, wie bei obigen, theils mit mancherlei Laubwerk geziert, worin Vögel, Drachen und andere Figürchen verschlungen sind. Dergleichen Säulchen findet man an den gothischen Gebäuden

der zweiten kunstreichern Epoche durchaus nicht mehr. Doch alles dieß müßte durch Messung bestimmter, durch Zeichnungen erst ganz deutlich gemacht werden. Für jetzt sei diese Andeutung genug.

Zur Unterscheidung und Charakteristik der zwei verschiedenen Gattungen der gothischen Baukunst wollen wir noch Folgendes anführen. In dem altchristlichen Baustyl, von welchem die St. Gereons-Kirche zu Kölln ein so vollendetes Urbild darbietet, ist jenes Grundschema von Dreieck und Quadrat, Kreuz und Rotunde, so wie auch das sternförmige Sechseck, und andere noch zahlreichere Vieleck-Figuren, nicht bloß in der innern Structur verborgen; sondern sie treten in einer, wenn man so sagen darf, geometrischen Schönheit, sichtbar an den Hauptmassen und dem höchsten Gipfel des Gebäudes hervor, und geben dem Ganzen dadurch eine eigene siderische Gestaltung, deren wunderbare Zusammensetzung einen geheimnißvollen Eindruck macht und wohl angemessen ist für eine Kirche, als ein geheiligtes Gebäude, welches gleichsam ein Nachbild von der ewigen Structur des Himmels im Kleinen darbieten soll. Diese siderische Gestaltung und geometrische Schönheit tritt nun wieder ganz zurück in dem zweiten blühenden Styl der gothischen Baukunst, wo von allen jenen Figuren nur die Kreuzform in der Erscheinung bleibt und sichtbar hervortritt; aber auch diese vom reichsten Schmuck überkleidet und wie von blühenden Rosen umschlungen. Die in zarten Ranken aufschießende Gestaltung der Säulen, Bogen und Fenster, wie von verschlungenen Zweigen, der volle Blätterschmuck der Verzierungen, überhaupt aber das Blumenhafte und Gewächsähnliche bilden die wesentliche Grundform und eigenthümliche Schönheit in dieser Bauart, deren wahrer Ursprung und erster Grund in dem tiefen deutschen Naturgefühl und in der Fantasie, als vorherrschendem Geistes-Element jenes Zeitalters zu suchen ist. Ob nun in dem altchristlichen Kirchenstyl die gleiche Stufe und Höhe der Vollkommenheit erreicht worden ist, wie für den blühenden Styl der romantischen Baukunst in dem Köllner Dom; darüber getraue ich mich kaum zu entscheiden, doch bezweifle ich es beinahe, weil die Gattung selbst einen größern Umfang darbietet, der nicht so leicht erschöpft und bis zu einem schlechthin höchsten Gipfel durchgeführt

werden mag, obwohl die Gereons-Kirche in ihrer Art faſt eben ſo erſtaunenswürdig ſein dürfte, als der Dom zu Kölln, wie auch die Markus-Kirche zu Venedig in dem gräciſirenden, und der Dom von Siena in dem italieniſchen Marmorſtyl bewundernswerth ſind.

Von einigen ſehr merkwürdigen Bildern der köllniſchen und niederdeutſchen Schule in hieſigen Privatſammlungen iſt ſchon in den Gemählde-Beſchreibungen die Rede geweſen. Die Kirchen ſind mehrentheils noch ihres Gemählbeſchmuckes beraubt. Durch die Nachweiſung eines gelehrten Kunſtforſchers aufmerkſam gemacht, begab ich mich mit Fackeln in die Gruft der Kirche St. Marien, wo an dem Gewölbe ſich noch Spuren von Gemählden aus der Zeit Karls des Großen finden. Aber freilich ſind es nur Spuren; die Gruft iſt ſeit einigen Jahren zugemauert worden, die hier und da erſcheinenden Bruchſtücke von halberloſchenen Umriſſen konnten weder einen Eindruck gewähren, noch ein Urtheil begründen. Ob es vielleicht ein Mittel giebt, dieſe Ueberbleibſel zu retten, weiß ich nicht. Unter den vielen in den angeführten Kirchen befindlichen Glasgemählden, die an Vortrefflichkeit wohl an wenigen Orten ihres Gleichen finden möchten, ſind die merkwürdigſten die ehedem allgemein berühmten in dem Seitengange des Domes, wegen der ausgeführten großen Darſtellungen, aus der beſten und blühendſten Zeit der Glasmahlerei, der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts; und die in St. Cunibert wegen ihres höhern Alters, aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und wegen der dunkeln Farbenpracht derſelben. Einige, die beſchädigt worden, ſind in einer ſpätern Art ergänzt, die heller und ausgeführter in der Darſtellung, aber nicht ſo prachtvoll iſt. In der ältern Manier ließ man die Geſichter, weil man die Farben dazu noch nicht ſo zu verſchmelzen wußte, einfarbig braun, wie überhaupt die Mittelfarben noch nicht ſehr gebraucht ſind; in Rückſicht der Farbenpracht aber, der das Bild umgebenden Arabesken, welche meiſt aus Kleeblättern, Roſen, Pfauenaugen und andern Zierathen beſtehen, möchte man faſt dieſer ältern Manier den Vorzug geben.

Bei dem freundlichen Bonn fängt die eigentlich schöne Rheingegend an; eine reich geschmückte breite Flur, die sich wie eine große Schlucht zwischen Hügeln und Bergen eine Tagreise lang hinaufzieht bis an den Einfluß der Mosel bei Coblenz; von da bis St. Goar und Bingen wird das Thal immer enger, die Felsen schroffer, und die Gegend wilder; und hier ist der Rhein am schönsten. Ueberall belebt durch die geschäftigen Ufer, immer neu durch die Windungen des Stroms, und bedeutend verziert durch die kühnen, am Abhange hervorragenden Bruchstücke alter Burgen, scheint diese Gegend mehr ein in sich geschlossenes Gemählde und überlegtes Kunstwerk eines bildenden Geistes zu sein, als einer Hervorbringung des Zufalls zu gleichen. Von der flachen Gegend hinaufwärts macht den Anfang unter den vielen Ruinen, welche den Rhein verherrlichen, der Godesberg; eine der schönsten, nicht wegen der Höhe und Kühnheit, wohl aber wegen der reichen Aussicht und anmuthigen Lage. Der etwas ferner gegenüber erscheinende Drachenfels macht schon die Erwartung rege nach alle den wilden und seltsamen Felsburgen, die den Fluß aufwärts umgränzen. — Man betrachtet solche Ruinen alter Burgen entweder nur mit einer oberflächlichen sentimentalen Rührung, als den unentbehrlichen romantischen Hintergrund für allerlei beliebige moderne Gefühle, oder man sieht darin nur Raubschlösser, welche nach angeordnetem Landfrieden zerstört worden sind und zerstört werden mußten. Unstreitig waren das auch viele, vielleicht die meisten von denen, deren Trümmer man jetzt noch sieht; aber man sollte nicht immer und überall nur die letzte Entartung mit der Sache selbst verwechseln, und so sich selber den Sinn für die herrlichsten Denkmahle der Vergangenheit abstumpfen. Wenn wir nur die Geschichte aufrichtig befragen wollten, sie würde uns, glaube ich, belehren, daß es manche solcher Burgen gab, Jahrhunderte, ehe die Fehde zwischen dem Landadel und den reichen Handelsstädten in eine Art von fortgehendem Bürgerkrieg ausgebrochen war; Jahrhunderte lang, ehe noch an eigentliches Faustrecht, Landfrieden, und was dem weiter anhängen mag, gedacht

worden war; ja, daß die Neigung der Deutſchen, auf Felſen zu wohnen, an Bergen vorzugsweiſe ſich anzuſiedeln, ſo alt ſei, daß man dieſe Neigung wohl nicht mit Unrecht zu dem urſprünglichen Charakter der Nation rechnen könnte. Eine erhabene und edle Neigung! Schon ein Blick von der Höhe, ein Athemzug auf freien Bergen, verſetzt uns wie in eine andere leichtere Welt, iſt uns ein erquickendes Labſal, wo wir das Einerlei der Fläche vergeſſen, und neuen Lebensmuth einſaugen im Anblick des herrlichen Erdbodens vor uns. Aber wie ganz anders muß es erſt ſein, immer da zu wohnen und zu ſein, wo wir jetzt einmahl an ſeltenen Tagen mühſam hinaufſteigen, um doch auch einmahl zu fühlen, wie Einem zu Muthe ſein mag, der da lebt und in Freiheit athmet; immer die Erde vor ſich zu ſehen in ihrem reichen Schmuck, in allen Zeiten des Tages und des Jahrs, wo alles ſich deutlicher und merkwürdiger zeigt, das Ziehen der Wolken, das Aufblühen des Frühlings, die mondhelle Nacht, ja ſelbſt Ungewitter, und die weißen Felder des Winters. Für mich ſind nur die Gegenden ſchön, welche man gewöhnlich rauh und wild nennt, denn nur dieſe ſind erhaben, und nur erhabene Gegenden können eigentlich ſchön ſein, nur dieſe erregen den Gedanken der Natur. Der Anblick üppiger reicher Fluren erweckt auf eine angenehme Weiſe zum freudigen Genuß des Lebens, wenn man lange in Städten gefangen ſaß; dieſe blühenden Reize der Natur rühren um ſo kräftiger an unſer Herz, je ſeltener ſie genoſſen werden. Alles iſt da nur Gefühl einer angenehmen lieblichen Gegenwart, nichts erinnert uns an die große Vergangenheit. Jene Felſen aber, die wie ſprechende Denkmahle von den alten Elementar-Kriegen im Geiſter-Reiche der noch wilden Natur da ſtehen, von den furchtbaren Kämpfen der in ihrer Geſtaltung gewaltſam ringenden Erde ſo deutlich reden, ſind ewig ſchön, und machen immer den gleichen, nie ermattenden Eindruck. Wie das Rauſchen des Waldes, das Brauſen der Quelle uns ewig in dieſelbe Schwermuth verſenkt, wie das einſame Geſchrei wilder Vögel eine ſchmerzlich freudige Unruhe und Begierde der Freiheit ausdrückt, ſo fühlen wir in dem Anblick der Felſen immer die Natur ſelbſt; denn nur in den Denkmahlen alter Naturzeiten, wenn Erinnerung und Geſchichte in

großen Zügen vor unſer Auge tritt, thun wir einen Blick in die Tiefe dieſes erhabenen Begriffs, der nicht beim Genuß der angenehmen Oberfläche ſchon hervortreten mag. Nichts aber vermag den Eindruck ſo zu verſchönern und zu verſtärken, als die Spuren menſchlicher Kühnheit an den Ruinen der Natur, kühne Burgen auf wilden Felſen; Denkmahle der menſchlichen Heldenzeit, ſich anſchließend an jene höheren aus den Heldenzeiten der Natur. Die Quelle der Begeiſterung ſcheint ſich ſichtbar vor unſern Augen zu ergießen, und der alte vaterländiſche Strom erſcheint uns nun wie ein mächtiger Strom naturverkündender Dichtkunſt:

Wie kühn auch andre Quellen ſprudeln, brauſen,
Wo ſonſt die Dichter ſchöne Weihe tranken,
Den Kunſtberg ſtets anklimmend ohne Wanken,
Bis wo die ewig heitern Götter hauſen;
Ich wähle dich, o Rhein, der du mit Sauſen
Hinwogſt durch enger Felſen hohe Schranken,
Wo Burgen hoch am Abhang auf ſich ranken,
An's Herz den Wandrer greift ein ahnend Grauſen.
Schnell fliegt in Eil' auf grünlich hellen Wogen
Das Schifflein munter hin des deutſchen Rheines,
Wohlauf gelebt! das Schifflein kehrt nicht wieder.
Muth, Freud' in vollen Bechern eingeſogen,
Kryſtallen flüſſig Gold des alten Weines,
Singend aus freier Bruſt die Heldenlieder.

Längs dem Rhein herauf ſieht man noch viele Rudera römiſcher Kaſtelle, Thürme und Mauern, die zu manchen Betrachtungen Veranlaſſung geben. Hier war ehedem die ängſtlich bewachte Gränze des römiſchen Reichs; wie ähnlich ſind ſich oft auch die entfernteſten Zeiten, und was würde wohl aus dem Menſchengeſchlecht geworden, in welchen bodenloſen Abgrund von Erniedrigung würde nicht alles verſunken ſein, wenn dieſe römiſchen Gränzen geblieben wären, und nicht endlich das edelſte Volk der Erde ſie durchbrochen, der Knechtſchaft ein Ende gemacht, und ſtatt derſelben wieder eine Verfaſſung eingeführt hätte, die auf Treue gegründet war und

auf Freiheit, auf alte Sitte, auf Ehre und Gerechtigkeit, mehr als jede andere gepriesene Einrichtung älterer oder neuerer Zeiten. Freilich konnte eine so willkührliche Gränze nicht Gränze bleiben. Doch muß man das Verfahren der Römer, um es erklärbar zu finden, nicht nach unsern Ansichten und Verhältnissen beurtheilen. Uns scheint es durchaus nicht thunlich, einen Fluß als natürliche Gränze behandeln zu wollen, der doch vielmehr ein Medium des lebhaftesten gegenseitigen Verkehrs und der verdoppelten Vereinigung ist, da es keine andere natürliche Gränze gibt, als eine unter den Menschen, die Sprache, und dann im Lande hohe Gebirge, deren Stelle allenfalls noch große Waldungen ersetzen können. Aber damahls bei der Unerfahrenheit des südlichen Stammes der Deutschen mit aller Schifffahrt, bei dem Mangel an Belagerungswerkzeugen, konnte es doch eine hinlängliche Schutzwehr für die Römer sein.

Bei Rüdesheim, gegen Bingen über, wo die Enge der Felsen am furchtbarsten und geschlossensten ist, wo der alte deutsche Thurm mitten im Strome eine so eigene Ansicht gewährt, ist eine der bedeutendsten römischen Ruinen zu sehen, hart am Ufer des Stromes.

Jene Reihe von Ruinen altdeutscher Burgen, welche den Rheinstrom hinauf und herab so herrlich umkränzen, giebt uns aber außer dem unmittelbaren Naturgefühl noch zu einer andern Betrachtung Gelegenheit; indem wir in dieser ursprünglich deutschen Gewohnheit und Neigung zum kühnsten Felsenbau allerdings das Eine Element der späterhin so kunstreich entwickelten gothischen Baukunst bemerken. Burgen hatten und bauten die Deutschen, seit den ältesten Zeiten, schon in den germanischen Wäldern, wie Tacitus deren in Hermanns und Marbods Geschichte erwähnt; lange vor der Anlage der geschloßnen Städte, welche vielmehr nach dem Vorbilde der Burgen ummauert wurden, ja noch ehe jene größeren Vereine von Landhäusern und Bauersitzen, die wir Dörfer nennen, allgemein gebräuchlich waren. Diese Burgen waren die Fürsten- und Heldensitze, welche unter den einzeln zerstreuten Maierhöfen dastanden, zur Vertheidigung gegen den Feind in mannichfacher Fehde, und zum festen Gewahrsam im stets

gewaffneten Frieden. Eigentliche Gotteshäuser hatten die alten Germanier nicht, da sie in der Regel die Feuer auf den Bergen anzündeten, und die Opfer am einsamen See darbrachten, oder in der Einöde des Waldes, unter den heiligen Eichen. Auch die Gebeine der Helden deckte der aufgeschüttete Hügel der Hünengräber, oder sie wurden im tiefen Bette des abgeleiteten Stromes versenkt. Es ist also die ganze germanische Bauart, nicht wie bei andern Völkern von den Tempeln oder Gräbern, sondern allein und ganz vorzüglich von den Burgen ausgegangen, welche schon das Bedürfniß der leichteren Vertheidigung und der Vortheil einer freien Umsicht veranlassen konnte, mehrentheils auf Bergen anzuthürmen; wie auch andre kriegerische Nationen, die Kastelle oftmahls wohl auf die Höhen hingesetzt haben. Nur so allgemein, wie bei allen deutschen und gothischen Völkern ist dieses bei den andern nicht jederzeit gewesen; wobei auch eine besondere Neigung sichtbar ist, grade die kühnsten Stellen vorzugsweise zu wählen, und Thürme und Mauern auf eine oft unglaubliche Weise, wie hohe Adlernester, an die schroffsten Felsenspitzen fest zu hängen oder einzuklammern. Das deutsche Naturgefühl, die zum Bedürfniß gewordne Neigung, das Auge an dem Anblick dieser irdischen Naturherrlichkeit zu weiden, hat auch seinen Antheil daran gehabt; mit Rührung sehen wir noch die Trümmer von des großen Theodorichs Schloß zu Terracina, oben an der Zinne des Berges, die Aussicht über das Meer weithin beherrschend. So plump nun auch die Bauart der Burgen ursprünglich gewesen, so roh sie in den allermeisten Fällen geblieben sein mag, indem gewiß viele tausend Burgen erbaut und wieder zertrümmert wurden, ehe auch nur Eine die Kunst und prachtvolle Schönheit der hohen Kaiserburg des Barbaroffa erreichte; so hat doch der in diesen altdeutschen Burgen und ihrer Bauart liegende und in ihr entwickelte eigenthümliche Sinn, einen unverkennbar großen Einfluß auf die Ausbildung der gothischen Baukunst gehabt. Nicht in einzelnen Aehnlichkeiten besteht derselbe; denn wo sich diese an einigen Kirchen mit den Burgen findet, und in den Zinnen oder der sonstigen Structur sichtbar hervortritt, da sind es mehrentheils nur Kirchen von einem roheren Baustyl, denen dieses eigenthümlich ist. In

der ganzen Tendenz und innern Idee dieser Bergschlösser aber lag eine Veranlassung, jene kühne, baukünstlerische Fantasie zu erregen und zu nähren, welche die gothische Baukunst in allen ihren Epochen ausgezeichnet hat und gleich bei der ersten Erscheinung und den frühesten Hervorbringungen derselben, von Theodorich an, als die auffallendste Eigenschaft und charakteristisches Merkmahl derselben aufgefaßt und betrachtet wurde. Die mannichfaltigen Zwecke für Krieg und Frieden, welche in einer solchen Ritterburg vereinigt werden mußten; die verschiedene Lage und Umgebung und die besondern Lokalumstände, worauf dabei Rücksicht zu nehmen war, die oft schwierige und seltsame Gestaltung des Felsengrundes, auf welchem der Bau sich erheben sollte; führten unvermeidlich eine große Unregelmäßigkeit herbei, welche bald ein Wohlgefallen an dem Kühnen und Seltsamen erregte, eine absichtliche Wahl desselben veranlaßte, und jene wunderbare Fantasie in der Bauart begründete, welche das Eine Element der gothischen Baukunst geworden ist, so wie das andre in dem altchristlichen Kirchenstyl und seiner sideriſchen Bedeutung gefunden war; und diese beiden Elemente zusammengenommen, enthalten eben den vollständigen Aufschluß über das ganze Räthsel dieser sonderbaren Kunsterscheinung.

Das deutsche Naturgefühl, als die Wurzel und lebendige Quelle, aus welcher alles hervorgegangen ist, muß uns dabei aber immer gegenwärtig bleiben. In zwiefacher Weise wird der Reichthum der Erde, oder die Natur, in der Kunst, besonders auch in den alten deutschen Gemählden aufgefaßt; als Garten oder als Wildniß. Als Garten, d. h. als buntgeschmückter Teppich des Frühlings, oder in einem tieferen Sinne, als das hochzeitliche Blumengewand der beseeligten Braut; oder als Wildniß, d. h. um in demselben Gleichnisse der Wahrheit fortzufahren, im halb zerrissenen Schleier der ewigen Trauer und öden Witwenklage. Der Garten, in diesem symbolisch künstlerischen Sinne, ist schon ein erhöhter, schön geordner und verklärter Zustand; in der Einöde ist es die wirkliche Natur selbst, deren Gefühl uns mit jener tiefen Trauer erfüllt, die zugleich etwas so wunderbar Anziehendes hat. Einsam steht der Sohn des Himmels in der Wildniß der Natur und irrt

umher mit dem Gefühl, das Herz seines Vaters zu suchen, den er verloren hat, in nie gesättigtem oder ganz gelindertem Schmerz der Trennung. Dieses ist der zwiefache Sinn der Natur und der schönen Landschaft für die Kunst im Gemählde. Wie eine kriegerisch ummauerte Wagenburg und ein festes Waffenschloß stehen auch jene altdeutschen Felsengebäude in der Einöde der wilden Natur, deren Gefühl genau mit jener wunderbaren Bauart zusammenhängt. In der höheren Baukunst aber ist es nicht mehr die wilde Natur in ihrem Klagegefängniß, welche nachgebildet oder dargestellt wird, sondern die verklärte und in der Verklärung frei und voll aufblühende Natur, als himmlische Gottes-Stadt und das geordnete, siderische Haus der verherrlichten Schöpfung; nach der herrschenden Grund-Idee der vollkommnen Kirche im altchristlichen Styl.

Strasburg.

Der weltberühmte Münster verdient wohl seinen Ruhm, und ist unstreitig eines der vorzüglichsten Denkmahle der gothischen Baukunst. Die Kirche ist unverhältnißmäßig klein und weniger ausgezeichnet. Sie ist schon im Jahre 1015 angefangen, aber erst 1275 vollendet worden. Der Thurm ward im Jahre 1277 durch Erwin von Steinbach begonnen; nach dessen Tode im Jahre 1318 setzten seine Kinder, Sabina und Johannes, den Bau fort bis zum Jahre 1339. Vollendet aber ward das Ganze erst durch den köllnischen Baumeister Johann Hülz, der bis 1449 lebte. Die Lage ist zwar nicht hoch, aber von allen Seiten frei, und weniger durch kleine Anbauungen gestört, als es wohl sonst der Fall zu sein pflegt. Auch hier hat die Revolution vielen Schaden angerichtet durch Herabwerfung der Bildnisse, mit denen dieser Thurm vorzüglich reich geziert war. Der Styl der Bauart ist jener kunstreiche der zweiten Epoche der gothischen Baukunst, in welchem auch der köllnische Dom und der Stephansthurm zu Wien gebaut sind. So ist es wenigstens für den ersten Eindruck und mit Rücksicht auf das Ganze; bei genauerer Betrachtung zeigen sich aber im Ein-

zelnen sehr wichtige Abweichungen. Die blumenförmigen Zierathen sind hier schon größtentheils in willkührliche Arabesken verwandelt. Selbst die Zierathen an dem Gebälk und Frieſen des kölnischen Domthurms sind von Laubwerk; am Strasburger Münſter sind es bloße Schnörkel. Es ist dieß selbst im Eindruck sehr fühlbar, so daß das Ganze und manche Theile desselben mehr den Eindruck eines ungeheuern künſtlichen Uhrwerks oder sonst einer künſtlichen Eiſenarbeit machen, als den eines steinernen Gewächſes. Von dieſer Seite macht der Strasburger Münſter, und wie es scheint, auch die Weſtmünſter-Kirche zu London, wenigſtens in der äußern Structur, den Uebergang zu der ältern italieniſchen Baukunſt, die noch halb und halb gothiſch war. Am großen Dome zu Mailand, an welchem unter andern deutſchen Baumeiſtern auch ein Heinrich Gamodius, oder Gamünd mit gebaut hat, iſt nun gar nichts Pflanzenartiges mehr in den Formen; ſelbſt die Thürmchen endigen nicht mit einer durchbrochenen Spitze und Knospe, ſondern mit einem bloßen Dache, auf welchem Bildniſſe ſtehen. Doch iſt die Anlage des Ganzen mit zwei Thürmen zum Haupteingang, einer thurmähnlichen Kuppel über dem Chor, die Menge der verzierenden Nebenthürmchen, noch durchaus gothiſch; nur die Fülle der übrigen Zierathen und Knospen fällt weg, und der Styl iſt ungleich weniger kunſtreich. Auch an der Kirche St. Maria di Fiore zu Florenz ſind der Angabe nach noch einige Spuren des gothiſchen Styls zu ſehen. Es ward dieſelbe gleichfalls von einem deutſchen Baumeiſter angelegt, welchen die Italiener Arnolfo di Lapo, oder di Cambio nennen; die Kuppel aber iſt ſchon ganz rein italieniſch, von Brunelleſchi. Auf dieſe Kirche ſoll auch Bramante noch, bei ſeinem Entwurf der großen Peters-Kirche zu Rom, Rückſicht genommen haben, dem Wunderwerke der italieniſchen Baukunſt, welche durch die angeführten Stufen und Uebergänge, deren ſich unſtreitig noch viel mehrere finden laſſen, aus der gothiſchen Baukunſt allmählig hervorging.

Die gothiſche Baukunſt umfaßt überhaupt, nebſt ihren zwei Hauptgattungen in dem ganzen Umkreiſe ihres unermeßlichen Reichthums, noch manche bedeutende Unterarten, einzelne Abweichungen, merkwürdige Uebergänge und Mittelſtufen zwiſchen jenen bei-

den wesentlich verschiedenen Kunstschulen oder Epochen des veränderten Styls. Einen eigenen Charakter haben die wahrhaft maurischen Denkmahle in Spanien und Portugal; wieder ein anderer Styl ist in den Gebäuden der Tempelherrn, im Orient oder wo sie im Abendlande gefunden werden; eine besondere Art bilden dann die altitalienischen Marmorkirchen; so wie auch jene mehr den Burgen ähnlichen Kirchen, in solchen deutschen Provinzen vorzüglich, wo die Kunst nicht bis zur höchsten Blüthe zierlicher Vollendung gelangt ist. Alles dieses müßte eine vollständige Geschichte der gothischen Baukunst in umfassender Entwicklung darstellen, was auch nach so manchen wichtigen Vorarbeiten im Einzelnen wohl erreichbar wäre, so bald nur einmahl die Grund-Idee des Ganzen richtig begriffen und festgestellt worden.

Unter den anderen alten Kirchen in Strasburg, ist die St. Thomas-Kirche auch eine von denen, welche am meisten Burgenähnliches in der äußern Form haben.

In der Gemählde sammlung zu Strasburg war mir das Bildniß einer Heiligen von Pietro Perugino am merkwürdigsten; es ist mit ganz hellem Hintergrund, ohne Attribute, nur Kniestück. Der gesenkte Kopf und Blick vermehren noch den Ausdruck einer stillen und ernsten Lieblichkeit, der diesem Meister so eigen ist. Vermuthlich war es eine Figur auf dem Flügel eines zerstörten Altarbildes, da die einzelne Figur wohl nicht ein Gemählde für sich sein konnte. Wie viele Kunstwerke mögen auf ähnliche Weise in den letzten Zeiten zerstückt worden sein, wie das Ganze der Kunst selbst durch so manche unselige und gewaltsame Versetzungen und Wanderungen von Land zu Lande!

Der Stadt Strasburg gereichen die Nahmen eines Schiller, Scherz und so mancher andern, zur besondern Zierde, als ein schöner Beweis, daß deutscher Sinn und deutsche Gelehrsamkeit auch unter der französischen Herrschaft hier nicht aufhörte, sich zu erhalten.

Basel.

Auch das Elsaß ist ein schönes Land. Freilich giebt es hier keine Gegenden am Rhein, wie die zwischen Bingen und Bonn;

aber einen ſchönen Anblick gewährt doch das fruchtbare Land, wie es zwiſchen den Vogheſiſchen Gebirgen und dem Rhein ſich breit hinzieht, mit ſanftem allmähligem Abhange von der Höhe bis an den Strom. Iſt die grünliche Farbe des Rheins ſchon unten ſehr auffallend, ſo iſt dieß noch weit mehr der Fall bei dem ſchön gelegenen Baſel; hier iſt er meiſt völlig grün.

Dieſe Stadt beſitzt in der öffentlichen Sammlung manche ſehr merkwürdige Gemählde von Holbein, die ihn noch von einer andern Seite zeigen, als er in dem Portrait erſcheint, wo er ſo vortrefflich iſt, aber durchaus faſt nur in einer und derſelben Manier. Es finden ſich hier auch hiſtoriſche Gemählde von ihm, und zwar in verſchiedenen Arten. Ein Abendmahl aus der frühern Zeit, ganz unverkennbar in Dürers Art, ſo wie auch die meiſten der Handzeichnungen. Ein anderes Abendmahl ſchien mir mehr der Weiſe des Titian zu gleichen, etwa ſo wie in deſſen Jüngern zu Emaus. Acht kleine Gemählde vom Leiden Chriſti, ſehr auffallend durch eine eigenthümliche Beleuchtung zwiſchen großen Maſſen ſchwarzer Schatten. Ein Leichnam des Erlöſers, bleich und lang ausgeſtreckt, erinnerte mich mehr an den Correggio, ſo wie dieſer grade ſolche Gegenſtände zu behandeln pflegt. Kurz, in dieſen hiſtoriſchen Gemählden Holbeins iſt die größte Vielſeitigkeit eben ſo ſichtbar, als die nähere Hinneigung zur italieniſchen Manier, von welcher Dürer ſo durchaus in allen Stücken entfernt blieb. Doch iſt wohl keines in dieſer Sammlung an Vortrefflichkeit dem unvergleichlichen Gemählde zu Dresden an die Seite zu ſetzen; welches den Bürgermeiſter von Baſel und ſeine Familie, im andächtigen Gebet zur Mutter Gottes, und dieſe ſelbſt in wunderſchöner Lieblichkeit und Demuth als Königin des Himmels darſtellt, und mir bis jetzt als die Krone und Blume aller Holbeiniſchen Werke erſcheint. Zwei weibliche Portraits im kleinen Verhältniß, nach dem Leben, aber mit ſymboliſchen Beziehungen erinnern in der ausgearbeiteten Verſchmelzung der Carnation, und in der geſuchten und ſchwebenden Bedeutſamkeit des Geſichts, mehr an die Bildniſſe des Leonardo, als andere Holbeiniſche. Unter den Bildniſſen ſind, außer den ſchon erwähnten, mehrere ausgezeichnet vollendete in der bekannten, vortrefflichen, durchaus objectiven

Behandlungsart des Holbein; einige Stücke dieſer Art zieren auch die Mechelſche Sammlung zu Baſel. Von dem bekannten, an der Mauer gemahlten Todtentanz, iſt nur wenig mehr zu ſehen.

Der Dom iſt herrlich auf einem weit umherſehenden Hügel gelegen; die Bauart iſt aber ſchwerfällig, und ungleich weniger zierlich als an den früher erwähnten Denkmahlen der gothiſchen Baukunſt.

Bern.

Der Eintritt in die friedliche Schweiz von dieſer Seite, wo die Berge ſich allmählig immer höher und höher auf einander thürmen, der erſte Eindruck eines ſo ſeltenen Landbaues, der Anblick der Sennenhütten und der ſonnenglänzenden Schneeberge, gewährt ein Vergnügen, das mit dem Gefühl von Ruhe verbunden iſt; der ſtille Wunſch nach einer ſolchen Heimath verliert ſich in die Befriedigung über den unerwarteten Anblick. Dieß iſt ein Land, welches man liebgewinnen muß, ſo wie man es ſieht, und ſchon beim erſten Eintritt begreift man das Heimweh ſeiner Bewohner.

Bern iſt wohl eine ſchöne Stadt, und ich weiß nicht, ob man dieß noch von vielen Städten ſagen kann, ſo wie ich es meine. Manche Städte ſind ſchön gelegen, in vielen findet man einzelne herrliche Gebäude, aber dicht daneben dann auch ganz ſchlechte; nicht ſelten alle mögliche Bauarten durcheinander, vielleicht um die eben ſo große Verwirrung der Sinnesarten dadurch anzudeuten. In Bern aber iſt alles aus Einem Stück, das Ganze durchaus in Einem Sinn gebaut. Die ſchweren ſteinernen Arkaden, die mäßige Größe der Stadt, die Wälle, die großen Maſſen der Berge rund umher, das Maſſive der Bauart ſelbſt, das auch am alten gothiſchen Dom ſich findet, machen nur Einen durchaus übereinſtimmenden Eindruck. Die ganze Stadt iſt wie Eine feſte Burg, von mächtigen Bergen, wie von höhern Burgmauern in der Ferne umkränzt.

Am Genfer-See.

Hier iſt die Natur ſchon merklich anders, der Himmel ſüdlicher. Herrlich iſt der Anblick des dunkeln unruhigen, immer veränderlichen Sees, mit Schiffchen beſäet, die in der Ferne mit ihren Segeln wie Vögel dicht über die Fläche des Waſſers hinzuſchweben ſcheinen; dann die ſavoiſchen Berge, die ſeltſame Erſcheinung des Montblanc, das üppig blühende Thal Chamouny, bilden ein ſchönes Ganzes. Man glaubt ſchon in Italien zu ſein, oder man fühlt doch wenigſtens die Annäherung an das ſchöne Land. Für mich ward der liebliche Eindruck noch erhöht durch die heitre Umgebung der Freundſchaft.

Genf iſt vortrefflich gelegen, aber die Stadt ſelbſt iſt nichts weniger als ſchön. In der Anlage, Einrichtung und Bauart der Städte offenbart ſich ein gewiſſer Kunſtſinn der außer den Italienern auch den Deutſchen in alten Zeiten gewiß ſehr eigen war, und bei dieſen ſich oft ſogar in einer äußerſt ſinnreichen Benutzung ungünſtig ſcheinender Lagen und Umſtände gezeigt hat. Manchen Nationen aber ſcheint er verſagt, da werden dann auch die herrlichſten Schönheiten der Natur durch das ſchmutzige und armſelige Machwerk der Menſchen verderbt und entſtellt. Es iſt nicht mit Worten zu beſchreiben, wie ſchön die Rhone bei Genf ſei! von dunkelblauer Farbe, und dabei ſo klar, daß man noch in großer Tiefe jedes Steinchen am Boden ſieht, pfeilſchnell dahin ſchießend mit reißendem Ungeſtüm. Wie ganz verſchieden in Farbe und Charakter von dem ruhigen mächtigen Rhein, und doch wie ſchön in ſeiner Art! Weiter hinab aber wird er bald durch andere Ströme getrübt, und in der Stadt ſelbſt iſt das Ufer durch häßliche, ſchmutzige Hütten entſtellt, und nirgends das Gefühl davon ungeſtört.

Lyon.

Lange noch konnte ich den Montblanc mit dem Auge verfolgen, während Hügel und Thäler vor meinen Blicken wechſelten, und ich der Zeiten gedachte, wo dieſes herrliche Land mit dem burgundiſchen Reich zu Deutſchland gehörte, und die alten Kaiſer,

die Konrade und Friedriche, in burgundiſchen Städten ihre Reichsverſammlungen hielten.

Von Lyon gilt eben das, was von Geneve; eine Lage, wie ſie nicht ſchöner ſein kann; die Stadt ſelbſt aber iſt ſo häßlich, als ein großer Theil von Paris, ja faſt ſind die Straßen noch enger und ſchmutziger als dort; überall dieſelbe franzöſiſche Bauart. Am ſchönſten ſieht man die Stadt von der innerhalb gelegenen Anhöhe.

Das Klima ſchien mir ſüdlicher, als zu Genf, was wohl von der verſchiedenen Höhe kömmt. In der Mitte des Novembers ſah ich Bäume in jungem Grün, welches im Herbſt wieder von neuem ausſchlägt.

In der Gemählde ſammlung fiel mir ein Johannes Evangeliſt und ein Biſchof, von Perugino auf; ſchöne heilige Geſtalten, aber nun einzeln und zerſtückt, da ſie ſonſt wahrſcheinlich zu einem größern Ganzen gehörten. Ferner eine altniederländiſche Kreuzigung im Kleinen, ſo wie dieſer Gegenſtand in dieſer Schule, und nach ihr von Dürer meiſtens behandelt zu werden pflegt, nur nicht ausgezeichnet gut, und mehr ſchon etwas gemein und bäueriſch. Was ſollen nun ein paar ſolche Alterthümer, die beiſammen gehalten und geordnet, ſo lehrreich ſein könnten, einzeln unter einigen Dutzend moderner Gemählde von geringem Belang, noch dazu in einer Stadt, wo fremde Künſtler ſelten hinkommen mögen? Auch eine ſehr gute Geißelung Chriſti von Palma Vecchio iſt noch in dieſer Sammlung zu merken.

Der Dom zu Lyon ſchien mir unter allen burgähnlichen gothiſchen Kirchen, die ich geſehen, faſt der ſchwerfälligſte und roheſte in der Form zu ſein.

Paris.

Die Gegend zwiſchen Lyon und Paris, wenn man den Weg durch das Auxerrois und Bourbonnois nimmt, iſt nicht ſehr ausgezeichnet. Beſtändige kleine Anhöhen ermüden den Reiſenden, ohne daß die Gegend darum aufhörte, im Ganzen flach zu ſein. Die große klimatiſche Verſchiedenheit zwiſchen Frankreich und Deutſchland entſpringt vielleicht weniger aus der nicht ſehr be-

trächtlichen größern Südlichkeit des erstern, als aus der verschiedenen Höhe. Frankreich ist eines der flachsten Länder. Nur im südlichen Theile ist ein Kern und eine Kette beträchtlicher Gebirge.

Ist es aber wahrscheinlich, daß der ganze nördliche Strich der europäischen Länder erst später aus dem Meere hervorgetreten, oder auch in nicht gar alten Zeiten von neuem überschwemmt sei, wie so manche unfruchtbare Sandstrecken zu bezeugen scheinen, so gilt dieß wohl ganz vorzüglich von Frankreich. Ja vielleicht hätte es nur einer etwas größern Gewalt oder einer andern Richtung der letzten großen Wasserrevolution bedurft, und die Gestalt von Europa würde ganz anders sein; Spanien wäre eine Insel wie England, Frankreich dem größeren Theile nach Meeresgrund, und auch Deutschland wäre anders. Freilich ist dieses bergichter; die Trierischen und Rheinischen Berge, die Voghesischen, der Jura, die Alpen, die böhmischen, schlesischen, sächsischen Gebirge, und gegen Norden der Harz, bilden eine Schutzmauer fast nach allen Seiten, und einen festen Kern.

Auffallend war mir in diesem Strich des innern Frankreichs, zwischen Lyon und Paris, die fast allgemeine Kleinheit der Gestalten; vielleicht ein allgemeines Kennzeichen des celtischen Geschlechts, wovon die Wirkung selbst durch die Beimischung der edlern germanischen Völkerstämme nicht völlig hat können gehoben werden. Ueberhaupt darf man nur schnell einen beträchtlichen Strich, wie diesen, durchreisen, um keinen sehr vortheilhaften Begriff von der menschlichen Gestalt zu bekommen; man wird, wenn man darauf achtet, fast nichts gewahr, als Häßlichkeiten; die dann am häßlichsten sind, wenn noch das Unbestimmte, Flache in den Zügen hinzukommt, gleich als seien sie nicht ganz ausgeführt.

Selten kehrt man nach einigem Zeitverlauf nach Paris zurück, ohne den Schauplatz auf eine oder die andere Art verändert zu finden. Als wir abreisten, war die Verschwörung, und Moreau gefangen. Die Barrieren waren geschlossen; es war ruhig, aber ein allgemeines Gefühl von Aengstlichkeit war verbreitet. Jetzt war alles mit der Krönung beschäftigt, man erwartete den Papst, und machte Anstalten zu den Festen, welche oft in der Nähe weit we-

niger glänzend und prächtig erscheinen, als die Beschreibungen davon in den Zeitungen lauten.

Als ich auf die Bibliothek zurückkehrte, fand ich daselbst unter andern gelehrten Neuigkeiten und Kunstschriften auch das Werk eines Engländers über gothische Baukunst. Wie sonderbar doch das Gehirn mancher Menschen organisirt ist! — Dieser Schriftsteller hat nun gar wohl das Baumgestaltige, wie in hohen Laubengängen und Zweiggewölben Geordnete, das Blumenartige aller Verzierungen, überhaupt das Gewächsähnliche und Pflanzenförmige in der gothischen Baukunst entdeckt und wahrgenommen. Statt darin aber eine eigenthümliche Form des Schönen, als Grund-Idee für den blühenden Styl der romantischen Bauart zu erkennen, erklärt er das alles ganz materiell, als aus der wirklichen Nachahmung, von ich weiß nicht welchen aus Weidenruthen zusammengeflochtenen ländlichen Hütten, oder von allerlei sonstigem Korbgeflechte entstanden, und was dergleichen willkührliche Voraussetzungen mehr sind; wie man auf gleiche Weise auch die griechische Bauart in ihrem kunstreichen Säulenstyl, aus der Nachbildung der rohen Pfähle und Holzklötze herleiten könnte, welche die Nothdurft des Wilden zu einer dürftigen Behausung neben einander in die Erde einrammt und durch einige Querbalken oben verbindet. Und weil sich nun auch die griechische Baukunst so erklären läßt, so verschwindet eben damit gänzlich der gehoffte Aufschluß über die besondere Natur und Eigenthümlichkeit der gothischen Baukunst, in der nichts sagenden Allgemeinheit einer solchen etwas gar zu natürlichen Herleitung. Wenn es sich in einem einzelnen Falle auch geschichtlich nachweisen ließe, daß der Gedanke oder die Absicht einer solchen Nachbildung und Aehnlichkeit von Seiten des Baumeisters bei einem bestimmten Gebäude wirklich Statt gefunden habe; so würde daraus für das Ganze der gothischen Baukunst, für die Idee und den wirklichen Ursprung und hohen Sinn desselben noch gar nichts folgen, und wäre dieses als eine Abweichung zu betrachten, welche nur unter den Spielarten und Nebengattungen der Baukunst ihre Stelle finden kann; wie unter den baukünstlerischen Denkmahlen des Mittelalters in England wohl einige solche Beispiele gefunden werden mögen, welche wirklich in diese

Classe zu gehören scheinen. Auf das Ganze der gothischen Baukunst und ihren Ursprung läßt sich davon aber um so weniger eine Anwendung machen, als ihr Entwicklungsgang ein ganz andrer gewesen ist. In der älteren Epoche derselben, oder in dem altchristlichen Baustyl wird nicht die mindeste Spur gefunden von diesem Rankengewinde oder Korbgeflechte der Weidenhütten; und gleichwohl hat sich auch der spätere Styl der romantischen Bauart ganz aus jener ersten Grundlage der kirchlichen Architektur entwickelt. So wie einmahl die flache Decke der alten Basilika verlassen war, und die innere Wölbung dem äußern Dach entsprach, es mochte dabei nun die alte Rotunde und Kuppel aus der antiken Baukunst beibehalten oder das spitzige Giebeldach der nordischen Bauart vorgezogen werden; so war der große Schritt geschehen. Die vielfachen und aus mehreren zusammengesetzten Säulen, nebst dem Streben, den Hauptchor in einem Mittelgewölbe über die Seitengänge und Nebengewölbe mächtig zu erheben, mußte zu der gebrochenen Wölbung und dann zu dem Spitzbogen führen, welchem demnächst die Fenster, Thüren und Thürme in der gleichen hoch aufschießenden Spitzbogenform folgten, um das Ganze in allen seinen Theilen mit sich selbst übereinstimmend zu gestalten; und so stand die neuere gothische Baukunst in ihrem blühenden Styl vollendet da. Die ersten Elemente derselben aber liegen im Keime ganz unverkennbar schon in dem altchristlichen Kirchenstyl: das Prinzip nähmlich der reichsten Vervielfältigung sowohl des ganzen aus mehreren zusammengesetzten Gebäudes selbst, als auch der einzelnen Säule; und dann das Prinzip der höchsten möglichen Erhöhung der Hauptkuppel oder des Chorgewölbes über die andern Theile. Dieses zwiefache Streben nach einer unendlichen Fülle und nach der höchsten erreichbaren Höhe bildet auch die Grundlage für die spätere gothische Baukunst, welche demselben Prinzip nur die größte Ausdehnung und Entfaltung gegeben hat. Neu ist nichts hinzugekommen, als die blumenförmigen Verzierungen, deren ganzer Reichthum aus dem einfachen Grundtypus der vierblätterigen Rose und des blumengleichen, dreifachen Kleeblatts hervorgegangen ist. Diese Verzierungen von Rose und Kleeblatt, lassen sich aber nicht mehr aus dem Rankengeflechte der hölzernen Weidenhütte herlei-

ten; sondern sie konnten wohl überhaupt nicht anders als mit freier Absicht gewählt sein, wobei gewiß schon sehr früh, wo nicht gleich ursprünglich der Gedanke auch auf die symbolische Bedeutung in der regelmäßigen Structur jener dreifachen oder vierfachen Blumenform gerichtet sein mochte; ohne daß wir besorgen dürften, willkührlich einen andern oder tieferen Sinn hineinzulegen, als der wirklich dabei gemeint und empfunden ward.

Was mich sonst am meisten hier anzog, waren die seit meiner Abwesenheit von Paris, neu eröffneten Zimmer im Louvre. Mehrere der hier aufgestellten Gemählde hatte ich früher in dem Restaurationssaale gesehen, und es ist davon schon *) Nachricht gegeben worden. Ich beschränke mich daher hier nur auf einige wenige.

Von Raphael war nichts neues zu sehen, als ein sehr kraftvolles Bildniß des Kardinal Bibbiena, Nro. 1187, und eine Himmelfahrt Mariä, Nro. 1180, aber von seinen Schülern Fattore und Giulio Romano ausgeführt; merkwürdig durch die schneidende Ungleichheit der Behandlung und Mahlerei in dem obern Theile des Gemähldes, der dem Fattore, und dem untern, der dem Romano zugeschrieben wird.

Der Triumph des Titus und Vespasian, von Giulio Romano, Nr. 1121, in kleinerm Verhältniß, hat ganz die altrömische Kraft und die gewaltige Fülle, welche diesen Künstler auszeichnet, ohne große Tiefe der Seele oder eine strenge, sinnig vollendende Sorgfalt. In der Behandlungsart der Anbetung der Hirten, Nr. 1122, giebt sich auch sein kriegerisch-römischer Hang und Sinn nicht wenig kund; der heilige Longinus, außerordentlich groß, in voller Rüstung, bildet auf eine sonderbare Weise den Vorgrund des sonst nicht sehr ausgezeichneten Gemählde. Eine heilige Familie von Titian, Nro. 1226, Kniestück, wo der heilige Stephan eine hohe Palme hält, ist ganz in der älteren, einfach lieblichen und schönen Weise dieses Meisters; leicht, wie hingeblasen, und doch

*) Siehe die dritte Sendung der Gemählbebeschreibungen gegen Ende, und den Anfang der vierten Sendung. Die im folgenden angeführten Nummern beziehen sich auf das Supplement à la Notice des tableaux du Musée Napoleon. An XIII.

ohne alles Theatralische, äußerst kräftig, aber still und gefühlvoll. Von Palma Vecchio sieht man eine heilige Familie, Nr. 1148, mit dem heil. Antonius, dem Einsiedler. Dieser Mahler ist überall sich selbst gleich, immer einfach bescheiden, liebevoll und schön. Ein erfreulicher Beweis, daß besonders auch bei den Venetianern, nachdem das Manierirte schon zu herrschen anfing, immer noch einzelne Künstler der einfachen alten Schönheit treu geblieben. Eine heilige Familie von Giorgione, Nr. 1115, mit dem heil. Sebastian; leicht, einfach und kraftvoll, aber nicht mit der tiefen Wahrheit und Sorgfalt, die sich in andern Gemählden dieses Meisters findet. Außerdem sah man noch von Titian und aus der venetianischen Schule mehrere unvergleichlich schöne Frauenbildnisse. Das Frische der Carnation, die Pracht der Kleidung und des Schmucks, und vornähmlich der lebhafte Ausdruck selbst, giebt den Frauenbildnissen aus der venetianischen Schule eine Kraft und Fülle des Reizes, durch welche sie vor Holbeinischen Bildnissen bei gleicher objectiver Wahrheit den Vorzug behaupten. In Männerbildnissen dürfte dieser aber wohl auf der Seite des Holbein sich finden, wegen der größern Tiefe und mehr ausgeführten Gründlichkeit der Charakteristik. An einem Gemählde Franz des Ersten, von Titian, hat das Auge kaum noch Empfänglichkeit für die Spuren des Meisters, so sehr verdrängt die unerträgliche Widrigkeit einer solchen Gesichtsbildung jeden andern Eindruck. Weder die Kunst des Leonardo, noch des Titian, vermochten die unbeschreibliche Häßlichkeit dieses feisten Angesichts, von halb bösartigem, treulosem und eigenwilligem, und halb stumpfsinnigem Ausdruck mit den kleinen blinzelnden Augen einigermaaßen erträglich zu machen. Hier war ihre Mühe verloren!

Das wichtigste vielleicht von allen Gemählden, die hier zuerst ausgestellt wurden, ist der Johannes der Täufer, von Leonardo da Vinci, Nro. 1125; ein Kniestück, in einem durchaus bräunlichen Ton, mit schwarzbraunem Hintergrunde. Die hohe Form des Kopfes, von einem stolzen Ueberfluß von Haaren umwallt, ist idealisch erhaben; um den Mund aber schwebt jenes holde Lächeln, jene Grazie und Lieblichkeit, wie man es schon in vielen Bildern des Leonardo findet, und die nachher in der Schule des Corregio

zur Regel, ja zur Manier ward. Aber welches Wunderwerk der Ausführung; wie ist es gemahlt, und wie sind die zarten Umrisse und der feinste Hauch des Ausdrucks im Vorüberschweben ergriffen, schwebend erhalten, hingestellt und herausgearbeitet mit einer nie zu ergründenden Gründlichkeit. Betrachtet man solche Gemählde von Leonardo, wie dieses, so wird man fast irre an manchen andern, die seinen Nahmen tragen, und was bisher die höchste mögliche objective Vollkommenheit der Ausführung schien, erscheint wieder als untergeordnet. Wie nahe aber gränzt doch in der Kunst die Ausartung und der Mißbrauch selbst an das Höchste! An den Werken des Leonardo glaubt man die höchste Vollkommenheit selbst zu erblicken, und doch wenn man nun vergleicht und nachdenkt, sieht man grade in seinen Werken schon den ersten Keim von den Verkürzungen, Verdrehungen und Verrenkungen mancher Manieristen aus Michel Angelo's Schule auf der einen Seite, und dann auch die erste Veranlassung zu der Künstelei mit dem Helldunkel und der gezierten Anmuth der lombardischen Schule. Nicht nur ein falscher Begriff von Natur und Wahrheit, nicht nur die Nachahmung der Antike, deren Gesetze und Formen auf Mahlerei gar nicht anwendbar sind, hat die Künstler oft mißleitet, sondern die Theorie der Mahlerei selbst hat auch ihre eigenthümlichen Irrthümer hervorgebracht. Ich rede nicht von jenen modernen Kunstbegriffen und Grundsätzen, die man ästhetisch nennt, welche, wie sie ohne Grund und Gehalt waren, auch nichts haben hervorbringen mögen, weder Gutes noch Böses; sondern ich rede von der alten Künstler-Theorie selbst, als deren Vater wohl Leonardo angesehen werden muß. Den eigentlichen Gegenstand derselben bilden die Geheimnisse der Perspective; von da aus erstreckte sie sich auch weiter auf das Helldunkel, oder das Perspectivische in den Farben, und die Verkürzungen oder das Perspectivische in den Formen. Die übeln Folgen aber sind wohl weniger aus dem Irrigen, was etwa in den Voraussetzungen oder Folgerungen mit unter laufen mochte, herzuleiten, als daraus, daß man über dem, was nur Mittel und äußeres Werkzeug ist, je mehr und mehr das Wesentliche vergaß und hintansetzte. Das Wesentliche aber ist die göttliche Bedeutung, welche allein die Schönheit zur Schön-

heit, und das Ideal zum Ideal macht. Was man ohne dieſe Beziehung von Schönheit und Ideal redet, iſt nur ein Geſchwätz ohne Inhalt, und bloßes Nachſprechen philoſophiſcher Denkformeln, von deren urſprünglichem Sinn jene guten Aeſthetiker wenig Kunde haben mögen. Den Beſchluß macht ein Gemählde des Perugino, Nr. 1167, welches die Mutter Gottes in einer Glorie von Engeln darſtellt; unten ſtehen in ſchlichter Ordnung St. Michael und Johannes, Katharina und die heil. Lucia, anbetend in frommer Begeiſterung. Hier iſt jene Flamme der Andacht, jene himmliſche Liebe in vollendetem Glanze ſichtbar, welche das Ziel aller Mahlerei iſt.

So wären wir nun wieder in der modernen Hauptſtadt der Welt, wie ſie hier genannt wird, angelangt, wo das geſchäftige Leben im beſtändigen beweglichen Sinnengenuß, unter dem alles verhüllenden Staube, unaufhaltſam durch einander wirbelt, bis endlich auch dieſes Element dem noch weniger erfreulichen Schlackerregen, mit dem beginnenden Winter, den ganzen Spielraum und alle Wege der vielbefahrnen Straßen überläßt.

Wie fern ſteht doch die jetzige Welt der Kunſt und dem Schönen! Was Paris Köſtliches von ſolchen Werken beſitzt, iſt hier in wenigen Sälen zuſammen eingeſchloſſen, als einſamer Zufluchtsort aus dem Geräuſch des Tages, für den ſtillen Sinn, der ſolchen höheren Eindrücken und Empfindungen aufſuchend nachgeht. Draußen im Leben wird nichts mehr davon gefunden; alles iſt nur auf den bequemſten Genuß geſtellt, wie zum eilenden Raube des flüchtigen Tages, und die allgemeine Formloſigkeit des Daſeins, der Gebäude und Kleidungen, wie aller Gebilde und Zierden des Lebens, wird nur hier und da unterbrochen durch die ſchimmernden Einfälle und eigenſinnigen Launen der ſchnell wechſelnden Mode.

Sollte es denn immer ſo bleiben und nie anders werden? Sollte die Kunſt nicht endlich an die Stelle der Mode treten können und von neuem das ganze Leben mit einer gleichförmigen Bildung veredeln und durchdringen, ſo wie es bei den Griechen

war und in andrer Art auch in dem katholischen Mittelalter gewesen ist? — An den Ideen von der Kunst, an der Bewunderung dafür, und selbst an der Erkenntniß des noch von ehemahls her vorhandenen Schönen, fehlt es grade nicht an einzelnen Punkten; wohl aber an der Ausführung und dem lebendigen, allgemeinen Eingreifen in das wirkliche Leben. Zwar der Mahler mag wohl, unabhängig wie der Dichter oder der Philosoph, als Einsiedler in seiner Werkstätte, abgeschieden von seiner Zeit und unbekümmert um sie, bestehen, und seine höheren Kunst-Ideen in eigenthümlichen Werken bildend vollenden. Sobald aber von einer allgemeinen Umgestaltung die Rede wäre, so darf doch nicht vergessen werden, daß die Architektur den festen Grund und Boden und den gemeinsamen Träger aller andern bildenden Kunst enthält, und daß die Erneuerung von hieraus ihren Anfang nehmen müßte, und zwar von einer künstlerisch sinnvolleren Structur der Wohngebäude; da nur von einem neuen Leben auch eine neue Epoche in der Kunst ausgehen könnte. Dazu fehlt es nun ganz an jedem möglichen Anhaltspunkt in der allgemeinen Kunstlosigkeit dieser Zeit. Die romantische Bauart des Mittelalters mag man wohl auch jetzt an einzelnen Lustschlössern im Kleinen nachahmend anwenden, wie dieses auf den britischen Landsitzen häufig geschieht; die Mittel sind gegeben, und kein Hinderniß steht entgegen, nur der Sinn ist nicht mehr derselbe. In dem altchristlichen Baustyl und symbolischen Sinn, könnte man noch immer Kirchen erbauen, kunstreich wie jene gedacht, und vielleicht noch schöner ausgeführt. Bis jetzt aber geht die Gesinnung der Zeit mehr dahin, die alten Gotteshäuser ihrem Verfall zu überlassen, als mit Unkosten und ausdauerndem Eifer neue zu gründen und zu errichten. Es bleibt uns daher für die Kunst nur die Erinnerung der großen alten Zeit übrig, und die Hoffnung einer reicheren Zukunft; um indessen die Erkenntniß des Schönen in treuer Brust zu bewahren, wenn gleich ihr kein lebendiger Anklang in der Gegenwart mehr entsprechen möchte, bis ein neuer Aufschwung der Kraft und der Zeit dem Geiste eine andre Wendung gegeben hat, und das Große wieder möglich wird.

III.

Vermischte Aufsätze.

1.

Schloß Karlstein bei Prag. 1808.

Einige Stunden entfernt von der alten Königsstadt Böhmens liegt in einer einsamen Gegend das Schloß Karlstein. Aus einem tiefen Waldesthale erhebt sich die Felsenburg, rings von andern umgrünten Hügeln und waldigem Gebirge bekränzt. Es ist ein Denkmahl jenes Karl, der als Kaiser der Vierte seines Nahmens, gegen das Reich allerdings stiefväterlich gesinnt, für sein Böhmen aber ein wahrer und liebevoll sorgender Vater und segenreicher König war, dessen Nahmen und Andenken noch lebendig ist in Böhmen, wie die Sage von einer goldenen und glücklichen oder doch glorreichen Zeit.

Da die Burg, obwohl noch ganz dastehend, durch keine Erneuerungen verändert worden, so versetzt sie uns in ihrer halb verfallenen Gestalt desto lebhafter in die alte Zeit und erregt in dem Betrachter eine Fülle großer historischer Erinnerungen: an Karl, an die Hussitenzeit, an alte Fehden, an so manche im Verborgenen geschehene furchtbare That der Gerechtigkeit oder grausamer Rache; aber auch an die Frömmigkeit jener vergangenen Zeit, ihre schöne Kircheneinrichtung und an die damahls auch in diesen nordischen Ländern erwachende Kunst.

Es enthält das Schloß Karlstein in der That außer vielen andern Merkwürdigkeiten auch einen reichen und seltenen Schatz für die Geschichte der ältesten Mahlerei. Es schließen sich

dieſe Denkmahle der Mahlerkunſt in Böhmen auf der einen Seite an die altdeutſche Schule, auf der andern an die älteſten chriſtlich-griechiſchen Bilder. Denn der eine von den beiden Meiſtern, welche die dortigen Kapellen durch ihre Kunſt vorzüglich verziert und verherrlicht haben, war ein Deutſcher, Wurmſer aus Strasburg. Die Heiligenbilder des Theodorich von Prag aber ſind ganz in dem Styl, welchen man in Italien und Deutſchland in der früheſten Epoche der chriſtlichen Kunſtgeſchichte den neugriechiſchen zu nennen pflegt.

Die Wandgemählde von Wurmſer in der Marien-Kapelle ſind ſehr zerſtört und verdorben. Größtentheils vortrefflich erhalten aber ſind die Heiligenbilder von Theodorich von Prag in der Kreuz- oder Kron-Kapelle im Thurme. Auch von den Plafonds in den Fenſtergewölben ſind einige beſſer erhalten, als die in der Marien-Kapelle; beſonders gut erhalten fand ich einen engliſchen Gruß und eine Anbetung der heiligen drei Könige. Eines dieſer Wandgemählde ſtellt das apokalyptiſche Lamm mit ſieben Hörnern dar, welches die ſieben Churfürſten anbetend verehren. Es wird ebenfalls Wurmſern zugeſchrieben.

Für das Auge am anziehendſten und für die Kunſtgeſchichte unſtreitig am wichtigſten ſind die Heiligenköpfe von Theodorich. Es ſind derer etwa noch 120, alle meiſtens in einem Format, Bruſtbilder etwas über Lebensgröße; was mir um ſo mehr auffiel, da die meiſten von den altchriſtlichen Heiligengemählden in griechiſchem Styl, die ich wohl ſonſt in Kölln, den Niederlanden oder zu Paris geſehen, vielmehr etwas kleiner als die natürliche Größe waren.

Theodorichs Bilder ſind ſämmtlich auf geblümtem Goldgrunde, die Gewänder theils einfarbig, meiſtens blau und roth, theils mit goldenen Blumen und Sternen beſäet. Die ganze Kapelle muß überhaupt ehedem, da alles noch friſch war, einen prachtvollen und faſt blendenden Eindruck vom höchſten Farbenglanze gemacht haben; da überall, Wände und Gewölbe, von Gold und hellen Farben ſchimmernd, auch mit Sinnbildern und bedeutenden Zierathen reichlich geſchmückt waren, unter denen, beſonders die gevierten deutſchen Kreuze häufig angebracht ſind. Die Köpfe ſind durchge-

hends ausdrucksvoll, weich von Blick und Farbe, viele von hoher Schönheit; wie man es schon weiß, daß die Köpfe auf den ältesten Gemählden zu sein pflegen; sinnvoll und edel gestaltet, tief gefühlt und so glücklich und leicht hingemahlt, daß der neuere Künstler es wohl beneiden möchte. Dieß findet sich oft selbst da, wo andre Theile noch fehlerhaft, künstliche und schwerere Stellungen, wenn der Mahler sie versuchte, mißlungen und verzeichnet sind. Fehler dieser Art wird der gelehrte Zeichner indessen seltner an Theodorichs Bildern zu bemerken Gelegenheit finden, weil es eben nur Brustbilder sind, in der einfachsten Stellung. Mit andern Köpfen der ältesten Gemählde verglichen, dürften sie nach meinem Gefühl zu den vorzüglichen dieser Gattung gehören. Als ein Bildniß von besonders hoher Schönheit bemerkte ich das der heiligen Ludmilla. Es ist gerade ausschauend, der Hals mit einem Tuche umwunden, die Hände zum Beten emporhaltend. Der heilige Sigmund könnte als Beispiel eines schönen alten Kopfes gelten, wie St. Vitus eines jugendlichen. Ferner Johannes der Evangelist; Jacobus, der aber sehr gelitten hat, unter den Aposteln; ein heiliger Einsiedler, oben am Guckfenster, wo auch der heilige Hieronymus sich befindet, mit einem Pilgerstabe in der Hand; viele halten ein Buch. Alle diese, auch die heilige Elisabeth und Barbara fielen mir auf, als vorzüglich schön. Ein heiliger Thomas auf der Prager Universitäts-Bibliothek kann den Freunden der Kunst wenigstens einen vorläufigen Begriff geben. Doch muß man mehrere dieser Bilder gesehen haben, um die Idee davon ganz zu fassen. Obwohl nun die durchaus ähnliche und gleiche Behandlung einer so großen Anzahl von Bildnissen etwas Einförmiges hat, so muß man dagegen gestehen, daß die Köpfe fast durchgehends groß gedacht und in einem hohen Style sind.

Den Altar zierte ein Ecce Homo, wenn ich nicht irre, von Thomas von Mutina; aber ganz verstümmelt, der Kopf fehlt.

Die ganze Verzierung der Kirche und ihrer Wände durch eine so große Menge gleichförmiger und gleich großer Heiligenbilder, erinnert noch einigermaaßen an die innre Einrichtung der griechischen Kirchen, welche von der katholischen so ganz verschieden ist. Eine Verschiedenheit, welche auch auf die Anwendung der

Mahlerei einen sehr großen und wesentlichen Einfluß gehabt hat. Da die Messe in der griechischen Kirche im Verborgnen gefeiert wird, so entsteht das Bedürfniß, die Wand, hinter welcher dieses geschieht, und aus deren Mittelthür der Priester zu bestimmten Zeiten mit dem Heiligthume hervortritt, mit Bildern zu verzieren und anzufüllen, weil die Augen der Andächtigen, welche an der heiligen Handlung Theil nehmen, stets dahin gerichtet sind. Es soll diese Wand gleichsam als ein reichgezierter Teppich und mit schönen Sinnbildern bedeckter Vorhang vor dem verborgnen Allerheiligsten erscheinen, und das Auge und Gemüth der Frommen immerwährend mit heiligen Gedanken und Bildern erfüllen. Ein einziges großes Alfresco-Gemählde würde für diesen Zweck und für die stete und anhaltende Betrachtung nicht so dienlich und anwendbar sein; man wählte also, den ganzen Raum mit einer Menge kleiner und durchaus gleichförmiger Bilder anzufüllen.

In der katholischen Kirche aber, welche das Mysterium nicht im Verborgnen feiert, und den Altar dem Auge nicht entzieht, wird eben dadurch der Hochaltar nun auch für den Architekten und Mahler das Hauptziel und der Mittelpunkt des Ganzen, welchen herauszuheben, und auf jede Weise zu verherrlichen, alle Kräfte der Kunst aufgeboten werden müssen. Die großen Hauptaltar-Gemählde, welche hierzu erfordert wurden, sind mit eine von den Veranlassungen gewesen, welche der Mahlerei in der abendländischen Kirche einen ganz neuen Spielraum, und einen höheren Schwung gaben. Aber es erforderte lange Zeit, ehe die abendländische Kunst diese höheren Stufen einer freien Bewegung und umfassenden Größe erreichte; und erst sehr allmählig überschritt man die engen Gränzen, jener obwohl sinnvollen und geistig schönen, doch beschränkten und einförmigen ältesten christlichen Mahlerei. Einen dieser merkwürdigen Anfangspunkte der neuern Kunst, und ehrwürdigen Reste des christlichen Alterthums zeigt uns der böhmische Theodorich in den Denkmahlen des Karlstein. Nur einen Tag konnte ich, auf einer Durchreise von Prag aus, der Betrachtung dieser Kunstschätze widmen. Das wenige, was ich aus der Erinnerung und nach dem, was ich mir darüber aufge-

zeichnet, hier mittheile, soll nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit allgemeiner darauf hinzuwenden; vorzüglich auch die Aufmerksamkeit solcher, welche nähere Gelegenheit und den Beruf haben, diese merkwürdigen Alterthümer noch genauer zu untersuchen.

In den letzten Jahren hat man nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Italien eingesehen, wie wichtig für die Kunstgeschichte auch die ältere Epoche der Mahlerei ist; man hat angefangen, das schöne Emporkeimen und die ersten Blüthen der neuern Kunst, aus denen alles Nachherige doch erst entstanden ist, besser zu beachten und zu würdigen. Möchten auch Böhmens Kunstfreunde und Patrioten sich vereinigen, und den Karlstein, der es gewiß verdient mit seinen Schätzen zum Gegenstande eines künstlerischen Nationalwerks machen! Als Vorbild dafür würde ich das vortreffliche Werk über das Campo Santo zu Pisa vorschlagen. Hier sieht man den rohen Anfang eines noch ganz unbeholfenen Kunststrebens im Buffalmacco; die kühnen und seltsamen Fantasien, in denen Orgagna dem Dante zu vergleichen ist; jene Fülle von edlen Gestalten, den Reichthum und das Großgedachte in den Compositionen des Benozzo de Gozzoli, durch welche dieser herrliche Mahlergeist es wohl verdient, wenn die Herausgeber jener Denkmahle ihn den Raphael unter den alten Mahlern nennen.

Möchte nur nicht so manche Klage, welche in jenem Werke über die Vernachläßigung dieser alten Gemählde und Kunstdenkmahle in Italien erhoben wird, auch unter uns anwendbar sein. Die zerstörenden Wirkungen der Zeit verursachen ohnehin schon an den Hervorbringungen der Kunst manchen nie zu ersetzenden Schaden. Möchte dieser unvermeidliche Verlust nur nicht so oft absichtlich durch den Unverstand der Menschen noch vermehrt werden, durch den herrschenden Stumpfsinn und ein gedankenloses Verderben der Alterthümer. So wurden zwei Meisterwerke von Giotto, in jenem mit Alfresco-Gemählden der ersten Meister verzierten Umgange zu Pisa, zum Theil zerstört, um dem Herrn Algarotti an selber Stelle ein Denkmahl zu errichten. Zwei andere Gemählde von Gozzoli wurden gleichsam durch Inschriften und Büsten fast ganz verdorben. So wie jede Zeit ihre eigne Art von Barbarei hat,

ſo zeichnete ſich unſere neueſte beſonders durch die aus, daß ſie, obwohl ſonſt in jedem noch ſo entfernten Weltalter bewandert, nur ihre eigne nächſte Vorzeit und das vaterländiſche Alterthum ganz verkannte, und unter dem erſonnenen Nahmen einer Finſterniß des Mittelalters dieſe wichtige Epoche der Menſchheit unverſtändig zu ſchmähen gewohnt war, worüber denn manche merkwürdige Denkmahle der einheimiſchen Kunſt und Geſchichte bis jetzt unbeachtet, und der Vergeſſenheit oder gar der Zerſtörung überlaſſen geblieben ſind.

Ich bin weit entfernt, den Theodorich von Prag als Mahler mit einem Giotto oder Gozzoli vergleichen zu wollen. Allein daß Theodorichs Bilder keinesweges gering zu ſchätzen ſind, und ein ſehr merkwürdiges Glied in der Entwicklung der fortſchreitenden Kunſt ausmachen, darin werden mir wohl alle Sachkundigen beiſtimmen, wenn dieſe Alterthümer erſt allgemeiner bekannt ſein werden.

Das Schloß Karlſtein iſt nicht bloß artiſtiſch merkwürdig, ſondern auch ein hiſtoriſches Denkmahl alter Nationalerinnerung für ganz Böhmen. Wollte man daher unſerm Wunſche gemäß, der ausführlichen Darſtellung desſelben, ein dem Gegenſtande angemeſſenes künſtleriſches Werk widmen, ſo würden einige landſchaftliche Anſichten von der Gegend und der Lage der Burg ſelbſt, ſo wie architektoniſche Zeichnungen von dem Gebäude und ſeinen Merkwürdigkeiten, mit in den Plan gehören. Was die Gemählde betrifft, ſo würde es vielleicht möglich ſein, ſelbſt von den halberloſchenen Wandgemählden durch Anſprengung und das in dieſem Falle übliche Verfahren, einige ſo weit wieder anzufriſchen, daß ein geſchickter Zeichner wenigſtens die Umriſſe davon nehmen, und uns mit der Compoſition bekannt machen könnte. Von Theodorichs Heiligenbildern würde es freilich, um eine Idee davon zu geben, zureichend ſein, nur eine Auswahl und nicht eben alle mitzutheilen. Doch dieſes müßte nur dann geſchehen, wenn die Schranken des Werks es durchaus nicht anders verſtatteten. Der Kunſtfreund, der ſich nicht ſelbſt an Ort und Stelle begeben kann, wird doch immer gern alle vor ſich ſehen wollen. Verdienen dürften ſie es auch wohl alle, gekannt zu werden; und es iſt in einem ſolchen Falle ungleich beſſer, zu vollſtändig als mangelhaft zu ſein.

2.

Die heilige Cäcilia von Ludwig Schnorr. 1823.

Dieſes für eine Kirche beſtimmte Altargemählde, iſt acht Schuh, neun Zoll hoch, und fünf Schuh breit. Es enthält nur zwei Figuren, die Heilige ſelbſt und den Engel daneben, beide in den Wolken ſchwebend; die Geſtalt der Heiligen iſt ſechs Schuh hoch, der Engel nach Verhältniß. Es iſt eine große Compoſition, in der Ausführung unter allen Werken dieſes Künſtlers eine der gelungenſten.

Die Kritik pflegt in einem ſolchen Falle, bloß bei Allgemeinheiten ſtehen zu bleiben, oder auch ganz in das Einzelne zu gehen. Man lobt die richtige Zeichnung, die edle Form, den lebhaften Ausdruck; oder auch, man findet hier einen Arm zu voll, eine Hand zu mager, ein Licht zu grell, einen zarten Reflex beſonders glücklich, und wie die üblichen Formeln ſonſt weiter heißen, durch welche man eigentlich dem Gegenſtande ſelbſt, und dem rechten Begriff und eigenthümlichen Werth einer wahrhaft künſtleriſchen Darſtellung um nichts näher gebracht wird. Das lebendig umfaſſende Kunſturtheil dagegen, geht vor allem darauf aus, die Idee des Werkes in ſeiner ganzen, vollen Eigenthümlichkeit richtig zu verſtehen; denn iſt dieſe einmahl klar ins Licht geſtellt, ſo findet ſich mehrentheils von ſelbſt, in wie fern der Künſtler jene Idee vollkommen glücklich erreicht hat, oder ihr nur ungenügend entſprach; und alle jene Bemerkungen über einzelne Mängel oder be-

ſondere Vorzüge finden dann leicht ihre richtige Anwendung, und erhalten auch erſt in dieſem Zuſammenhange ihre rechte Bedeutung.

Was aber die Idee in dem vorliegenden Gemählde betrifft, ſo ſind es vorzüglich zwei Dinge, welche dieſes Bild in der Auffaſſung und Behandlung des Gegenſtandes eigenthümlich auszeichnen; einmahl, daß der Heiligen ein Engel zum Begleiter gegeben worden, welches aus der Legende zu verſtehen iſt, an welche ſich dieſes Gemählde auf das genaueſte anſchließt. Die zweite eigenthümliche Eigenſchaft iſt, daß die Heilige hier nicht bloß, wie ſonſt gewöhnlich mit dem verklärten Ausdruck der Anbetung oder der Seligkeit dargeſtellt erſcheint, ſondern wie ſie mit rührender Theilnahme und liebevollem Blick aus dem umgebenden Himmelsglanze auf den irdiſchen Wohnort der Sterblichen herniederſchaut.

Der Engel mit ſeinem Lilienſtengel, welcher die Heilige ſo hold umſchwebt und anlächelt, iſt auch in den Sphären des Himmels ihr beſtändiger Begleiter, ſo wie er ſchon nach der Legende an der Geſchichte ihres irdiſchen Kampfs einen weſentlichen Antheil hatte. „Cäcilia, ſo lautet die Erzählung *), welche ganz das Gepräge der geſchichtlichen Wahrheit an ſich trägt, eine Römerin von vornehmer Abkunft, war von ihrer früheſten Kindheit an in den Grundſätzen des chriſtlichen Glaubens unterrichtet, und hatte ſich als Jungfrau Gott verlobt. Als ſie aber nachher dem Valerianus gegen ihren Willen vermählt ward, ſo ſprach ſie zu ihm in der Hochzeitsnacht folgende Worte: „Valerianus! ich ſtehe in dem Schutze eines Engels, welcher meine Reinheit bewacht; hüte dich daher, etwas zu thun, wodurch der göttliche Zorn gegen dich erregt werden könnte. — Der Jüngling, von dieſer Rede betroffen, wagte es nicht, ſie zu berühren; ja er fügte ſogar noch hinzu, daß er ſelbſt an Chriſtus glauben wolle, wenn er auch den Engel ſehen könnte. Als ihm Cäcilia darauf ſagte, daß dieſes nicht möglich ſei, wenn er nicht getauft würde; zeigte

*) Breviar. Roman. die XXII. Novembr. Der h. Urbanus folgte im Jahre 223 dem Papſte Calixtus nach, und hat ſieben Jahre regiert; er wird auch als Märtyrer verehrt. S. Leben der Heiligen. Th. I. S. 901.

er sich, aus Verlangen, den Engel zu sehen, auch dazu bereit. So ging er dann, von der Jungfrau beredet, zu dem Papst Urbanus, welcher während der damahligen Verfolgung in den Katakomben verborgen lebte, und wurde getauft. Diesem Beispiele folgte auch sein Bruder Tiburtius, welcher auch den Engel sah, und beide empfingen dann die Siegerkrone des christlichen Heldentodes, noch früher als jene heilige Römerjungfrau selbst, welche der Richter zuerst nach dem Erbe und Vermögen jener Beiden befragte, welches aber schon unter die Armen vertheilt war.

Der Märtertod der Heiligen wird um das Jahr 230 angesetzt; von den ältesten Zeiten ward ihr Fest in Rom feierlich begangen, und schon im vierten Jahrhundert gab es eine ihr gewidmete Kirche daselbst *). Wie allgemein und hoch sie verehrt worden, erhellt vorzüglich auch daraus, daß ihr Nahme, unter denen der sieben heil. Frauen und Jungfrauen, welche im Kanon der Messe angerufen werden, mit befindlich ist. Noch wird von ihr erwähnt, daß ihr Herz von besonderer Liebe gegen Gott und sein Wort entbrannt war, indem sie auch das Büchlein des Evangeliums im Busen zu tragen pflegte; so wie, daß sie den Herrn gern und häufig im Gesange mit Psalmen und Lobliedern verehrte. Daher ist denn wohl die Ueberlieferung entstanden, daß sie als Schutzheilige der Musik verehrt und ihr auch die Erfindung der Orgel beigelegt, oder wenigstens dieses Werkzeug und Organon der Verherrlichung Gottes und des kirchlichen Gesanges, als ihr besonders gewidmet betrachtet wird; obwohl geschichtlich genommen, die Anwendung der Orgel zur gottesdienstlichen Feier einer viel spätern Epoche angehört, als jenem christlichen Heldenalter der Katakomben und der ersten Märtyrer.

Unser Künstler hat daher auch, der geschichtlichen Idee durchaus treu, die auf den Bildern der heiligen Cäcilia schon herkömmliche Orgel, nur in den Vorgrund zur linken Seite, als Symbol zur Erinnerung angebracht, ohne ihr weiter eine Hauptstelle in der Bedeutung des Ganzen einzuräumen. Die Heilige

*) S. in dem Leben Jesu und der Heiligen. Wien, 1822. Th. II. S. 812.

ist, nach der Wahrheit, wie eine Fürstin, mit dem Diadem geziert, in Römertracht. Die Siegerpalme in der Rechten träufelt von den rothen Lichttropfen ihres verklärten Blutes, wie von den Thautropfen der ewigen Morgenröthe. Die Kleidung und alle übrigen Zeichen sind an einem solchen Bilde als bedeutende Attribute zu betrachten, welche aus dem besondern Charakter und Ausdruck des Ganzen verstanden und erklärt werden müssen. Dieser eigenthümliche Charakter aber liegt hier, wie schon oben bemerkt wurde, in dem Ausdruck des liebevollen Mitleidens, mit welchem die Heilige aus den hohen, aber sanften und gefühlvollen, himmelblauen Augen zur irdischen Sphäre niederblickt. Wenn die katholische Kirche lehrt, daß wir nächst Gott auch die Heiligen um ihre Fürbitte anrufen sollen, und dieser Fürbitte eine vielfältig fruchtbare Wirksamkeit beilegt; so dürfen wir uns jene verklärten Wesen auch nicht so denken, als seien sie ganz unthätig, bloß in dem Genuß der eigenen Seligkeit versunken; sondern müssen sie uns vielmehr vorstellen, als durchdrungen von heiligen Liebesflammen und himmlischem Mitleiden; theilnehmend also, so wie es einem jeden unter ihnen bestimmt und aufgegeben sein mag, an allem, was im irdischen Leben vorgeht; an demjenigen nähmlich, was zur Verherrlichung Gottes und zur Verbreitung der göttlichen Gnade dienen kann. Diese liebevolle Theilnahme der Heiligen an dem irdischen Streben nach dem Göttlichen, ist die eigenthümliche Grund-Idee dieser Abbildung der heil. Cäcilia, und darauf zielt auch alles Einzelne in der Umgebung, wenn wir es nach der geistlichen Bildersprache der Schrift und der kirchlichen Bezeichnungsweise deuten wollen.

Mit einem reich gefalteten, grünen Gewande ist die Heilige umkleidet, und mit goldenem Gürtel und zwiefacher goldner Armspange am rechten Arme angethan. Das Gewand bedeutet die Sphäre, die grüne Farbe bezeichnet die irdische; der Gürtel geht auf das Geschäft, Gold ist das Sinnbild der geläuterten Vollkommenheit, oder der Reinigung und Heiligung der Seelen. Jene Seelen also, welche ihrem Herzen empfohlen sind, wünscht die Heilige zur reinsten Vollkommenheit geläutert zu sehen. Und wie nun ihre Gedanken und Sinne, in so liebevollem Geschäft, zur irdischen Sphäre

hernieder ſchweben, ſo ſind auch die Füße alſo gebildet, und die römiſchen Sandalen an denſelben mit einem ſchmalen, ſchwarzen Bande feſtgebunden; zum Zeichen, daß ſie herabgeſenkt ſind in die dunkle Welt der Trübſal und Trauer. Die lichtbraunen Haare, welche die lebendige Fülle jener geiſtigen Kraft und liebevollen Theilnahme bezeichnen, ſtrömen in reichen Locken, wie in zarten Wellen, zu beiden Seiten lang über die Schultern hernieder. Der rechte Arm bedeutet die Handlungen und Werke, der linke die Begierden und Wünſche. Darum iſt die linke Hand auf die Bruſt gelegt, in welcher der Nahme des Ewigen eingeprägt, und welche ganz mit dem Feuer der göttlichen Liebe erfüllt iſt. Solche Attribute, welche ganz über die Natur hinausgehen, wie hier der geheimnißvolle Nahme in zartem Glanze auf der Bruſt der Heiligen durchſchimmert, geben einem Bilde recht eigentlich das Gepräge einer ſymboliſchen Darſtellung; wie dergleichen Attribute, in anderer Art, auch in der antiken Kunſt genugſam vorkommen. Der rechte Arm der Heiligen iſt mit einer zwiefachen goldenen Armſpange gezieret, die eine auf dem Vorderarm ſelbſt, die andere am Oberarm über dem Gewande; welches, nach der ſchon oben gegebenen Erklärung, auf die zwiefache Läuterung und Heiligung des innern Lebens und des äußern Wandels deutet. Den ſchon vollendeten Sieg ihrer eigenen reinſten Vollkommenheit, bedeutet das goldene Diadem, auf grünem Myrthenkranze ruhend. Wenn aber gleich ihr eigenes Haupt und Weſen mit einem lichten Feuerglanze der nie verlöſchenden Liebesflammen umgeben iſt; ſo umſtrahlt dasſelbe in einem zweiten, entfernteren Kreiſe, nicht mehr das reine weiße Himmelslicht, ſondern das gebrochene Licht des mannichfaltigen irdiſchen Daſeins, zu welchem ihr liebevolles Mitleid ſich herniederneigt: der farbige Glanz des Regenbogens, *) als Sinnbild

*) Das bibliſche Sinnbild des Regenbogens, als Erſcheinung der ſieben urſprünglichen Geiſterkräfte, in welchen ſich die Herrlichkeit der Schöpfung entfaltet, iſt vom Raphael, ſo viel ich mich entſinne, dreimahl in Gemählden angewandt worden; auf der Diſputa, in der Madonna de Foligno, und auf der Viſion des Ezechiel in kleinem Maaßſtabe, wo Jehova, inmitten der vier cherubiſchen Thiere, auf dem Regenbogen thront. Unter den großen deutſchen Mahlern hat Eyck denſelben auf ſeinem

Die Caritas von Andrea del Sarto, und eine Kreuzabnahme von Bramante; die heilige Agatha von Sebastian del Piombo. Ueber das Märterthum, als Gegenstand der Kunst, und über die ältesten Gegenstände und ersten Grundanschauungen der christlichen Mahlerei. Ueber Dürers Zeichnungen, als Entwürfe zu Gemählden. Die Madonna della Sedia und die heil. Cäcilia von Raphael. Gemählde von Le Sueur. Bemerkung einiger Alterthümer in den altfranzösischen Denkmahlen; über Glasmahlerei. Die Antiope von Titian. - - 86

Vierte Sendung.

Die Alexanders-Schlacht von Altdorfer. Gemählde der ältern niederländischen Schule zu Brüssel; großes Altarbild von Raphael eben daselbst. Düsseldorfer Gallerie; großes Märterthum von Dürer; der heilige Johannes und eine heilige Familie von Raphael. Guido und Rubens als zwei Extreme und Gegensätze in der manierirten Mahlerei. Ein Exemplar der heil. Margaretha von Raphael zu Kölln; einige Figuren von Heiligen auf Goldgrund, von Dürer. Alte köllnische Schule der Mahlerei; großes Altarbild von den heiligen drei Königen und den Schutzheiligen der Stadt Kölln. Eine Reihe von alten Bildern über das Leiden Christi in der Sammlung von Lieversberg. Bildniß des Kaisers Maximilian. Aufforderung an die Mahler der jetzigen Zeit. - = 128

II. Grundzüge der gothischen Baukunst; auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz, und einen Theil von Frankreich. In dem Jahre 1804 bis 1805. = 171

III. Vermischte Aufsätze. = - = 231

1. Schloß Karlstein bei Prag. 1808 - = 233
2. Die heil. Cäcilia von Ludwig Schnorr. 1823 - 239

Gedruckt bei J. St. v. Hirschfeld.

Fried. v. Schlegel's

I-6715-

sämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Siebenter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Die Caritas von Andrea del Sarto, und eine Kreuzabnahme von Bramante; die heilige Agatha von Sebastian del Piombo. Ueber das Märterthum, als Gegenstand der Kunst, und über die ältesten Gegenstände und ersten Grundanschauungen der christlichen Mahlerei. Ueber Dürers Zeichnungen, als Entwürfe zu Gemählden. Die Madonna della Sedia und die heil. Cäcilia von Raphael. Gemählde von Le Sueur. Bemerkung einiger Alterthümer in den altfranzösischen Denkmahlen; über Glasmahlerei. Die Antiope von Titian. - - 86

Vierte Sendung.

Die Alexanders-Schlacht von Altdorfer. Gemählde der ältern niederländischen Schule zu Brüssel; großes Altarbild von Raphael eben daselbst. Düsseldorfer Gallerie; großes Märterthum von Dürer; der heilige Johannes und eine heilige Familie von Raphael. Guido und Rubens als zwei Extreme und Gegensätze in der manierirten Mahlerei. Ein Exemplar der heil. Margaretha von Raphael zu Kölln; einige Figuren von Heiligen auf Goldgrund, von Dürer. Alte köllnische Schule der Mahlerei; großes Altarbild von den heiligen drei Königen und den Schutzheiligen der Stadt Kölln. Eine Reihe von alten Bildern über das Leiden Christi in der Sammlung von Lieversberg. Bildniß des Kaisers Maximilian. Aufforderung an die Mahler der jetzigen Zeit. - = 128

II. Grundzüge der gothischen Baukunst; auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz, und einen Theil von Frankreich. In dem Jahre 1804 bis 1805. = 171

III. Vermischte Aufsätze. = - = 231

1. Schloß Karlstein bei Prag. 1808 - = 233
2. Die heil. Cäcilia von Ludwig Schnorr. 1823 - 239

Gedruckt bei J. St. v. Hirschfeld.

Fried. v. Schlegel's

I-6715-

sämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Siebenter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Romantische

Sagen und Dichtungen

des

Mittelalters.

I.

Geschichte

des

Zauberers Merlin.

Vorrede.

Rittersinn, Zauberei und Liebe bilden den Inhalt und den Geist jener schönen alten Romane, welche den größten deutschen Dichtern der schwäbischen Zeit, und etwas später auch den italienischen den Stoff zu ihren herrlichen Ritterliedern gaben.

Die erfindungsreichsten und bedeutendsten unter diesen alten Romanen sind wohl überhaupt diejenigen, welche sich auf die Tafelrunde und den König Artus beziehen; und unter diesen ist wiederum nicht leicht einer wunderbarer und eigenthümlicher, als der vom Zauberer Merlin.

Die gegenwärtige deutsche Bearbeitung dieser Dichtung ist aus den besten französischen Quellen auf der Pariser Bibliothek in den Jahren 1803 und 1804 gezogen worden.

Die Geschichte von Lother und Maller, ist einer Nachricht am Schlusse der Handschrift zu Folge, von der Frau Margaretha, Gräfin von Wiedemont und Herzogin zu Lothringen, in wälscher Sprache verfaßt, im Jahre Christi 1405. In's Deutsche übersetzt aber ward sie von der Frau Elisabeth, Gräfin zu Nassau-Saarbrück, Tochter der vorgenannten Frau Margaretha und Herzogs Friedrich von Lothringen, im Jahre 1437, und aus dieser deutschen Handschrift ist die gegenwärtige Darstellung bearbeitet worden. Nach den Worten der Einleitung zu schließen, müßte die

erſte Verfaſſerin ein noch älteres lateiniſches Original vor Augen gehabt haben.

Die Mittheilung der Handſchrift, welche nicht viel jünger ſcheint, verdankte ich der Güte meines verehrungswürdigen Freundes, des Canonicus Wallraff zu Kölln; und iſt dieſe deutſche Bearbeitung in jener Stadt in den Jahren 1804 und 1805 vollendet worden.

Außer dem Verdienſte der Erfindung und manches Eigenthümlichen in der Darſtellungsart, war es vorzüglich das darin aufgeſtellte Bild der ritterlichen Freundſchaft, was den Herausgeber beſtimmte, dieſen Roman der Vergeſſenheit zu entreißen; und nach dieſem Geſichtspunkte iſt auch der Auszug gemacht worden. Manche Fehden und Abentheuer, beſonders gegen das Ende des Buchs, die von der Art ſind, wie ſie in allen Rittergeſchichten vorkommen, hat man deshalb weggelaſſen; in der Kataſtrophe ſelbſt iſt einiges, was an ſich nicht tadelnswerth, für das ſittliche Gefühl der jetzigen Zeit zu fremd war, gemildert und in den Hintergrund geſtellt worden.

Erſtes Kapitel.

Der böſe Feind war ſehr ergrimmt und voller Zorn, als unſer Heiland Jeſus Chriſtus zur Hölle hinabgeſtiegen war, und Adam und Eva daraus erlöſte, ſammt allen, die mit ihnen in der Hölle waren. Wer iſt dieſer Menſch, ſagten die Teufel voller Furcht und Schrecken, welcher die Pforten der Hölle zerbricht, und deſſen Macht wir nicht widerſtehen können? Hätten wir doch niemahls geglaubt, daß ein Menſch, vom Weibe geboren, nicht uns angehören ſollte, und dieſer da zerſtört unſer Reich. Ei wie kommt es wohl, daß er geboren werden können, ohne daß wir ihn verſündigten, ſo wie es den andern Menſchen geſchieht? Da antwortete ein andrer und ſprach: Er iſt ohne Fehl, ohne Verderbniß und ohne Gebrechen geboren, und nicht aus des Mannes Samen, ſondern nach dem Willen Gottes durch ſeinen heiligen Geiſt im Jungfrauen-Leibe. Darum wäre es wohl gut, wenn wir Mittel finden möchten, gleichfalls einen Leib in einem Weibe zu bilden, der nach unſerm Ebenbilde geformt ſei, der nach unſerm Willen thäte, und alle geſchehene Dinge, und alles, was geſchieht und geſprochen wird, wüßte ſo wie wir. Ein ſolcher könnte uns von großem Nutzen und von großer Hülfe in unſern Thaten ſein. Denn wir müſſen darauf denken, wie wir wieder gewinnen mögen, was der Welterlöſer uns raubte. Da waren alle Teufel einſtimmig und riefen: Ja, laßt uns Mittel finden, wie einer von uns einen ſolchen Menſchen durch das Weib erzeugen möge. Da rief einer von ihnen: Ich habe Gewalt über ein Weib, ſo daß ſie mir gehorcht, und vieles thut was ich will; auch habe ich die Macht, die Geſtalt des Men-

schen anzunehmen. Dieß Weib nun, über welches ich Gewalt habe, soll mir sicherlich Mittel verschaffen, einen Menschen mit einer Jungfrau zu erzeugen. Es ward also unter ihnen beschlossen, daß dieser gehen sollte, das Werk auszuführen; aber sie trugen ihm vorher noch auf, daß er ja sorgen solle, daß der Mensch, den er erzeuge, ihnen ähnlich werde und nach ihrem Willen handle.

Der Rath des Satans ging wieder auseinander, nachdem sie dieß Werk verabredet hatten; der Abgesandte aber eilte, und versäumte keine Zeit, um zu dem Weibe zu kommen, über welches er Gewalt hatte.

Es war dieß Weib die Frau eines sehr reichen Mannes, der viele Güter besaß, viel Vieh, und andre Schätze, von denen manches zu erzählen wäre; er hatte auch mit dieser Frau drei Töchter und einen Sohn.

Satan fand das Weib ganz bereit, alles zu thun, was er verlangte, denn wo Gott viel thut für den Menschen, da vergißt der Böse, der nur den Menschen zu betrügen sucht, sicher seinen Antheil nicht. Er fragte also das Weib, ob es ein Mittel gäbe, ihren Mann zu betrügen, oder denselben in des Satans Gewalt zu geben. Das Weib antwortete, das könnte nur geschehen, wenn er ihn erzürnte und betrübte. Sie rieth ihm desfalls, daß er hinginge und einen Theil seines Viehs umbrächte. Das that auch der Teufel sogleich. Da die Hirten die Hälfte der Herden erschlagen sahen, liefen sie zu ihrem Herrn und sagten es ihm an, worüber er sehr erschrack. Als der Böse merkte, daß er schon um die Hälfte seiner Herden so erschrack, ging er in den Stall und tödtete zehn der besten Pferde in einer Nacht. Als der reiche Mann das erfuhr, fehlte wenig, daß er nicht rasend ward; er schrie und tobte, und rief: Da der Teufel schon so viel gehohlt habe, gäbe er ihm das übrige alles dazu. Als Satan dieß hörte, war er sehr erfreut und nahm auch alles übrige hin. Der Mann, der auf einmahl sich aller Schätze beraubt sah, betrübte sich so darüber, daß er ganz schwermüthig ward, sich ganz von allen den Seinigen entfernt hielt, sich nicht um sie kümmerte und sie nicht um sich leiden mochte, sondern beständig einsam lebte. Der Teufel, der ihn nun so die Menschen hassen sah und wie er alle Gesellschaft floh, war jetzt gewiß, alle Gewalt über

ihn zu haben, und in seinem Hause schalten und walten zu können. Er ging auch sogleich hin und erwürgte des guten Mannes einzigen schönen Sohn. Darüber wollte der Vater vor Herzeleid und Betrübniß ganz vergehen. Der Teufel ging darauf zur Frau, die er ganz allein fand, und versuchte sie dergestalt mit der Vorstellung ihres Unglücks, daß sie einen Strick nahm und sich daran aufhing. Bald darauf starb der gute Mann, aus Gram über den schrecklichen Tod seiner Frau und seines Sohnes.

Nachdem der Böse dieß vollbracht hatte, überlegte er, wie er die Jungfrauen, die jungen Töchter dieses reichen Mannes in seine Gewalt bekommen möchte; um sie zu betrügen, mußte er erst sich ihnen gefällig bezeigen. Er hohlte also einen schönen Jüngling, den er schon längst in seiner Gewalt hatte, und brachte ihn zu den Jungfrauen. Der Jüngling brachte es so weit mit lieblichen Reden, mit Hin- und Wiedergehen, bis die eine der Jungfrauen sich in ihn verliebte, worüber Satan sehr vergnügt war, seinen Anschlag so gelingen zu sehen. Nun ruhte er auch nicht eher, sie mußte dem Jüngling ganz zu eigen werden. Dann ging er hin und entdeckte es der ganzen Welt, damit die Jungfrau zu Schanden werden mußte; denn damahls war das Gesetz so, daß, wenn ein Mädchen, das kein öffentliches war, des Umgangs mit einem Manne überwiesen ward, so mußte es sterben. Satan also durch seinen Verrath brachte es dahin, daß die Richter es erfuhren. Der Jüngling entfloh, und die Jungfrau ward vor Gericht geführt. Die Richter hatten großes Mitleiden mit ihr um ihres Vaters willen, der ein sehr braver Mann gewesen war. Wunder! sagten die Richter, wie konnte dem armen Mädchen solches Leid widerfahren, es ist ja noch gar nicht lange her, daß ihr Vater, der frömmste Mann im Lande, starb. Sie ward verurtheilt, und lebendig begraben, aber aus Achtung für ihre Anverwandte geschah es in der Nacht, um das Aufsehen zu vermeiden.

So geht es denjenigen, die sich dem Satan einmahl ergeben haben.

Zweites Kapitel.

Es lebte nicht weit von dem Orte, wo die Jungfrauen wohnten, ein Einſiedler, der einen überaus frommen Wandel führte, und ſehr verſtändig war. Als dieſer nun die wunderbare Begebenheit erfuhr, daß die eine der Jungfrauen lebendig begraben worden ſei, ging er hin zu den beiden andern Schweſtern, um ihnen mit ſeinem Rathe beizuſtehen. Zuerſt fragte er ſie, auf welche Weiſe ſie Vater und Mutter und alle Güter verloren hätten. Das Schickſal, ſagten ſie, hat es ſo gewollt; wir werden von Gott gehaßt, und er hat uns zu ſolcher Betrübniß beſtimmt.

Gott haßt keinen Menſchen, ſagte der fromme Einſiedler; vielmehr geht ihm alles, was Ihr Böſes thut, ſehr nahe; durch die Einwirkung des Teufels iſt Eure Schweſter zu ſolcher Schande verführt worden. Da Ihr aber nichts davon wißt, und bis jetzt noch befreit davon ſeid, ſo hüthet Euch ferner nur vor der ſchlechten Geſellſchaft und böſen Eingebungen. Der fromme Mann gab ihnen darauf noch viele vortreffliche Lehren. Er unterrichtete ſie im Glauben, lehrte ſie die göttlichen Gebote und die Tugenden des Heilands. Der älteſten Tochter gefielen dieſe Lehren wohl, und ſie nahm ſie ſehr zu Herzen, gab ſich auch große Mühe, alles zu erlernen, und alles das jeden Tag zu thun, was der fromme Einſiedler ihr zu thun gebot. Wirſt Du, ſagte er darauf zu ihr, meinem Rathe immer ſo folgen, meine Tochter, und pünktlich ſo thun, wie ich es Dir heiße, ſo wirſt Du zu vielen Ehren und großem Gute kommen; alſo folge meinem Rathe. Komme immer zu mir, ſo oft Du über etwas in Zweifel biſt, oder in Verſuchung geräthſt, damit ich Dich wieder auf den rechten Weg führe, mit Hülfe Gottes. Laß Dich nur von nichts beſtürzt machen, ſondern vertraue auf Gott. Nachdem der fromme Mann die beiden Jungfrauen ſo geſtärkt und unterrichtet hatte, ging er wieder in ſeine Einſiedelei, ſagte ihnen aber vorher noch einmahl, daß ſie zu ihm kommen und ihn um Rath fragen ſollten, ſo oft ihnen etwas begegnen würde.

Dem Satan war der Zuſpruch des frommen Mannes nicht

lieb, er fürchtete ſehr, die beiden Jungfrauen zu verlieren; ſah auch ein, daß er ſie nie würde betrügen können, außer mit Hülfe eines andern von ihm beſeſſenen Weibes. Er kannte eine, die ſchon oft ſeinen Willen gethan, und deren er ganz mächtig war. Dieſe ſchickte er zu den Jungfrauen; ſie wandte ſich ſogleich an die jüngſte, denn mit der älteſten zu reden wagte ſie nicht, weil ſie zu fromm war, und ſich ſo demüthig und beſcheiden betrug, daß es ein Wunder war. Das Weib nahm alſo die jüngſte auf die Seite, und fragte ſie, wie ſie lebte, und wie ſie ſich mit ihrer Schweſter ſtände? Meine Schweſter, antwortete das junge Mädchen, iſt über die vielen Begebenheiten, die wir in ſo kurzer Zeit hintereinander erlebt haben, ſo nachdenklich geworden, daß ſie Eſſen und Trinken vergißt, und weder mir noch andern ein freundliches Geſicht zeigt. Ein guter, frommer Mann hat ihr Gemüth ganz zu Gott gewendet, ſie glaubt und thut nichts, als was dieſer Mann ihr ſagt.

Schade, ſagte nun das Weib darauf, daß ein ſo ſchönes Mädchen, als Du biſt, unter einer ſolchen Vormundſchaft ſteht; denn niemahls wirſt Du Dich bei Deiner Schweſter Deiner Schönheit erfreuen können. Ei mein ſüßes Töchterchen, fuhr ſie fort, wenn Du wüßteſt, welche Freude und welches Wohlleben die andern Frauen genießen, Du würdeſt alles, was Du bei Deiner Schweſter haſt, für nichts achten. Trocknes Brod in Geſellſchaft von Männern iſt angenehmer, als alle Güter der Welt bei Deiner Schweſter. Wie kannſt Du es nur ſo allein aushalten; eine Frau, die keinen Mann kennt, und mit keinem umgeht, weiß gar nicht, was Freude iſt. Ich ſage es Dir, ſchönes Kind, Du wirſt niemahls die Liebe eines Mannes genießen, Deine Schweſter wird ſie eher genießen als Du, denn ſie iſt die älteſte, und wird heirathen; dann wird ſie ſich aber gar nicht mehr um Dich bekümmern, und Du wirſt die Freuden Deines ſchönen Leibes nicht kennen lernen. Dieſe Reden machten das junge Mädchen ganz nachdenklich.

Wie dürfte ich das wohl thun, fing ſie wieder an, man würde mich lebendig begraben, wie meine Schweſter. Deine Schweſter, ſagte das Weib, war eine Thörin, und hat es ſehr

übel angefangen; wenn Du mir folgen willst, so sollst Du alle Lust Deines Leibes genießen, und kein Mensch soll Dir etwas anhaben können. Jetzt darf ich nicht länger mit Euch reden, sagte das junge Mädchen, meine Schwester möchte es gewahr werden; entfernt Euch jetzt, und kommt einen andern Tag wieder. Das Weib ging fort, und Satan freute sich des guten Anfangs.

Als das Mädchen nun allein geblieben war, überlegte sie unaufhörlich die Reden des Weibes, und sprach immer mit sich selber davon. Dadurch wuchs die Lüsternheit in ihr immer mehr, die der Teufel durch jene Reden in ihr entzündete; so daß als sie des Abends ihre Kleider abgelegt hatte, betrachtete sie ihren schönen Leib und freute sich dessen. In Wahrheit, sagte sie, die kluge Frau hat Recht, ich wäre ohne den Genuß eines Mannes ganz verloren. Sie ließ auch bald darauf jenes Weib wieder zu sich rufen, und fragte sie, wie sie es machen müßte, einen Mann zu lieben, und nicht verrathen und getödtet zu werden, wie ihre Schwester? Du darfst nur, sagte jene, Dich einem Jeden öffentlich Preis geben. Zu dem Ende fliehe wie erzürnt hier aus dem Hause, und sage, daß Du es nicht länger mit Deiner Schwester zusammen aushalten kannst; nachher kannst Du thun, was Dir gefällt, und niemand darf Dich vor Gericht fordern, oder Dich verurtheilen. Wenn Du dann einst des wilden Lebens müde bist, so kannst Du immer noch einen Mann finden, der Dich heirathet, um Deiner vielen Reichthümer willen; so wirst Du alsdenn aller Freuden dieser Welt froh.

Die Jungfrau folgte wirklich dem verderblichen Rathe des verfluchten Weibes, entfloh aus dem Hause ihrer Schwester, und gab sich öffentlich Jedem Preis.

Drittes Kapitel.

So sehr der böse Feind sich freute, diesen Anschlag gelungen zu sehen, so sehr entsetzte sich die Schwester des Mädchens über diese Begebenheit. Es fehlte wenig, so wäre sie aus Betrübniß

darüber wahnsinnig geworden; und sogleich machte sie sich auf den Weg und lief zu dem Einsiedler. Als dieser sie so betrübt ankommen sah, ging er ihr entgegen und sagte: Mach' ein Kreuz, meine Tochter, und empfiehl Dich Gott; ich sehe, Du bist sehr niedergeschlagen. Auch habe ich wohl Ursache dazu, sagte jene, und erzählte ihm darauf, wie ihre Schwester entflohen sei, und sich, wie man ihr gesagt, der Schande öffentlich Preis gegeben. Der fromme Mann war sehr betrübt über diese Nachricht, und sagte: Noch ist der böse Feind um Dich her, und wird auch nicht sobald aufhören, Dich zu verfolgen, um Dich in seine Schlingen zu fangen, wenn Gott Dich nicht in seine besondere Obhut nimmt. Ich bitte Dich also, und befehle Dir, daß Du Dich nicht dem Zorne und der Traurigkeit überlässest, denn über niemand hat der Böse mehr Macht als über solche, die sich diesen Leidenschaften hingeben. Komm zu mir, sobald Dir ein Hinderniß, oder etwas Verderbliches in den Weg gelegt, oder etwas Dir angemuthet wird, was Dich versündigt vor Gott dem Herrn, der gebenedeiten Jungfrau, und allen Heiligen des Paradieses, zu welchen ich täglich bete, daß sie Dich bewahren, und beschützen mögen. Mache jeden Tag, ehe Du etwas issest oder trinkst, das Zeichen des Kreuzes an Dir; laß stets da, wo Du schläfst, ein Licht brennen, denn der Böse scheut das Licht.

Nach diesen Lehren des frommen Mannes ging die Jungfrau wieder nach Hause. Viele Leute aus der Stadt besuchten sie, und riethen ihr, sich zu verheirathen, damit sie nicht so allein, und in Traurigkeit versenkt bliebe. Sie antwortete ihnen aber jedesmahl: Gott wird mir gewiß nichts anders zuschicken, als was mir gut ist. Mehr als zwei Jahre lang blieb die Jungfrau in ihres Vaters Hause, und führte ein sehr gottesfürchtiges frommes Leben. Der Böse konnte durchaus keine Gewalt über sie haben, weder in Gedanken noch in Werken; er suchte beständig sie zu erzürnen, damit sie im Zorne die Befehle des frommen Mannes vergessen möchte. Zu dem Ende führte er eine Nacht ihre entlaufene Schwester wieder zu ihr, damit sie sich über sie erzürnen möchte; und gleich nach der Schwester schickte er einen Haufen junger Bursche ins Haus, die ihr nachliefen. Als die Jungfrau dieß erblickte, erschrack

ſie ſehr, und ſagte zu ihrer Schweſter: So lange Du eine ſolche Lebensart führſt, ſollteſt Du doch nicht zu mir ins Haus kommen, denn Du biſt Schuld, daß ich in übeln Ruf komme. Jene, als ſie hörte, daß ihre Schweſter ihr übeln Ruf Schuld gäbe, ward ergrimmt und erhitzt, und redete wie eine, die vom Teufel beſeſſen iſt, drohte ihrer Schweſter, und warf ihr vor, ſie liebe den frommen Einſiedler mit weltlicher Liebe, und ſie würde hingerichtet werden, wenn die Leute es wüßten. Die Jungfrau ward hoch erzürnt über dieſen Vorwurf, und befahl ihr, aus dem Hauſe zu gehen. Jene erwiederte aber, ſie hätte zu dem Hauſe ſo viel Recht, als ſie, und ſie wollte nicht hinaus gehen. Die Jungfrau wollte ſie bei den Schultern hinaus ſtoßen, als ſie auf ihren Befehl nicht gehen wollte, aber ſie und die jungen Burſche, die mit ihr waren, wehrten ſich und ſchlugen die arme, erzürnte Jungfrau. Sie entfloh ihnen endlich, und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein; ſie warf ſich in ihren Kleidern auf's Bette, weinte ſehr, und vergaß in ihrer Betrübniß, das Zeichen des Kreuzes über ſich zu machen, ſo wie ihr der fromme Mann befohlen hatte. Der Böſe wachte neben ihr, und als er ſah, daß ſie ſich ſelbſt vergeſſen, ſagte er: Nun iſt es Zeit, daß wir den Menſchen in ihr erſchaffen, denn ſie ſteht jetzt nicht in Gottes Obhut.

Darauf legte der Teufel ſich zu ihr, und ſie empfing, vergraben im feſten Schlafe. Gleich nachher erwachte ſie, und ihr erſter Gedanke war an den frommen Einſiedler; ſogleich machte ſie das Zeichen des Kreuzes über ſich. Heilige Jungfrau Maria, betete ſie, wie iſt mir geſchehen? ich fühle mich entehrt! Selige Mutter Gottes, bitte Deinen glorreichen Sohn für mich, daß er meine Seele vor Verdammniß bewahre, meinen Leib vor Qualen, und mich ſchütze gegen die Macht des Böſen. Nachdem ſie ſo gebetet hatte, ſtand ſie auf von ihrem Bette, und ſann herum auf alle ihre Bekannte, und ſuchte zu errathen, welcher Menſch ihr ſolches wohl möchte gethan haben. Sie lief und unterſuchte ihre Thür, fand ſie aber dicht verſchloſſen, ſo wie ſie ſelbſt ſie verſchloſſen hatte, ehe ſie ſich niederlegte; ſuchte auch allenthalben in ihrer Kammer herum, aber ohne etwas zu finden. Da ward ſie es gewahr, daß ſie vom böſen Feind überliſtet und entehrt ſei; warf ſich ſogleich auf ihre

Knie und betete lang und inbrünstig zu Gott, daß er sie in seinen Schutz nehmen und sie vor Schande bewahren möge.

Als der Tag anbrach, führte der böse Feind die Schwester sammt den jungen Leuten wieder zum Hause hinaus; da stand sie auf vom Gebete, öffnete ihre Kammer und überließ sich ganz ihrem übermäßigen Schmerz. Darauf ließ sie durch ihren Diener zwei ehrbare Frauen hohlen, und von diesen begleitet, ging sie sogleich zu ihrem Einsiedler, um zu beichten. Und wie der fromme Mann sie so voller Leid sah, und sie darum befragte, erzählte sie ihm alles, was ihr in dieser Nacht geschehen war; gestand auch ein, daß sie im Zorne, und vor Schrecken, seinen Befehl vergessen habe, und wie sie dann im Schlafe sich entehrt gefühlt habe, ohne einen Mann zu kennen, von dem sie dieß vermuthen könne, da ihre Thür fest verschlossen war, und sie niemand in der Kammer gefunden habe. Der fromme Mann glaubte ihr erst nicht und beschuldigte sie der Lüge; da sie aber fest auf allem bestand und große Betrübniß zeigte, so legte er ihr eine strenge Buße auf, weil sie seinen Befehl vergessen hatte. Sie nahm sie weinend an, und versprach sie lebenslänglich zu halten; nähmlich er hatte ihr die Buße auferlegt, so lange sie lebe, nur einmahl im Tage zu essen. Nachdem sie dieß gewiß zu halten versprochen, segnete er sie und betete über sie, sagte ihr auch, daß sie jedesmahl wieder zu ihm kommen möchte, wenn sie seines Trostes bedürfe. Sie ging nach Hause und der böse Geist fand sich zu seinem Verdruß dennoch durch ihre Reinheit und Frömmigkeit getäuscht, denn obgleich er sie im Schlafe betrogen, konnte er ihre Seele dennoch nicht verderben, und hatte nicht im geringsten Gewalt über sie, worüber er sehr erboßt war.

Viertes Kapitel.

Nach einiger Zeit aber wuchs das Kind im Leibe der Jungfrau, und ihre Schwangerschaft ward sichtbar vor den Augen aller Menschen. Es kamen dann viele Leute zu ihr und fragten sie, da sie

ihren Zuſtand nicht läugnen konnte, wer der Mann ſei. So gebe Gott mir Freude, antwortete ſie, ich weiß es nicht, von wem ich das Kind habe. Da verſpotteten ſie ſie, und ſagten mit Gelächter: alſo hatteſt Du mit ſo vielen Männern zu ſchaffen, daß Du den Vater Deines Kindes nicht kennſt? Niemahls, antwortete ſie, mag ich erlöſt werden, wenn ich jemahls einen Mann gekannt, oder ein Mann meines Willens oder Wiſſens mit mir zu ſchaffen gehabt! — Da machten die anweſenden Frauen das Zeichen des Kreuzes. Dieß iſt nicht möglich, ſagten ſie, dieß geſchieht keiner Frau. Vielmehr denken wir, Du liebſt den Mann, der Dich verführte, mehr als Dich ſelbſt, und willſt ihn nicht anklagen. Sehr Schade iſt es um Dich; wenn die Richter es erfahren, ſo mußt du ſterben. Die Jungfrau wiederhohlte noch einmahl, daß ſie von keinem Manne wiſſe. Die Weiber entfernten ſich, erklärten ſie für wahnſinnig, und meinten, die Reichthümer des Vaters müßten ein übel erworbenes Gut ſein, weil nun alles ſo verloren gehe, und es an den Kindern geſtraft werde. Die Jungfrau war ſehr erſchrocken, ging ſogleich wieder zu dem Einſiedler und erzählte ihm alles das, was die Leute zu ihr geſagt hatten. Da der fromme Mann ſie wirklich ſchwangern Leibes ſah, konnte er ſein Erſtaunen nicht verbergen, fragte ſie auch, ob ſeitdem dieß Wunderbare ſich nicht wieder ereignet, und ob ſie ihre Buße und ſeine übrigen Befehle ordentlich gehalten habe? Das erſte verneinte ſie, auf das letzte aber antwortete ſie mit Ja.

Der fromme Einſiedler, über dieſes Wunder ganz erſtaunt, ſchrieb Nacht und Stunde auf, wo ſie zuerſt ihm davon gebeichtet. Jetzt, ſagte er, werde ich es genau wiſſen, ob Du mir Lügen ſagteſt oder nicht; denn ich vertraue auf Gott, und glaube, daß er Dich, wofern Du Wahrheit redeteſt, nicht wird wirklich ſterben laſſen; aber die Furcht vor dem Tode wirſt Du doch ausſtehen müſſen. Denn ſie werden ſagen, daß die Strafe Dir von Rechtswegen zukomme; aber eigentlich werden ſie Dich um Deines großen Reichthumes willen gern umbringen wollen. Sobald Du aber in's Gefängniß geſetzt wirſt, ſo laß es mich wiſſen, ich will Dir, wo möglich zu Hülfe kommen.

Die Jungfrau ward wirklich bald hernach vor die Richter ge-

fordert, und alsobald sandte sie nach dem Einsiedler, der sich auch sogleich auf den Weg zu ihr machte. Als er aber ankam, stand sie schon vor Gericht. Sobald die Richter den frommen Mann erblickten, erzählten sie ihm die Begebenheit, und fragten ihn, ob er wohl glaube, daß ein Weib empfangen könne, ohne mit einem Manne Umgang zu pflegen. Ich weiß Euch hierüber nichts zu sagen, antwortete er; aber mein Rath ist, daß Ihr sie nicht während ihrer Schwangerschaft hinrichtet, denn es ist weder recht noch billig, daß das Kind mit bestraft werde, da es doch nicht gesündigt hat. Diesen Worten beschloßen die Richter zu folgen, schickten sie nach seinem fernern Rath in einen festgeschloßnen Thurm, und gaben ihr zwei Weiber, Ihr in der Stunde der Geburt zu helfen, wenn es Zeit sein würde; kein andrer Mensch dürfte aber zu ihr gelassen werden. Er rieth ihnen ferner, die Mutter leben zu lassen, bis das Kind reden könne; alsdann, sagte er, werdet Ihr die Wahrheit erfahren und sie nach der Gerechtigkeit richten können. Die Richter thaten alles nach dem Rathe des frommen Einsiedlers, gaben ihr zwei Frauen mit in den Thurm, die geschicktesten und verständigsten Hebammen und Wärterinnen zu der Zeit; oben im Thurm ward ein Fenster gemacht, durch welches man ihnen alles, wessen sie benöthigt waren, reichen konnte.

Ehe die Jungfrau hineingeführt ward, sagte ihr der Einsiedler: Meine Tochter, laß Dein Kind taufen, wenn Du niedergekommen sein wirst, und sollten sie Dich hinrichten wollen, so sende nach mir und laß mich rufen.

Als nun die Zeit der Geburt gekommen war, gebar sie einen Sohn, der die Macht und den Willen des bösen Feindes, seines Erzeugers, haben sollte; aber Satan hatte thöricht sich betrogen, indem er die Jungfrau im Schlaf betrog, aber ihre Seele nicht verführte, die ganz des Herrn voll war, der Tod und Marter erlitten hatte, das Menschengeschlecht zu erlösen. Auch war sie gleich, nachdem sie aufwachte, aufgestanden, hatte andächtig gebetet, und sich der Dreieinigkeit empfohlen; war dann, so schnell sie konnte, zu dem frommen Manne gelaufen, hatte gebeichtet, Gott und die heilige Kirche angerufen, und Buße und Absolution

empfangen; ſeitdem auch Gottes und der Kirche Gebote auf das treulichſte befolgt. Daher kam es, daß der böſe Feind wieder verlor, was er erobert zu haben glaubte.

Das Kind der Jungfrau hatte die Aehnlichkeit mit ſeinem Erzeuger, dem Teufel, daß es alles wußte, was in der gegenwärtigen Zeit geſchah und geſprochen wurde, aber durch die Frömmigkeit der Mutter, und vermittelſt der Reinigung der Taufe und der Gnade Gottes, erhielt es von Gott die Gabe, die Zukunft vorher zu wiſſen; ſo daß das Kind ſich Gott, oder dem Satan überliefern könne, oder auch Gott wiedergeben, was es von ihm hatte, und dem Teufel, was es von dem Teufel hatte. Der Teufel hatte ihm blos den Körper, Gott aber hatte ihm die Seele und den Verſtand gegeben, und zwar dieſem Kinde mehr als jedem andern, weil es ihm Noth that.

Als er zur Welt kam, fürchteten ſich die Frauen vor ihm, denn er war groß und ganz behaart, und niemahls hatten ſie ein ſolches Kind zur Welt kommen ſehen. Sie überreichten ihn der Mutter, die ein Kreuz machte, als ſie ihn anſichtig ward. Mein Sohn, Du erſchreckſt mich, ſagte ſie. Auch wir, ſagten die Frauen, ſind ſo über ſeinen Anblick erſchrocken, daß wir ihn kaum halten können. Die Mutter befahl, daß man ihn zum Fenſter hinunterlaſſe, damit er getauft würde. Wie ſoll er heißen? fragten die Frauen. Gebt ihm den Nahmen, den mein Vater hatte, antwortete ſie, er hieß Merlin. Es geſchah alſo; das Kind ward zum Fenſter hinunter gelaſſen, das Volk nahm ihn, ließ ihn taufen, und gab ihm auf Verlangen der Frauen, im Nahmen der Mutter, den Nahmen Merlin, wie ſein Großvater hieß. Darauf ward er wieder zu ſeiner Mutter gebracht, denn keine andre Frau würde es gewagt haben, ihn an die Bruſt zu legen und ſäugen zu laſſen, ſo ſehr fürchteten ſich alle vor ihm.

Bis er achtzehn Monathe alt war, blieben die Frauen geduldig um die Mutter, und leiſteten ihr Geſellſchaft, mußten ſich aber immer mehr über das Kind wundern, das ſchon in einem Alter von zwölf Monden ſo groß und ſtark war, als wäre er mehr als zwei Jahre alt. Da er aber achtzehn Monathe alt war, ſagten ſie zur Mutter: Frau, wir wünſchten nun wohl von hier

weg und zu unſern Freunden und Verwandten zurück zu gehen, die uns ſo lange nicht geſehen haben; uns dünkt, wir hätten nun ſchon lange genug bei Euch zugebracht. Die arme Frau fing bitterlich an zu weinen: O ſagte ſie, wenn Ihr von mir weggeht, ſo wird man mich hinrichten! Sie bat die Frauen mit vielen Thränen und Wehklagen, ſie doch jetzt noch nicht zu verlaſſen, und die Frauen traten weinend und die Arme bedauernd, in ein Fenſter. Ach mein Sohn, ſagte die Mutter, indem ſie ihr Kind auf dem Schoos betrachtete; ach mein Sohn, um Dich muß ich ſterben, und habe doch nicht den Tod verdient; niemand als ich weiß die Wahrheit, aber niemand will mir glauben! — Und als ſie ſo über das Kind weinte und wehklagte, und unſern Heiland anrief, daß er ſie ſtärken möchte, ſah das Kind auf einmahl ſie lächelnd an, und ſprach zu ihr: Fürchte Dich nicht, Mutter, Du ſollſt um meinetwillen nicht ſterben. Die Mutter erſchrack ſo heftig als ſie ihn reden hörte, daß ſie ohnmächtig zurückſank, und das Kind fallen ließ, das heftig ſchrie, als es zur Erde fiel. Die beiden Frauen liefen eilends herzu, und meinten, ſie wolle aus Verzweiflung ihr Kind tödten. Warum ſchreit das Kind? fragten ſie; haſt Du es tödten wollen? Warum liegt es an der Erde? — Ich dachte nicht daran, ihm ein Leides zu thun, ſagte die Mutter, als ſie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachte, aber ich habe ihn fallen laſſen, denn Herz und Arme entſanken mir vor Schrecken über das, was er zu mir geſprochen. — Und was, fragten jene, hat er Euch geſagt, darüber Ihr ſo erſchrocken ſeid? — Daß ich um ſeinetwillen nicht ſterben würde! Hat er dieß wirklich geſagt, ſo wird er wohl noch mehreres ſprechen, erwiederten die Frauen; nahmen ihn auf den Arm, küßten und herzten ihn, und ſprachen freundlich zu ihm, um zu ſehen, ob er ihnen etwas antworten würde. Aber er blieb ganz ſtill und redete nicht ein Wort. Darauf nahm die Mutter, die nur wünſchte, daß er in Gegenwart der Frauen reden möchte, ihn auf den Arm und ſagte: Droht mir einmahl, ſagt, ich würde um ſeinetwillen verbrannt werden. — Ihr ſeid doch ſehr bejammernswerth, ſagten ſie, daß Ihr um des Kindes willen müßt verbrannt werden, wäret Ihr doch lieber niemahls geboren! Ihr lügt, ſagte das Kind

hierauf; die Mutter befahl Euch so zu sprechen. — Die Frauen erschracken heftig, als sie ihn so reden hörten; dieß ist nicht ein gewöhnliches Kind, sagten sie, es ist ein böser Geist, er weiß alles, was wir gesprochen haben. Darauf fragten sie ihn vielerlei und machten viel Worte. Laßt mich ruhig, sagte das Kind. Ihr seid thörichte Weiber und größere Sünderinnen als meine Mutter. — Dieß Wunder darf nicht verborgen bleiben, sagten die Frauen, die Richter müssen es erfahren, und die ganze Welt; gingen darauf an das Fenster, riefen die Leute unten am Thurme zusammen und erzählten ihnen alles, was das Kind gesprochen hatte. Die Leute liefen zu den Richtern, und verkündigten ihnen das Wunder und die seltsamen Dinge, die das Kind geredet, da es doch überhaupt noch nicht in dem Alter war, wo gewöhnlich die Kinder zu reden anfangen. Es ist Zeit, sagten die Richter, als sie es voll Erstaunen hörten, daß wir diese Frau hinrichten lassen; ließen auch allgemein bekannt machen, daß nach vierzig Tagen Gericht über diese Frau würde gehalten werden.

Als sie dieß erfuhr, fürchtete sie sich sehr, und ließ es sogleich dem frommen Manne wissen, wie der Tag ihrer Hinrichtung schon festgesetzt sei. Als nun unter Klagen und Leiden der neun und dreißigste Tag anbrach, als der Tag vor dem ihres Todes, da weinte die unglückliche Frau sehr, und war im Herzen betrübt: das Kind aber sah seine Mutter an, war fröhlich und lachte. — Kind, Kind, sagten die Frauen, Du denkst wenig an die Leiden Deiner armen Mutter, die morgen um Deinetwillen verbrannt werden soll; verflucht sei die Stunde, in welcher Du geboren wurdest, denn Du bist Schuld und die Ursache ihrer Leiden. Da lief das Kind zu seiner Mutter hin und sprach: Höre mich, theure Mutter; ich verspreche Dir, daß so lange ich lebe, soll kein Mensch so kühn sein dürfen, noch irgend ein Gericht so mächtig, daß sie Dich zum Tode verurtheilen lassen, in Gottes, des Welterlösers Hand allein steht Dein Leben. Die Mutter und die beiden Weiber freuten sich dieser Worte, und hatten große Hoffnung zu der Weisheit des Kindes, das schon jetzt seine Mutter tröstete.

Fünftes Kapitel.

Als nun der Tag anbrach, an welchem sie hingerichtet werden sollte, begaben die Richter sich an den Thurm und ließen die Mutter mit den beiden Weibern zu sich herab kommen. Die Mutter trug das Kind auf ihrem Arm. In diesem Augenblick eilte der fromme Einsiedler herzu. Als die Richter ihn gewahr wurden, sagten sie der Jungfrau, sie solle sich zum Tode bereiten, denn sie müsse sterben. Erlaubt, sagte sie, daß ich mit diesem frommen Mann in Geheim spreche. Die Richter erlaubten es ihr, und sie ging mit ihm in ein besonderes Zimmer, das Kind aber ließ sie draußen bei den Richtern. Sie versuchten allerlei, um ihn zu bewegen, daß er sprechen solle; aber er kümmerte sich nicht um sie und sprach kein Wort.

Als nun die Mutter dem frommen Einsiedler gebeichtet und unter heißen Thränen mit ihm gebetet hatte, ging er wieder hinaus zu den Richtern; sie aber zog ihre Kleider aus, und hüllte sich bloß in einen Mantel, weil sie glaubte, zum Tode geführt zu werden. Darauf ging sie wieder hinaus; als sie die Thüre öffnete, lief das Kind auf sie zu, sie nahm es auf den Arm, und trat zu den Richtern. Gute Frau, sagten die Richter, jetzt gesteht, wer Vater zu Eurem Kinde ist, und gedenkt nicht länger zu läugnen, oder uns etwas verbergen zu wollen. Darauf antwortete sie: Gestrenge Herren, ich weiß es sehr wohl, daß ich schon jetzt zur Todesstrafe verurtheilt bin, und so möge Gott sich meiner nicht erbarmen, noch mir Gnade erzeigen, wenn es nicht die Wahrheit ist, daß ich niemahls einen Mann erkannt habe, und auch von keinem Mann auf Erden weiß, noch in irgend einer Gemeinschaft mit irgend einem gelebt habe. Ihr seid zum Tode verdammt, riefen hierauf die Richter, denn nach dem Zeugniß aller andern Frauen, ist es unmöglich, wie Ihr sagt, und es ist weder Sinn noch Wahrheit in Eurer Aussage. Da sprang das Kind Merlin seiner erschrockenen Mutter vom Arm, und sagte: Fürchte Dich nicht, Mutter, Du sollst nicht sterben, so lange ich lebe. Dann wandte er sich zum obersten Richter: Du hast sie

verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, aber dafür werde ich ſie wohl behüthen, denn keineswegs hat ſie ſolches verdient.

Geſchähe allen den hier gegenwärtigen Männern und Frauen Recht, die heimlich ſündigten, und mit andern als mit ihren Eheherren, und ihren Ehefrauen lebten, ſo würden ſie von beiden Theilen verbrannt werden müſſen. Ich weiß ihre heimlichen Thaten ſo gut als ſie ſie ſelber wiſſen; wollte ich ſie nennen, ſo müßten ſie ſich hier in Eurer Gegenwart alles deſſen ſchuldig bekennen, weſſen Ihr meine Mutter beſchuldigt, die in Wahrheit niemahls ſchuldig war. Dieſer fromme Mann hier iſt auch ſo davon überzeugt, daß er vor Gott ihre Schuld auf ſich lud. Ja, ſagte der Einſiedler, es iſt wahr, ſie hat mir gebeichtet, und ich habe ſie ihrer Sünde ledig geſprochen. Sie ſelber hat Euch auch geſtanden, wie ſie im Schlafe und ohne Schuld betrogen worden. Da aber vorher noch nie ein ſolches Wunder iſt gehört worden, ſo wird auch mir ſolches zu glauben ſehr ſchwer. Ihr habt, ſagte das Kind zum Einſiedler, die Stunde und den Tag aufgeſchrieben, an welchem ſie zu Euch kam, und Euch ihren Fall beichtete, jetzt dürft Ihr nur nachſehen, ob es mit dem, was ſie jetzt ſpricht, übereintrifft. Du ſprichſt die Wahrheit, antwortete der Einſiedler, Du weißt auch wahrlich mehr als wir andern alle. Hierauf ſagten die beiden Aelteſten, die mit ihr im Thurme geſeſſen hatten, die Stunde und den Tag an, nach welcher ſie, wie ſie vorgegeben, betrogen worden, und dieſe ſtimmte genau mit der zuſammen, welche der Einſiedler aufgeſchrieben hatte. Dieß alles beſtätigte ſie wieder laut, ſagte der Richter: ſie muß durchaus dem Vater des Kindes nennen, damit wir ihn beſtrafen können.

Da rief das Kind Martin ganz ernſthaft und heftig: Herr, ich kenne meinen Vater beſſer, als Ihr den Eurigen: Ihr wißt nicht, wer Euer Vater iſt, aber Eure Mutter muß gewußt, wer Euch gezeugt hat, als meine Mutter wußte, wer mich erzeugt. Da rief der Richter ergrimmt: Wißt Du etwas über meine Mutter zu ſagen, ſo ſprich! Ja, antwortete das Kind, wenn Ihr über Eure Mutter eben ſo wollt Gericht halten, denn ſie hat mir eben den Tod verdient, als meine Mutter: Wenn ich Euch erſt über Eure Mutter ſagen werde, daß ſie ungeſtalten wird, werden Ihr alsdann

meine Mutter lossprechen? Denn ich sage Euch noch einmahl, sie ist unschuldig und hat den Tod nicht verdient; sie kennt wirklich den, der mich erzeugt hat, nicht. Der Richter, voll Zorn, seine Mutter vor allem Volke so geschmäht zu sehen, sagte: Kannst Du das thun, wessen Du Dich berühmst, so soll Deine Mutter frei sein; aber wisse, wenn Du etwas sagst über meine Mutter, das nicht die Wahrheit ist, und sie es nicht bezeugt, so wirst Du sammt Deiner Mutter verbrannt. So sende hin, und laß Deine Mutter herhohlen, sagte Merlin.

Der Richter sandte hin; Mutter und Kind wurden wieder ins Gefängniß geführt und genau bewacht, nach fünf Tagen sollten sie wieder vor Gericht erscheinen; der Richter selber war unter den Wächtern. Oft wurde nun während dieser Zeit das Kind von seiner Mutter sowohl als von andern ausgefragt, und versucht, ihn zum Sprechen zu bringen; aber es war umsonst, es redete nicht ein einziges Wort bis am fünften Tage, da die Mutter des Richters anlangte. Hier ist nun meine Mutter, sagte er zum Knaben Merlin, von welcher Du so vieles sagtest, jetzt komm her und sprich; sie wird Dir auf alles, was Du willst, antworten. Sogleich antwortete Merlin und sagte: Es ist nicht vernünftig von Euch, daß Ihr nicht zuerst mit Eurer Mutter in Geheim redet, und sie selber befragt. Geht und schließt Euch erst mit ihr ein, mit Euren vertrautesten Räthen: so wie auch ich die Räthe meiner Mutter befragen will, diese sind keine andern als der allwissende Gott und der fromme Einsiedler. Alle Anwesende erschracken, als sie das Kind mit so vieler Weisheit reden hörten, und der Richter sah wohl ein, daß er recht geredet hatte. Darauf fragte das Kind noch einmahl die Richter und alle Anwesende: Wenn ich meine Mutter diesesmahl von der gedrohten Strafe und Schande errette, wird sie dann auch auf immer frei sein, und keiner ihr weiter etwas anhaben? Sie soll frei ausgehen, antworteten alle, und in Ruhe bleiben. Darauf entfernte sich der Richter mit seiner Mutter, die Räthe und Anverwandte folgten ihm, und sie blieben die ganze Nacht hindurch in ein besonderes Zimmer eingeschlossen. Den andern Morgen ließ der Richter den Merlin ins Geheim zu sich kommen. Was wollt Ihr von mir? fragte

Merlin. Höre, ſagte der Richter, wenn Du eingeſtehen willſt, daß Du nichts von meiner Mutter zu ſagen weißt, ſo ſoll Deine Mutter frei ſein; doch mir in's Geheim mußt Du alles erzählen, was Du weißt. Hat Deine Mutter nichts verbrochen, ſagte Merlin, ſo werde ich nichts von ihr zu ſagen haben, denn ich will weder meine Mutter noch ſonſt jemand gegen Recht und Gerechtigkeit vertheidigen. Meine Mutter hat nie die Strafe verdient, die ihr zuerkannt worden iſt von Euch, ich will nichts, als daß ihr Recht geſchehe. Folgt mir, laßt ſie frei, und wir wollen niemahls mehr von dieſer Sache, als einer ſehr verdrießlichen und verwickelten Sache reden; es ſoll dann von Eurer Mutter gar nicht mehr die Rede ſein. — So kommſt Du nicht davon, ſagte der Richter, Du mußt uns noch ganz andere Dinge entdecken, wenn Du Deine Mutter befreien willſt; und wir ſind hier dazu verſammelt, ſie von Dir zu vernehmen. Da antwortete das Kind und ſprach: Ich ſage Euch, meine Mutter weiß es nicht, wer mich erzeugte, doch weiß ich es, und kenne meinen Vater ſehr wohl. Ihr aber kennt nicht den, der Euch erzeugte, obgleich Eure Mutter ihn ſehr wohl kennt. Wenn ſie die Wahrheit reden wollte, ſo könnte ſie Euch ſagen, weſſen Sohn Ihr eigentlich ſeid; meine Mutter aber kann Euch nicht ſagen, wer mich erzeugte, denn ſie weiß es nicht. Werthe Mutter, ſagte der Richter, indem er ſich zu ihr wandte, bin ich denn nicht der Sohn Eures ehrenwerthen Gemahls und Herrn? O Gott, mein lieber Sohn! antwortete die Mutter, weſſen Sohn könnteſt Du wohl ſein, als der meines theuren Eheherrn, der geſtorben iſt, Gott ſei ſeiner Seele gnädig. Hierauf ſagte Merlin: Ich werde mich ſicher nur an die Wahrheit halten; wird Euer Sohn mich und meine Mutter losgeben, ſo ſage ich nicht ein Wort, will er aber nicht, ſo werde ich alles entdecken, ſowohl was vorhergegangen, als was nachher geſchehen. Ich will nun, rief der Richter, daß Du alles ſageſt, was Du über dieſe Sache weißt. Beſinne Dich wohl, ſagte Merlin, was Du thuſt, denn Dein Vater, den ich Dir nennen werde, lebt noch, und ſoll meine Ausſage ſelber bezeugen. Da die Räthe ihn ſo reden hörten, rieſen ſie Wunder und machten ein Kreuz über ſich. Nun, Dame, ſagte Merlin zur Mutter des Richters, bekennt Eurem Sohne

die Wahrheit, und ſagt ihm, wer ſein Vater iſt, denn ich weiß, wer er iſt, und wo er anzutreffen iſt. Du Satan, Teufel aus der Hölle, fing die Dame an, habe ich es Dir nicht ſchon einmahl geſagt? Ei, erwiederte ihr Merlin, Ihr wißt es gar wohl, daß er nicht der Sohn des Mannes iſt, den er bis jetzt für ſeinen Vater gehalten. — Nun, weſſen Sohn iſt er denn? frug die Dame ganz beſtürzt. — Er iſt Eures Beichtvaters Sohn, und das wißt Ihr ſelber recht ſehr wohl, denn Ihr ſelber ſagtet ihm, nachdem er das erſtemahl bei Euch geweſen war, Ihr fürchtetet ſchwanger von ihm zu ſein. Er ſagte darauf, es könnte nicht ſein, ſchrieb ſich aber den Tag und die Stunde auf, in welcher er Euch beigewohnt hatte, damit Ihr ihn nicht betrügen und mit andern zu thun haben könntet, denn damahls war Euer Herr und Gemahl unzufrieden mit Euch, und Ihr lebtet lange Zeit in Zwiſt mit ihm. Als Ihr Euch aber ſchwanger fühltet, eiltet Ihr Euch mit ihm zu verſöhnen, wozu der Beichtvater Euch verhalf. Iſt es nicht ſo? ſagt nein, wenn Ihr dürft; denn wenn Ihr es nicht geſtehet, ſo will ich es dem Beichtvater ſelber geſtehen laſſen. — Der Richter gerieth in großen Zorn, als er Merlin ſo mit ſeiner Mutter reden hörte, und fragte ſie, ob es wahr ſei? — Die Mutter war ganz erſchrocken, und ſagte: O Gott, willſt Du, mein lieber Sohn, dieſem Erbfeinde glauben? — Werdet Ihr nicht ſogleich die Wahrheit eingeſtehen, ſagte Merlin, ſo will ich noch andre Dinge ſagen, die Euch auch bekannt ſind. Die Dame ſchwieg, und Merlin fing wieder an: Nachdem Ihr Euch mit Hülfe des Beichtvaters mit Eurem Eheherrn ausgeſöhnt hattet, ſo daß er mit Euch wieder lebte, und Euren Sohn, mit dem Ihr ſchwanger waret, für den ſeinigen halten konnte, und auch wirklich dafür hielt, ſo wie alle die andern Perſonen, die Euch kannten, habt Ihr das Verſtändniß mit dem Beichtvater und Euer Leben mit ihm fortgeführt, und noch jetzt, noch täglich lebt Ihr mit ihm in Vertraulichkeit. Den Morgen noch, ehe Ihr hieher reiſtet, hat er Euch umarmt, hat Euch eine gute Strecke weit begleitet, und beim Abſchied ſagte er lachend: „Gnädige Frau, thut ja alles, was Euer Sohn von Euch begehrt und was er wünſcht.“ Denn er weiß wohl, daß er für ſeinen eignen Sohn redete.

Die Dame ängſtigte ſich, und erſchrack ſehr, als das Kind dieß erzählte, denn ſie fürchtete ſich, nun ſtatt der andern verurtheilt zu werden. Da redete der Richter ſie an und ſagte: Geliebte Mutter, wer auch mein Vater ſein mag, ſo bleibe ich doch immer Euer Sohn, und werde Euch als meine Mutter behandeln. So erbarme Dich meiner um Gotteswillen, mein lieber Sohn, rief die Dame, denn ich kann Dir die Wahrheit nicht länger verbergen, dieß Kind weiß alles, und es hat die lautere Wahrheit erzählt. Ei, ſagte der Richter, er hat es mir wohl geſagt, daß er meinen Vater beſſer kenne als ich; ich kann alſo von Rechtswegen ſeine Mutter nicht verurtheilen, weil ich die meinige nicht beſtrafe. Ich bitte Dich, Merlin, fuhr er fort, im Nahmen Gottes, und um Deiner, und Deiner Mutter Ehre willen, nenne mir Deinen Vater, damit ich Deine Mutter vor dem Volke rechtfertigen kann. — Gerne will ich ihn Dir entdecken, antwortete Merlin, viel lieber freiwillig als gezwungen. So wiſſe denn, ich bin der Sohn des Teufels, der meine Mutter durch Liſt hinterging, und ſie während ſie ſchlief, bezwang, ſo daß ſie von ihm mit mir ſchwanger ward. Wiſſe auch, daß ich ſeine Macht beſitze, ſein Gedächtniß und ſeinen Geiſt, wodurch mir denn alle geſchehene Dinge, und alles was geſprochen ward, bekannt iſt, daher ich auch alles das weiß, was Deine Mutter gethan hat. Weil aber meine Mutter gleich gebeichtet, mit Leib und Seele Buße gethan, und die Abſolution ihrer Sünde von dem frommen Einſiedler empfangen hatte, ſo hat Gott um meiner Mutter willen mir die Gabe verliehen, daß ich die Zukunft und die Gegenwart weiß, ſo daß ich mehr Macht, und höhere Gaben beſitze, als ſonſt die Menſchen von der Natur empfangen. Auch wirſt Du über ein Kurzes von allem, was ich ſagte, überzeugt werden. — Wie das? fragte der Richter. Da nahm ihn Merlin bei Seite und ſagte ihm heimlich: Deine Mutter wird dem, der Dich erzeugte, alles wieder erzählen, was hier vorgegangen; drauf wird er aus Furcht vor Dir entfliehen, und der böſe Geiſt, der noch immer viel Gewalt über ihn hat, wird ihn zu einem Fluß treiben, da wird er ſich hineinſtürzen und ſich ertränken. Du wirſt alſo erfahren, ob ich nicht alles Zukünftige weiß. Wenn dieß wirklich geſchieht, ſagte der Richter,

ſo ſollſt Du und Deine Mutter auf immer von aller Verantwortung frei ſein.

Hierauf kamen Merlin, der Richter, ſeine Mutter und alle ſeine Räthe heraus zum Volke; und der Richter ſprach laut, und vernehmlich, ſo daß ihn jeder verſtehen konnte: Hört mich, Ihr Männer und Mitbürger, ich hatte die Mutter des Knaben Merlin fälſchlich und ohne Recht verurtheilt; durch ſeine große Weisheit und Wiſſenſchaft aber hat er mir die wahren Begebenheiten ſeiner Mutter entdeckt, und ſie dadurch von der Todesſtrafe befreit. Wegen der Weisheit und der Schuldloſigkeit des Knaben alſo, habe ich ſeine Mutter freigeſprochen; auch befehle ich hiemit, daß man die Mutter ſowohl als ihren Knaben auf immer in Frieden laſſe und verbiete bei harter Strafe einem jeden unter Euch, ihnen etwas zu Leide zu thun oder ſie zur Verantwortung zu ziehen, denn meiner Einſicht nach wird man niemahls einen weiſern Menſchen als dieſen ſehen. Das verſammelte Volk rief einſtimmig: Gott ſei Lob und Dank! Denn die Mutter war beliebt beim ganzen Volke, und ſie hatten ſie wegen ihres Unglücks ſehr beklagt.

Der Richter ſchickte hierauf ſeine Mutter wieder zurück und zwei Frauen zu ihrer Begleitung, denen er heimlich Befehl gegeben, auf alles genau Acht zu geben, und ihm wieder zu ſagen, was bei ſeiner Mutter geſchehen würde. Sobald ſie bei ſich angelangt war, ließ ſie den Beichtvater hohlen, und erzählte ihm Wort für Wort, was ſich bei ihrem Sohne zugetragen, und alles was Merlin geſprochen hatte. Darüber entſetzte ſich der Beichtvater gewaltig, und konnte kein Wort hervorbringen. Er ging auch ſogleich, ohne Abſchied von ihr zu nehmen, aus der Stadt hinaus, und gerade nach dem Fluße hin, denn er dachte, geblendet vom Satan und verzweifelnd, der Richter würde ihn gefangen nehmen und ſchimpflich hinrichten laſſen. Er zog es alſo vor, ſich ſelber den Tod zu geben, ſtürzte ſich in den Fluß und ertrank. Als der Richter dieß von den beiden Weibern erfuhr, war er erſtaunt, ging auch ſogleich zu Merlin, und ſagte ihm, er habe wahr geſagt. Ich lüge niemahls, erwiederte ihm Merlin, aber ich bitte Dich, gehe zu dem frommen Einſiedler, Meiſter Blaſius, und theile ihm dieſe Nach-

richt mit. Der Richter that es sogleich, worauf Merlin, seine Mutter, und ihr Beichtvater Meister Blastus sich in Frieden zurück begaben nach ihrer Behausung.

Sechstes Kapitel.

Meister Blastus war ein frommer und sehr gelehrter Mann, der Gott von ganzem Herzen diente. Er war ganz erstaunt, das Kind Merlin so weissagen zu hören, und solchen übermenschlichen Geist bei ihm wahrzunehmen. Er war im Herzen über diese Seltsamkeit bekümmert, und suchte auf allerhand Art den Merlin hierüber auszufragen, um die Ursache davon zu erforschen. Meister Blastus, fing Merlin endlich an, ich bitte Dich, gieb Dir keine Mühe, mich zu erforschen, denn je mehr Du mich wirst reden hören, desto mehr Ursache wirst Du finden zu erstaunen; beruhige Dich, glaube mir, und thue was ich Dich heißen werde. Wie soll ich Dir glauben, erwiederte Blastus; sagtest Du nicht selbst, Du wärst ein Kind des Teufels? Wenn ich dieß nun glaube, so wie ich es wirklich glaube, muß ich nicht alsdann fürchten, daß Du mich täuschest und hintergehest? — Sieh, sagte Merlin, es ist die Macht der Gewohnheit aller bösen Gemüther, daß sie eher das Böse glauben und annehmen als das Gute. Der Böse sieht nichts als Böses, so wie der Gute nur das Gute sieht. — Er erklärte ihm darauf vollkommen das Geheimniß seiner Erzeugung, und wie der Teufel durch sich selber betrogen worden, indem er ihn in dem Leibe einer gottgeweihten und reinen Jungfrau erzeugt habe. Jetzt aber, fuhr er dann fort, höre mich und thue, was ich Dir sagen werde. Verfertige ein Buch, darin Du alle Dinge aufschreiben sollst, die ich Dir vorsagen werde. Allen Menschen, welche künftig das Buch lesen werden, wird es eine große Wohlthat sein, denn es wird sie bessern, und sie vor Sünden bewahren. Sehr gern, sagte Blastus, will ich das Buch auf Dein Wort, und nach Deinem Worte verfertigen, ich beschwöre Dich aber zuerst im Nahmen Gottes, der Dreieinigkeit, und aller Heiligen, daß Du mich nichts schreiben lässest,

was dem Willen und den Geboten unſers Herrn Jeſu Chriſti entgegen iſt. Ich ſchwöre Dir, ſagte Merlin. Nun ſo bin ich bereit, erwiederte Blaſius, von ganzem Herzen und ganzer Seele zu ſchreiben, was Du mir befiehlſt, ich habe auch Dinte und Pergament, und alles, was zu einem ſolchen Werke nöthig iſt.

Nachdem er alles in völlige Bereitſchaft geſetzt, fing Merlin an, ihm vorzuſagen; zuerſt die Freundſchaft von Chriſtus und Joſeph von Arimathia, wie auch von Adalam und de Perron und von den andern Gefährten, ſo wie es ſich mit ihnen zugetragen, ſo wie auch das Ende des Joſeph, und aller andern. Nach allem dieſen ſagte er ihm die Geſchichte, und die Urſache ſeiner wunderbaren Erzeugung vor, mit allen Umſtänden, ſo wie wir ſie hier vor uns haben.

Blaſius war immer mehr erſtaunt über alle die wunderbaren Dinge, die er von Merlin vernahm; die Worte, die er ſchreiben mußte, dünkten ihm alle gut und wundervoll, und er ſchrieb eifrig fort. Als ſie aber recht mit dem Werke beſchäftigt waren, ſagte Merlin eines Tages zu ihm: Meiſter, es ſteht Dir große Noth bei Deinem Werke bevor, mir ſelber aber eine noch weit größere. Wie das? fragte Blaſius. Man wird mich, antwortete Merlin, nach dem Abendlande zu hohlen kommen; diejenigen aber, die von ihrem Herrn mich zu hohlen geſandt werden, haben ihm mit einem Eid zugeſagt, mich zu erſchlagen, und ihm mein Blut zu überbringen. Sie werden aber, ſo bald ſie mich geſehen, und mich reden gehört, keine Luſt haben, mir Uebles zu thun; ich werde alsdenn mit ihnen gehen. Du aber begieb Dich von hier weg, und zu denen hin, die das Gefäß des heiligen Graal beſitzen; ſei aber ſtets bemüht, die Bücher weiter zu ſchreiben.

Dieſe Bücher werden immer und zu jeder Zeit gern von allen geleſen werden, aber man wird ihnen nicht glauben, weil Du kein Apoſtel Chriſti biſt; denn dieſe Apoſtel ſchrieben nichts auf, als was ſie mit eignen Augen ſahen, mit ihren Ohren hörten, Du aber ſchreibſt blos das, was ich Dir ſage. Und eben ſo; wie ich den Leuten jetzt verborgen und unbekannt bin, gegen welche ich mich nun rechtfertigen muß, eben ſo wohl werden es auch dieſe Bücher bleiben, nur wenige Menſchen werden ſie erkennen und Dir Dank dafür wiſſen. Auch das Buch von Joſeph von Ari-

mathia nimm mit Dir, wenn ich werde fortgeführt ſein. Wenn Du einſt Dein Werk vollendet haben wirſt, ſo muß dieſes Buch von Joſeph mit dazu gehören; dieſe beiden Bücher zuſammen werden ein ſchönes und herrliches Werk ausmachen. Diejenigen, welche es künftig leſen und verſtehen, werden uns für unſre Mühe ſegnen. Alle Geſpräche und die eigentlichen Worte zwiſchen Chriſtus und Joſeph von Arimathia ſage ich Dir nicht, dieſe gehören nicht hierher.

Siebentes Kapitel.

Zur ſelben Zeit regierte ein König, Namens Conſtans. Wir erwähnen nichts von den Königen, die vor ihm regierten; wer aber ihre Anzahl und ihre Geſchichte zu wiſſen verlangt, der muß die Hiſtoria von Bretagna leſen, welche Brutus genannt wird; Meiſter Martin von Gloceſter hat ſie aus dem Lateiniſchen in die romaniſche Sprache übertragen. — König Conſtans hatte drei Söhne, die hießen: Moines, Uter und Pendragon. Auch lebte in ſeinem Lande ein Mann, Nahmens Vortigern, ein ſehr tapfrer und mächtiger Ritter von großem Anſehen. Als König Conſtans ſtarb, berathſchlagte das Volk ſich, wen es zum Nachfolger erwählen ſollte; der größte Theil des Volks, wie die meiſten Edlen, waren dafür, den Moines, älteſten Sohn des verſtorbenen Königs, zu erwählen, ungeachtet er nur noch ein Kind war; ihm aber, und keinem andern gehörte das Reich von Rechtswegen; Vortigern, als der Mächtigſte und Verſtändigſte im Lande, war auch derſelben Meinung. Der junge Moines ward alſo zum Könige, und Vortigern einſtimmig zu ſeinem Seneſchall ernannt.

Damahls war das Reich im Kriege mit den Heiden; ſie kamen von Rom und von andern Seiten her, verheerten das Land und bekriegten die Chriſten. Vortigern aber regierte das Reich nach eigner Willkühr, ohne ſich des jungen Königs anzunehmen, der noch zu unverſtändig und zu kindiſch war, um ſich ſelbſt rathen zu können. Nachdem Vortigern nun ſich erſt des ganzen Regiments bemächtigt, ſo daß niemand ihm entgegen ſein durfte und das ganze

Reich nur von ihm abhing, ward er hochmüthig und geldgeizig, bekümmerte dabei ſich weder um den König noch um das Land, denn er wußte wohl, daß niemand, als er, etwas unternehmen oder ausführen konnte, zog ſich von allem zurück und lebte blos für ſich. Die Heiden verſammelten, als ſie dieſe Nachricht über den Seneſchall erhielten, ſogleich ein großes Heer und fielen damit in das Land der Chriſten.

König Moines ward ſehr beſtürzt, daß ſein Seneſchall ſowohl das Regiment als das Heer verlaſſen und ſich zurückgezogen hatte; begab ſich auch ſogleich in ſeiner Beſtürzung zu ihm hin und bat ihn flehentlich, doch das Heer wieder gegen den Feind anzuführen. Vortigern aber entſchuldigte ſich gegen den König mit ſeinem hohen Alter, das ihm nicht mehr erlaube, in den Krieg zu gehen, noch ſich der Regierungsgeſchäfte viel anzunehmen. Nehmt, ſprach er zum Könige, einen andern zu Eurem geheimen Rath; Euer Volk haßt mich, weil ich ſtets zu ſehr auf Euern Vortheil bedacht geweſen war; erwählt alſo einen unter ihnen und übergebt ihm mein Amt, denn ich will ſicher nichts mehr damit zu ſchaffen haben.

Die, welche mit dem Könige bei Vortigern waren, beſchloßen, da ſie ihn ſo reden hörten, der König ſelber ſolle ſich an ihre Spitze ſtellen, und ſie wollten mit ihm gegen den Feind ziehen. Haſtig wurde alſo ein Heer zuſammengerafft, und ſie zogen ins Feld, König Moines an ihrer Spitze; er war aber viel zu jung und zu unerfahren in Kriegsſachen, auch war das Heer der Heiden viel ſtärker, als das ihrige, auch ihre Anführer ſehr tapfer und verſtändige Männer, daher kam es, daß das Heer des Königs Moines geſchlagen ward und floh; er ſelber entfloh mit ihnen.

Nun jammerte und klagte das Volk um ſeinen Seneſchall. Hätte Vortigern, riefen ſie, das Heer angeführt, nimmer hätte er die Schlacht verloren, nimmer hätten die Heiden ſo viel Chriſten erſchlagen! Auch murrten viele der Großen und Edlen des Reichs gegen den König; er hatte ſie durch unvorſichtiges Betragen und durch allerlei Zumuthungen, die nicht ganz ſchicklich waren, ſich zu Feinden gemacht.

Es entſtand alſo eine große Empörung unter dem Volke, und die vornehmſten und mächtigſten darunter gingen zum Vortigern, und riefen ihn zu Hülfe. Wir ſind ohne Oberhaupt, ſagten ſie, denn unſer König thut ſeine Pflicht nicht, wir bitten Euch, nehmt Euch um Gotteswillen unſrer an, ſeid Ihr unſer König und unſer Herr; kein Mann auf Erden iſt weiſer und tapferer als Ihr, alſo giebt es auch keinen, der dieſes Amt beſſer als Ihr bekleiden könnte, und darum verlangen wir auch keinen andern als Euch.

Darauf antwortete Vortigern: So lange Euer rechtmäßiger König noch lebt, kann und werde ich niemahls Euer König ſein. Ei, riefen die andern, wir wünſchten ihn lieber todt als lebendig zu ſehen. Nun, ſagte Vortigern, ſo bringt ihn um, denn ſo lange er am Leben iſt, kann ich nicht Euer König ſein. Bei dieſer Rede blieb er, was jene auch ſagen mochten. Sie gingen alſo wieder fort, berathſchlagten ſich aber, und hielten eine Verſammlung, zu welcher ſie ihre beſten Freunde und nächſten Verwandte zogen; hier beſchloßen ſie, den König Moines wirklich ermorden zu laſſen, in der Hoffnung, daß, wenn Vortigern durch ihren Verrath würde König geworden ſein, er ihnen alsdann dieſen Dienſt wohl belohnen werde, und ſie durch ihn die eigentlichen Herrſcher des Landes ſein würden. Sie erwählten zwei der ſtärkſten und gewandteſten Männer unter ihnen; dieſe gingen hin und ermordeten den jungen König Moines auf eine ſchändliche verrätheriſche Weiſe, denn er war noch ein ſchwacher, wehrloſer Knabe, und hatte keinen Menſchen um ſich, der ihn bewachte oder vertheidigte; keiner kümmerte ſich um ihn, und ſo ließen ſie ihn hülflos ermorden.

Nach vollbrachter That eilten die Mörder zu Vortigern, und erzählten ihm, was ſie gethan hätten, um ihn zum Könige zu erheben, und daß ſie den jungen König Moines erſchlagen haben. Vortigern, als er dieß vernahm, ſtellte ſich äußerſt erſchrocken und bis zum Tode betrübt; Ihr habt übel gethan, rief er, daß Ihr Euern Herrn, Euern geſalbten König erſchlagen habt; Ihr ſollt auch dafür beſtraft werden; erfährt das Volk Eure That, ſo müßt Ihr ſterben. Darum flieht, flieht, meidet dieß Land und das Reich, denn wenn ſie Euch fangen, ſo müßt Ihr alle ſterben! Warum mußtet Ihr hierher zu mir kommen, um mir

eine ſolche Botſchaft zu bringen! Weh Euch! Geht, kommt nie wieder vor meine Augen! Die Mörder entfernten ſich ſchnell, und meinten, Vortigern wäre im Ernſt ſehr betrübt und erzürnt wegen ihrer That.

Achtes Kapitel.

Vortigern wurde einſtimmig vom ganzen Volk und von allen Edlen zum König erwählt, mit Hintanſetzung der beiden jüngern Brüder des ermordeten Königs Moines. Dieſe beiden Knaben hatten jeder einen Hofmeiſter, weiſe Männer, welche beide dem alten Könige Conſtans, Vater des jungen Moines und ihrer beiden Zöglinge, lange Zeit hindurch treu gedient hatten; auch hatte der alte König ſie zum Lohn für ihre Treue zu Hofmeiſtern der beiden Prinzen ernannt. Dieſe beiden Herren nun waren erſtaunt darüber, daß die beiden Königsſöhne von der Krone ausgeſchloſſen wurden, und ſahen voraus, daß Vortigern gewiß nicht unterlaſſen würde, die Knaben zu erſchlagen, ſobald ſie in das Alter gekommen ſein würden, auf das Reich Anſpruch zu machen, welches von Rechtswegen ihnen zukäme. Sie entflohen alſo mit den beiden Prinzen und gingen nach Bourges in Berry; hier waren ſie ſicher, und hier erzogen ſie die beiden Knaben und gaben nie zu, daß ihnen irgend ein Leid geſchähe, ſo lange ſie lebten.

Sobald Vortigern zum Könige gekrönt und geſalbt worden, meldeten ſich die Mörder des Königs Moines bei ihm; Vortigern that aber, als kennte er ſie nicht und als hätte er ſie nie vorher geſehen, worüber jene ſich ſehr ärgerten, da ſie eine ganz andre Aufnahme vom König Vortigern erwartet hatten. Wie, Herr König, ſprachen ſie: Ihr erinnert Euch unſer nicht mehr? Ihr wißt ja wohl, daß Ihr bloß durch uns ſeid König worden. Denkt doch daran, wenn es Euch beliebt, ob Ihr hättet König werden können, wenn wir nicht um Euretwillen den König Moines getödtet hätten? — Haltet dieſe Mörder feſt, rief der König laut aus, und führt ſie ins Gefängniß; da Ihr jetzt Eure Mordthat be-

kannt habt, so sollt Ihr Euch auch selber Euer Urtheil sprechen. Ihr habt Euern Herrn und König todtgeschlagen, wer gab Euch ein Recht dazu, solches zu thun? Ihr könntet auch eben so gut mich umbringen, aber das sollt Ihr nun wohl lassen. Herr König, riefen diese Männer ganz erstaunt und erschreckt, den Vortigern so sprechen zu hören: Herr König, wir thaten es ja aus Liebe zu Euch. — Ei, sagte König Vortigern, ich werde Euch zeigen, wie man die Leute liebt.

Sie wurden darauf alle Zwölfe gefangen und geviertheilt, so daß jeder von vier Pferden in vier Theile zerrissen ward, daß kein Glied ihres Leibes am andern blieb.

Diese Zwölfe hatten aber viele Anverwandte, und waren alle von großer Abkunft und Familie; diese Anverwandte versammelten sich, gingen zum Könige und machten ihm Vorwürfe wegen seiner grausamen Undankbarkeit. Ihr habt, sagten sie, unsere Verwandte auf eine schimpfliche Weise hinrichten lassen; wisset also, daß wir niemahls Euch von ganzem Herzen dienen werden. Da ergrimmte Vortigern und sagte: Wenn Ihr noch viel redet, so soll es Euch eben so ergehen, wie Euern Vettern. Drohe so viel Du willst, König Vortigern, sagten sie voll Zorn, wir fürchten Dich nicht; wisse nur, daß Du niemahls Friede und Ruhe mit uns wirst haben, so lange Du lebst; allenthalben wollen wir Dich bekriegen, im offnen Felde, wie in Burgen und Schlössern, allenthalben sollst Du Krieg finden. Wir erkennen Dich nicht als unsern König; denn Du hast das Reich unrechtmäßiger Weise und gegen Gott und die heilige Kirche an Dich gerissen, Du sollst auch desselben Todes sterben, als Du unsre Verwandte hast sterben lassen, darauf darfst Du rechnen. — Nach diesen Worten entfernten sie sich, ohne seine Antwort abzuwarten. König Vortigern ärgerte sich sehr darüber, aber er mußte den Schimpf so hinnehmen, ohne etwas dagegen thun zu können; er sah wohl ein, daß es nicht Zeit war, etwas gegen sie zu unternehmen.

Auf diese Weise entstand ein großer Zwist zwischen den Baronen des Reichs und dem Könige. Die Partheien versammelten große Heere, und der Krieg ward sehr lange im Lande fortgesetzt, wobei sowohl der König als seine Unterthanen großen

Schaden litten; endlich aber siegte der König, und jagte die aufrührerischen Barone aus dem Lande. Als er nun die Oberhand behalten und von keinem etwas mehr zu fürchten hatte, ward er so übermüthig und verfuhr so übel mit seinem Volke, daß dieses endlich es nicht länger ertragen mochte und sich gegen ihn auflehnte. Es entstand ein allgemeiner Aufruhr gegen ihn, mehr als die Hälfte des Königreichs fiel von ihm ab und nahm seine Festungen ein. Hierauf schickte ihnen Vortigern Abgesandte, und ließ ihnen Friedensvorschläge thun, womit die Aufrührer auch wohl zufrieden waren. Einer unter ihnen, Nahmens Hangius, ein tapfrer und mächtiger Ritter, der immer im Kriege gegen Vortigern sich gehalten, ward vom Volke zum Abgesandten an Vortigern erwählt. Hangius ward auch sehr freundlich vom Könige aufgenommen, und der Friede auf lebenslang fest gemacht und besiegelt. Hangius blieb lange Zeit in des Königs Diensten, und beredete ihn endlich, daß er seine Tochter zum Weibe nahm; dadurch bekam er große Macht und Einfluß über seinen Schwiegersohn den König und über das Reich, riß auch endlich nach und nach das ganze Regiment an sich. Das Volk wollte aber nichts von ihm erdulden, weil er kein Christ war, sondern ein Heide, und hatte schon lange darüber gemurrt, daß ihr König keine Christin, sondern eine Heidin zur Gemahlin genommen hatte. Diese war es auch, die zuerst das Wort Pöbel erfand, und das Volk so benannte, indem sie sagte: ich kann mich nicht des Pöbels annehmen gegen meinen Vater! — Das Volk war also mehr als je unzufrieden mit dem Könige Vortigern, denn seine Gemahlin hing immer der Lehre Mahomets an, zog auch den König selbst, und viele seiner Hofleute von der Religion Christi ab.

Neuntes Kapitel.

König Vortigern, als er bedachte, wie verhaßt er bei seinem Volke war, und wie über kurz oder lang einmahl die beiden jüngern Söhne des Königs Constans wieder kommen könnten, die sich in

der Fremde vor ihm verſteckt hielten, und wie er alsdenn ſicherlich ſeines Reiches und vielleicht ſeines Lebens würde beraubt werden, beſchloß zu ſeiner Sicherheit einen Thurm erbauen zu laſſen, wohin er ſich im Nothfall, wenn er überfallen würde, zurückziehen und ſich befeſtigen könnte.

Er ließ alſo die vortrefflichſten Bauleute ſeines Reichs kommen und gab ihnen genau an, wie der Thurm ſollte erbaut und befeſtigt werden; ließ ihnen auch Steine, Kalk, Sand und alle andre nöthige Dinge zum Bau zuführen. Sie fingen ihn auch alsbald mit großem Fleiße an; als ſie aber mit dem Fundament fertig waren, und etwa drei oder vier Fuß aus der Erde gebaut hatten, ſo fing das ganze Werk an zu beben und zu wanken, und fiel ſo heftig und mit einer ſo ſtarken Erſchütterung zuſammen, daß ſogar der Berg, auf welchem der Thurm angefangen war, einzuſtürzen drohte. Die Bauleute erſchracken und waren verwirrt; was iſt nun zu thun, fragte einer den andern. Sie kamen überein, daß man den Bau noch einmahl anfangen müſſe, und zwar noch ſtärker als das erſtemahl.

Er fiel aber auch das zweitemahl zuſammen, wie zuerſt, und ſo auch zum drittenmahl. Der König wollte ganz raſend und unſinnig über dieſe wunderbare Begebenheit werden; ſagte auch, er würde nie Ruhe oder Freude haben, bis er das Werk vollendet ſähe. Er ließ daher in allen ſeinen Landen bekannt machen, daß die Weiſeſten und Verſtändigſten zu ihm kommen, und die Sache mit ihm überlegen ſollten. Da ſie nun bei ihm angekommen waren, zeigte ihnen der König den angefangenen Bau, und erzählte ihnen, wie er dreimahl wieder zuſammengeſtürzt ſei, als er drei oder vier Fuß hoch heraus gebaut war. Die neu angelangten weiſen Männer erſtaunten höchlich ob dieſer Erzählung, noch mehr aber als ſie hinausgingen, und das Werk und die Stärke der Mauer ſahen. Herr König, ſagten ſie alsdenn, wir wollen uns über dieſe wunderbare Sache berathſchlagen, und alsdann Euch unſre Meinung ſagen. Nachdem ſie eine geraume Zeit mit einander die Sache überlegt hatten, kamen ſie dahin überein, daß ſie es nicht wüßten, gingen auch wieder zum Könige, um ihm dieſe ihre Meinung zu ſagen. Wir wiſſen nicht, und verſtehen nichts davon,

Herr König, ſagte der älteſte und verſtändigſte unter ihnen, warum Euer Thurm nicht ſtehen will; laßt aber die weiſeſten und gelehrteſten geiſtlichen Männer Eures Landes zuſammenberufen, und fragt ſie darum, dieſe werden ſicher Euch hinlänglichen Beſcheid darüber ertheilen, weil ſie gelehrt ſind und vieles wiſſen; wir aber haben nicht ſtudirt. Der König that alſo; ließ alle gelehrte Geiſtliche zuſammenberufen, und verſprach demjenigen eine hohe Belohnung, der ihm die Sache erklären würde. Die Geiſtlichen kamen aus dem ganzen Lande von allen Seiten her, riethen hin und her, wußten es ſo wenig zu ſagen, als die erſten Männer, riethen aber dem Könige, der durch dieſen Aufſchub immer hitziger und wilder ward, ſeine Sterndeuter zuſammen berufen zu laſſen, weil dieſe es ſicher wiſſen müßten, indem ſie jede Sache deutlich in den Sternen läſen. Es geſchah alſo nach ihrem Rath, und die berühmteſten Sterndeuter, ſieben an der Zahl, kamen zum Könige, und ließen ſich die Sache von ihm vortragen; er verſprach demjenigen unter ihnen, welcher die Urſache herausbringen würde, große Ehre und hohe Belohnung.

Zehntes Kapitel.

Die ſieben Aſtronomen ſtudirten jeder beſonders mit vielem Fleiß und großer Anſtrengung; ſie konnten aber nichts finden, was zu ihrer Abſicht gehörte. Es war freilich etwas beſonders ſeltſames in der Conſtellation zu ſehen, und jeder von ihnen fand es, aber dieſes Seltſame paßte nicht, und gehörte nicht in das, was ſie ſuchten, und ſie wußten es auf keine Weiſe damit zu verbinden. Als ſie nun zuſammenkamen, und ſich ihre Entdeckungen mittheilten, waren ſie nicht wenig erſchrocken darüber, daß ſie alle nur dasſelbe geſehen, und alſo über den eigentlichen Grund der Sache nichts heraus gebracht hatten. Dazu kam, daß der König ſie ſehr drängte, und eiligſt zu wiſſen verlangte, was ſie gefunden. Ei, Herr König, antwortete ihm einer der Aſtrologen, wir können

Euch eine ſo ſchwere Frage nicht ſo ſchnell löſen, als Ihr wohl denkt; wir brauchen noch neun Tage zu unſern Studien. Die ſollt Ihr haben, rief der ungeduldige Vortigern; aber hütet Euch, wo Ihr nicht am Ende dieſer neun Tage mir die wahre Urſache erklärt, und ausfindig gemacht habt!

Nun ſtudirten die Aſtrologen wieder in den Sternen; und als ſie wieder zuſammenkamen, und ſich einander fragten, was ſie wahrgenommen, ſprach keiner von ihnen etwas, ſondern ſie ſahen ſich an und ſchwiegen ſtill. Wollt Ihr, fing endlich der älteſte und verſtändigſte unter ihnen an, mir lieber jeder beſonders und heimlich Eure Meinung über die Sache ſagen, ſo will ich bei meiner Treue Euch nicht verrathen, und keiner ſoll von mir erfahren, was die andern mir offenbart. Dieß waren alle zufrieden, und jeder ſagte dem Aelteſten ins Geheim, was er wahrgenommen, und zu ſeinem Erſtaunen ſagten alle dasſelbe, nähmlich daß ſie über die Sache mit dem Thurme nichts gefunden; daß ſie aber eine andre wunderbare Sache geſehen, nähmlich ein Kind, welches jetzt ſieben Jahr alt ſei, von einer Frau geboren, ohne einen irdiſchen Erzeuger. — Ihr habt eines und dasſelbe geſehen und mir jeder das nähmliche entdeckt, ſagte der Alte; jedoch eines iſt, was Ihr mir alle verſchwiegt, und was Ihr doch eben ſo wohl geſehen, als ich, daß nähmlich dieſes Kind vom Weibe geboren, aber ohne irdiſchen Vater erzeugt, Schuld an unſerm Untergang, und die Urſache unſers Todes ſein wird. Iſt es nicht ſo? — Es iſt wahrlich ſo, ſagten die andern erſtaunt und bekümmert. — Nun ſo hört mich, fing der Alte wieder an; wir würden in unſrer Kunſt wenig taugen, wenn wir nicht dem, was uns kund gethan, abhelfen könnten. Laßt uns nur einig ſein, und uns nicht in unſern Reden widerſprechen, wenn wir vor den König kommen. Folgendes wollen wir aber einſtimmig dem Könige ſagen: Wiſſe, Herr König, daß Dein Thurm niemahls feſt ſtehen wird, und nie kann zu Ende gebaut werden, wenn Du nicht den Grundſtein mit dem Blute eines Kindes netzeſt, das von einem Weibe geboren, aber von keinem Mann erzeugt worden. Es lebt auch in der That ein ſolches Kind, wenn Du, Herr König, es nur finden kannſt, und ſein Blut auf den Grundſtein des Thurmes vergießen

läſſeſt, ſo wird der Thurm feſt ſtehen und nie wieder fallen. Auch müſſen wir dem Könige verbieten, fuhr der Alte fort, daß er das Kind nicht ſelber zu ſehen verlangt, noch es ſprechen hört, ſondern diejenigen, die er ausſendet, es zu ſuchen, ſobald ſie es gefunden, müſſen es hinausführen und auf dem Grundſtein tödten. Auf dieſe Weiſe werden wir uns des Kindes entledigen, von welchem wir in den Sternen geſehen, daß es an unſerm Tode ſchuld ſein wird. Auf ſolche Weiſe verabredeten ſich nun die Sterndeuter über jedes Wort, damit alle dieſelben Worte vor dem Könige ſprechen möchten.

Als ſie nun vor König Vortigern gerufen wurden, baten ſie ſich jeder insbeſondre Gehör bei ihm aus, was er ihnen auch ſogleich bewilligte. Iſt es möglich, rief er, nachdem er ſie alle vernommen, und ſie ihm alle dasſelbe geſagt, iſt es möglich, daß ein ſolches Wunder auf Erden lebe? Ein Kind ohne Vater erzeugt? Wenn dieß ſich wirklich ſo verhält, ſo ſeid Ihr in Wahrheit ſehr weiſe und gelehrte Männer. Wenn es ſich nicht ſo verhält, ſagten die Aſtrologen, ſo thue der König mit uns nach ſeinem Wohlgefallen, wir ſind in ſeiner Hand. Aber wie kann es möglich ſein? erwiederte Vortigern noch einmahl. Niemahls, antworteten jene wieder, haben wir vorher ſo etwas gehört, dieſes Kind aber iſt ohne Vater erzeugt, lebt, und iſt jetzt ſieben Jahre alt. Ich will es aufſuchen laſſen, ſagte der König wieder, aber bis es gefunden iſt, ſo bleibt Ihr in der genaueſten Verwahrung. Es geſchehe ſo, wie der Herr unſer König befiehlt, ſagten jene; doch hüte ſich der König, den Knaben zu ſehen, oder ſprechen zu hören, ſondern die Boten, die ihn ſuchen, müſſen ihn ſogleich tödten, wenn ſie ihn gefunden haben, und das Blut auf den Grundſtein des Thurmes ausgießen. Hierauf wurden die Sterndeuter von dem Könige entlaſſen, und in einem feſten Thurm wohl verwahrt, wo ihnen Speiſe und Trank gereicht ward, nebſt allem, was ſie ſonſt zum Leben bedurften. König Vortigern ſandte aber ſogleich zwölf Boten, denen befahl er an, auf der ganzen Erde nach einem Knaben zu ſuchen, der ſieben Jahre alt, und ohne Vater erzeugt von einem Weibe geboren ſei. Niemahls ſollten ſie wieder zurückkommen, wenn ſie ihn nicht gefunden. Er ließ ſie aber einen

Eid ablegen, daß ſie ihn ſogleich erſchlagen würden, ſo bald ſie ihn hätten.

Die Boten vertheilten ſich je zwei und zwei, und ſuchten den Knaben Merlin nach der Vorſchrift des Königs Vortigern. Nicht weit von dem Orte, wo Merlin ſich aufhielt, begegneten ſich vier Boten, und beſchloßen eine halbe Tagreiſe zuſammen zu machen. Sie waren noch nicht lange geritten, ſo ſahen ſie einen Haufen Knaben, die ſpielten und den Ball ſchlugen. Merlin war unter dieſen Knaben, und wußte ſehr wohl, daß die Boten an dieſem Tage kommen würden, und auch, wen ſie ſuchten; daher als er ſie kommen ſah, nahm er den Schlägel, womit er ſeinen Ball ſchlug, und hieb damit einen andern Knaben ſo derb gegen daß Bein, daß dieſer anfing zu ſchreien und zu weinen, und den Merlin ausſchimpfte. Du Hurenſohn, ſchrie er, haſt gar keinen Vater, Deine Mutter hat Dich ja ohne Vater geboren! Da die Boten dieß hörten, ſtanden ſie ſtille; hier iſt er, ſagten ſie, nun haben wir ihn endlich gefunden! Merlin ſtellte ſich zwiſchen die andern Knaben und lachte als er ſahe, wie die Boten den weinenden Knaben ausfrugen, er ſollte ihnen den zeigen, der ihn geſchlagen. Merlin trat lachend aus dem Haufen gegen die Boten; hier iſt der, den Ihr ſucht, ſagte er, deſſen Blut Ihr geſchworen habt dem Könige Vortigern zu überbringen. Wer hat Dir das geſagt? riefen die Boten voll Erſtaunen aus. Ich will Euch auch wohl ſagen, fing Merlin wieder an, warum Ihr mich erſchlagen ſollt, und warum der Thurm nicht ſtehen bleiben will; wollt Ihr mir ſchwören, mir kein Leides zu thun, ſo gehe ich mit Euch. — Dieß ſagte Merlin bloß, um ſie immer mehr in Erſtaunen zu ſetzen, er wußte es ſehr wohl vorher, daß ſie ihm nichts zu Leide thun, noch ihn umbringen würden. Dieß Kind ſpricht Wunderdinge, ſagten die Boten; wahrlich, es wäre ſündlich es zu tödten; ich möchte lieber, riefen alle viere aus, meineidig werden, als ihm ein Leides anthun. Wir ſchwören Dir, ſagten ſie zu Merlin, Dich nicht zu tödten, noch Dich tödten zu laſſen, gehe aber mit uns. Ich will wohl, antwortete Merlin; vorher aber kommt mit mir zu meiner Mutter, damit ich ſie um Urlaub zur Reiſe bitte, und ſie mich vorher ſegne; auch muß ich den frommen Mann, der bei ihr wohnt,

noch ſprechen. Er führte alſo die Boten in das Kloſter, wo ſeine Mutter lebte, ließ ſie gut bewirthen, auch für ihre Pferde Sorge tragen; darauf führte er ſie hinein zu Meiſter Blaſius.

Meiſter, redete er ihn an, hier ſind die, von denen ich Euch ſagte, daß ſie kommen würden, mich zu erſchlagen. Höre jetzt, was ich ihnen ſage, und ſchreibe es auf; darauf wandte er ſich zu den Boten: Ihr ſeid einem Könige unterthan, deſſen Nahme iſt Vortigern. Dieſer König Vortigern will einen Thurm erbauen laſſen; und ſo ſagte er den Boten alles auf's Haar, wie es dabei herging, was der König geſagt, und was die weiſen Räthe und Sterndeuter; auch wie ſie viere nebſt noch acht andern wären geſchickt worden, ihn aufzuſuchen, und ſein Blut dem Könige Vortigern zu bringen. Ich ſelbſt, fuhr er fort, wollte mich von Euch finden laſſen, darum ſchlug ich den Knaben gegen die Beine, das er ſchreien mußte, und ſchimpfend mich Euch verrathen.

Hierauf entfernte Merlin ſich, und Meiſter Blaſius fragte die Boten; verhält alles ſich ſo, als der Knabe hier ſagte? In Wahrheit, antworteten ſie, es iſt alles genau ſo wie er ſagt, oder unſere Seele komme nie zu Gott. Meiſter Blaſius kreuzigte ſich und ſprach: Es wird ein ſehr weiſer Mann aus ihm, wenn er leben bleibt, und ſehr ſündlich wäre es, und gar Schade, wenn Ihr ihn umbringen wolltet. Lieber, erwiederten die Boten, wollten wir in Ewigkeit unſer eigenes Leben miſſen, und dem Könige alle unſer Hab und Gut überlaſſen. Er ſelber, der Knabe, der ſo vieles weiß, wird auch, daß dieß Wahrheit iſt, ſicher wiſſen. Ihr habt Recht, antwortete Meiſter Blaſius, ich werde ihn in Eurer Gegenwart darum fragen. Da nun Merlin wieder zu ihnen kam, ſagte ihm Meiſter Blaſius: Du haſt in allem wahr geſagt, jetzt aber antworte mir auf eine andre Frage: Haben dieſe Boten die Macht, und ſind ſie Willens Dich zu tödten? — Sie haben wohl die Macht dazu, antwortete Merlin lachend, und waren es freilich Willens; jetzt aber haben ſie, Gott ſei Dank, die Luſt dazu verloren, und ich darf wohl mit ihnen ziehen. Schwört mir aber vorher, daß nicht allein Ihr mich nicht erſchlagen wollt, ſondern daß Ihr auch dafür ſorgt, daß Niemand anders mir ein Leid zufüge, und daß Ihr mich wohlbehalten vor den König bringen

wollt; hat dieſer mich nur erſt reden hören, ſo bin ich gewiß, daß er mein Blut nicht weiter verlangen wird.

Die Boten legten den Eid ab, den Merlin von ihnen gefordert. Darauf ſagte Meiſter Blaſius: Ich ſehe nun wohl, Merlin, daß Du mich verlaſſen mußt; ſage mir aber vorher, was aus dem angefangenen Buche werden ſoll? — So bald ich von hier weg bin, antwortete ihm Merlin, ſo mache Dich auf, und gehe nach der Gegend und in das Land, welches Northumberland genannt wird. Dieſes Land iſt voller großer Wälder, ſo daß die Einwohner ſelbſt es nicht genau kennen, denn es giebt da Wälder, wo niemahls ein Menſch hingekommen. Dort halte Dich auf, ich werde Dich ſchon zu finden wiſſen, und Dir alles bringen, was zur Vollendung unſers Werks nothwendig iſt. Wiſſe, dieſes Werk wird Dir viel Mühe und Arbeit verurſachen; ſei aber nur gutes Muthes und arbeite mit Geduld, Du wirſt am Ende einen hohen Lohn davon tragen. Es wird dieſes Werk von Jahrhundert zu Jahrhundert fortleben, und der Lohn wird dem gleich ſein, den Joſeph von Arimathia erhielt, da er den heiligen Leib des Herrn vom Kreuze abnahm; Du wirſt alsdann mit dem guten Joſeph und ſeinen Begleitern in Geſellſchaft, und nebſt Deinen Nachkommen ein Zeuge der Güter ſein, deren ſie für ihre gute Werke theilhaft wurden. Wiſſe auch, daß ich in dem Königreiche, wohin ich jetzt gehe, es dahin bringen werde, daß Männer und Frauen für einen Menſchen von gottgeliebter Abkunft thätig ſein ſollen. Aber erſt bei dem vierten Könige wird dieß Statt finden. König Artus wird er heißen. Geh Du nur dahin, wo ich Dir ſagte, ich werde oft zu Dir kommen und Dir ſagen, was Du ſchreiben ſollſt. Alle Lebensbeſchreibungen vom König Artus, und aller, die gleichzeitig mit ihm leben, werde ich Dich ſchreiben laſſen, ſo wie alles, was zu ſeiner Zeit geſchieht; es wird ein wundervolles Werk werden; Du aber wirſt alsdenn dieſelbe Gnade erlangen, welcher alle jene aus der Geſellſchaft des heiligen Graal theilhaft werden. Nach unſerm Tode wird dieß Buch gefunden werden, und es wird ein ewiges Denkmahl ſein. Meiſter Blaſius erfreute ſich der Reden des Knaben und ſagte: Ich thue mit Freuden alles, was Du mir befiehlſt. Darauf ging Merlin, in Begleitung der Boten, zu ſeiner Mutter, und beur-

laubte ſich von ihr. Ich muß mich von Euch mit dieſen fremden Boten entfernen, ſagte er; es geſchieht im Dienſte des Herrn, daß ich mit ihnen gehe; auch Meiſter Blaſius muß zu dieſem Ende nach einem andern Lande ziehen. Sei Gott empfohlen, mein Sohn, ſagte die Mutter, ich kann Dir nicht den Urlaub vorenthalten, denn alles, was Du beginnſt, iſt weiſe, und nach dem Willen Gottes. Könnte aber Meiſter Blaſius bei mir bleiben, das würde in meinem abgeſchiedenen, der Betrachtung geweihten Leben mir von großem Nutzen ſein. — Es kann dießmahl nicht ſein, Mutter, erwiederte Merlin, nahm Abſchied von ihr, und machte ſich in Begleitung der Boten auf den Weg. Meiſter Blaſius aber ging, ſo wie ihm befohlen worden, nach dem Northumberlande.

Eilftes Kapitel.

Merlin kam mit ſeinen Begleitern durch eine Stadt, wo Markt gehalten wurde; als ſie jenſeits der Stadt waren, trafen ſie einen jungen Mann, der ſich auf dem Markt ein Paar neue Schuh und ein großes Stück Leder gekauft, weil er eine lange Wallfahrt zu thun gelobt hatte. Merlin lachte laut, als er vor dieſem Manne vorbei war; die Boten fragten um die Urſache ſeines lauten Lachens. — Fragt den Mann, ſagte Merlin, was er mit dem Leder zu machen geſonnen ſei? Er wird Euch ſagen, daß er ſeine neuen Schuhe damit flicken wolle, wenn ſie zerriſſen ſind, denn er hat eine große Reiſe vor; ehe er aber ſeine Schuhe nach Hauſe getragen, wird er todt ſein. Wir wollen ſehen, ſagten die Boten, ob Du die Wahrheit geſprochen; zwei von uns werden Dich begleiten, zwei ſollen den Mann anreden und mit ihm gehen. Sie thaten alſo, beſtimmten aber vorher einen Ort, wo ſie ſich wieder antreffen würden.

Als die zwei an den jungen Mann herangingen, fragten ſie ihn, was er mit dem Stück Leder machen wolle, und der Mann ſagte ihnen dieſelben Worte, die Merlin ihnen vorher geſagt, worüber ſie ſehr erſtaunten; als ſie aber noch ein Stück Weges mit

ihm fortgegangen waren, so fiel der Mann vor ihnen hin und war todt. Die beiden waren verwundert und erschrocken über diese Begebenheit, und machten sich sogleich auf den Weg, Merlin und die andern Gefährten aufzusuchen. Indem sie ritten, unterhielten sie sich von dem wundervollen Kinde und seiner Weisheit. In Wahrheit, sagten sie, diejenigen, die seinen Tod verlangten, sind sehr thöricht, wir selber möchten viel lieber sterben, als ihm ein Leid zufügen lassen. Hierauf trafen sie den Merlin wieder an, der, so wie er ihrer ansichtig ward, sich bei ihnen bedankte, daß sie so Gutes von ihm geredet; ich weiß jedes Wort, was Ihr von mir gesprochen. — Sag es uns, wenn Du es weißt. Hierauf wiederhohlte Merlin ihnen alle Worte, die sie, während sie abwesend, von ihm geredet, worüber sie nur immer mehr erstaunten.

Als sie ungefähr eine Tagreise weit im Lande des Königs Vortigern gekommen waren, begegneten sie in einer Stadt einem Leichenzuge. Ein Kind ward zur Erde bestattet, und Männer und Frauen folgten der Leiche in großer Betrübniß und in Trauerkleider gehüllt, wie auch der Prior nebst vielen Geistlichen, die mit Gesange dem Zuge folgten. Merlin stand stille, und als der Zug vorbei war, fing er wieder an zu lachen. Die Boten fragten ihn wieder, worüber er lache? — Ueber diese wunderlichen Dinge lache ich, sagte Merlin; seht doch, wie dieser gute Mann klagt und trauert, und wie der Prior so brav singt! Umgekehrt sollte es sein, der Prior sollte trauern und der gute Mann könnte singen; denn das Kind, das der Mann beweint, ist nicht sein Kind, wie er wähnt, sondern der Prior ist sein Vater. Ei, sagten die Boten, sollte dieß wahr sein? Geht hin, erwiederte Merlin, zu der Frau des Mannes und fragt sie, warum der Mann solch Leid trüge? sie wird antworten, weil ihm ein Kind begraben wird. Darauf sagt Ihr nur keck: Ei, Frau, das Kind gehört nicht dem Manne, sondern dem Prior, alle Geistlichen wissen das auch sehr wohl, läugnet es also nur nicht, der Prior hat Tag und Stunde aufgeschrieben, da er bei Euch geschlafen. Die Boten richteten alles so aus, wie Merlin ihnen vorgeschrieben. Als sie nun der Frau das so dreist sagten, ward

ſie über und über roth. Habt Barmherzigkeit mit mir, bat ſie; es iſt ſo, wie Ihr ſagtet, aber ſagt es nur nicht meinem Herrn wieder, er bringt mich ſonſt um's Leben. Die Boten kehrten nun wieder zu Merlin zurück. Du biſt, riefen ſie noch lachend über dieſe Begebenheit, der vortrefflichſte Wahrſager. Jetzt aber, Merlin, nähern wir uns der Stadt, in welcher wir den König Vortigern antreffen. Nun unterrichte uns nach Deiner Weisheit, wie wir dem Könige antworten ſollen; denn Du weißt wohl, daß wir einen Eid abgelegt, Dich zu erſchlagen und ihm Dein Blut zu überbringen. Ihr habt Recht, erwiederte Merlin; folgt mir aber, ſo wird Euch wegen meiner kein Leides widerfahren. Geht zum Könige und erzählt ihm treulich, was Ihr von mir gehört und geſehen, auch wie Ihr mich gefunden. Sagt ihm auch, ich wolle ihm wohl ſagen, warum ſein Thurm nicht feſtſtehen wolle; ſagt ihm nur, meine Meinung wäre, er müſſe mit denen, die er im Gefängniß verwahre, ſo thun, wie ſie ihm gerathen, mit mir zu thun. Wenn Ihr ihm über alles die Wahrheit von mir berichtet, ſo thut alsdenn, was er Euch befehlen wird.

Zwei von den Boten gingen zum Könige, der ſich freute, als er ſie ſah; ſie baten ſich geheimes Gehör bei ihm aus, und erzählten ihm alles mit treuer Wahrheit, was ſie von Merlin gehört und geſehen, wie er ſich ihnen ſelbſt kund gegeben, obgleich er wohl gewußt, daß ſie gekommen ſeien, ihn zu tödten; wie er darauf ſo vielfältig gewahrſagt, und wie er dem Könige auch ſagen wolle, warum ſein Thurm nicht ſtehen will. Ihr müßt mir, erwiederte der König, mit Eurem Leben für die Wahrheit deſſen ſtehen, was Ihr mir berichtet! Das wollen wir, Herr König, ſagten die Boten. Nun, ſo will ich ihn ſprechen, ſagte der König. Die Boten gingen hinaus, Merlin zu hohlen, der König war aber ſo voller Begierde, ihn zu ſehen, daß er ihnen auf dem Fuße nachritt. Die Boten kamen zu Merlin, der ihnen entgegen rief: Ich weiß ſchon, was zwiſchen Euch und dem Könige vorgegangen; Ihr habt mit Eurem Leben für mich gutgeſagt, aber Ihr ſollt nicht für mich zu zahlen brauchen. Er ritt mit ihnen, und begegnete dem König Vortigern, der ihnen entgegen ritt. Merlin grüßte ihn, ſobald er ihn anſichtig wurde; der König gab

ihm ſeinen Gruß wieder, nahm ihn bei der Hand und ſprach mit ihm in Gegenwart der Boten. Du wollteſt mich fangen, ſagte Merlin, um mein Blut zu haben, damit Dein Thurm feſtſtünde; verſprichſt Du mir, mit denen, die Dir dieſen Rath gegeben, ſo zu verfahren, als ſie verlangten, daß mir geſchehen ſolle, ſo will ich Dir in ihrer Gegenwart zeigen und ſagen, warum Dein Thurm nicht ſtehen kann. Bei meinem Leben, rief der König, ich ſchwöre Dir, zeigſt Du mir die Sache, ſo wie Du ſagſt, ſo ſoll mit jenen geſchehen, wie ſie wollten, daß mit Dir geſchehen ſolle.

Zwölftes Kapitel.

König Vortigern ging hierauf mit Merlin grade auf den Platz, wo der Thurm gebaut werden ſollte, und ließ die gefangenen Aſtronomen vor ſich kommen. Merlin ließ ſie durch einen der Boten fragen, warum der Thurm immer wieder einfiele? — Die Aſtronomen ſagten: Wir wiſſen nicht, warum er einfällt, aber dem Könige haben wir geſagt, was geſchehen müſſe, damit er ſtehen bleibe. Ihr habt, ſagte Merlin, den König für einen Narren gehalten, daß Ihr ihm auftrugt, einen Menſchen zu ſuchen, der ohne Vater geboren ſei; aber Ihr Herren thatet das um Eurer ſelbſt, und nicht um des Königs willen. Denn ſo viel habt Ihr wohl herausgebracht durch Eure Bezauberungen, daß Ihr wißt, ein ſolcher Menſch würde die Urſache Eures Todes ſein, darum ließt Ihr den König dieſen Menſchen ſuchen und trugt ihm auf, ſein Blut auf den Grund des Thurmes zu gießen, damit, wenn er todt ſei, Ihr nicht durch ihn umkommen könnet. — Die Aſtrologen waren ſo erſchrocken, da Merlin ihre geheimen Abſichten wußte, daß ſie nicht ein einzig Wort vorbringen konnten. Nun ſehe, mein Herr König, fuhr Merlin fort, daß dieſe Männer mein Blut blos um ihretwillen forderten, und gar nicht weil es zum Bau des Thurms nothwendig war; Ew. Majeſtät frage ſie, ob ich wahr geredet, ſie werden nicht die Frechheit haben, mich Lügen zu ſtrafen. — Die Aſtrologen geſtanden, daß Merlin die Wahr-

heit geredet, baten aber den König, sie leben zu lassen, bis sie gesehen, ob Merlin wisse, warum der Thurm nicht stehen wolle. Ihr werdet nicht eher sterben, sagte Merlin, bis Ihr es mit Euren Augen gesehen. — Nachdem die Astrologen für diese Gnade gedankt, wandte Merlin sich wieder zum Könige Vortigern: Jetzt höre, warum der Thurm nicht stehen will, und thue, was ich Dir sage, so wirst Du es selber sehen. Nicht sehr tief unter der Erde, auf dem Fleck, wo der Bau angefangen worden, ist ein großer Fluß; unter dem Bett dieses Flusses liegen zwei Drachen, die sich einander nicht sehen, der eine ist weiß, der andre roth; sie liegen unter zwei sehr großen wunderbaren Felsen; diese Drachen nun fühlten die Last des Gebäudes zu schwer auf sich, darum bewegten sie sich und schüttelten die Last, die sie drückte, von sich. Der König lasse nachgraben, und wenn sich nicht alles Wort für Wort so befindet, als ich gesagt, so will ich sterben; findet es sich aber so, so müssen die Astrologen für mich sterben. — Ist es so, als Du sagst, erwiederte König Vortigern, so bist Du der weiseste aller Menschen; aber sage mir, wie muß ich es anfangen, um die Erde fortbringen zu lassen? — Auf Wagen und mit Pferden, antwortete Merlin, und mit Hülfe vieler Menschen, die sie weit fortführen. Der König ließ nun alles, was arbeiten wollte, zusammenkommen, worauf sich viele Menschen versammelten, die alle das Tagelohn verdienen wollten, und man fing an, den hohen Berg, worauf der Thurmbau angefangen war, abzutragen; die Leute hielten ihren König für thöricht, daß er den Worten eines Kindes Glauben beimesse, jedoch durften sie dem Könige nicht ihre Meinung sagen. Nachdem lange gearbeitet und die Erde alle weit fortgeführt worden, entdeckten die Arbeiter den großen Fluß und meldeten es sogleich dem Könige. Dieser, sehr erfreut, nahm den Merlin mit hinaus, wo sie denn wirklich den Fluß so fanden, wie Merlin es vorher gesagt. Wie sollen wir es aber nun anfangen, fragte ihn König Vortigern, um unter den Fluß zu sehen? — Merlin ließ sogleich sehr große Graben und Kanäle machen, und leitete so den Fluß weit hinaus in das Feld. Während man daran arbeitete, sprach Merlin zum König: Wissen sollst Du auch, daß,

sobald die Drachen unter den großen Steinen hervorgekommen, sie mit einander kämpfen werden. Berufe also der König die Angesehensten und Geehrtesten seines Landes zusammen her, damit sie diesen Kampf ansehen, der von großer Bedeutung ist. — Sogleich gab der König Befehl, daß man die adelichsten Herren, die achtbaren Männer und Bürger sammt den Gelehrten und Geistlichen aller Orden aus seinem Lande zusammenrufen solle. Diese versammelten sich auch sogleich nach des Königs Befehl, und waren sehr verwundert und erfreut, als der König ihnen die Ursache verkündigte, warum sie zusammenberufen wären. Dieser Kampf wird ein sehr schöner Anblick sein, sagten sie; einige aber erkundigten sich bei dem Könige, ob Merlin prophezeiht habe, welcher von den beiden Drachen den Sieg davon tragen würde? Dieß hat er nicht, antwortete Vortigern.

Da nun der Fluß abgeleitet war und man die beiden Felsen, unter welchen die Drachen lagen, erblickte, fragte der König den Merlin, auf welche Art man nun diese ungeheuren Steine wegschaffen müsse? Merlin sprach: Sobald die Drachen die äußere Luft empfinden, werden sie von selber hervorkommen, der König lasse also die beiden Felsen durchbohren, damit die äußere Luft hinzu kann. Es geschah, so wie Merlin es angab; die Felsen wurden einer nach dem andern durchbohrt, und sogleich kamen die Drachen hervor. Sie waren entsetzlich anzusehen, furchtbar groß und von scheußlicher Gestalt, so daß alle Anwesende Furcht und Abscheu vor ihnen hatten. Der König selber erschrack sehr bei ihrem Anblick und fragte den Merlin, welcher von den beiden den andern besiegen würde? Merlin sprach: Dieß will ich dem Könige und seinem geheimen Rath besonders vertrauen; ging darauf mit ihnen bei Seite, wo er ihnen Folgendes entdeckte: Der weiße Drache wird den rothen nach schrecklichem Kampf und nach großer Mühe und Anstrengung besiegen. Dieser Sieg ist von fernerer großer Bedeutung, die Ihr aber erst nach dem Kampfe und dem errungenen Siege erfahren sollt, vorher kann ich Euch nichts mehr sagen. Nun gingen sie wieder hin zum Platze, wo die Edlen und das Volk versammelt waren, dem Kampfe zuzusehen. Die Drachen waren blind und sahen einander nicht, wie Merlin auch pro-

phezeit hatte; sobald sie sich aber rochen, fielen sie übereinander her, verschlungen ihren Leib in vielfachen Ringen und Knoten, und bissen sich. Sie hatten auch Klauen, mit diesen zerrten sie sich, so daß es schien, als wenn sie spitze eiserne Haken gebrauchten und sich damit von einander reißen würden. Niemahls hatten Löwen sich härter und reißender angefallen, als diese zwei Drachen. So wie reißende Thiere kämpften sie wüthend den ganzen Tag und die folgende Nacht durch. Keiner von den Anwesenden entfernte sich, sondern alle sahen mit großem Eifer dem mächtigen Kampfe zu. Der weiße Drache schien dem Volke schwächer als der rothe, denn dieser setzte ihm hart zu, und er litt gar viel von dem rothen, auch meinte das Volk allgemein, da es den weißen so leiden und schon sehr ermattet sah, daß er unterliegen würde. Auf einmahl aber strömte ihm flammendes Feuer aus dem Rachen und aus den Nasenlöchern, so daß der rothe Drache davon verbrannte und todt auf dem Platze liegen blieb. Darauf legte der siegende weiße Drache sich neben dem rothen, und nach drei, Tagen starb er gleichfalls. — Nun, sprach Merlin zu Vortigern, magst Du Deinen Thurm aufbauen lassen, und sicher sein, daß er nicht wieder einfällt, wenn er anders nach der Wissenschaft eingerichtet und gut ausgeführt wird. König Vortigern ließ die vortrefflichsten und kunstvollsten Baumeister seines Landes zusammenkommen, und befahl ihnen, den Thurm so fest und stark zu errichten, als sie zu thun vermöchten, welches auch die Baumeister zu thun versprachen. Darauf wurden die Astrologen herzugeführt, um ihren Urtheilsspruch von Merlin zu empfangen, so wie der König es ihm zugesagt. Ihr seht nun, sprach Merlin, wie schlecht Ihr Euch auf Eure Kunst verstanden, Ihr wolltet den Grund finden, warum der Bau einfiel, und da Ihr nichts finden konntet, als meine Geburt, und daß Ihr selber durch mich in Todesgefahr wäret, so habt Ihr fälschlich angegeben, mein Blut müsse auf den Grundstein vergossen werden, damit der Thurm stehen bleibe. Alsdann wäre freilich Euer Leben nicht mehr in meiner Hand gewesen; aber wäre denn der Bau wohl besser bestanden? Ihr habt also, anstatt das Wohl des Königs zu betrachten, nur Euer eignes beherzigt; aber eben darum, weil Ihr nur dieß vor Augen

hattet, und große Sünder ſeid, konntet Ihr auch nicht die Wahrheit in den Geſtirnen durch die Wiſſenſchaft finden. Ihr habt mein Blut vergießen wollen, und dafür ſteht Euer Leben jetzt in meiner Hand, ich will Euch dieſes aber ſchenken, und Ihr ſollt frei ausgehen, wofern Ihr mir nur Eines verſprechen wollt. — Die Aſtrologen, als ſie hörten, daß Merlin ihnen das Leben ſchenken wolle, verſprachen alles gern zu thun, was er ihnen gebieten würde. Nun, ſprach Merlin, ſo verſprecht und ſchwöret mir, Eure Kunſt nicht mehr zu treiben, an welcher Ihr Euch verſündigt habt; geht, bereuet es und thut Buße Euer Leben lang, verſöhnt Euch mit Gott, damit die Seele in Euch noch Rettung hoffen dürfe, und ſomit ſeid Ihr entlaſſen und dürft frei ausgehen. Die Aſtrologen ſchwuren voll Freuden alles, was Merlin von ihnen verlangte, und entfernten ſich. Da der König und die Edeln des Volks ſahen, wie ſanftmüthig Merlin den Aſtrologen verziehen, und welche Worte der Weisheit er zu ihnen geredet hatte, bekamen ſie eine noch höhere Meinung von ihm. Er iſt der weiſeſte, der beſte Menſch auf Erden, ſagten alle einſtimmig, und ehrten den Merlin, und hielten ihn ſehr hoch.

Dreizehntes Kapitel.

Jetzt, ſprach Merlin, iſt es Zeit, daß ich dem Könige und ſeinen vertrauten Räthen offenbare, was dieſe beiden Drachen, derſelben Kampf, und der Sieg des weißen über den rothen für eine Bedeutung habe. Der Rath des Königs und die adelichen Herren wurden ſogleich verſammelt, wo dann Merlin Folgendes ſprach:

Wiſſet, Herr König, daß der rothe Drache auf Euch ſelbſt deutet, und der weiße deutet auf die Söhne des Königs Conſtans. — Vortigern ſchämte ſich ſehr dieſer Deutung, und Merlins Worte ſetzten ihn in große Verlegenheit. Merlin merkte dieß und ſprach: Vortigern, wenn Du es verlangſt, ſo will ich von dieſer Sache lieber ganz ſchweigen, damit Du mir nicht etwa deßwegen übel wolleſt, und mit mir unzufrieden werdeſt. — Nein, antwortete

Vortigern, ich will alles wiſſen, Du ſollſt mich keinesweges ſchonen, denn hier iſt nicht Einer zugegen, der nicht von meinem geheimen Rath wäre. Nun denn, fing Merlin wieder an: die rothe Farbe des Drachens iſt Dein böſes Gewiſſen und Dein thörichter Sinn; ſeine Größe bedeutet Deine Macht. Die Kinder des Königs Conſtans, daß Du ihnen ihr Erbtheil vorenthältſt, und daß ſie aus Furcht vor Dir fliehen mußten, das bedeutet der weiße Drache; ihr langer Kampf aber ihre lange Verbannung und Deine Ungerechtigkeit. Und das Feuer, mit welchem ſie den rothen Drachen verbrannten, bedeutet, daß ſie Dich in einem ihrer Schlöſſer verbrennen werden; und glaube nicht, daß der Thurm, den Du erbauen läßt, oder irgend etwas andres Dich dagegen ſchützen kann, denn dieſer Tod iſt Dir beſtimmt.

Vortigern erſchrack, als er dieß hörte, und fragte: Wo ſind denn dieſe Kinder jetzt? — Sie ſind mit vielem Volk jetzt auf dem Meer, antwortete Merlin, ihre Schiffe ſind alle wohl beſtellt, und ſie ſind auf dem Wege hieher, nach dem Lande, das ihnen zugehört; ſie kommen, um Gerechtigkeit an Dir zu üben, denn ſie wiſſen, daß Du ihren Bruder haſt ermorden laſſen, obgleich Du nach der That Deinen Befehl abläugneteſt und die Mörder hinrichten ließeſt. Von heut über drei Monden landen ſie in dem Hafen von Wincheſter. Iſt es denn in Wahrheit ſo, wie Du ſagſt? fragte Vortigern voll Schrecken. — Es wird nicht anders, als Du ſtirbſt im Feuer durch Conſtans Kinder, ſo wie der rothe Drache von dem weißen verbrannt ward. —

Merlin nahm nun Abſchied vom König Vortigern, und ging nach dem Walde von Northumberland, zu ſeinem Meiſter Blaſius, und erzählte ihm alles, was er gethan, und ließ es in's Buch aufſchreiben, blieb auch lange Zeit bei ihm, bis zur Zeit, da die Söhne des Conſtans ihn rufen ließen.

Vierzehntes Kapitel.

Vortigern aber ließ gleich, nachdem Merlin ihm die Ankunft der Söhne des Conſtans prophezeit, durch ſein ganzes Reich

ausrufen, daß ein jeder ſich und ſeine Waffen auf den Tag über drei Monde bereit halte; verſammelte alsdann alle Gewapneten, und ließ ſie nach dem Hafen von Wincheſter ziehen, um ihn zu vertheidigen; ſagte ihnen aber nicht, gegen wen ſie dieſen Hafen vertheidigen ſollten, auch nicht, warum ſie verſammelt und in Waffen wären; niemand wußte es, als die in ſeinem Rathe ſaßen.

König Vortigern ging ſelber mit ſeinem Heere an den Hafen, und an demſelben Tag, den Merlin ihm vorhergeſagt, erblickte er im Meere die Flaggen der Schiffe, auf welchen die Prinzen waren; ſogleich gab er Befehl, daß ein jeder ſich rüſte und den Hafen vertheidige. Die Söhne des Conſtans landeten im Hafen, nicht fern von einem Thurm, den ſie hernach belagerten; da aber die, welche den Hafen bewachen ſollten, die Standarten und Flaggen in der Sonne leuchten ſahen, und das Wappen des Königs Conſtans darauf erblickten, waren ſie ſo erſtaunt darüber, daß ſie ſich nicht vertheidigten, und ſo lief das erſte Schiff, worauf die Söhne des Conſtans ſich befanden, glücklich in den Hafen. Und als dieſe nun aus den Schiffen an's Land ſtiegen, fragten jene ſie, wem denn dieſe Schiffe, dieſe Standarten und Flaggen zugehörten? — Pendragon und Uter, die Söhne des Königs Conſtans ſind wir, antworteten ſie; Aurelius Ambroſius iſt mit uns, wir kommen dieſes Land wieder zu erobern, das uns eigenthümlich zugehört, und welches der falſche verrätheriſche Vortigern uns zurückhält, der unſern Bruder höchſt ungerecht hat ermorden laſſen. Nun kommen wir, unſer Recht von ihm zu fordern. — Da nun die im Hafen vernahmen, daß es die Söhne des Conſtans wären, wollten ſie nicht gegen ſie fechten, bedachten auch, wie es ihnen wohl Schaden bringen könnte, da Jener Macht viel ſtärker war, als die ihrige; ſie gingen zu Vortigern und verkündeten es ihm. Da nun Vortigern ſah und erfuhr, daß die meiſten ſeiner Leute ihn verließen und zu den Prinzen übergingen, überfiel ihn eine Angſt, und er befahl ſeinen treueſten Männern, den Thurm zu beſetzen, welches auch geſchah. Nun liefen die übrigen Schiffe in den Hafen ein, und die Ritter und die andern, die darin waren, ſtiegen an's Land. Da nun die Herren des Landes ſahen, daß es ihre Fürſten waren,

gegen welche ſie kämpfen ſollten, ſeufzten ſie im Herzen, wollten ſich auch nicht gegen ſie vertheidigen; ſondern die meiſten unter ihnen gingen zu ihnen über, und waren erfreut, ſie wieder zu ſehen, wurden auch von Pendragon und von Uter, ſeinem Bruder, mit Freuden aufgenommen; und nun gingen ſie alle zuſammen, den Thurm zu belagern, in welchem Vortigern und ſeine treuen Anhänger ſich verſchanzt hatten. Sie vertheidigten ſich mit aller Macht gegen die Angreifenden, und thaten ihnen mit häufigen Ausfällen und tapferer Gegenwehr vielen Schaden. Da endlich Aurelius einſah, daß er den Thurm nicht mit dem Schwert erobern konnte, ließ er Feuer herum anlegen, und verbrannte den Thurm, nebſt allen, die darin waren, worunter auch Vortigern war, der ſo mit verbrennen mußte, wie Merlin es vorher geſagt. Nachher kamen alle und ergaben ſich dem Pendragon und ſeinem Bruder Uter, als ihren rechtmäßigen Herren, halfen ihnen auch das ganze Land wieder erobern, denn Hangius und ſeine Heiden hielten noch die meiſten Städte und feſten Plätze. Das Volk aber war voller Freuden, ſeine rechtmäßigen Herren zu ſehen, und aus allen Orten kamen ſie ihnen entgegen, und empfingen ſie mit großer Freude und vieler Ehre. Nunmehr ließ Aurelius Ambroſius, Pendragon, den älteſten Sohn des Königs Conſtans, zum Könige krönen, und ihm von allen Edeln des Landes huldigen und Treue ſchwören, und ſo hatte Aurelius den König Pendragon und ſeinen Bruder Uter wohl zum Ziele geleitet.

Hangius aber hielt mit ſeinen Heiden noch immer viele feſte Plätze, und that dem Lande vielen Schaden. Da verſammelte König Pendragon den geheimen Rath und die Edeln des Landes, und befragte ſie, wie man ſich von dieſen Heiden wohl befreien möchte? Es waren noch einige von den Räthen, die ſich des Merlin erinnerten, und wie dieſer dem Vortigern mit ſolcher Weisheit gerathen, und alles vorher geſagt hatte; ſie erzählten alſo dem Könige Pendragon alle die Wunder, die ſie von Merlin hatten verrichten ſehen, und ſagten ihm, wenn er dieſen fragen könnte, würde er gewiß die beſte und weiſeſte Antwort auf ſeine Frage erhalten; denn Merlin, ſagten ſie, iſt ſicher der weiſeſte Menſch in der Welt. Und wo ſoll ich ihn aufſuchen laſſen? fragte Pen-

dragon. Er muß noch im Lande ſein, ſagten ſie, denn es iſt noch nicht lange, daß er von Vortigern wegging. Der König ſchickte ſogleich Boten aus im ganzen Lande, mit dem Befehl, nicht eher zurückzukommen, bis ſie den Merlin gefunden. Man wiſſe, daß Merlin, ſo bald der König dieſen Befehl gegeben, es ſogleich wußte, und zum Meiſter Blaſius ſagte: er müſſe ſich ſogleich nach einer nicht weit abliegenden Stadt begeben, ſagte ihm aber nicht die Urſache davon; er aber wußte ſehr wohl, daß er daſelbſt die Boten des Königs Pendragon treffen würde, die ihn zu ſuchen ausgingen. Unterweges nahm er die Geſtalt eines alten Hirten an; an ſeinem Hals hing eine große Keule, ohne Schuhe an ſeinen Füßen, ein altes ganz zerriſſenes Kleid um ihn herhängend, auch trug er einen langen ganz ſtruppichten Bart. So kam er in die Stadt und in das Wirthshaus an, wo die Boten ſaßen, er fand ſie gerade beim Mittagseſſen. Die Boten, als ſie ihn hereinkommen ſahen, ſagten, ſeht, das iſt ein wilder Mann. Merlin aber ſah ſie an, und ſagte: Ihr Herren Abgeſandten ſeid eben nicht ſehr bekümmert, Eure Botſchaft auszurichten; Ihr bringet Eure Zeit ſehr gut mit Eſſen und Trinken zu, ſucht aber den Merlin nicht. Wäre es mir aufgetragen ihn zu ſuchen, ſo wie Euch, ich würde ihn beſſer zu finden wiſſen. — Da erhoben ſich die Boten von ihren Sitzen, redeten ihn an, und fragten ihn, ob er wiſſe, wo Merlin ſei, und ob er ihn geſehen habe? — Ja, wahrlich ich kenne ihn und weiß auch, wo er ſich verbirgt. Er ſelber ſagte mir, daß Ihr ihn zu hohlen gekommen ſeid, daß er aber nicht mit Euch gehen würde, wenn Ihr ihn auch wirklich fändet, daß Ihr aber dem Könige ſagen ſolltet, er würde die Schlöſſer nie erobern, ſo lange Hangius noch lebe. Wiſſet auch, daß von denen, die dem Könige riethen, Merlin hohlen zu laſſen, nur noch einer im Lager des Königs iſt. Es ſind überhaupt nur noch drei vom großen Rath des Königs am Leben, dieſen und dem Könige ſelbſt dürft Ihr ſagen: daß, wenn ſie ſelber herkommen wollen, den Merlin zu ſuchen, werden ſie ihn im Felde das Vieh hütend finden. Kommt der König aber nicht ſelber, ſo wird er gar nicht gefunden.

Die Boten ſahen erſtaunt einander an, und wußten vor Er-

ſtaunen nicht, was ſie ſagen ſollten; als ſie ſich wieder umſahen, und den Mann mit ihren Augen ſuchten, um ferner mit ihm zu reden, war er nicht mehr da, und ſie wußten nicht, wo er hingekommen war. Laßt uns gehen, ſagten ſie, und dem Könige dieſe merkwürdige Geſchichte erzählen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Boten kamen zum Könige zurück, erzählten ihm alles, was ihnen begegnet war; fanden auch zu ihrer großen Verwunderung alle diejenigen aus dem großen Rathe todt, von welchen der alte Hirt ihnen dieſes vorher geſagt hatte. Nun riefen alle, die zugegen waren, es könne kein andrer ſein, als Merlin ſelber, der zu ihnen in der Geſtalt eines alten Hirten gekommen ſei.

König Pendragon ließ ſein Reich unter der Obhut ſeines Bruders Uter, nahm ſein Gefolge mit ſich, und ritt nach Northumberland, wo er, wie die Boten ausſagten, den Merlin finden ſollte. Er fragte im ganzen Northumberland nach Merlin, keiner aber wußte etwas von ihm zu ſagen, denn er hatte ſich nirgend zu erkennen gegeben. Endlich vertiefte der König ſich in die Wälder, und ſandte einige von ſeinen Edelleuten voran in den Wald. Einer von ihnen ſtieß auf eine große Herde Vieh, und einen ſehr ungeſtalteten häßlichen Mann, der ſie hütete. Der Edelmann fragte ihn, wem das Vieh angehöre? — Ich gehöre, antwortete jener, einem angeſehenen ſehr weiſen Manne aus Northumberland zu; er ſagte mir, König Pendragon würde kommen und ihn hier ſuchen, könnt Ihr mir etwa ſagen, ob dem ſo iſt? — Ja wahrlich, ſagte der Edelmann, dem iſt ſo; kannſt Du mir den Ort ſagen, wo ich den weiſen Mann finde? — Dir werde ich es nie ſagen, dem Könige aber, wenn er hier wäre, will ich es wohl entdecken. — Nun ſo gehe mit mir zum König. — Ei, da würde ich ja meine Herde ſchlecht hüten, auch habe ich nicht nöthig, den König zu ſehen; wenn er aber zu mir kommen will, ſo will ich ihm ſagen, wo er findet, was er ſuchet. —

Nun, ſo bitte ich Dich, erwarte mich hier, ich will Dir ſogleich den König herführen.

Der König ritt ſogleich, als der Edelmann ihm dieß erzählte, mit ihm zu dem Hirten in den Wald. Es war wieder Merlin ſelber, der in Geſtalt eines Viehhirten erſchien. Er ſagte dem Könige: Du willſt den Merlin hohlen, aber wüßteſt Du auch, wo er iſt, er ginge doch nicht eher mit Dir, bis es ihm gefiele; willſt Du meinem Rathe folgen, ſo begieb Dich in die nächſte Stadt von hier; ſobald Du dort ſein wirſt, wird auch Merlin bei Dir ſein. — Wie ſoll ich wiſſen, fragte der König, ob das, was Du ſagſt, die Wahrheit iſt? — Wenn Ihr mir nicht glauben wollt, antwortete der Hirt, ſo thut nicht, was ich Euch ſage; es wäre ja eine Thorheit, einem Rathe zu folgen, dem man nicht traut. — Ich will Dir nicht mißtrauen, ſagte der König, und will Deinem Rathe folgen, ritt darauf wieder zurück, und begab ſich in die nächſte Stadt; hier kehrte er in ein Wirthshaus ein, daſelbſt war er kaum abgeſtiegen, als ein ſehr wohl ausſehender, gut gekleideter Mann auf einem ſchönen Pferde ankam, der nach dem Könige fragte. Es war Merlin ſelber. Als er vor den König kam, ſagte er: Herr König, Merlin ſendet mich und läßt Dir ſagen, er ſei es geweſen, den Du im Walde als einen Hirten angetroffen haſt. Er hatte Dir verſprochen, zu Dir herzukommen, er läßt Dir aber ſagen, Du bedürfeſt ſeiner nicht mehr. Gewiß, mein Freund, antwortete der König, ich werde immer ſeiner bedürfen. Er läßt durch mich Euch gute Botſchaft wiſſen: nähmlich Hangius iſt todt, Euer Bruder Uter hat ihn erſchlagen. Du ſagſt erſtaunliche Dinge! rief der König höchſt verwundert aus, iſt es denn gewiß ſo wie Du ſagſt? — Wenn Du zweifelſt, ſo ſchicke hin und erkundige Dich nach der Wahrheit.

König Pendragon ließ alſobald zwei von ſeinen Leuten aufſitzen und ſchickte ſie zu ſeinem Bruder Uter; ſie waren aber noch nicht weit geritten, als ſie zwei Boten von Uter begegneten, die den König Pendragon aufſuchten, um ihm zu ſagen, daß Uter den Hangius erſchlagen habe. Sie kehrten nun alle viere in die Stadt zurück, wo König Pendragon immer noch den Merlin erwartete. Er war erſtaunt, den Tod des Hangius ſo eingetroffen

zu ſehen, wie es ihm durch den verwandelten Merlin, den er aber nicht gekannt hatte, war vorhergeſagt worden. Er verbot es jenen bei Lebensſtrafe, es niemand zu ſagen, auf welche Weiſe Hangius war erſchlagen worden; er wollte ſehen, ob Merlin auch dieſes wiſſen würde, wenn er käme.

Endlich zeigte Merlin ſich dem Könige in ſeiner wahren Geſtalt, ſo daß alle ihn erkannten, die ihn vormahls geſehen. Er nahm den König beiſeite und ſagte ihm: Von nun an bin ich ganz der Eurige, und will Euch in allem, was Ihr bedürft, beiſtehen. Ich bin Merlin, nach welchem Ihr ſo lange ſucht; ich war der Hirt, der im Walde mit Euch ſprach; ich war auch derſelbe, der als Abgeſandter hier bei Euch war; ich habe auch Eurem Bruder gerathen, mit dem Hangius zu fechten. Unter den verſchiedenen Geſtalten, die ich angenommen, konnten Eure Räthe, die mich ehedem gekannt, mich nicht wieder kennen; denn dieſe Leute kennen nichts an mir, als meine Außenſeite, mein inneres Weſen aber werden ſie nie erkennen. So wie ich jetzt hier vor Dir ſtehe, bin ich ihnen bekannt; ich kann aber, wenn ich will, mich immer vor ihnen verbergen; Euch aber, Herr König, bin ich ganz ergeben.

Der König freute ſich ſo, den Merlin zu haben, als hätte man ihm die ganze Welt geſchenkt. Er ließ ſeine Räthe kommen, dieſe erkannten den Merlin ſogleich, und waren ganz erſtaunt, als ſie hörten, daß er unter ſo mancherlei Geſtalt ſchon mit dem Könige geredet habe. — Jetzt, Merlin, fing Pendragon an, ſage mir, wie ſtarb Hangius? — So bald als er erfuhr, ſprach Merlin, daß der König aus dem Lager gegangen ſei, um mich aufzuſuchen, beſchloß er in ſeinem kühnen Muth, ſich bei Nacht zu waffnen und in das Zelt Eures Bruders Uter zu bringen. Ich wußte ſeine Abſicht ſogleich, begab mich alſo zu Eurem Bruder und warnte ihn, daß er auf ſeiner Hut ſei, weil Hangius in der Nacht nach ſeinem Zelte kommen wolle, um ihn meuchelmörderiſch zu erſchlagen; ſagte ihm auch viel von des Hangius Kühnheit, Stärke und von deſſen Tapferkeit. Gott und der ſeinigen ſei Dank! er glaubte meinen Worten. Als nun die Nacht gekommen war, ſchlich Hangius ſich mit gezognem Schwerte

nach dem Zelte Eures Bruders; dieſer war aber nicht darin, ſo wie ich ihn gelehrt hatte, worüber Hangius ſich ſehr ärgerte, ihn nicht darin zu finden. Als er wieder vom Zelte zurückgehen wollte, paßte Euer Bruder ihm auf und fiel ihn an; ſie fochten ſo lange, bis Uter den Sieg davon trug und den Hangius erſchlug. — Unter welcher Geſtalt erſchienſt Du meinem Bruder? fragte der König. — Unter der Geſtalt eines ſehr alten Mannes. — Sagteſt Du ihm, wer Du ſeiſt? — Nein, dieß ſagte ich ihm nicht, er wird es auch nicht erfahren, als bis Ihr es ihm entdecket. — Gehſt Du nicht mit mir? denn ich ſehe ein, welcher Weisheit Du voll biſt, und werde Deines Rathes immer bedürftig ſein. — Je länger ich bei Euch bleibe, je mehr ärgern ſich Eure Räthe, weil für ſie nichts zu thun bleibt, wenn ich Euch guten Rath ertheile; aber über zwölf Tage ſollt Ihr mich bei Eurem Bruder Uter wieder ſehen, unter derſelben Geſtalt, in welcher ich ihm erſchienen bin; aber ich bitte Euch, Herr König, ſagt davon keinem Menſchen, ich ſage Euch ſonſt nie wieder etwas. Gewiß, ſagte der König, ich werde keinem Menſchen ein Wort davon ſagen. Sie nahmen alſo die Abrede, daß Merlin ſich den zwölften Tag im Lager Pendragons und Uters einfinden ſollte, und trennten ſich darauf. Merlin ging wieder in den Wald zum Meiſter Blaſius, und ließ ihn alle dieſe Begebenheiten aufſchreiben, ſo wie wir es hier in ſeinem Buche finden; Pendragon aber ging zurück ins Lager zu ſeinem Bruder Uter. Die beiden Brüder freuten ſich ſehr, als ſie einander wieder ſahen. Pendragon nahm ſeinen Bruder ſogleich beſonders, und erzählte ihm mit den kleinſten Umſtänden, wie er den Hangius erſchlagen habe, nebſt noch vielen andern Dingen, worüber Uter ſehr erſtaunte; denn niemand, ſagte er, kann dieſen ganzen Hergang ſo wiſſen als Gott, und ein wackrer alter Mann, der mir insgeheim ſagte, daß ich vor Hangius auf meiner Hut ſein ſolle, weil er mich in der Nacht erſchlagen wolle. Um Gottes willen alſo, wer kann dieſe Dinge Dir erzählt haben? — Du ſiehſt alſo, mein Bruder, antwortete der König, daß ich es ſehr wohl weiß. Wer aber war der Mann, der Dich warnte? denn hätte er Dich nicht gewarnt, ſo wärſt Du wohl, denke ich, jetzt vom Hangius er-

ſchlagen. — Bei meinem Leben, ſagte Uter, ich kenne ihn nicht, hatte ihn auch nie vorher geſehen; aber er ſchien mir ein rechtlicher anſehnlicher Mann, darum traute ich ſeinen Worten. — Würdeſt Du wohl, fragte Pendragon, den Mann wieder erkennen, wenn Du ihn vor Dir ſäheſt? — Gewiß denke ich ihn wieder zu erkennen. — Nach eilf Tagen wird er hier bei Dir ſein, entferne Dich alſo zu dieſer Zeit nicht von mir, damit auch ich ihn ſehe und kennen lerne. Uter verſprach, den Tag, an welchem jener erſcheinen wolle, bei ihm zu erwarten.

Merlin wußte ſehr genau, was die Brüder zuſammen verabredet hatten, und wie Pendragon ihn auf alle Weiſe auf die Probe ſtellen wollte; ſagte auch alles dem Meiſter Blaſius wieder und ließ es ihn aufſchreiben. Was werdet Ihr nun mit ihnen machen? fragte Meiſter Blaſius. Pendragon und ſein Bruder Uter, antwortete Merlin, ſind ſchöne liebenswerthe edle Fürſten, von angenehmen Sitten und rechtem Wandel; ich will ihnen mit Liebe und Treue, mit Wort und That dienſtbar zugethan ſein; will ihnen auch gar ſeltnen Spaß vormachen, daß ſie fröhlich darüber lachen ſollen. Uter liebt eine ſchöne Dame von hohem Adel, ich will die Geſtalt des kleinen Pagen dieſer Dame annehmen und ihm einen Brief von ihr bringen; er wird mir alſo glauben, was ich ihm ſage, und da ich nun alles, was er mit dieſer Dame insgeheim geſprochen hat, ſehr wohl weiß, ſo will ich es ihm erzählen, worüber er ſehr erſtaunt ſein wird; und das ſoll grade auf den eilften Tag geſchehen, an welchem er mich erwartet. Er nahm Abſchied vom Meiſter Blaſius, und kam an dem beſtimmten Tage in dem Lager des Königs an. Unter der Geſtalt des kleinen Pagen ward er vor Uter gebracht, der ſich ſehr freute, eine Botſchaft von ſeiner Dame zu erhalten. Er nahm den Brief, welchen der Page ihm in ihrem Nahmen überreichte, erbrach ihn mit vor Freude bebendem Herzen, und fand die allerlieblichſten Worte darin, auch ſtand darin, daß er dem Pagen alles glauben dürfe, was er ihm ſagen würde. Merlin gab ihm darauf die fröhlichſten Nachrichten, erzählte ihm Dinge, von welchen er wohl wußte, daß ſie dem Uter viel Vergnügen machen würden, und unterhielt ihn mit ſolchen angenehmen

Dingen bis gegen den Abend. Uter freute ſich über die Maßen ſehr, und beſchenkte den Pagen reichlich. Pendragon, der an dieſem Tage die Erſcheinung des Merlin erwartete, ward ſehr beſtürzt, als es Abend ward und er immer nicht kam. Auch Uter erwartete ihn, und während er mit dem Pagen ſich unterhielt, zog dieſer ſich einen Augenblick zurück, nahm die Geſtalt des alten Mannes an, ſo wie er ihm zum erſtenmahl erſchienen war, und zeigte ſich ihm ſo in dem Schloßhofe, wo er zuvor mit ihm auf und ab gegangen war. Uter erkannte ihn auch ſogleich, ging ihm entgegen und ſagte: Freund, ich bitte Dich, warte hier ein wenig auf mich, bis ich mit meinem Bruder Pendragon geſprochen habe. Jener willigte ein, auf ihn zu warten, und Uter ging zum Könige. Bruder, rief er, der Mann iſt angekommen. Weißt Du gewiß, fragte Pendragon, daß es derſelbe iſt, der Dich vor Hangius warnte? — Ja wohl iſt er es, ich kenne ihn genau. — So gehe doch noch einmahl zu ihm hinaus und prüfe ihn, ob es derſelbe iſt, und wenn Du deſſen ganz gewiß biſt, ſo komm und rufe mich. — Uter gehorchte ſeinem Bruder, und ging wieder hinaus in den Hof, wo er den Mann noch ſo fand, wie er ihn zuvor verließ. Ihr ſeid es, ſagte er, der mich vor Hangius warnte, wohl kenne ich Euch, und Ihr ſeid mir ſehr willkommen. Wundern muß ich mich aber, daß mein Bruder Pendragon alles genau weiß und mir erzählte, was Ihr mir damahls ſagtet, und auch alles genau wußte, was ich that, als Ihr nicht mehr bei mir waret; ſo wußte er auch, daß Ihr heute herkommen würdet; ich muß billig darüber mich verwundern, wer ihm doch alles das mag offenbaret haben. — Geht, hohlt Euren Bruder, ſagte Merlin, er ſoll uns ſagen, durch wen er es erfahren. Uter ging hinein zu Pendragon und ſprach: Jetzt komm, mein Bruder, denn es iſt wirklich derſelbe Mann. Pendragon, der wohl wußte, daß es Merlin ſei, und daß er ſeinem Bruder noch verſchiedene artige Streiche ſpielen würde, befahl den Thorhütern, keinen Menſchen weder hinaus noch herein gehen zu laſſen, und als ſie beide ſich darauf dahin begaben, wo Uter den Mann verließ, fanden ſie niemand als den kleinen Pagen. Nun, Bruder, fragte Pendragon, wo iſt der Mann? und Uter

ſtand beſtürzt, und wußte nichts zu ſagen, worüber Pendragon ſich ſehr ergetzte, weil er wohl merkte, daß Merlin nur ſcherzen wollte. Er trieb dieſes Spiel auch noch eine Zeit lang, bis er ſich endlich dem Uter und Pendragon in ſeiner wahren Geſtalt zeigte, und ihnen alles erklärte, worüber ſie beide ſich ſehr freuten, und noch viel darüber ſcherzten und fröhlich waren. Sieh, mein Bruder, ſagte Pendragon, er iſt es, der Dich vor Hangius beſchützte; er iſt es, den ich zu ſuchen ausging; er iſt es, der Macht hat, alles zu wiſſen was geſchieht und was geſagt wird, ſo wohl in der Gegenwart, als auch in der Zukunft. Bitten wir ihn alſo, daß er ſtets mit uns ſei, und uns mit ſeinem Rathe und ſeiner Hülfe beiſtehe, damit wir nichts ohne ihn unternehmen, und er uns allenthalben leite. Beide Brüder baten ihn alſo, daß er bei ihnen bleiben möchte, indem ſie alles mit ihm berathen, und nur unter ſeiner Leitung regieren wollten. — Gern, antwortete Merlin, will ich Euch rathen, nur müßt Ihr an mich glauben, welches ihm auch beide Brüder zu thun verſprachen, weil ſie noch alles wahr gefunden, was er ihnen geſagt hatte; beide wiederhohlten auch nochmahls ihre Bitten, daß er nicht von ihnen gehen möchte. — Gnädige Herren, erwiederte Merlin, Ihr ſollt allein um mich wiſſen, und Ihr beſonders ſollt mein Weſen ſtets erkennen; jetzt aber muß ich nothwendig mich nach Großbritannien verfügen, ich bin dazu genöthigt und gezwungen. Aber bei Gott ſchwöre ich Euch, daß, wo ich auch ſein, und an welchem Orte ich mich auch befinden möge, ich immer Eure Angelegenheiten zuerſt und ganz vorzüglich bedenken und beſorgen, und in meinem Gedächtniß tragen werde. Laßt es Euch nicht verdrießen, und kränkt Euch nicht, wenn ich von Euch gehe, denn ich kann ja zu jeder Stunde des Tages bei Euch ſein, wenn es nöthig iſt, und wo Ihr in Verlegenheit, oder in Gefahr ſeid, werdet Ihr mich ohne Fehl bei Euch ſehen, meine Hülfe und mein Rath ſoll Euch niemahls fehlen, ſobald Ihr deſſen benöthigt ſein werdet. Wenn ich jetzt wieder zu Euch komme, werden Eure Leute mich bei Euch melden, thut alsdann vor ihnen, als ſähet Ihr mich zum erſtenmahl, und freut Euch meiner Gegenwart, als käme ſie Euch ganz unerwartet. Sie werden Euch alsdenn rathen, mich um alle

Dinge zu fragen, und werden mich ſehr rühmen; alsdann könnt Ihr in völliger Sicherheit meinem Rath, und meinen Vorſchlägen folgen, ſo als ob es die Meinung der andern wäre.

Sechzehntes Kapitel.

Merlin beurlaubte ſich hierauf vom König Pendragon und ſeinem Bruder Uter, und ging nach Großbritannien, wo er lange blieb, ehe er wieder kam. Unterdeſſen führten Pendragon und Uter beſtändig den Krieg gegen die Heiden, die ſich ſehr im Lande vermehrt hatten, fanden aber kein Mittel, ſie aus dem Lande zu vertreiben, bis nach vier Monathen Merlin wieder kam. Die alten Räthe des Königs Vortigern, als ſie den Merlin ſahen, waren deſſen ſehr froh, und meldeten ihn dem Könige Pendragon; ſie wußten nicht, daß dieſer, wie auch Uter ſein Bruder, den Merlin ſchon kannte. Merlin, riefen ſie dem Könige zu, iſt gekommen, dieß iſt der weiſeſte von allen lebenden Menſchen, und was dieſer Euch zu thun räth, dürft Ihr ſicher thun, denn ihm iſt das Verborgenſte bekannt. Pendragon that wie Merlin es ihm empfohlen hatte, freute ſich mit dieſer Nachricht, that aber, als kennte er ihn noch nicht, und ſagte, er wolle dem weiſen Manne entgegen gehen. Auf dem Wege erzählten die Räthe ihm alles, was Merlin dem Vortigern prophezeit, und was er bei ihm ausgerichtet hatte; der König hörte dieſen Geſchichten von den Drachen, und allen dieſen Prophezeiungen mit Vergnügen zu, bis Merlin ihm begegnete. Die Räthe ſtellten ihm denſelben vor, und er erzeigte ihm alle Ehre und Höflichkeit, als ſähe er ihn zum erſtenmahl, führte ihn darauf in ſeinen Palaſt, wo die alten Räthe dem Könige in's Geheim ſagten: Herr König, da Ihr nun den Merlin habt, ſo laßt Euch nur von ihm rathen, wie Ihr den Krieg glücklich beendigt und den Sieg über Eure Feinde davon tragen mögt; was er Euch ſagt, dürft Ihr ſicher befolgen. Sie verließen darauf den König, und er blieb mit Merlin allein.

Nachdem er drei Tage lang ſich mit ihm ergetzt, und ihm

alle Ehre und alles Vergnügen erwieſen, verſammelte er eine große Rathsverſammlung, und ging in Merlins Begleitung dahin. Er redete den Merlin an, und ſagte ihm alles, was die alten Räthe ihm von ſeiner Weisheit geſagt; bat ihn auch darum, ihm zu rathen, wie er die Heiden wohl aus dem Lande treiben könnte. Wiſſet, antwortete Merlin, daß, da Hangius ihr Anführer todt iſt, ſo wünſchen ſie nichts ſo ſehr, als nur aus dem Lande zu ſein. Meine Meinung iſt, Ihr ſendet ihnen Boten, mit dem Auftrag, einen Waffenſtillſtand von drei Wochen von ihnen zu begehren. Sie werden zur Antwort geben, daß dieß Reich ihnen zugehöre, daß ſie es von Euch zurück verlangen, und werden Euch keinen Waffenſtillſtand verſtatten. Darauf laßt ihnen nur zur Antwort wiſſen, daß, wenn ſie nicht ſogleich die Schlöſſer und feſten Plätze ausliefern würden, Ihr ſie alle umbringen wolltet.

Der König ſandte ſogleich den Ritter Ulfin, einen ſehr verſtändigen Mann, nebſt noch zwei andern Rittern als Abgeſandte zu den Heiden, mit dem Auftrage, wie Merlin ihm vorgeſchrieben.

Die Abgeſandten kamen vor die oberſten Anführer und Hauptleute der Heiden, die in einem der feſteſten Schlöſſer des Landes ſaßen. Dieſe nahmen die Boten des Königs ehrenvoll auf, und der Ritter Ulfin trug ihnen das Verlangen des Königs vor, daß ſie ihm nähmlich einen Waffenſtillſtand von drei Wochen geſtatten ſollten. Die Heiden verlangten bis den andern Tag ſich zu berathen, worauf Ritter Ulfin und ſeine Begleiter ſich entfernten. Die Heiden berathſchlagten ſich nun die ganze Nacht hindurch, und bedachten: wie ſie erſtlich durch Hangius Tod den großen Verluſt erlitten, hernach wie es ihnen an allen Lebensmitteln in ihren feſten Burgen und Schlöſſern fehle, und das Volk im Lande ſie nicht gern ſehe; bedachten aber auch andrer Seits wieder, daß, da der König um Waffenſtillſtand erſuchen laſſe, es doch mit ihm ſchwach beſtellt ſein müſſe. Obgleich ſie nun auf jeden Fall nur wünſchten, ihr Leben und ihr Gepäcke zu retten, weil es nicht gut in einem Lande bleiben iſt, wo man nichts zu eſſen hat, ſo ließen ſie dem Könige dennoch Folgendes zur Antwort wiſſen: Der König überlaſſe uns das Land, die Städte, und die feſten Schlöſſer in Frieden, dafür wollen wir ihm jedes Jahr dreißig wohl gerüſtete

und wohl berittene Ritter geben, nebſt zehn Jungfrauen, zehn Damen und zehn Fräulein, nebſt den zubehörigen Dienern und Dienerinnen, wie auch hundert Falken, hundert Roſſe, und hundert Zelter.

Die Abgeſandten kamen mit dieſem Beſcheid wieder zum König Pendragon, und erzählten ihm alles bei verſammeltem Rath, was ihnen bei den Heiden widerfahren war, und welchen Beſcheid ſie gegeben. König Pendragon wandte ſich zu Merlin, und fragte ihn, was er nun zu thun habe? — Geſtattet Ihr ihnen dieſes, antwortete Merlin, ſo thut Ihr dem Reiche großen Schaden in der Zukunft. Laßt ihnen ſagen, daß ſie ſogleich ohne Aufſchub das Land räumen, und Ihr ſollt ſehen, daß ſie es recht gern thun, denn ſie haben keine Lebensmittel mehr, und ſterben Hungers; ſchenkt ihnen ihr Leben, ſie werden nichts mehr verlangen. Es geſchah alſo wie Merlin es verlangte, und der König ließ ihnen des andern Tages durch dieſelben Boten befehlen, ſogleich abzuziehen. Die Heiden waren froh, dieſen Befehl zu hören, ſie verſammelten ſich ſogleich und zogen ſammt und ſonders ab, der König ſchenkte ihnen Schiffe, und ſie gingen alle über's Meer fort aus dem Lande.

So ward durch Merlins Rath das Land von den Heiden befreit, wodurch er beim Volke zu großen Ehren und Anſehen gelangte. König Pendragon regierte lange Zeit in Frieden, und ſein Volk liebte und ehrte ihn überaus, denn er war friedliebend, drückte auch ſein Volk auf keine Weiſe, und that ihm keine Art von Zwang an. Merlin war ſtets bei ihm, und er that nichts ohne Merlins Beiſtimmung, keines Andern Rath galt bei ihm, als der ſeinige.

Siebzehntes Kapitel.

Es lebte im Reiche ein ſehr reicher vornehmer Herr, von ſehr hoher Abkunft und einer der mächtigſten im Lande nach dem Könige; er war aber von haſſender boshafter Gemüthsart, voll Neid und

böſen Willen. Dieſer war neidiſch auf Merlin, ſo daß er es nicht länger erdulden konnte, ging alſo zum Könige und ſprach: Herr König, ich wundre mich ſehr, wie Ihr doch dem Merlin ſo ganz unbeſchränkten Glauben beimeſſen könnt, da doch alles, was er weiß, vom böſen Feinde herrührt, und er ganz von ſeinen Künſten voll iſt. Wollt Ihr mir erlauben, ſo will ich ihn in Eurer Gegenwart auf die Probe ſtellen, und Ihr ſollt ſehen, daß alles nur Lug und Betrug iſt. Der König gab ihm die Erlaubniß, mit der Bedingung, daß er den Merlin auf keine Weiſe beleidigen wolle; ich verſpreche, ſagte der Herr, daß ich ihm nichts zu Leide thun, und ſeinem Leibe nicht nahe kommen will.

Als nun Merlin einſt mit dem Könige ſich unterhielt, kam dieſer vornehme Herr, begleitet von zwanzig andern, und ſtellte ſich als wäre er ſehr krank. Sehet, ſagte er zum Könige, hier iſt der weiſe Merlin, der dem Könige Vortigern ſeine Todesart vorausgeſagt, wie Ihr ihn nähmlich verbrennen würdet; es gefalle Euch alſo, Herr König, ihn zu bitten, daß er mir ſage, welche Krankheit ich habe, und welchen Tod ich ſterben werde. Der König und die Begleiter des vornehmen Herrn gingen nun den Merlin mit Bitten an, daß er es thun möchte. Merlin wußte ſehr wohl, was dieſer Mann wollte, kannte auch ſeinen Haß und Neid recht gut; wiſſet, gnädiger Herr, ſagte er, daß Ihr zur Stunde eben nicht gar krank ſeid. Ihr werdet aber vom Pferde fallen, und den Hals brechen, das wird Euer Ende ſein. Davor wird mich Gott bewahren, ſagte der Herr lachend, als wollte er über Merlins Rede ſpotten, und ſprach darauf insgeheim zum Könige: Erinnert Euch wohl, mein König, der Rede Merlins, denn ich werde ihn auf die Art unter einer andern Geſtalt in Eurer Gegenwart prüfen; nahm darauf Abſchied vom Könige und reiſte nach ſeinen Gütern. Nach zwei oder drei Monden kam er aber wieder, in einer Verkleidung, daß man ihn nicht erkannte, und ſich krank ſtellend; ließ den König insgeheim bitten, daß er doch mit Merlin zu ihm komme, aber er ſollte Merlin nichts davon ſagen, daß er es ſei. Der König ließ ihm wiſſen, er würde ihm den Merlin zuführen, und durch ihn ſollte er ſicher nichts erfahren. Wollt Ihr mit mir kommen, fragte der König den Merlin,

zu einem Kranken hier in der Stadt? Ich bin es wohl zufrieden, antwortete dieſer; der Kranke aber muß ein ſehr vertrauter Freund des Königs ſein, da er hingehen will, ihn zu beſuchen? — Ja, erwiederte der König, ich will allein mit Euch zu ihm gehen. — Es kommt keinem Könige zu, ſagte Merlin wieder, einen Kranken zu beſuchen, ohne ein ſtarkes Gefolge von wenigſtens dreißig Mann. Der König erwählte dreißig Mann zu ſeinem Gefolge, die Merlin ausſuchte, und die er liebte, und ſo begleitet gingen ſie zuſammen zu dem Kranken. Als dieſer den König und Merlin ſah, rief er: Sire, ich bitte, fraget den Merlin, ob ich wieder geheilet werde oder nicht. Er wird, ſagte Merlin, weder an dieſer Krankheit, noch überhaupt in ſeinem Bette ſterben. Ach Merlin, ſagte der Kranke, wolltet Ihr wohl ſagen, welchen Tod ich ſterben werde. An dem Tage, ſagte Merlin, an welchem Du ſterben wirſt, wird man Dich aufgehängt finden. — Darauf that er, als wäre er ſehr erzürnt, und ging hinaus. — Nun Herr König, ſagte der Kranke, nun könnt Ihr ſehen, wie dieſer Menſch lügt, denn Ihr werdet Euch entſinnen, daß er mir das erſtemahl meinen Tod ganz anders prophezeite. Aber wenn es Euch gefällt, ſo werde ich ihn auch noch zum dritten Mahl auf die Probe ſtellen. Morgen gehe ich nach einer Abtei, dort will ich als Mönch mich krank ſtellen, und Euch den Abt zuſchicken, Euch zu mir zu hohlen; er wird Euch ſagen, ich ſei einer ſeiner nächſten Verwandten, und läge auf den Tod krank, wird Euch auch bitten, den Merlin mitzunehmen, damit er ſage, ob ich hergeſtellt werde, oder ſterben müſſe. Dieß ſoll aber die letzte Probe ſein. Der König verſprach es ihm, und ging nach Hauſe, der Kranke aber reiſte nach der Abtei, und ſchickte des andern Tages nach ihm, wie ſie zuſammen abgeredet. Der König nahm den Merlin mit, und ſie ritten zuſammen nach der Abtei, wo ſie zuerſt Meſſe hörten. Nach der Meſſe kam der Abt, mit etwa zwanzig von den Nonnen, und bat den König, doch den Merlin ſogleich zu ſeinem Verwandten zu führen, der ſchon ſeit einem halben Jahr krank liege, damit er ihm die Urſache ſeiner Krankheit und ſeines Todes ſage. — Wollt Ihr mit mir zu dem Kranken gehen? fragte der König. — Sehr gern, ſagte Merlin; vorher

aber wünſche ich dem König und ſeinem Bruder Uter etwas insgeheim zu ſagen. Die drei gingen bei Seite, und Merlin ſagte zum Könige und ſeinem Bruder: Je mehr ich Euch kennen lerne, deſto thörichter finde ich Euch. Glaubt Ihr denn, ich wiſſe nicht, welches Todes der Narr ſterben wird, der mich zu prüfen gedenkt? ich werde es ihm noch einmahl in Eurer Gegenwart zu wiſſen thun, ſo daß Ihr Euch wundern ſollt. Wie kann es denn ſein, fragte der König, daß er zwei Todesarten habe? Mehr noch als dieß, antwortete Merlin, und wenn es nicht ſo eintrifft, ſo ſollt Ihr mir nimmer glauben; ich gebe Euch mein Wort, nicht von Euch zu gehen, bis wir mit Augen geſehen, was ich ihm prophezeit. Darauf gingen ſie zuſammen ins Zimmer zu dem Kranken. Als nun der Abt dem Könige den Kranken zeigte, und ihn den Merlin zu fragen bat, ob er geneſen, und welchen Todes er ſterben würde, that Merlin als wäre er ſehr erzürnt und ſagte zum Abt: Herr Abt, Euer Kranker mag nur aufſtehen, denn er fühlt kein Uebel. Nicht allein die beiden Todesarten ſind ihm beſtimmt, die ich ihm ſchon einmahl genannt, ſondern noch eine dritte dazu: am Tage ſeines Todes wird er den Hals brechen, wird hängen, und ertrinken. Wer dann am Leben iſt, der wird dieſe drei Dinge beſtätigt finden. Mein Herr, fuhr er, zu dem Kranken gewendet, fort, — mein Herr, verſtelle Dich nicht länger, ich kenne Deine böſe Gemüthsart, Deine Falſchheit, und Deine argen Gedanken. — Nun ſetzte der Kranke im Bette ſich aufrecht und ſprach: Sire, nun mögt Ihr ſeine Narrheit erkennen, wie könnte ich wohl den Hals brechen, und hängen, und ertrinken? Das kann weder mir noch irgend einem andern widerfahren. Nun ſeht, wie weiſe Ihr handelt, einem ſolchen Menſchen zu vertrauen. Ich kann es nicht eher entſcheiden, antwortete der König, bis die Erfahrung es lehrt.

Die Anweſenden waren alle über Merlins Reden erſtaunt, und ſehr begierig zu erfahren, wie ſie ſich bewähren würden.

Nach geraumer Zeit ritt dieſer vornehme Mann in Begleitung vieler andern auf einer hölzernen Brücke über einen Fluß. Das Pferd, worauf er ritt, ward ſcheu, als er mitten auf der Brücke war, und ſprang über das Geländer; der Reiter ſtürzte, brach auf dem Geländer den Hals, und fiel hin-

über, blieb aber mit seinem Kleide an einem der Pfähle hängen, so daß die Beine in der Höhe waren, der Kopf sammt den Schultern aber unter dem Wasser steckten. Unter den Begleitern waren zwei, die dabei waren, als Merlin ihrem Herrn seine dreifache Todesart prophezeite; diese geriethen in ein solches Schrecken, da sie diese so pünktlich erfüllt sahen, daß sie ein entsetzliches Geschrei erhoben. Die übrigen fingen auch an, alle so zu schreien und zu rufen, daß man es im nahegelegenen Dorfe hörte, wo denn die Dorfleute eilends herzu liefen, um zu sehen, was es auf der Brücke gebe. Sie zogen den Herrn sogleich aus dem Wasser, und brachten ihn hinauf; die beiden Männer aus seinem Gefolge riefen aber: Laßt uns gleich sehen, ob er wirklich den Hals gebrochen? Da es sich nun so befand, waren sie voll Schrecken und Erstaunen über Merlins Macht. Der wäre thöricht, sagten sie, der Merlins Worten nicht glauben wollte, denn sie sind die lautre Wahrheit. Darauf nahmen sie den Leichnam auf, und bestatteten ihn nach seiner Würde gar prächtig zur Erde.

Merlin ging sogleich zu Uter, erzählte ihm den Tod des Mannes, und wie alles dabei sich zugetragen; gehet, sagte er, erzählt es dem Könige Euerm Bruder. Uter gehorchte, und als Pendragon es von ihm vernommen, sagte er: Geh zu Merlin und frage ihn, wann dieß geschah? — Es sind jetzt vier Tage, antwortete Merlin, seitdem ihm dieß geschah, und nach sechs Tagen werden seine Diener kommen, es dem Könige zu vermelden. Weil sie mich aber vielerlei fragen werden, und ich auf nichts ihnen antworten will, so werde ich fortgehen. Wisset auch, daß ich überhaupt nicht mehr so vor den Leuten auf alles antworten will, was sie mich fragen; sondern meine Antworten sollen dunkel sein, so daß sie dieselben nicht eher verstehen, als nachdem sie in Erfüllung gegangen sind.

Merlin ging, und Uter erzählte seinem Bruder alles, was er gesagt. Der König glaubte, Merlin sei erzürnt gegen ihn, und war sehr bestürzt wegen seines Weggehens. — Wohin ist er gegangen? fragte er den Uter. — Das weiß ich nicht, antwortete dieser; aber er sagte, er wolle nun nicht länger hier bleiben.

Nach sechs Tagen kamen die Diener jenes Herrn, und verkündigten dem Könige feierlich die ganze Begebenheit, wie ihr Herr den Tod gefunden. Der König, und alle, die damahls lebten, sagten, daß es niemahls einen weisern Menschen als Merlin gegeben, und ehrten ihn sehr. Der König, sein Bruder Uter, und Ambrosius Aurelius beschloßen auch aus großer Ehrfurcht für Merlin, alles aufzuschreiben, was sie ihn würden sagen hören. Dieß ist der Ursprung der Prophezeiungen des Merlin, was er nähmlich von den Königen von England, und von vielen andern Dingen, über welche er sprach, prophezeite. In diesem Buche der Prophezeiungen ist nicht die Rede davon, was oder wer Merlin gewesen, sondern einzig nur von den Dingen, welche er gesagt. Merlin, der es wußte, daß Pendragon seine Reden aufschreiben ließ, sagte es dem Meister Blastus. Werden sie, fragte dieser, ein ähnliches Buch als das meinige machen? — Das nicht, antwortete Merlin, sie können nur das aufschreiben lassen, was sie sehen und hören, denn andres wissen sie nicht. Er nahm darauf Abschied vom Meister Blastus und ging zurück an den Hof Pendragons. Die Freude und Ehrenbezeigungen waren sehr groß, als man ihn daselbst ankommen sah, und der König war seiner Ankunft sehr froh.

Achtzehntes Kapitel.

Weil das Volk seine Reden alle wieder erfuhr, und jener Mann ihn auf die Probe zu stellen gedachte, beschloß Merlin, nun nicht mehr so offen zu sprechen, sondern alle seine Sprüche und Worte wurden nun dunkler und man verstand sie erst, nachdem sie eingetroffen. So kam Merlin eines Tages zu Pendragon und Uter, mit sehr niedergeschlagenem Gesicht: Ihr werdet Euch, sagte er, wohl des Hangius erinnern, der durch Uter seinen Tod fand. Dieser Hangius war aus der adelichsten und größten Familie des Heiden-Landes; seine zahlreichen Anverwandten haben geschworen, seinen Tod zu rächen, und nicht eher Ruhe zu halten, bis sie

dieß Land erobert haben. Von allen Seiten haben ſie ihr Volk verſammelt, auch haben viele Herzoge und Fürſten ihres Landes ſich mit ihren Männern zu ihnen geſellt. Sie werden nun nicht lange mehr ausbleiben, ſondern kommen in gewaltiger Menge, und werden nicht eher nachlaſſen, bis ſie das ganze Land unterjocht haben. König Pendragon und Uter, ſein Bruder, erſchracken über dieſe Worte Merlins. — Sind denn, fragten ſie, die Anverwandten des Hangius ſo mächtig, daß wir ihnen nicht ſollten widerſtehen können? — Für einen ſtreitbaren Mann, welchen Ihr ſtellt, haben ſie zwei; und wenn Ihr nicht große Klugheit anwendet, ſo erobern und zerſtören ſie Euer Reich. — Wir thun nichts ohne Deine Beiſtimmung, Merlin; ſage uns nur, wann werden ſie ankommen? — Im Monath Junius werden ſie bei den Flächen von Salisbury auf dem Fluß ſein. Ihr müßt nun ſo viel Bewaffnete als möglich haben, um Euer Land zu vertheidigen. — Wie, rief der König, ich ſollte ſie ins Land kommen laſſen? — Ja, das müßt Ihr, wenn Ihr mir glaubt. Laßt ſie erſt weit vom Fluß abſein, ehe Ihr mit ganzer Macht gegen ſie ſtreift, und Ihr müßt es ſo einrichten, daß einer von Euch mit einer ſtarken Macht ſie vom Fluſſe abſchneidet, damit es ihnen an Mundvorrath und allem Kriegszubehör fehle. So müßt Ihr ſie zwei Tage lang drängen, und erſt am dritten müßt Ihr es zur Schlacht kommen laſſen; werdet Ihr meiner Weiſung genau folgen, ſo iſt der Sieg Euer. — Sage uns im Nahmen Gottes, ſagten die beiden Brüder, wenn es Dir gefällt, ob einer von uns in dieſer Schlacht fallen wird? — Merlin antwortete und ſprach; alles Irdiſche hat einen Anfang genommen, muß alſo auch ein Ende nehmen. Niemand erſchrecke über den Tod des andern, denn ſterben muß auch er; nehme alſo jeder ſeinen Tod hin, denn niemand iſt unſterblich.

Merlin, fing Pendragon an, damahls als Du jenem, der Dich prüfen wollte, ſeine Todesart ſo beſtimmt vorher ſagteſt, da ſprachſt Du zu mir, Du wiſſeſt meinen Tod eben ſo gut als den ſeinigen; darum bitte ich Dich, entdecke ihn mir. — Merlin ſprach: Laßt die heiligen Reliquien herbringen, und ſchwört beide darauf, daß Ihr thun werdet, was ich Euch gebiete zu Eu-

rem Vortheil, und Eurer Ehre. Nachher kann ich ſichrer Euch das entdecken, was ich will. Die Reliquien wurden gebracht, und der König und ſein Bruder ſchwuren einander, nach Merlins Vorſchrift, Treue und gegenſeitige Hülfe in der Schlacht, bis in den Tod. — Jetzt, ſagte Merlin, habt Ihr einen Eid abgelegt, Euch tapfer zu unterſtützen, und einer dem andern in der Schlacht treu zu helfen bis in den Tod; ſeid Ihr alſo einer dem andern getreu, ſo ſeid Ihr es auch gegen Gott. Beichtet, und empfangt den Leib unſers Heilands, ruft den Herrn um Hülfe an, und betet zu ihm um Stärke in der Schlacht gegen Eure Feinde. Denn Ihr ſollt die Chriſtenheit beſchützen gegen die Heiden, darum wird Gott Eure Arbeit ſegnen. Wer in dem Streite für den Glauben fällt, der iſt ſelig, fürchtet alſo den Tod nicht in dieſer Schlacht, die größer und blutiger ſein wird, als je eine geweſen. Einer von Euch wird darin den Tod finden, thut alſo beide Eure Pflicht, wie Ihr geſchworen. Wer von Euch beiden übrig bleibt, wird eine Schlacht ausführen, und einen Begräbnißplatz errichten durch meine Hülfe, reicher und ſchöner als je einer war. In der ganzen Chriſtenheit wird man von den Dingen reden, die ich daſelbſt ausrichten werde. Jetzt thut Eure Ehrenkleider an, geht zur Beichte, und empfanget das Abendmahl des Herrn, dann ſeid gutes Muths, und fröhlich vor Euern Völkern, damit ſie ſich tapfer halten zur Ehre Gottes. — So endigte Merlin ſeine Rede, und die Brüder thaten alles, wie er ihnen befahl. Als alle ihre Kriegsmänner verſammelt waren, vertheilte der König viel Gold und Geſchenke unter ſie, wie auch viele Pferde, und hielt ihnen eine Rede, wie er von ihnen erwarte, daß ſie mit aller Macht, und aus allen Kräften das Land vertheidigen würden. Sie verſprachen alle ihm ihre Hülfe, verſammelten ſich in großer Menge und waren, ſo wie der König ihnen Befehl gab, in der letzten Woche des Monats Junius am Ufer der Themſe. Am Pfingſtfeſte hielt der König offnen Hof, an dem Ufer der Themſe, und gab jedem ſeiner Kriegsmänner große Geſchenke, damit ſie ihre Pflicht in Vertheidigung des Landes deſto williger thäten. Sie theilten ſich darauf in zwei Lager, das eine, welches Uter anführte, lagerte ſich auf der Fläche von Salisbury, und das andre, Peu-

dragon an ſeiner Spitze, zog ſich zwei Meilen ungefähr davon. Die Heiden kamen auf den beſtimmten Tag an; da ließ Uter in ſeinem ganzen Lager ausrufen, daß ein jeder zur Beichte gehe, und einer dem andern die etwanigen Beleidigungen verzeihen möge. So geſchah es dann auch. Die Heiden ſtiegen ans Land, und ruhten acht Tage lang aus; während dem ſandte Uter zu Pendragon, und ließ ihm wiſſen, daß ſie angekommen, und daß ihre Zahl nicht zu zählen ſei. Pendragon fragte den Merlin, was er nun thun müſſe? Laß dem Uter wiſſen, antwortete dieſer, daß er ſich verborgen halte, und ſie vorüber, tiefer in's Land ziehen laſſe; dann muß er ihnen mit ſeiner ganzen Macht folgen, bis ſie zwiſchen Dir und ihm eingeſchloſſen und umringt ſind. Uter that pünktlich, was Pendragon ihm befohlen, ließ die Heiden vorüber ziehen, und folgte ihnen hart auf dem Fuße mit ſolcher Macht, und mit ſo ſchnellen Pferden, daß die Heiden, die keinen Hinterhalt vermutheten, erſchrocken anhielten; jetzt rückte Pendragon ihnen von ſeiner Seite näher, ſo daß ſie ſich auf einmahl umringt ſahen. Zwei Tage bleibt ſo ſtehen, ſagte Merlin zu Pendragon; am dritten Tage, der ſchön und hell aufgehen wird, wirſt Du einen Drachen in der Luft fliegen ſehen, bei dieſem Wahrzeichen, das auf Deinen Nahmen ſich bezieht, darfſt Du ſicher kämpfen, und die Deinigen auch, und der Sieg wird Euer ſein. Von dieſem Zeichen des Drachen wußte niemand im Lager etwas, als Merlin und der König; dieſer ließ ſeinem Bruder Uter davon Nachricht geben, der ſich deſſen ſehr erfreute. Nun ſagte Merlin zum Könige: Ich muß Euch jetzt verlaſſen, ich bitte Euch, denkt an alles, was ich Euch geſagt habe, ſeid wacker und muthig, wie es einem edlen Ritter ziemt; nahm dann Abſchied von ihm, und begab ſich zu Uter in's Lager, der ihn mit großen Freuden empfing. Merlin ſagte ihm dasſelbe, was er dem Pendragon geſagt: Halte Dich tapfer und ritterlich, in dieſer Schlacht fällſt Du nicht. Uter war im Herzen froh, als er dieß hörte; dann nahm Merlin Abſchied von ihm, und ging nach Northumberland zum Meiſter Blaſius, um alles dieſes aufſchreiben zu laſſen.

Am dritten Tage, der hell und klar aufging, ordnete Pen-

dragon ſein Heer in Schlachtordnung. Die Heiden, die mit Schrecken ſich von den beiden Heeren eingeſchloſſen, und ihre mißliche Lage einſahen, ſtellten ſich auch in Ordnung, weil ſie nicht anders konnten, als ſich vertheidigen, ſo lange als möglich. Nun erſchien der Drache in der Luft, den Merlin dem Könige prophezeite. Er war wunderbar anzuſchauen, und Feuer ſtrömte aus ſeiner Naſe und aus dem Munde, ſo daß alle ſich entſetzten, die ihn ſahen. Der König ließ ſogleich die Trompeten ertönen, und rief, daß man den Feind anfalle und alles ohne Gnade niedermache. Uter ließ dasſelbe in ſeinem Lager geſchehen, und ſo fielen ſie beide mit ihren Heeren zu gleicher Zeit in den Feind. Uter und die Seinigen fochten ſo tapfer, daß endlich die Heiden unterlagen. König Pendragon aber ward erſchlagen, nebſt vielen andern Herren des Reichs mehr. Keiner konnte ſagen, welcher von beiden ſich tapferer gehalten, ob Uter oder Pendragon; wir finden aber, daß Uter und ſein Heer alle Heiden erſchlugen, daß er das Feld behielt, und dieſen Tag den vollkommenſten Sieg davon trug.

Neunzehntes Kapitel.

Nach beendigter Schlacht und König Pendragons Tode, fiel das Reich ſeinem Bruder Uter mit Recht zu. Er ließ nun alle auf dem Schlachtfelde gebliebene Chriſten auf einen Ort zuſammen tragen, und legte daſelbſt einen Begräbnißplatz an; auf jedem ward ein Grabmal errichtet mit dem Nahmen deſſen, der darunter lag. Seinen Bruder Pendragon ließ er mitten inne legen, und ihm ein höheres Grabmal errichten als den übrigen, ſeinen Nahmen aber ließ er nicht daran ſchreiben; denn, ſagte er, der müßte ſehr thöricht ſein, der nicht gleich an der Größe des Grabmahls ſähe, daß hier der Herr der übrigen Alle begraben iſt. Nachdem ein jeder ſeinen Verwandten oder Freund begraben hatte, begab Uter ſich nach London, wo die Biſchöfe und Prälaten ihn ſalbten und ihm die Krone aufſetzten; darauf nahm er die Lehnseide und Huldigung aller ſeiner Unterthanen an.

Sechzehn Tage nachher kam Merlin an Uters Hof, und dieſer empfing ihn mit Freuden und großer Ehre. Einige Zeit darauf ſagte Merlin dem Könige, daß der Drache am Tage der Schlacht, Pendragons Tod und Uters Erhaltung bedeutet habe, bat darum den König, daß er ſich ins künftige zum Andenken dieſes Ereigniſſes, und um ſeines Bruders willen, Uterpendragon nennen möchte. Der König willigte ein, und ward fortan Uterpendragon genannt. Merlin ließ ihm ein Panier mit einem Drachen machen, der Feuer ausſtrömte, und verlangte vom Könige, daß er denſelben in allen künftigen Schlachten vor ſich her tragen ließe.

Nachdem Uter lange in Frieden regiert, und in einer ſeiner Städte mit Merlin zuſammen lebte, fragte dieſer ihn einmahl, ob er denn nichts mehr wolle am Begräbnißplatze machen laſſen, wo ſein Bruder ruhe? — Was willſt Du, daß ich machen laſſe? ſage es, und es ſoll geſchehen. — Sende zehn oder zwölf von Deinen Schiffen nach Irland, und laß von den Steinen dort welche nach Salisbury ſchiffen, ſo will ich erfüllen, was ich Deinem Bruder verſprach, und das Grabmal ſo erbauen; ich will auch mit Deinen Leuten hinfahren und ihnen die Steine zeigen, die ſie nehmen ſollen. Die Schiffe wurden gerüſtet, und Merlin mit den Leuten hingeſendet, der ihnen die Steine zeigte, die ſie einſchiffen ſollten. Als die Leute die großen Steine ſahen, die ſie fortbringen ſollten, ſahen ſie verwundert einander an; denn die ganze Welt, ſagten ſie, bringt nicht einen ſolchen Stein vom Ort; Merlin muß toll ſein, daß er verlangt, wir ſollen dieſe Steine mit in's Schiff nehmen; kehrten darauf mit ihren Schiffen zurück, und ließen Merlin in Irland.

Als die Schiffe wieder zum König Uterpendragon kamen, und ihm erzählten, warum ſie weder die Steine noch den Merlin wieder zurückgebracht hätten, ſandte der König noch ein Schiff nach Irland und ließ ihn abhohlen. Deine Leute, ſagte Merlin, als er vor den König kam, haben nicht gethan, was Du ihnen befahlſt; aber ich will mein Wort halten, und die Steine nach Salisbury ſchaffen. Darauf brachte er es mit ſeiner Kunſt dahin, daß den andern Morgen der ganze Gottesacker voll der entſetzlich

großen Steine lag, daß es wie ein ungeheuer großer Berg zu ſehen war. Als der König und ſein Volk dieſe Steine ſahen, waren ſie alle des größten Erſtaunens voll, denn ein jeder mußte einſehen, daß alle Menſchen in der Welt nicht im Stande wären, einen dieſer Steine von der Stelle zu bewegen; wußte auch niemand zu errathen, wie Merlin es angefangen habe, ſie zuſammen zu bringen. — Merlin ſprach zum Könige: Sire, ſo wie die Steine hier liegen, dienen ſie zu nichts, ſie müſſen geordnet und über einander geſetzt werden. Ei, wer ſollte dieß wohl thun, entgegnete der König, Gott allein kann ein ſolches Werk zu Stande bringen. — Nun, ſo entferne Dich, ſagte Merlin, und ich will dieß Werk vollenden, ſo wie ich es unternommen. Merlin begann nun das Werk, welches niemahls wird vergeſſen werden. Dieſe Steine ſind noch jetzt, ſo wie Merlin ſie ordnete, und ſie werden ſo bleiben, ſo lange die Welt ſtehen wird. Es war ein vortreffliches kunſtreiches Werk, worüber die ganze Welt ſich verwunderte. Uterpendragon liebte den Merlin um dieſes Werkes willen noch weit mehr als ſonſt, behielt ihn lange Zeit an ſeinem Hofe, und that nichts ohne ſeinen Rath.

Zwanzigſtes Kapitel.

Eines Tages kam Merlin zum Könige und ſprach: Mein König, wiſſe, daß, nachdem unſer Heiland war gekreuzigt worden, kam ein frommer Ritter, mit Nahmen Joſeph von Arimathia, und kaufte den Leichnam Chriſti von Pilato, und ließ ihn begraben. Dieſer Ritter liebte Chriſtus ſo ſehr, daß die Juden ihn deshalb verfolgten, und ihm viel Leid anthaten. Nachdem Chriſtus auferſtanden, zog Joſeph von Arimathia nach einer Wüſte, nebſt den meiſten von ſeiner Familie, und mehreren anderen Menſchen. Dort litten ſie viel Hungersnoth, ſo daß viele von ihnen Hungers ſtarben. Da murrten ſie gegen den Ritter, der ihr Meiſter war. Der Ritter ſah die Noth ſeines Volks, und betete voll Inbrunſt zu unſerm Herrn Chriſtus, daß es ihm gefiele, dieſer Hungers-

noth ſeines Volks ein Ende zu machen. Unſer Herr befahl ihm darauf eine Tafel zu errichten, ſo wie die war, an welcher er mit den Apoſteln das Abendmahl genoß. Dieſe Tafel ſolle er wohl ausſchmücken, und mit weißen, feinen Tüchern bedecken; darauf ſolle er einen goldenen Kelch ſtellen, den er ihm ſelber ſandte; und daß er dieſes Gefäß wohl bedecke und in Acht nehme. Wiſſe ferner, mein König, daß dieſer Kelch von Gott geſandt, die Gemeinſchaft der Guten und der Böſen bedeutet; die Guten aber, welche an dieſer Tafel zugelaſſen wurden, erhielten die Erfüllung aller ihrer Wünſche. Ein Platz blieb immer leer an dieſer Tafel, das bedeutete den Judas, der unſern Herrn verrieth, und ſich mit den Apoſteln zum Abendmahle ſetzte. Und als unſer Heiland ſagte: „Wahrlich, ich ſage Euch, einer unter Euch wird mich verrathen; der mit der Hand mit mir in die Schüſſel taucht, der wird mich verrathen," ſtand Judas auf von der Tafel, ſchämte ſich und ging hinaus. Und die Stelle an der Tafel blieb leer, bis Chriſtus einen andern, mit Nahmen Matthias, hinſetzen ließ. So mußte auch ein Platz an Joſephs von Arimathia Tafel leer bleiben. Dieſe Tafel ward von allen denen, welche dazu gelaſſen wurden, ſehr in Ehren gehalten, und ſie nannten ſie Graal. Nach ihr wurde noch eine ähnliche Tafel errichtet; willſt Du mir alſo folgen, mein König, ſo errichte Du die dritte im Nahmen der Dreifaltigkeit. Ich will Dir in dieſem Werke helfen; es wird ein Werk werden, wofür Du die Gnade Gottes Dir erwirbſt, und alle diejenigen, die an der Tafel Platz nehmen, läßt Du daran Theil nehmen. Jenes Gefäß aber und ſeine Hüter ſind gegen den Occident hingezogen, die Hüter wiſſen aber jetzt ſelber nicht mehr, wo es eigentlich hingerathen iſt, ſondern ſie ſind ihm nur in jene Gegend nachgezogen. Du aber thue ſo wie ich Dir ſagte, Du wirſt deſſen noch einſt Dich ſehr erfreuen. Uterpendragon erwiederte: Mit Freuden will ich thun, was Du mir räthſt, denn Deine Worte ſind Weisheit; aber ich ſelber bin nicht im Stande, ſolches Werk einzurichten, ſondern Dir, Merlin, trage ich die Sache auf, richte in meinem Nahmen alles ſo ein, wie es ſein muß. Und wo, fragte Merlin, befiehlſt Du, daß dieſe dritte Tafel errichtet werde? — Wo es Dir beliebt und wo Gott der Herr will, daß

ſie errichtet werde. — Nun ſo will ich ſie zu Karduell in Wales errichten. Laß Dein Volk ſich zum Pfingſtfeſt allda verſammeln, und halte dann allda offenen Hof, ich aber werde voran gehen, und die Tafel vorher errichten. Gieb mir Leute, damit ſie thun, was ich ihnen ſage, und wenn Du verlangſt, ſo werde ich denjenigen, die herum ſitzen ſollen, Platz anweiſen.

Am Pfingſtfeſt, als der König und alle ſeine Barone, und die edlen Damen und Fräulein ſeines Reichs nach Karduell kamen, fanden ſie die Tafel von Merlin ſchon errichtet. Der König hielt offenen Hof für alle Edlen und Ritter, und für ſein ganzes Volk, dann fragte er den Merlin, wer nun an dieſer Tafel ſitzen ſolle? — Morgen, antwortete Merlin, werde ich fünfzig Ritter erwählen, die herum ſitzen ſollen; niemahls aber werden dieſe wieder fort in ihr Land, oder in ihr Haus zurückgehen wollen.

Des andern Tages wurden fünfzig Ritter erwählt, und Merlin bat ſie, ſich an die Tafel zu ſetzen, zu eſſen und zu trinken und fröhlich zu ſein, welche Bitte ſie auch gern erfüllten. Eine Stelle wurde leer gelaſſen, niemand aber als Merlin wußte warum. Nachdem ſie während acht Tagen an dieſer Tafel geſeſſen, und fröhlich und gutes Muths mit Eſſen und Trinken geweſen waren, und der König den edlen Botſchaftern nebſt allen Damen und Fräulein reiche Geſchenke gegeben, fragte er die würdigen Ritter der Tafel, wie ſie ſich befänden, und wie ihnen zu Muthe ſei? Sire, ſagten ſie, wir können nimmermehr dieſen Ort nunmehr verlaſſen, und nie ſoll dieſe Tafel ohne dreie von uns zum wenigſten ſein. Wir wollen unſre Frauen und unſre Kinder herkommen laſſen, und hier nach des Herrn Willen leben. — Iſt dieß Euer aller Wille? fragte der König; und ſie bejaheten es. Wir ſind, ſetzten ſie hinzu, alle ſelber verwundert, wie dieß zugehen mag, denn nie haben wir zuvor uns geſehen, oder uns gekannt, und doch lieben wir uns jetzt einander, wie Vater und Sohn einander lieben; nie können wir von einander ſcheiden, wenn der Tod uns nicht ſcheidet. — Der König und alle die zugegen waren und dieß hörten, waren voller Erſtaunen über dieſes Wunder; auch befahl der König hierauf, daß ihnen alle Ehre wider-

fahre, und daß man ihnen gehorche, und ſie bediene, ſo wie den König ſelber.

So ward dieſe Tafel von Uterpendragon nach dem Willen und nach dem Rath Merlins errichtet.

Wohl haſt Du mir Wahrheit geſagt, ſprach der König zu Merlin, und wohl ſehe ich jetzt ein, daß es Gottes Wille iſt, dieſe Tafel zu errichten. Jetzt aber bitte ich Dich, mir zu ſagen, wer auf den leeren Platz kommen ſoll? — Ich ſage Dir, daß er zu Deinen Lebzeiten nicht beſetzt wird, erwiederte Merlin, doch iſt derjenige ſchon geboren, der auf dieſem Platze wird ſitzen. Zu der Zeit des Königs, welcher nach Dir regieren wird, ſoll er beſetzt werden; noch weiß ſein Erzeuger nichts davon, ihn erzeugt zu haben. Jetzt erſuche ich Dich noch, daß Du, ſo lange Du lebſt, alle Deine großen Feſte an dieſem Orte feierſt, auch daß Du dreimahl im Jahre offenen Hof hier hältſt. Als der König ihm dieß zu halten geſchworen, ſprach Merlin: Jetzt muß ich Dich verlaſſen, Du wirſt mich in langer Zeit nicht wieder ſehen. Und warum gehſt Du fort, fragte der König, wo willſt Du hingehen? wirſt Du nicht jedesmahl hier ſein, wenn ich Hof halte? — Nein, ich werde nicht zugegen ſein, denn ich will, daß die Leute an das glauben, was ſie ſehen werden, und nicht, daß ich die Dinge, die geſchehen ſollen, verrichte.

Merlin empfahl ſich dem Könige und ging zum Meiſter Blaſius nach Northumberland, dem er alles ſagte, was geſchehen war, der es dann in dieß Buch niederſchrieb. Zwei Jahre blieb Merlin bei dem Meiſter Blaſius, ohne daß Uterpendragon etwas von ihm hörte.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Einesmahls, als der König und ſein Hof zu Karduell war, und die Ritter an der Tafel ſaßen, kam einer der Großen des Reichs, der dem Merlin im Herzen übel wollte, zum Könige; Sire, fing er an, billig muß ich mich wundern, daß Ihr den leeren Platz

an der Tafel nicht beſetzen laßt, damit ſie vollſtändig ſei. — Merlin hat mir geſagt, antwortete der König, daß dieſer Platz nicht während meiner Lebzeit beſetzt werden kann, ſondern daß der noch geboren werden ſoll, der darauf ſitzen wird. Da fing der falſche verrätheriſche Mann an zu lachen und ſprach: Sire, glaubt Ihr wohl, daß es nach Euch Leute geben wird, welche mehr werth ſind als Ihr? — Das weiß ich nicht, ſagte der König; Merlin aber hat mir jenes geſagt. — Sire, nie wird ein Menſch mehr gelten als was er werth iſt; Ihr ſeid kühn genug, es zu verſuchen. — Nein, ich werde es ſicher nicht verſuchen, ich fürchte, daß Merlin darüber erzürnt. — Sire, wenn Ihr alſo meint, daß Merlin alles weiß, ſo weiß er auch ſicher, was wir jetzt von ihm ſprechen, und alsdann kommt er ſicher, wofern er noch lebt, zum künftigen Feſt. Kommt er aber nicht, ſo bitte ich Euch, Sire, um die Erlaubniß, den Platz beſetzen zu dürfen, um Euch von der Lüge zu überzeugen, die er Euch vorgeſagt; Ihr werdet dann ſehen, daß ich ſo gut als ein anderer dieſen Platz ausfülle. — Ich würde es Euch gern erlauben, wenn mir nicht bange wäre, den Merlin zu erzürnen. — Lebt Merlin, ſo kommt er ſicher noch ehe ich es verſuche; kommt er aber nicht, ſo bitte ich Euch, ertheilt mir die Erlaubniß dazu. Der König gab ſie ihm, und der Ritter meinte etwas Großes mit dieſer Erlaubniß erreicht zu haben.

Als nun das Pfingſtfeſt kam, begab der König ſich wieder mit allen Edlen, Rittern und dem ganzen Volk nach Karduell. Merlin wußte ſehr genau was vorging, ſagte es auch dem Meiſter Blaſius. Ich werde nicht zur Hofhaltung hingehen, ſagte er, ſondern ſie verſuchen laſſen, was ſie wollen, damit ſie ſelber die Wichtigkeit und Würde des leeren Platzes und meiner Worte inne werden. Denn was ſie nicht ſehen, das glauben ſie nicht, und komme ich hin, ſo meinen ſie durch mich geſtört zu ſein, und glauben, ich ſei Schuld an dem, was ſich ereignen wird. Fünfzehn Tage nach dem Pfingſtfeſte aber will ich zum Könige gehen.

Der Ritter, welcher verſuchen wollte, ſich auf dem leergelaſſenen Platz zu ſetzen, ſprengte das Gerücht aus, Merlin ſei todt, ein Bauer habe ihn im Walde erſchlagen, weil er ihn für

einen Wilden gehalten. Der König glaubte endlich dem Gerücht, weil Merlin so lange ausblieb; auch hielten die andern dafür, daß er wohl todt sein müsse, weil man sonst dergleichen Proben nicht anstellen dürfe.

Die fünfzig Ritter saßen nunmehr um die Tafel, in Gegenwart einer großen Menge Fürsten, Herren, Damen und Fräulein, als der Ritter kam, der sich auf den leeren Platz setzen wollte, und mit keckem Muthe rief: Ihr Herren, ich komme, um Euch Gesellschaft zu leisten! Die Ritter an der Tafel antworteten ihm nicht, sondern sahen demüthig und still jeder vor sich nieder; auch der König sagte ihm nichts, sondern alle waren erwartungsvoll, was geschehen würde. Der Ritter setzte sich, und streckte beide Beine unter die Tafel; in dem Augenblick versank er unter die Erde, wie ein Stück Blei, das ins Wasser fällt und nicht wieder zum Vorschein kommt. Voll Entsetzen sah der König und alles Volk dieses Wunder! Man durchsuchte jeden Fleck unter dem Tisch, aber man fand nicht die mindeste Spur, weder von dem Ritter, noch von der Art, wie er untersank. Der Hof und das ganze Volk gerieth in Schrecken, besonders war der König in Leid versenkt, daß er solche Probe zugegeben und sich dazu verführen lassen, da doch Merlin ihm gesagt, der sei noch nicht geboren, dem dieser Platz bestimmt worden.

Am fünfzehnten Tage nach Pfingsten kam Merlin an den Hof, und der König ging ihm entgegen. Merlin machte ihm Vorwürfe wegen dessen, was er hatte geschehen lassen. — Er hat mich betrogen, entgegnete der König. — So geht es vielen, antwortete Merlin, sie meinen andre zu betrügen, und betrügen am meisten sich selber. Du siehst nun ein, daß Du betrogen bist, weil Du es siehst; aber warum glaubtest Du ihm? deßwegen wurdest Du mit Recht bestraft. Hüte Dich ferner, daß Du diesen Versuch nicht anstellst und auch nicht anstellen lässest, denn ich sage Dir, viel Uebel würde daraus entstehen. Denn dieser Platz an der Tafel ist von sehr großer Bedeutung; es ist ein würdiger Platz, und ein hohes Gut für das ganze Königreich. — Der König fragte ihn nachher, ob er ihm nicht sagen könne, was aus dem Ritter geworden und wo er hingekommen sei? Darum bekümmere

Dich nicht, antwortete Merlin, es geht Dich nichts an, und Du wirſt um nichts beſſer, wenn Du es weißt. Laß es nur Deine Sorge ſein, die, welche an der Tafel ſitzen, recht zu ehren und hochzuhalten, wie auch die vier Feſte jährlich daſelbſt zu feiern, und alles ſo zu halten und nichts zu verändern, wie ich es eingeſetzt habe. Der König verſprach ihm, von nun an alles unverrückt zu erhalten bis an ſeinen Tod. Darauf nahm Merlin wieder von ihm Abſchied, und ging zum Meiſter Blaſius zurück.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Der König ließ rings um Karbueil viele ſchöne Häuſer bauen; ließ dann in ſeinem ganzen Reiche bekannt machen, wie er die vier Feſte, nähmlich Weihnachten, Oſtern, Pfingſten und den Allerheiligen Tag, mit ſeiner Hofhaltung immer in Karbueil ſein würde. Auch ſollte ſich ein jeder zu der Zeit daſelbſt einfinden, und ihm zu Liebe ſollte jeder Baron und jeder Herr ſeine Gemahlin und ſeine Fräulein mitbringen nach Karbueil, allwo der König ihnen jedesmahl Feſte geben wollte. Am nächſten Weihnachtsfeſte kamen nun die Gemahlinen, die Damen und Fräulein mit den Rittern und Baronen. Wer ohne ſeine Gemahlin kam, war nicht gut angeſehen, und ſo brachten die, welche nicht verheirathet waren, ihre Liebſte mit. Es kamen ihrer ſo viele an den Tag, daß man nicht ſagen kann, wie ſtark ihre Anzahl war; und wir können nur vorzugsweiſe von denen reden, welche ſich am meiſten hervorthaten. Dieß war ein Herzog von Tintayol, und ſeine Gemahlin, mit Nahmen Yguerne. Nach der gebenedeiten Jungfrau Maria ward nie eine Chriſtin holdſeliger und ſchöner geboren, als Yguerne. Als der König ſie zuerſt erblickte, ward er ſo entzückt von ihrer Schönheit, daß er alle Faſſung verlor; die Dame merkte dieß wohl, that aber, als ſähe ſie es nicht. Da ſie aber gewahr wurde, daß der König ſie immer anſah und ſeine Augen gar nicht von ihr wandte, zog ſie ſich zurück und vermied die Gegenwart des Königs, denn ſie war eine ſehr tugendhafte und ehrſame Dame, bewahrte auch die Ehre ihres Gemahls, und

war ihm treu. Der König sandte allen anwesenden Damen schöne reiche Geschenke an Schmuck und Kleinodien, und that es um Yguerne's willen, um ihr ein Zeichen senden zu können, das sie nicht ausschlagen dürfe, weil alle Damen von ihm beschenkt worden waren. Ihr gab er einen Schmuck, von welchem er wohl wußte, daß sie ihn wünschte; sie mußte ihn annehmen, obgleich sie sehr wohl einsah, daß dieß nur um ihretwillen angestellt sei; sie ließ dieß aber nicht merken.

Als der Hof nun wieder von Karduell sich wegbegeben wollte, und das Weihnachtsfest geendigt war, bat der König seine Baronen und Fürsten des Landes, doch ja zum nächsten Feste ihr Damen wieder mitzubringen, welches sie ihm auch alle zusagten. Er war in Liebe für die Dame Yguerne ganz entbrannt, so daß er seiner Sinne kaum mehr mächtig war; als sie mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Tintayol, von ihm Abschied zu nehmen kam, gab er ihnen das Geleite, und bezeigte ihnen beiden viel Ehre. Er sah sich dabei einen Augenblick ab, wo er leise zu ihr sagen konnte: Dame Yguerne, Ihr nehmt mein Herz mit Euch, trüge ich auch das Eurige in meinem! — Dame Yguerne that aber nicht, als hätte sie dieß gehört, und zog mit ihrem Gemahl, ohne zu antworten, fort in das Land des Herzogs.

Große Pein erduldete der König im Herzen, bis das Osterfest herankam, wo alles sich wieder zu Karduell versammelte, und er sie wieder erblickte. Gott weiß, wie groß da sein Entzücken war; er ließ sie und den Herzog, ihren Gemahl, an seiner Tafe essen, und saß zwischen ihnen beiden; auf alle Worte, die er ihr aber zuflüsterte, und wie sehr er ihr auch seine Liebe schwor, gab sie ihm doch niemahls eine Antwort, obgleich sie alle seine Worte sehr wohl verstand, sondern reiste mit ihrem Gemahl wieder fort, ohne dem Könige zu antworten.

Endlich konnte der König seine Liebespein nicht länger verhehlen, sondern entdeckte sie zweien seiner Günstlinge und fragte sie um Rath, wie er es anfangen müsse, sich ihrer zu erfreuen, und ihr seine Liebe zu klagen, da er sonst vor Leid vergehen müsse. — Der König, sagten jene, gebe ein großes Fest zu Karduell, und lasse bekannt machen, daß ein jeder sich dahin begebe,

weil es ein großes Fest sein, und der König seine Krone tragen und auf dem Thron sitzen würde; dazu, daß ein jeder sich auf einen Monat oder sechs Wochen mit allem Nothwendigen versehen müsse, weil das Fest so lange dauern solle. Auf diese Weise habt Ihr dann Zeit, mit der schönen Yguerne so viel zusammen zu sein, als es Euch beliebt. Der Rath gefiel dem Könige wohl, und er that so. Auf den bestimmten Tag kam alles in Kardueil zusammen, und jeder von den Herren kam mit seinen Damen und Gefolge, auch der Herzog von Tintayol mit Dame Yguerne, worüber der König im Herzen sich erfreute, wieder fröhlich ward und aß und trank. Nach einigen Tagen ward er wieder traurig, und sagte endlich zu einem seiner Vertrauten, Nahmens Ulfius: Die Liebe tödtet mich, ich sterbe für Yguerne, es ist kein Leben für mich, wo ich sie nicht sehe; und erhört sie mich nicht, so muß ich sterben. — Sire, erwiederte Ulfius, so wollt Ihr um einer Frau willen das Leben lassen? Nie hörte ich, daß eine Frau Geschenken widerstehen könne; ich bin nur ein armer Edelmann, glaube dennoch nicht aus Liebe für eine Frau sterben zu müssen; und Ihr, ein so mächtiger König, wie könnt Ihr ein so verzagtes Herz haben und es nicht wagen, um eine Dame zu werben? — Du hast wohl sehr Recht, sagte der König; Du weißt besser als ich, wie man sich benehmen muß; hilf mir, ich bitte Dich, und thue Du an meiner Stelle alles, was zu thun ist. Nimm aus meiner Schatzkammer alles, was Du willst, mach' ihr Geschenke, gib auch allen ihren Leuten, die sie umgeben, suche einen jeden zufrieden zu stellen, mache nur, daß ich mit ihr sprechen darf. — Ich will schon machen, sprach Ulfius.

Die Hofhaltung dauerte nun schon acht Tage in großer Freude und schöner Ergetzlichkeit. Der Herzog von Tintayol mußte immerwährend bei dem Könige sein, und er gab ihm und seinen Gefährten schöne, reiche Geschenke. Ulfius suchte indessen mit der Dame Yguerne zu reden, ihr mit süßen Liebesworten zu schmeicheln, und brachte ihr Geschenke von denen eines immer reicher und herrlicher war, als das andere; sie aber schlug alles aus und nahm nichts davon an. Eines Tages, als er ihr mehr noch zusetzte und einen überaus prachtvollen Schmuck ihr anbot, nahm

ſie ihn bei Seite und ſagte: Ulſius, warum und zu welchem Ende bieteſt Du mir alle dieſe reiche Kleinodien an? — Dame, um Eurer großen Schönheit und Eurer hohen Eigenſchaften willen! Wiſſet, der ganze Reichthum des Königreichs iſt Euer Eigenthum, und die Menſchen nur da, Euern Befehlen zu gehorchen! — Ei, wie mag dieß wohl ſein? — Ja, denn Ihr beſitzt das Herz deſſen, dem das Reich zugehört, das Herz des Königs. — So iſt des Königs Herz denn ein verrätheriſches und falſches Herz, weil es meinem Herrn und Gemahl ſo viel Liebe und Freundſchaft erweiſt, während es mich zu verderben und zu entehren trachtet! Ich ſage Dir, Ulſius, hüte Dich, ſo lieb Dir Dein Leben iſt, mir jemahls von dieſen Dingen wieder ein Wort zu ſagen, wenn ich nicht alles dem Herzoge meinem Gemahl, wieder hinterbringen ſoll. Du wirſt wohl wiſſen, daß er Dir das Leben nicht laſſen würde, wenn er ſolches wüßte; ſei aber gewiß, daß dieſes das letztemahl iſt, daß ich ihm ſolches verſchweige. — Stürbe ich für den König, erwiederte Ulſius, ſo gereichte es mir zu großer Ehre! Habt Gnade mit dem Könige, Dame Yguerne, warum wollt Ihr nicht, daß er Euer Freund ſei, da er Euch mehr liebt als ſein Leben ſelbſt, ſeid ihm gewogen, oder er ſtirbt aus Liebe für Euch. — Ihr ſpottet meiner, Ulſius. — Um Gotteswillen, habt Mitleid mit dem Könige und mit Euch ſelber; wenn Ihr ihm nicht günſtig ſeid, ſo habt Ihr Euch ſelbſt alles Unglück zuzuſchreiben, welches daraus entſtehen wird, denn weder Ihr noch Euer Gemahl könnt Euch ſeinem Willen widerſetzen. — Wohl würde ich mich ſeiner erwehren, ſagte ſie ſchmerzlich weinend; denn nie will ich mich, iſt dieſes Feſt nur einmahl beendet, je wieder an des Königs Hof einfinden, noch in ſeiner Gegenwart, mag er auch Befehle ergehen laſſen, wie er wolle, ich komme ſicherlich nicht mehr. — Mit dieſen Worten ließ ſie den Ulſius ſtehen und entfernte ſich. Ulſius begab ſich zum Könige und erzählte ihm alle ihre Worte. Wohl wußte ich, ſagte der König, daß ſie Dir ſo antworten würde, denn ſo muß eine jede tugendhafte, ſittſame Frau ſprechen; doch, Ulſius, laß es noch nicht dabei, ſondern bringe ihr meine Bitten immer wieder, keine Dame wird ſo leicht beſiegt.

Eines Tages ſaß der König an der Tafel, und der Herzog von Tintayol neben ihm; vor dem Könige ſtand ſein reicher goldner Becher, woraus er trank, da kniete Ulſius vor ihm nieder, und ſagte ihm leiſe, ſo daß der Herzog es nicht hören konnte: Sire, ſagt dem Herzog, daß er Euch zu Liebe aus dem Becher trinke, und ihn dann ſeiner Gemahlin zuſchicke, damit auch ſie Euch zu Ehren daraus trinke und ihn behalte. Der König nahm den Becher, trank daraus auf die Geſundheit des Herzogs, reichte ihn alsdann dem Herzog und ſprach: Trinket, Herr Herzog, auf das Wohlſein Eurer Frauen, Dame Yguerne, und ſendet ihn ihr dann mir zu Liebe. — Ich danke Euch, Sire, ſagte der Herzog, der ſich nichts Uebles verſah, ſie wird ihn mit Freuden annehmen; rief dann einen ſeiner Ritter, den er liebte, und übergab ihm den Becher, daß er ihn ſeiner Gemahlin Yguerne brächte, und daß er ihr dabei ſage: der König ſendete ihr den Becher, und ſie ſolle ihm zu Liebe daraus trinken. Als Dame Yguerne dieß hörte, erröthete ſie aus Scham, durfte aber den Becher nicht ausſchlagen, weil ihr Gemahl ihr daraus zugetrunken. Sie trank alſo, und da ſie ihn zurückſenden wollte, ſagte der Herzog: Dame Yguerne, es iſt des Königs Wille, daß Ihr ihn behaltet. Sie mußte alſo den Becher behalten. Der Ritter ging zurück und grüßte den König in ihrem Nahmen, ſie aber hatte ihm dieſen Gruß nicht aufgetragen.

Nach der Mahlzeit ſagte der König zu Ulſius: Gehe zur Dame Yguerne ins Zimmer und höre, was ſie ſpricht. Ulſius fand ſie trauernd und gedankenvoll, und als ſie ihn kommen ſah, ſprach ſie: Euer König hat mir auf eine verrätheriſche Weiſe ſeinen Becher geſandt, und ich war gezwungen, ihn anzunehmen; aber deſſen wird er keinen Gewinn haben, denn ihm zur Schande will ich dem Herzog meinem Gemahl erzählen, mit welchem Verrath Ihr und Euer König mir zuſetzt. — Ihr werdet nicht ſo thöricht ſein, ſagte Ulſius, ihm ſolches zu erzählen. — Eines ſchändlichen Todes ſterbe die, rief Yguerne, die ſolches zu thun ſich weigere. — Ulſius ging fort; als aber der Herzog auf den Abend vom Könige zu ſeiner Gemahlin zurückkam, fand er ſie weinend und in große Betrübniß verſenkt. Er erſchrack, nahm ſie

in seine Arme und fragte sie liebevoll, was ihr fehle? Ich wollte, ich wäre todt, rief Yguerne weinend. — Warum dieß, meine geliebte Gemahlin? — Weil der König mir mit Liebe durch Ulfius nachstellen läßt, alle diese Feste, sagt er, und diese Hofhaltung, zu welcher er die Damen des Landes einladen ließ, wären nur um meinetwillen, damit ich kommen müsse, und er mich in seine Gewalt bekäme. Lieber aber will ich sterben, als Euch untreu werden, mein Gemahl: denn ich liebe Euch, obgleich Ihr mich damit erzürntet, daß Ihr mich zwangt, seinen goldnen Becher anzunehmen. Bis dahin hatte ich mich aller seiner Geschenke erwehrt und nahm nichts an, aber auf Euern Befehl mußte ich nun den Becher annehmen, dieß verbittert mir mein Leben. Das kann nicht länger so dauern, es geschieht sicher noch ein Unglück daraus; darum flehe ich Euch an, mein Herr und Gemahl, laßt mich zurück nach Tintayol reisen, denn unmöglich kann ich länger es hier erdulden. — Der Herzog erschrack, als er seine Gemahlin, die er über alles liebte, so reden hörte, er konnte lange kein Wort vorbringen, vor Zorn und Leidwesen. Nachdem er endlich wieder sich erhohlt, ließ er alle seine Ritter, welche mit ihm in der Stadt waren, zu sich kommen. Da sie sich bei ihm versammelten, sagte er ihnen, daß sie sich sogleich und in der Stille in Bereitschaft setzen sollten, ihm zu folgen, weil er abreisen wolle; niemand in der Stadt müsse aber etwas davon erfahren; laßt Gepäck und Kasten zurück, das können die Diener morgen uns nachführen, nehmt nichts als Eure Waffen und folgt mir still. Darauf ließ er sein Pferd vorführen, stieg auf, Dame Yguerne setzte sich hinter ihm, und so ritt er mit ihr aus der Stadt nach Tintayol; die Ritter folgten ihm einzeln nach, und so erfuhr denselben Abend der König nichts davon, daß sie fort waren.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Des andern Morgens war in der ganzen Stadt von nichts anderm die Rede; endlich kam das Gerücht dieser Flucht auch bis

zum Könige. Dieſer gerieth in den heftigſten Zorn, als er vernahm, daß der Herzog, ohne Urlaub zu nehmen, fortgezogen ſei; mehr aber kränkte es ihn noch, daß er die Dame Yguerne mit fortgenommen. Er ließ ſeine Rathsherren zuſammenrufen, und ſtellte ihnen das Unrecht des Herzogs vor, daß er ihn ſo plötzlich, ohne Urſache und ohne Urlaub zu nehmen, auf eine ſchimpfliche Weiſe verlaſſen habe, da er ihm ſtets ſo freundlich war, ihn auch mit ſchönen Geſchenken an Kleinodien ſo geehrt habe. Die Rathsherren erſtaunten ganz über dieß Betragen des Herzogs, es dünkte ihnen ganz thöricht zu ſein, und gar nicht zu entſchuldigen. Sie wußten aber die wahre Urſache nicht von ſeinem Weggehen; weil nun der König ihm vor allen Andern Ehre und Freundſchaft erzeigt habe, ſo glaubten ſie, er könne ſein Vergehen um deſto weniger wieder gut machen, und es ſei ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät.

Sie beſchloßen und riethen dem Könige, daß er zwei Botſchafter nach Tintayol ſenden müſſe, und daß er dem Herzoge durch dieſe ſagen laſſe, daß er dem Könige Genugthuung geben müſſe für die Beleidigung, welche er ihm zugefügt, indem er ohne des Königs Einwilligung und ohne Urlaub von ihm zu nehmen, den Hof verlaſſen habe. Der König verlange alſo, daß er ſogleich eben ſo wieder an den Hof zurückkehre, ſo wie er ihn verlaſſen, um des Königs Gnade zu erflehen. Der König war dieß auch ſogleich zufrieden, und ſandte zwei tapfere Ritter als Geſandte nach Tintayol. Als dieſe vor den Herzog kamen und er ihren Auftrag vom Könige vernommen hatte, und hörte, daß er ſeine Gemahlin wieder mit ſich an den Hof bringen ſolle, weil der Befehl ſo war, daß er eben ſo wieder dahin zurück kommen müſſe, wie er hinweggeritten; ſo gerieth er in großen Zorn, und ſprach zu den Abgeſandten: Mit nichten werde ich wieder an ſeinen Hof gehen, denn er hat ſich ſo ſehr an mir und an den Meinigen vergangen, daß ich ihn nicht mehr lieben und ihm nicht fürder gehorſam ſein kann. Mehr ſage ich Euch jetzt nicht. Da die Abgeſandten keine andre Antwort als dieſe vom Herzoge erlangen konnten, zogen ſie wieder ab und ritten nach Karduell. Der Herzog aber ließ alle ſeine Ritter und die weiſen Räthe ſei-

nes Landes zuſammenberufen, und erzählte ihnen nun, welche Verrätherei der König an ihm begangen, und wie übel er ihm mitgeſpielt; darum, ſetzte er hinzu, ritt ich plötzlich, und ohne Urlaub von ihm zu nehmen, von Kardueil weg; jetzt aber hatte er mir die Botſchaft wiſſen laſſen, daß ich des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig ſei, und deshalb wieder an ſeinen Hof kommen müſſe, um ihn um Verzeihung desfalls zu bitten; eben ſo müßte ich wieder kommen, ſo wie ich den Hof verlaſſen: das heißt aber, nicht ohne meine Gemahlin Yguerne dürfe ich kommen. —Ihr habt wohl gethan, ſagten ſeine Ritter und Räthe, daß Ihr ſolches nicht gethan, denn es iſt Eure Pflicht, daß Ihr Eure Ehre in Obacht nehmet. Uebel hat der König gethan, ſolchen Verrath an ſeinem Lehnsmann zu verüben. — Nun, antwortete der Herzog, ſo erſuche ich und bitte Euch, um meiner Ehre und der Eurigen willen, daß Ihr mir Euern Beiſtand gewährt und mir Hülfe leiht gegen den König, wenn dieſer Krieg und Streit mit mir anfängt; daß Ihr mein Land mir beſchützen helft, und in allen Dingen mir zu Hülfe kommt. Die Ritter und Räthe verſprachen ihm und ſchwuren, daß ſie ihm helfen und dienen würden, ſollte es auch ihr Leben koſten; wofür der Herzog ihnen ſehr dankte.

Nachdem der König den Bericht der zurückkehrenden Botſchafter vernommen, gerieth er ſehr in Zorn, und bot alle ſeine Barone und Fürſten auf, ihn an dem Herzoge von Tintayol rächen zu helfen, und ſie ſagten ihm alle ihre Hülfe zu. Vorher ließ er, als im rechtmäßigen Kriege, dem Herzoge den Frieden aufſagen und ihm verkündigen, daß, wo er nicht dem Könige ehrenhafte Genugthuung thäte, er ſich nach vierzig Tagen in Bereitſchaft zu halten habe, ſich zu vertheidigen, weil der König ihm in vollen Waffen zuſprechen würde. Als der Herzog dieſes Aufgebot vernommen, antwortete er den Boten, daß er ſich wo möglich zu vertheidigen gedächte; ließ darauf auch ſeine Ritter und Kriegsmänner entbieten, und ſie zur Vertheidigung des Landes bereiten. Ich beſitze nur zwei feſte Schlöſſer, ſagte er ſeinen Rittern, die im Stande ſind, gegen den König zu halten, dieſe beiden ſoll er aber ſicher nicht erhalten, ſo lange ich lebe. Meine

Gemahlin ſoll hier zu Tintayol bleiben, nebſt zehn der tapferſten und kühnſten Ritter zu ihrer Beſchützung, welche die Burg wohl zu vertheidigen im Stande ſind; ich aber will mit den übrigen nach dem andern Schloſſe ziehen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Der König zog mit ſeinem Heere nach dem Lande des Herzogs von Tintayol, und nahm alle Städte, Dörfer und Burgen, wo er durchzog, ohne Widerſtand ein. Hier erfuhr er, daß Dame Yguerne zu Tintayol geblieben, der Herzog aber zur Vertheidigung einer andern Burg gezogen ſei; er verſammelte alſo ſeinen Rath und fragte, ob er beſſer thäte, erſt Tintayol zu erobern, und alsdann das andere Schloß, oder ob er erſt den Herzog daſelbſt belagern ſolle? Seine Räthe waren alle der Meinung, er müſſe erſt den Herzog in ſeinem feſten Schloſſe belagern; wenn er ihn ſelber erſt in ſeiner Gewalt habe, ſo würde alles übrige von ſelbſt kommen. Der König mußte dieſen Gründen nachgeben, zog mit ſeinem Heere vor das feſte Schloß, und belagerte den Herzog. Als er nun vor dem Schloſſe lag, ſagte er heimlich zu Ulſius: Was wird aus mir, ſo ich nicht Yguerne ſehe? — Sire, erwiederte Ulſius, Ihr müßt jetzt Geduld haben: denkt darauf, den Herzog zu bezwingen, ſo ſind dann alle Eure Wünſche erfüllt. Ihr würdet Eure Geſinnungen zu früh verrathen haben, wenn Ihr gleich zuerſt nach Tintayol gezogen wäret, ohne erſt den Herzog zu belagern; alſo faßt Euch, und ſeid gutes Muthes. — Die Belagerung ward mit großer Hitze betrieben, und mancher Sturm auf das feſte Schloß gelaufen; der Herzog aber vertheidigte ſich tapfer, ſo daß die Belagerung ſehr lange dauerte, worüber der König ſehr mißmuthig war, denn er erkrankte ganz in Sehnſucht nach Yguerne.

Als er eines Tages traurig in ſeinem Zelte ſaß, überfiel ihn eine ſolche Schwermuth, daß er heftig anfing zu weinen; und da ſeine Leute ihn ſo weinen ſahen, entfernten ſie ſich erſchrocken

aus ſeinem Zelte, und ließen ihn allein mit Ulſius. — Warum weint mein König? fragte er ihn mitleidig. — Ach! Ulſius, ſprach der König, ich ſterbe vor Sehnſucht nach Yguerne! Ja der Tod iſt mir gewiß, ſchon habe ich Eßluſt und Trinkluſt verloren, und in der Nacht finde ich keine Ruhe mehr, weil der Schlaf mich flieht; und kein Mittel ſehe ich, wie mir Heilung würde! — Faßt Muth, mein König, Ihr ſterbt ſicherlich nicht aus Liebe für eine Frau! Wenn Ihr doch den Merlin haben könntet, fuhr er fort, laßt ihn aufſuchen, vielleicht giebt er Euch guten Rath. — Gewiß weiß Merlin, was ich leide, ſprach der König, aber ich habe ihn erzürnt, als ich den leeren Platz an der Tafelrunde verſuchen ließ, und nun läßt er mich nichts von ſich hören; auch glaube ich, findet er es wohl übel von mir gethan, daß ich für Dame Yguerne in Liebe entbrannt bin, denn ich ſollte wohl nicht begehren das Weib meines Unterthanen, meines Lehnsmannes. Es iſt Sünde, das weiß ich wohl; und dennoch muß ich ſie begehren, ich bin nicht Schuld daran, kann mich deſſen doch nicht erwehren. — Ich bin gewiß, ſagte Ulſius, Merlin liebt Euch ſo ſehr, daß er nicht ausbleiben wird, wofern ihm Euer Leid und Euer Schmerz bekannt iſt, ſondern er kommt gewiß, und bringt Troſt für Euch. Faßt nur Muth, mein König, habt nur noch Geduld, ſeid etwas fröhlicher, verſucht Euch mit guten Speiſen und Getränken zu ſtärken, laßt Eure Barone oft um Euch ſein, und vertreibt Euch in ihrer Geſellſchaft auf eine ergetzliche Weiſe die Zeit, damit Ihr in etwas Euer Leid vergeſſen möget! — Gern thue ich, was Du mir ſagſt, antwortete ihm der König; doch werde ich nicht meine Liebe, und nicht mein Leiden vergeſſen können.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Als der König einige Tage darauf nach der Meſſe in ſein Zelt kam, fand er den Merlin daſelbſt. Groß war ſeine Freude, da er ihn erblickte, mit offenen Armen eilte er auf ihn zu, ſchloß

ihn an ſein Herz und küßte ihn. Merlin, fing er an, ich ſage Dir nichts von meinen Angelegenheiten, Du weißt ſie beſſer als ich ſelber; aber ich bitte Dich um Gottes Willen, hilf mir von meinem Herzeleid, das Dir ſo wohl bekannt iſt. — Laß erſt den Ulſius kommen, ſagte Merlin, dann will ich Dir antworten. — Ulſius wurde ſogleich gerufen, und als er kam, und der König zu ihm ſagte: Sieh, hier iſt Merlin! ward er vergnügt, begrüßte ihn, und ſagte zum Könige: Nun dürft Ihr nicht mehr weinen, denn ſicherlich bringt er Euch Troſt und Hülfe. — Ach, ſagte der König, könnt er Yguernens Gunſt mir verſchaffen, ſo gäbe es nichts, was ich nicht für ihn thäte, wenn es nur in meiner Macht ſteht, zu thun. — Wagſt Du, ſagte Merlin hierauf, mir das zu verſprechen, was ich Dir anfordern werde, ſo will ich Dir Yguerne zu verſchaffen ſuchen, ſo daß Du bei ihr in ihrer Kammer und in ihrem Bette ſchläfſt. — Ulſius lachte, als er dieß hörte, und ſagte: Jetzt wird man ſehen, was eines Königs Herz werth iſt. — Fordere, was Du willſt, rief der König, es giebt nichts, was ich Dir nicht dafür gäbe, fordere nur! — Ich will deſſen gewiß ſein, erwiederte Merlin, Du und Ulſius, Ihr müßt beide mir einen Eid auf die heiligen Reliquien ablegen, daß ich von Dir bekomme, was ich Dir den Morgen abfordern werde, nachdem Du die Nacht bei Yguerne zugebracht haben wirſt. Willſt Du mit dem Könige ſchwören, Ulſius? — Mir währet die Zeit lang, ehe ich geſchworen habe, erwiederte dieſer. Hierauf ließ der König die heiligſten Reliquien vor ſich bringen, er und Ulſius legten die Hände darauf, und ſo ſchwuren beide, daß der König den Merlin das geben müſſe, was Merlin am Morgen nach der Nacht, die er bei Yguerne zubringen würde, von ihm fordern werde.

Nachher eröffnete Merlin ihnen die Art, wie er dem Könige Yguernens Gunſt verſchaffen wollte. — Du, ſprach er zum Könige, mußt Dich dabei mit vieler Weisheit und ſehr klug betragen; denn Yguerne iſt eine ſehr tugendliche Dame, die Gott und ihrem Gemahle immer treu geweſen. Ich will Dir aber durch meine Kunſt die Geſtalt des Herzogs geben, ſo daß ſie Dich für ihren Gemahl halten muß. Auch hat der Herzog zwei Ritter,

ſeine und Dame Yguernens vertraute Freunde, ſie heißen Bretiaux und Jourdains. Die Geſtalt des erſten will ich annehmen, Du, Ulſius, ſollſt aber die des Jourdains haben. Wenn es dunkel wird, ſo wollen wir unter dieſer Verwandlung nach dem Schloß Tintayol reiten, die Wachen werden uns den Eingang nicht verwehren, da ſie uns für die Ihrigen anſehen. Nur des Morgens müſſen wir wieder gar früh uns fortbegeben, denn wir werden wunderbare Dinge hören; Dein Lager laß unterdeſſen wohl bewachen, und daß Deine Leute niemandem ſagen, wo Du hingegangen biſt. Vergiß von allem dem nichts, was ich Dir hier ſage, und ſeid zwiſchen hier und morgen bereit, wenn ich Euch zu hohlen komme.

Der König erwartete den Merlin mit der größten Ungeduld; endlich kam er wieder und ſagte: Jetzt iſt alles in Bereitſchaft und fertig, nun zu Pferde. Sie ritten bis eine kleine halbe Meile von Tintayol; hier müſſen wir uns ein wenig aufhalten, ſagte Merlin, ſteigt ab von Euren Pferden und erwartet mich hier ein wenig. Sie ſtiegen alle ab, Merlin ging etwas abwärts, pflückte Kräuter ab, rieb dem König das Geſicht und die Hände damit, alsdann dem Ulſius und ſich ſelber, und ſofort verwandelten ſie ſich alle drei; der König ſah vollkommen wie der Herzog von Tintayol aus, ſo wie Merlin und Ulſius dem Bretiaux und Jourdains glichen, ſo daß ſie ſich einander anſahen und ſich wirklich lange dafür hielten. Mit hereinſinkender Nacht kamen ſie an das Schloßthor von Tintayol, wurden ohne Schwierigkeit eingelaſſen, und gaben der Wache den Befehl, es niemandem bekannt zu machen, daß der Herzog zu Tintayol ſei. Die Herzogin war ſchon zu Bette, als die drei in ihr Schlafzimmer kamen, die Ritter halfen ihrem Herrn ſich entkleiden und in das Bett zur Dame Yguerne ſteigen, und entfernten ſich alsdann. In dieſer Nacht ward ſie mit einem Sohne ſchwanger, der nachmahls der gute König Artus genannt wurde. Der König genoß große Freude und Liebe die ganze Nacht hindurch von Yguerne, denn ſie umarmte ihn und begegnete ihm mit herzlicher Freundlichkeit, wie ſie ihren treugeliebten Gemahl umfing.

Mit Tagesanbruch hörten Merlin und Ulſius, die ſchon aufgeſtanden waren, das Gerücht in der Stadt, der Herzog ſei er-

ſchlagen, und ſeine Seneſchalls gefangen. Sie liefen alſo gleich in's Schlafzimmer zu ihrem Herrn, und riefen: Herr Herzog, ſteht auf und begebt Euch in Euer andres Schloß, denn die Nachricht iſt gekommen, das Eure Leute Euch für todt halten. Ihr Herr ſtand auch ſogleich auf, nahm zärtlichen Abſchied von der Dame Yguerne, empfahl ſie dem Schutze Gottes, küßte ſie, und ritt davon mit den beiden Begleitern. Niemand im Schloſſe wußte darum, daß der Herzog die Nacht bei ſeiner Gemahlin geweſen, außer ihre Kammerfrauen und die Thorwächter.

Als ſie glücklich wieder hinaus gekommen waren, und ſich des gelungenen Anſchlags freuten und ſich fröhlich unterhielten, fing Merlin an und ſagte zum Könige: Ich habe, denke ich, Dir mein Wort gehalten, jetzt denke auch Du darauf, daß Du Deinen Eid hältſt. — Du haſt mir, antwortete der König, mehr Freude gegeben, und einen viel größeren Dienſt geleiſtet, als je ein Menſch dem andern leiſtete, und ich bin bereit, Dir mein Verſprechen zu halten; jetzt alſo ſage an, was Du verlangſt. — Wiſſe, ſprach Merlin, daß Yguerne in dieſer Nacht mit einem Kinde männlichen Geſchlechts iſt ſchwanger worden, dieſes Kind verlange ich von Dir. — Der König entſetzte ſich, durfte aber ſein Wort nicht zurückziehen; ich legte einen Eid ab, ſagte er, Dir zu geben, was Du verlangen würdeſt; es ſei Dir alſo zu Deiner Willkühr übergeben.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Hierauf wuſchen ſie ſich alle drei in einem Fluß, wo ſie hinüber mußten, und bekamen ihre natürliche Geſtalt wieder. Als ſie im Lager anlangten, kamen alle ihnen mit der Nachricht entgegen, der Herzog ſei erſchlagen. Der König war ſehr betrübt über dieſe Nachricht, denn er hatte ſeinen Tod nicht geſucht. Und wie geſchah dieß? fragte er ſeine Leute. Nun hörte er, der Herzog, der es gemerkt, daß der König nicht im Lager ſei, habe in der Nacht

ſtill ſeine Leute waffnen laſſen, und habe einen Ausfall auf die Belagernden gethan. Dieſe, von dem Getöſe aufgeweckt, bewaffneten ſich ſchnell, und ſchlugen jene in ihr Schloß zurück; als ſie ſich aber mit ihnen in's Thor drängen wollten, ſei der Herzog vom Fußvolk, das ihn nicht kannte, überwältigt und getödtet worden. Die im Schloſſe haben ſich nicht länger vertheidigt, als ſie den Tod ihres Herrn erfahren, ſondern ſich ſogleich mit dem Schloſſe ergeben.

Der König ließ ſeine Räthe zuſammenrufen und legte ihnen die Sache vor, daß ſie ihm riethen, wie er Genugthuung für des Herzogs Tod zu geben habe? denn er betrübte ſich ſehr um dieſen Unfall, er hatte den Herzog nicht gehaßt und ſeinen Tod nicht begehrt; darum, ſagte er, will ich ſeinen Anverwandten hinlängliche Genugthuung verſchaffen, wie Ihr mir rathen ſollt.

Ulſius ſaß mit im Rathe des Königs, und da die Räthe verlangten, daß er zuerſt ſprechen ſollte, ſagte er ihnen: Wer dem Könige und dem Reiche zum Beſten rathen will, der verlange, daß der König den Freunden und Verwandten der Herzogin Yguerne ſagen laſſe, wie ſie ſich alle zu Tintayol verſammeln, dort ſich über ihre Angelegenheit berathſchlagen, und alsdenn alle zuſammen ſich nach Karduell zu begeben haben, wo der König ihnen Genugthuung geben, und Frieden mit ihnen ſchließen würde. Während Ulſius dieß den Räthen des Königs ſagte, und ſie ſeine Meinung begriffen und ſich auf ihn verließen, weil er der vertrauteſte Freund des Königs war, und wohl wiſſen mußte, was dem Könige am angenehmſten zu hören war, ſie auch dem Ulſius verſprachen, dem Könige nicht zu ſagen, daß dieſer Rath von ihm allein käme, ſondern daß ſie alleſammt ſolches beſchloſſen, kam Merlin in das Zelt des Königs und ſagte ihm: Ulſius ſpricht und denkt gut und weislich über Deine Angelegenheit, auch iſt er Dir treu ergeben, Du darfſt ihm alſo ſicher trauen und genau alles thun, was er von Dir verlangt; denn es iſt alles zu Deinem Beſten, was er verlangen wird, und alles wird auch gut beſtehen nach ſeinem Rathe. Folge alſo dem treuen und verſtändigen Ulſius, ich muß jetzt mich von Dir trennen; wenn Yguerne, der Du Dich jetzt vermählen wirſt, das Knäblein geboren hat,

mit welchem ſie von Dir iſt ſchwanger worden, dann werde ich wiederkommen und es hohlen, denn Du weißt, es iſt mein nach Deinem Eide. Auch werde ich dann noch nicht mit Dir reden, ſondern nur mit Ulſius, dem ich es ſagen werde, auf welche Art er mir das Kind einhändigen müſſe. Der König war äußerſt betrübt, daß Merlin von ihm gehen wolle, da er ſeines Rathes bedurfte, doch ward er wieder froh, da Merlin ihm die Verſicherung gab, daß er ſich auf Ulſius verlaſſen könne; und daß Yguerne ſeine Gemahlin werden ſolle, erfüllte ſein Herz mit großem Entzücken. Hüte Dich aber, fügte Merlin hinzu, bei dem Leben der Dame Yguerne, daß Du ihr nie das Geheimniß entdeckeſt, wie das Kind, das ſie unter ihrem Herzen trägt, nicht von ihrem Gemahl dem Herzog, ſondern von Dir ſei, und daß Du bei ihr geſchlafen habeſt, ehe ſie Dir vermählet ward, denn ſie iſt von großer Tugend und Frömmigkeit, und wenn Du ſie ſo beſchämteſt, könnteſt Du wohl ihre Liebe verlieren. Darauf beurlaubte er ſich vom Könige und begab ſich zum Meiſter Blaſius, wo er ihn alles ſo aufſchreiben ließ, wie wir es hier leſen.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Die Botſchafter des Königs kamen nach Tintayol, wo ſie Dame Yguerne und alle ihre Verwandte und Freunde verſammelt fanden. Sie begrüßten die Herzogin, als ſie vor ſie gelaſſen wurden, und ſtellten ihr vor, der Herzog ſei durch eigne Schuld und durch ſeine dem König zugefügte Beleidigung erſchlagen worden; der König, ſagten ſie, iſt in große Betrübniß durch ſeinen Tod verſetzt, und läßt Euch anbieten, mit Euch Frieden zu ſchließen nach Eurem eignen Begehren. Er iſt ganz bereit, zugleich Euch und Euern Freunden und den Verwandten des Herzogs jede Genugthuung zu geben, die Ihr zuſammen von ihm verlangen wollt. — Wir wollen uns, antwortete die Dame und ihre Verwandte den Botſchaftern, wir wollen uns darüber berathſchlagen. — Nachdem ſie ſich beſonnen, und ſich unter einander

berathen hatten, sagten sie der Dame Yguerne, ihre Meinung sei, daß man Frieden schließe mit dem Könige. Da der Herzog durch seine eigne Schuld getödtet ward, sagten sie, so kann ja der König nichts dafür, auch thut es ihm ja sehr leid; bedenken wir auch, daß wir nur schwach gegen ihn sind, und uns nicht gut gegen ihn werden vertheidigen können. So meinen wir also, wir hören die Vorschläge an, die er uns thun läßt; es sind vielleicht solche, die wir nicht auszuschlagen Ursache haben, und so muß man von zwei Uebeln das kleinste wählen. Die Dame gab ihren Freunden die Vollmacht alles zu thun, was sie genehm halten würden, sie willige in alles ein, was sie unter sich beschließen möchten. Die Botschafter wurden wieder vor sie gerufen und gefragt, welche Genugthuung der König ihnen zu geben gedächte. — Wir wissen den Willen des Königs nicht weiter, antworteten diese, als daß er beschlossen hat, in dieser Sache ganz nach dem Willen seiner Barone und seiner Räthe zu verfahren. Darauf verabredeten sie, daß die Herzogin sich nach fünfzehn Tagen mit allen ihren Verwandten und Freunden nach Kardueil begeben würde, wozu der König ihnen sicheres Geleite entgegen senden müsse; daß auch wenn seine Anerbietungen die Genugthuung betreffend, der Herzogin und ihrer Parthei nicht genehm dünkten, der König dieselben auf seine Unkosten nach Tintayol zurück senden müsse. Nach dieser Abrede empfahlen die Bothschafter sich der Dame, so wie den Uebrigen, und ritten zum Könige nach Kardueil zurück, der sehr begierig war, welche Antwort sie ihm von der Dame bringen würden, und der voller Freude war, da er vernahm, wie sie nach Kardueil kommen wollten.

Nach vierzehn Tagen sandte er sicheres Geleite der Dame Yguerne entgegen, die so wie ihre Freunde und Verwandte, in tiefer Trauer zu Kardueil anlangte. Sogleich sandte der König seine Räthe in ihre Versammlung, und sie wurden von ihnen im Nahmen des Königs gefragt, welche Genugthuung sie für den Tod des Herzogs forderten? — Die Räthe der Dame antworteten: Die Herzogin ist nicht hierher gekommen zu fordern, sondern um zu vernehmen, was der König für sie zu thun Willens ist. — Der König hielt die Räthe der Dame für sehr verständige Männer, wegen dieser Antwort.

Ulfius ging nun in die Verſammlung der Barone und Herren, um ſich mit ihnen zu berathen, weil der König ihnen alle Vollmacht dazu gegeben, zu thun und zu rathen, was ihnen nach ihrer Weisheit am beſten dünkte, und am räthlichſten zum Beſten des Reichs und ſeiner Unterthanen. Ich gehe, ſagte Ulfius dem Könige, als er ſich von ihm beurlaubte, um zu thun, was Ihr mir gebietet; erinnert Euch aber, mein König, daß ein Fürſt ſeinen Leuten nicht gut genug begegnen, und ſich nicht genug vor ihnen demüthigen kann.

Ulfius und die übrigen Räthe begaben ſich ſofort zur Dame Yguerne, ſtellten ſich ihr als diejenigen vor, denen der König Vollmacht gegeben, in dieſer Sache Recht zu ſprechen, und fragten ſie, ob ſie damit zufrieden ſei, und ſich ihrem Spruche unterwerfen wolle? Dame Yguerne antwortete ihnen: Der König könne ihr nichts größeres anerbieten, als daß er ſeine Barone wolle für ſich urtheilen laſſen; worauf ſich die des Königs wieder entfernten und ſich beſonders verſammelten, um die Sache zu beenden. Nachdem ſie ſich unter einander berathen, was am beſten zu thun ſei, riefen ſie alleſammt den Ulfius, daß er zuerſt ſeine Meinung ſage. — Ihr wißt wohl, fing Ulfius an, daß der Herzog durch des Königs Schuld um's Leben kam, und daß er den Tod nicht verdiente; ſeiner Gemahlin blieben die Kinder zur Laſt, und der König verheerte ihr Land durch den Krieg. Auch haben die Verwandte und Freunde des Herzogs gar viel durch ſeinen Tod eingebüßt; es iſt alſo der Billigkeit und dem Rechte gemäß, daß ihnen nach Würden ſo viel möglich erſtattet werde, was ſie verloren, damit der König ihrer Anhänglichkeit und Liebe gewiß bleibe. Andrer Seits iſt der König unvermählt, und es iſt Zeit, daß er eine Gemahlin ſich erwähle; da nun Dame Yguerne, wie Ihr wißt, eine der tugendſamſten Frauen der Welt iſt, ſo wäre meine Meinung, der König könne keine ſchicklichere Genugthuung geben, als wenn er ſie zur Gemahlin erwählte. Mich dünkt, ſolches würde eine große Wohlthat ſein für das ganze Land ſowohl, als für Euch, und ein jeder wird dieſe Art Genugthuung zu geben lobenswerth finden. Auch rathe ich, daß er die älteſte Tochter des Herzogs dem Könige von Orcanien, welcher hier zugegen iſt, zur

Gemahlin gebe; und allen übrigen so thue, daß sie ihn für ihren gnädigen und großmüthigen König lieben und in Ehren halten.

Die Geschichte erzählt, daß, als Ulfius auf diese Weise seine Meinung gesagt, er die andern Räthe aufforderte, die ihrige gleichfalls zu sagen. — Ulfius, antworteten sie ihm insgesammt, Du hast den besten Rath ertheilt, und den allerhochschwingendsten, den je ein Mensch zu denken sich erdreistet; wenn Ihr denselben so wie Ihr jetzt vor uns thatet, vor dem Könige wiederhohlt, und wir sehen erst, daß er einwilligt, so wollen auch wir gern einwilligen. — Das ist nicht genug, sagte Ulfius, Ihr müßt noch vor dem Könige Eure Einwilligung dazu geben; hier ist gleich der König Loth von Orcanien zugegen, auf welchen der Frieden nun zum Theil ankommt, er mag zuerst seine Meinung sagen. Und der König von Orcanien antwortete: Ich möchte um alles in der Welt nicht, daß der Frieden um meinetwillen unterbliebe. — Da die andern dieß hörten, fielen sie gleichfalls alle der Meinung des Ulfius bei, und gingen darauf allesammt zum Könige, wo auch Dame Yguerne mit den Ihrigen sich einfand. Die ganze Versammlung setzte sich nieder, ausgenommen Ulfius; dieser stand vor ihnen, trug den Rathschluß der Barone und Fürsten vor, und fragte den König darauf, ob er dem Rathe dieser Männer beipflichte? — Ich pflichte ihm bei, antwortete der König, wenn anders Dame Yguerne und ihre Parthei darin einwilligen, und wenn König Loth von Orcanien die älteste Tochter des Herzogs ehelichen will. — Sire, sprach König Loth, es giebt nichts, was ich nicht aus Liebe zu Euch, und des Friedens wegen, zu thun entschlossen wäre. — Ulfius wandte sich nun zur Parthei der Dame, und fragte sie, wie sie zufrieden seien, und ob sie unter diesen Bedingungen Frieden schließen wollten? — Als er sich so an sie wandte, und erwartete, daß der, welcher den Auftrag hatte, im Nahmen der Herzogin zu reden, nun antworten würde, fingen sie vor großer Rührung alle an zu weinen, so daß Thränen so groß wie Erbsen ihnen aus den Augen fielen; so auch weinte der, welcher hatte sprechen sollen, vor Freuden und Rührung, so daß er nicht ein Wort vorbringen konnte. Endlich sagte er: Nein, niemahls

hörte ich ſolche Reden, noch ſah ich ſolche ehrenvolle Genugthuung, wie die iſt, welche der König jetzt einem ſeiner Lehnsleute widerfahren läßt! fragte darauf die Dame und die übrigen Verwandten, ob ſie mit dieſen Bedingungen zufrieden wären? Dame Yguerne weinte, konnte aber nicht reden; die andern ſprachen für ſie, und waren einſtimmig der Meinung, eine ehrenvollere Genugthuung könnten ſie nicht verlangen, noch einen ſchönern Frieden ſchließen. — Zwei Tage nachher ward die Vermählung des Königs mit der Yguerne gefeiert, zugleich auch die des Königs Loth von Orcanien mit der älteſten Tochter des Herzogs. Dame Yguerne hatte noch eine andre Tochter, Morgante genannt, dieſe ward in ein Kloſter geſchickt, um daſelbſt unterrichtet zu werden. Dieſelbe brachte es ſo weit in allen Wiſſenſchaften, daß es ein Wunder war; ſie verſtand auch die Aſtronomie in einem ſo hohen Grade, daß niemand ſich neben ihr in dieſer Kunſt durfte ſehen laſſen; nachmahls ward ſie Morgante, die Fee, genannt. Die andre Tochter, welche dem Könige von Orcanien vermählt wurde, gebar drei Söhne, alle drei ſehr tapfere Ritter, welche nachmahls an der Tafelrunde ſaßen. So wurden auch die übrigen Kinder der Herzogin gut vom Könige verſorgt, und ihre Freunde und Verwandte liebte er und hielt ſie ſehr in Ehren.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Es waren an dem Tage, da der König mit der ſchönen Yguerne Hochzeit hielt, gerade zwanzig Tage, ſeit er unter der Geſtalt des Herzogs bei ihr geſchlafen, und daß ſie ſchwanger von ihm geworden. Die Hochzeit ward ſehr fröhlich und in großer Pracht gefeiert; fünfzehn Tage lang dauerte die Feſtlichkeit, wo ein jeder, der ſich dazu einfand, auf's herrlichſte bewirthet ward. Der König war froh und voll Freuden, das erlangt zu haben, wornach er ſich ſo geſehnt, und wollte lange Zeit von nichts hören, als von Feſten und Freudenbezeigungen. Als er nun einmahl des Nachts bei ſeiner Gemahlin lag, und ſie hoch ſchwanger war,

fragte er ſie, von wem ſie ſchwanger ſei? da er nicht glaubte, daß ſie es ſchon von ihm ſein könne, auch vom Herzog könne es nicht ſein, da er lange Zeit vor ſeinem Tode nicht bei ihr geweſen war. Die Königin Yguerne fing an zu weinen, als ſie dieſe Worte des Königs vernahm, und ſagte unter vielen Thränen: Mein König, ich kann Euch auf keine Weiſe eine Unwahrheit ſagen; es iſt nur zu wahr, daß ich nicht von Euch ſchwanger ſein kann, aber habt um Gottes Barmherzigkeit willen Erbarmen mit mir! Was ich Euch erzählen will, iſt ſehr wunderbar, aber es iſt darum nicht weniger die Wahrheit; ich bitte Euch daher, verſprecht mir ehe ich ſpreche, daß Ihr mich nicht verſtoßen wollt, daß Ihr mir auch keinen Vorwurf machen wollt. — Ihr dürft frei mir alles ſagen, antwortete der König, denn ich verſpreche Euch, was es auch ſein möge, werde ich in meinem Betragen gegen Euch desfalls nichts ändern. — Hierauf ward Yguerne beruhigt, und erzählte dem Könige getreu alles, was ihr in jener Nacht widerfahren, als ſie dachte, den Herzog ihren Gemahl, nebſt ſeinen beiden vertrauten Rittern bei ſich zu ſehen, wie ſie dann mit ihrem vermeinten Gemahl die Nacht zugebracht, des andern Tages aber, als er ſchon wieder von ihr geſchieden war, die Nachricht erhalten habe, daß er in der vorigen Nacht, anſtatt bei ihr zu ſein, auf dem Schlachtfelde umgekommen ſei; und ſo, fügte ſie hinzu, weiß ich nicht, wem das Kind zugehört. — Süße Freundin, antwortete der König hierauf, ich bitte Euch, übergebt dieß Kind dem, der kommen wird, es zu hohlen, oder wem ich es geben mag, damit wir nie von ihm reden hören. — Sire, erwiederte Yguerne, mit mir ſowohl, als mit allem, was mir gehört, thut nach Euerm Wohlgefallen.

Des andern Morgens erzählte der König dem Ulſius, was zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin die Nacht war geredet worden. Nun könnt Ihr wohl gewiß ſein, ſprach Ulſius, daß die Königin eine ſehr fromme, weiſe und treugeſinnte Dame iſt, weil ſie Euch in dieſer ſo ſehr wichtigen Sache keine Unwahrheit ſagte, ſondern es wagte, ganz die Wahrheit zu ſprechen.

Nach ſechs Monaten kam Merlin zu Ulſius, bezeigte ihm ſeine Zufriedenheit mit allem, was geſchehen war; ſandte ihn

darauf zum Könige, der sogleich kam, und sich sehr freute, Merlin wieder zu sehen. Darauf sprach Merlin zum Könige: Nicht weit von hier wohnt ein edler Biedermann, mit Nahmen Anthor, dessen Gemahlin ist die verständigste und gottesfürchtigste Frau im ganzen Lande, sie ist von untadelhaften Sitten, und in allem Guten sehr wohl unterrichtet, und von vortrefflicher Gemüthsart. Diese Frau ist ganz kürzlich mit einem Sohne niedergekommen; der biedre Anthor gehört aber nicht zu den reichsten. Ich rathe Dir, daß Du zu ihm sendest, ihn zu Dir rufen lässest, und ihm Geld und Gut hinreichend gebest, damit er anständig leben mag; bittest ihn aber nachher, daß er ein Kind, welches man ihm bringen würde, an seiner Ehefrauen Brust erziehen, und von ihrer Milch ernähren lasse; dann laß ihn Dir einen heiligen Eid ablegen, daß er dieß sicher halten wolle, daß er seinen Sohn einem Andern zur Erziehung gebe, und an dessen Statt den Sohn, den man ihm bringen würde, als den seinigen zu erziehen und zu halten. — Ich will, sagte der König, alles pünktlich ausführen, wie Du vorgeschrieben.

Merlin ging zurück zum Meister Blastus, und der König ließ den braven Anthor vor sich rufen. Anthor kam sogleich, und war nicht wenig verwundert, als der König ihn mit besondrer Freundlichkeit empfing, und ihm viel Ehre erzeigte, konnte auch nicht begreifen, warum dieß wohl geschehen möchte? — Mein Freund, fing der König an, ich will Dir ein Geheimniß entdecken, hüte Dich aber bei Deinem Leben, daß Du es niemand sagest; Du bist mein Unterthan und mein Lehnsmann; Du bist es also Gott und mir schuldig, mein Geheimniß fest zu bewahren, und mir, was ich Dir sagen werde, ausführen zu helfen. — Sire, antwortete Anthor, Ihr könnt mir nichts gebieten, was ich nicht mit Freuden zu thun Willens wäre; sollte ich es aber nicht thun können, so ist Euer Geheimniß doch auf jeden Fall sicher bei mir verwahrt. — So höret, mein Freund, was mir neulich, als ich schlief, für ein Gesicht erschien. Ich sah einen Mann vor mir, der mir sagte, Ihr, Anthor, wäret einer der biedersten und ehrenhaftesten Männer in der Welt; Ihr, fuhr er fort, habt ein Kind erzeugt, welches Eure Frau zu dieser Stunde mit ihrer Milch

ernährt. Dieſer Mann gebot mir, Euch zu ſagen, daß Ihr mir zu Liebe dieſes Euer Kind einer andern zu ernähren, und zu erziehen gebet, und dafür von Eurer Frau ein Kind an ihrer Bruſt tränken laſſet, welches Euch ein fremder Mann überbringen wird, und daß Ihr dieſes fremde Kind als das Eurige erzieht und haltet. — Sire, fing Anthor wieder an, es iſt ein Großes, was Ihr von mir verlangt, daß ich mein eignes Kind einer fremden Frau zu ſäugen gebe, und nehme mich eines fremden dafür an; doch, was mich betrifft, ſo will ich Euch gehorchen, im Fall es meine Frau zufrieden iſt; doch verſpreche ich Euch, daß ich ſie erſuchen werde, darin einzuwilligen. Sagt mir nun, mein König, ob das Kind ſchon geboren iſt, und wann ich es erhalten ſoll. — Ich weiß dieß nicht, antwortete der König; gab ihm aber eine große Summe Goldes und vielen Reichthum und Güter, worüber der biedere Anthor ſehr erfreut war. Dann ging er zu ſeiner Frau nach Hauſe, und erzählte ihr, was zwiſchen ihm und dem Könige vorgefallen; es kam ihr dieß aber ſehr befremdend vor. Wie ſollt ich wohl, ſagte ſie, mein eignes Kind weggeben können, um ein fremdes zu nähren? — Es giebt nichts, ſprach Anthor, was wir nicht ſchuldig wären, für unſern Landesherrn zu thun. Du ſiehſt, daß er mir ſchon viel gegeben, und noch mehr hat er zu thun verſprochen, ſo daß wir niemahls eine Armuth werden zu befürchten haben; wir müſſen alſo auch alles thun, was er von uns verlangt. Mein Wille iſt, ſo es Dir gefällt, daß Du das Kind, welches uns gebracht wird, ſäugeſt und erzieheſt, gleich wie das unſre. — Ich gehöre Euch, ſagte die Frau, und auch mein Kind gehört Euch zu, thut an uns nach Eurem Wohlgefallen. Der wackere Anthor war über dieſe Antwort ſeiner Frau ſehr vergnügt.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Den Tag vor der Niederkunft der Königin kam Merlin zu Ulfius, und ſprach: Ich bin zufrieden mit den Anſtalten, welche

der König getroffen, und wie er ſich überhaupt ſehr verſtändig genommen. Geh, ſage ihm, er ſolle die Königin vorbereiten, ſie würde morgen nach Mitternacht entbunden werden; und wie ſie gleich nach ihrer Entbindung das Kind dem Manne übergeben müſſe, den ſie beim Hinausgehen aus ihrem Zimmer erblicken würde. Ulſius fragte ihn, ob er nicht ſelber mit dem Könige ſprechen wolle, er ſagte aber: Nein, nicht zu dieſer Stunde. Ulſius beſtellte dem Könige alles, was Merlin ihm aufgetragen, und der König ging ſogleich zur Königin. Morgen nach Mitternacht, ſagte er ihr, wirſt Du entbunden ſein; ich bitte Dich aber, und verlange es ausdrücklich, daß Du das Kind gleich nach der Geburt Deiner vertrauteſten Kammerfrau giebſt, mit dem ausdrücklichen Befehl, es dem Manne zu geben, der es ihr beim Herausgehen aus dem Zimmer abfordern wird. Auch mußt Du allen denen, welche bei der Niederkunft zugegen ſein werden, bei ihrem Leben verbieten, daß ſie niemandem ſagen, daß Du niedergekommen biſt, weil viele glauben möchten, das Kind ſei nicht von mir; auch kann es wohl in Wahrheit nicht von mir ſein. — Ich ſagte es Euch ja, erwiederte die Königin, wie ich nicht wiſſe, wer Vater dieſes Kindes iſt; ich will alles thun mit ihm, was Ihr verlangt, daß ich thun ſoll. Sie war aber ſo beſchämt, daß ſie den König nicht anſehen konnte, ſondern ihre Augen niederſchlug.

Um die beſtimmte Stunde kam ſie nieder, worüber ſie ſehr verwundert war, daß der König die Stunde ihrer Entbindung vorher geſagt. Es geſchah auch alles ſo, wie der König ihr befohlen hatte. — Traute Freundin, ſagte ſie zur Kammerfrau, nimm das Kind und gieb es dem Manne, der am Ausgang des Zimmers es Dir abfordern wird; gieb aber genau Acht, wer dieſer Mann iſt? — Die Kammerfrau wickelte das Kind in reiche Windeln, und trug es hinaus; als ſie die Thüre öffnete, kam ihr ein ſehr alter, ſchwacher Mann entgegen. Worauf wartet Ihr hier? fragte ſie. — Auf das, was Ihr bringt, antwortete der Alte. — Wer ſeid Ihr? was ſoll ich meiner Gebieterin ſagen, wem ich es gegeben? — Bekümmere Dich nicht darum, thue, was Dir befohlen ward, und was Du thun mußt. — Darauf reichte ſie ihm das Kind, er nahm es, und in demſelben Moment verſchwand er

damit, ſo daß die Kammerfrau nicht wußte, wo er hingekommen. Als ſie nun wieder zur Königin in's Zimmer kam, und ihr erzählte, wie ſie das Kind einem fremden ſehr alten Manne habe geben müſſen, der in dem Moment, als er es erhielt, damit verſchwand; fing die Königin bitterlich an zu weinen und zu klagen über den Verluſt ihres Kindes.

Der Alte ging mit dem Kinde hinaus, um es dem frommen Anthor zu bringen, begegnete ihm aber auf der Gaſſe, als er eben zur Meſſe gehen wollte. — Anthor, redete er ihn an, ich bringe Dir ein Kind, das Du wie das Deinige erziehen und ernähren ſollſt. Wiſſe, daß wenn Du ſolches treulich thuſt, wird das Gute, das Dir und den Deinen daraus entſtehen wird, unermeßlich, und Dir ſelber nicht glaubwürdig ſein. Der König ſowohl, als jeder edle Mann und jede edle Frau bitten Dich, es gut zu halten, auch ich bitte Dich darum; meine Bitte muß Dir ſo viel als die des reichſten Mannes gelten. — Anthor nahm das Kind, ſah es an und fand es wohlgebildet und von großer Schönheit. Iſt es getauft? fragte er den Alten. — Nein, ſagte dieſer, Du magſt es ſogleich in der Kirche taufen laſſen, wo Du willens warſt, zur Meſſe zu gehen. — Welchen Nahmen ſoll ich ihm geben? — Nenn' es Artus. Du wirſt bald genug gewahr werden, welch ein großes Gut Du mit ihm erhältſt, denn ſowohl Du als Deine Frau, Ihr werdet dieſen Knaben ſehr lieben, und ihn von Eurem eignen nicht zu unterſcheiden wiſſen. Und hiemit Gott empfohlen. — Sie ſchieden von einander; Anthor ließ das Kind taufen, ihm den Nahmen Artus geben, und brachte es nachher ſeiner Frau, die es freundlich willkommen hieß, es küßte, an ihre Bruſt legte und es mit ihrer Milch tränkte, während ſie ihren eignen Sohn einer fremden Frau, welche ſie vorher angenommen, zu nähren gab.

Dreißigſtes Kapitel.

Nachdem Uterpendragon lange Zeit in Frieden ſein Reich regiert, verfiel er in eine ſchwere Krankheit; er hatte nähmlich Gicht in den

Händen, so daß er sie nicht brauchen konnte. Die Heiden fielen wieder in sein Reich und verheerten es während seiner Krankheit; die Fürsten und Barone zogen zwar verschiedentlich gegen sie zu Felde, wurden aber immer geschlagen, die Heiden dagegen immer mächtiger im Lande. Merlin kam zu Uterpendragon, und sagte ihm, er würde mit seiner Hülfe die Feinde wieder vertreiben, nachmahls aber nicht lange mehr leben; die Königin Yguerne war vorher schon gestorben. Merlin rieth ihm daher, sobald er würde gesiegt haben, alle seine Schätze und Reichthümer unter die Armen zu vertheilen; er solle noch bei seinem Leben so viel Gutes thun als möglich, weil er das Reich ohne Erben verlassen müsse. Der König fragte ihn nach dem Kinde, welches er ihm gegeben. Du hast, antwortete dieser, Dich nicht um ihn zu kümmern; doch darf ich Dir wohl sagen, daß er schön und groß und wohlerzogen ist. Als Merlin darauf Abschied vom Könige nahm, und ihn noch einmahl erinnerte, daß er nicht lange mehr zu leben habe, fragte der König ihn weinend: O weh, Merlin, soll ich Dich denn niemahls wieder sehen? — Noch einmahl sollst Du mich sehen, antwortete Merlin, aber nicht öfter.

Uterpendragon versammelte sein Herr, ließ sich ihm in einer Sänfte vortragen, und ertheilte die Befehle zum Angriff mit solcher Klugheit und mit so großem Muth, daß er dadurch den Muth des Heeres und der übrigen Anführer hob, die Feinde schlug, und sie völlig wieder aus dem Lande vertrieb. Darauf kam er wieder nach London zurück, und vertheilte alle seine Schätze, alles was er besaß, zwischen den Armen und den Kirchen, so daß er sich jetzt noch mehr als je die Liebe des ganzen Volks erwarb; verfiel aber hernach wieder in seine Krankheit, so daß die Aerzte sein Leben aufgaben. Da er nun immer schlimmer wurde, und endlich die Sprache verlor, so daß er in drei Tagen kein einziges Wort gesprochen hatte, kam Merlin wieder zu London an. Die Herren des Hofes, und das Volk, als sie ihn kommen sahen, gingen weinend ihm entgegen, und riefen: Unser König ist todt! — Er ist noch nicht todt, antwortete Merlin; führt mich zu ihm, so sollt Ihr ihn noch einmahl reden hören.

Als man ihn nun in das Zimmer führte, wo der König krank auf seinem Bette lag, ließ Merlin alle Fenster öffnen, und trat hinzu. Die Hofleute nahten sich dem Könige und sagten ihm: Hier ist Merlin, welchen der König jederzeit geliebt. Da wandte der König sich zu ihm, erkannte ihn alsbald, und man nahm an seinen Mienen wahr, wie er sich freute, ihn zu sehen. Merlin neigte sich und sagte ihm leise in's Ohr: Wisse, Dein Sohn Artus wird König nach Dir, und wird die Tafelrunde, welche Du gestiftet, vollständig machen! — Darauf erhob der König seine Stimme und sagte: Sage ihm, daß er für mich bete zu Jesu Christo, unserm Herrn. — Nun wandte Merlin sich zu den Herumstehenden und sagte: Dieß waren die letzten Worte des Königs, niemand wird ihn weiter reden hören. — Darauf ging Merlin fort, und die andern blieben in Erstaunen zurück, sowohl darüber, daß der König noch mit ihm geredet, als über die Worte, welche er gesprochen, von denen sie den Sinn nicht fanden, denn sie hatten nicht gehört, was Merlin dem Könige ins Ohr geredet. Dieselbe Nacht starb Uterpendragon, und das Reich blieb ohne Nachfolger. Die Fürsten und Barone versammelten sich zwar, um einen König aus ihrer Mitte zu wählen, sie konnten sich aber nicht darüber vereinigen. Endlich beschloßen sie, den Merlin, als den weisesten aller Menschen, um Rath zu fragen.

Merlin wurde in die Rathsversammlung gehohlt, und ihm im Nahmen aller Fürsten die Frage vorgelegt, wen sie zum Könige an Uterpendragons Stelle erwählen sollten? — Da stand Merlin auf, und sprach: Ich habe stets dieß Reich geliebt, so wie auch die Bewohner desselben; wollt Ihr also meiner Meinung folgen, so laßt es auf den Ausspruch Gottes ankommen, wer König werden soll. — Alle riefen einstimmig: Sag, was wir thun sollen, wir glauben Dir, und wollen alles, was Du für Recht hältst, thun. — Vierzehn Tage sind es, fing Merlin an, seitdem der König starb, es war am St. Martinstage; wartet noch bis zur Weihnachtsnacht, welche nicht mehr weit ist. Unser Erlöser, der König aller Könige, ward an diesem Tage geboren. Ich bin Euch allen Bürge, daß wenn Ihr diesen Tag in frommem Gebete zu unserm Herrn zubringt, er Euch ein Zeichen geben wird, nach

welchem Ihr einen König erwählen dürft. Ihr alle, Fürsten und Volk, und Ihr Bischöfe und Geistliche, betet zu ihm, daß er Euch erleuchte, und Euch durch ein Zeichen seinen Willen kund thue und Euch denjenigen zeige, der würdig gefunden wird, dieß Reich zu regieren. Ich sage Euch in Wahrheit, wenn Ihr mit Inbrunst und mit wahrer Andacht allgemein zu ihm betet, das Zeichen wird Euch erscheinen, woran Ihr den König erkennen sollt, und so seid Ihr dann gewiß, nach dem Willen Gottes unsers Herrn erwählt zu haben.

Die ganze Versammlung war mit diesem Rathe des Merlin wohl zufrieden, und es ward einstimmig beschlossen, darnach zu thun. Merlin beurlaubte sich jetzt von den Fürsten. Da sie ihn baten, zum Weihnachtsfeste wieder zu kommen, um nachzusehen, ob alles so geschehe, wie er ihnen gerathen, sagte er, er würde eher nicht wiederkommen, bis alles vollkommen zugetroffen; ging darauf fort aus dem Rath zu seinem Meister Blasius und erzählte ihm das Geschehene, wodurch auch wir es jetzt erfahren.

Die Barone ihrer Seits ließen alle Fürsten, Herren und Ritter des Landes zu Weihnachten nach London bescheiden, um sich im Gebete zu vereinigen, und zu sehen, durch welches Wunder Gott einen unter ihnen zum Könige auserwählen würde. Es geschah so, und es war nicht einer, der sich nicht zu Weihnachten in London einfand. Auch der brave Ritter Anthor kam nebst seinem Pflegesohn Artus, der ein Knabe von wunderbarer Schönheit und in allen Dingen sehr artig und wohlerzogen war; auch seinen eignen Sohn brachte Anthor mit nach London, welcher ein Jahr älter war als Artus, und am Allerheiligen-Tage war Ritter geworden. Anthor liebte aber seinen eignen Sohn nicht mehr, als er den Pflegesohn liebte.

Am Vorabende vor dem Weihnachtsfeste versammelten alle Fürsten und Ritter, und vieles Volk sich in der Kirche, beteten, und hörten die Messe um Mitternacht mit großer Andacht; als aber die Mitternachtmesse vorüber war, und kein Zeichen sich noch wollte sehen lassen, fingen viele an zu zweifeln, und meinten, sie seien wohl rechte Thoren, auf ein solches Zeichen zu warten. Darauf bestieg ein sehr gelehrter geistlicher Herr, die Kanzel, und hielt ihnen

eine vortreffliche Predigt, worin er ihnen ihren Unglauben und Ungeduld verwies, und sie ermahnte, ihren Eifer im Gebete nicht sinken zu lassen, und auf Gott fest zu vertrauen; hielt ihnen auch ihre Pflicht vor, daß sie um die jetzige Stunde doch nicht allein aus der Ursache in der Kirche versammelt wären, um einen König aus ihrer Mitte zu erwählen, sondern sie wären auch um des Heils ihrer Seelen willen hier, und um den König aller Könige anzuflehen, welcher ihnen in dieser Nacht geboren worden. Die Predigt war so kräftig und vortrefflich, daß die Fürsten davon bewegt, ihre Andacht erneuerten, und in inbrünstigem Gebete die Frühmesse abwarteten. Als aber auch diese gehört worden, und der helle Tag begann in die Kirche hinein zu scheinen, da gingen viele von ihnen hinaus; und siehe da, auf dem Platze vor der Kirchenthüre erhoben sich drei breite Stufen von einem fremden sonderbaren Stein, einige sagten, es sei Marmor; ein eiserner Ambos stand oben auf den Stufen, in diesem Ambos war ein Schwert befestigt, so daß es aufrecht auf dem Ambos stand. Die, welche aus der Kirche gekommen waren, liefen erstaunt und erschreckt zurück und verkündigten das Wunder dem Erzbischof Brice, der eben Messe las. Als er fertig war, ging er hinaus, und alles Volk und die Fürsten ihm nach; der Erzbischof stieg die Stufen hinauf, besah das Schwert und las die Schrift, welche auf beiden Seiten des Schwerts mit goldnen Buchstaben eingegraben war, dem Volke laut vor. Es stand darauf: „Derjenige unter Euch, welcher dieses Schwert aus dem Ambos zieht, soll König dieses Landes sein auf Ermahnung Jesu Christi."

Alles Volk war erstaunt über dieses wunderbare Zeichen; der erhöhte Ambos und das Schwert war zehn tapfern verständigen Männern zur Wache übergeben, von welchen fünfe weltlich, fünfe aber geistlich waren. Darauf verfügten sich alle wieder in die Kirche, und stimmten dem Herrn Dankgebete an für dieses Zeichen, das er ihnen gnädig gesendet, und sangen feierlich ein Te Deum. Nachher fingen die Versuche mit dem Schwerte an; erst kamen die Fürsten, die Barone, alle große Herrn und Ritter, jeder versuchte das Schwert aus dem Ambos zu ziehen, keiner war es aber im Stande. Der Erzbischof gab den zehn Männern, welche

das Schwert bewachten, den Befehl, jedweden heran zu laſſen, der den Verſuch machen wollte, er ſei von welchem Stande er wolle; ſollte einer es herausziehen, ſo müßten ſie aber wohl Acht geben, wer es ſei, um ihn wieder zu erkennen. Während acht Tagen, bis zum Neujahrstage verſuchten es alle im ganzen Lande denn ſie kamen von weit und breit, um den Verſuch zu machen; niemand aber konnte das Schwert aus dem Ambos ziehen, obgleich viele hundert der tapferſten Ritter es verſuchten.

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Am Neujahrstage nach der Mahlzeit hielten die Fürſten und Barone ſchöne Ritterſpiele und Rennen, zur Ergetzlichkeit, auf einem ſchönen Platze außerhalb der Stadt. Da dieß die Ritter und die andern Leute in der Stadt vernahmen, machte ſich ein jeder bereit, auch hinaus zu gehen, um bei den Spielen zu ſein, und die Bürger der Stadt gingen fröhlich hinaus, um dieſen Spielen zuzuſchauen. Als die Männer, welche das Schwert bewachten, ſahen, daß alles in der Stadt hinaus lief, gingen ſie mit, und ließen auf dieſe Weiſe das Schwert unbewacht. Der gute Ritter Anthor befand ſich gerade vor der Stadt, als dieſe Spiele begonnen, nebſt ſeinem Sohn, der am Allerheiligen Tage war Ritter geworden, und welcher Lreux genannt wurde, und nebſt Artus, ſeinem Pflegeſohn, der ſo wie jeder glaubte, Lreux's wirklicher Bruder zu ſein, und ihn auch als ſeinen ältern Bruder liebte und ehrte. Da nun die Spiele angingen, befahl Lreux ſeinem Bruder Artus, eilends nach Hauſe zu laufen und ihm ſein Schwert zu hohlen, welches er daſelbſt hatte liegen laſſen. Dienſtbar und gefällig ritt Artus ſogleich eilends hin, um den Befehl ſeines Bruders zu vollziehen; als er aber in dem Gaſthof ankam, in welchem ſie wohnten, fand er alles verſchloſſen und niemand, der ihm öffnete, weil alle Hausleute gleichfalls hinaus gegangen waren, den Spielen zuzuſehen. Voll Verdruß, und vor Aerger weinend, ritt Artus ſchnell wieder

zurück, und da er vor der Kirche über den Platz kam, und sich allenthalben umsah, ob er nicht etwa jemand aus dem Hause gewahr würde, erblickte er den Ambos auf den Marmorstufen; er hatte nie von diesem Wunder etwas gehört, und sah es jetzt zum ersten Mahl. Voller Freude erblickte er das Schwert darauf, welches niemand bewachte, ritt darauf los, zog es mit so leichter Mühe, als wäre es gar nicht befestigt, aus dem Ambos, und ritt so schnell, als sein Pferd nur laufen wollte, zu Lreux hinaus, gab ihm das Schwert, und erzählte ihm, warum er ihm nicht das seinige brächte, und wo er dieses hergenommen. Lreux erkannte das Schwert sogleich, suchte eilends seinen Vater, den Ritter Anthor, zeigte es ihm, und sagte: Ich werde König, ich habe das Schwert herausgezogen. Ritter Anthor war höchst verwundert, glaubte aber seinem Sohne nicht; Du lügst, rief er, sogleich komm mit mir zum Ambos. Er ritt mit ihm hin, Artus und die Diener begleiteten sie. Da sie auf den Platz kamen, und der Ritter sah, wie das Schwert wirklich nicht mehr im Ambos sich befand, wandte er sich zum Lreux: Geliebter Sohn, sagte er, ich bitte Dich, sprich die Wahrheit, wie kommst Du zu diesem Schwerte? Niemahls könnte ich Dich als meinen Sohn lieben, wenn Du mir lügen möchtest, und ich werde sehr wohl wissen, ob das, was Du sprichst, Wahrheit ist, oder nicht. Lreux ward beschämt, als er seinen Vater so sprechen hörte, und sagte: Mein Vater, ich lüge nicht, mein Bruder Artus hat dieß Schwert mir statt des meinigen gebracht, ich weiß aber nicht, wie er dazu gekommen. Gieb es mir, sprach Anthor, Du hast kein Recht darauf, sondern der, von welchem Du es erhalten. Lreux gab ihm das Schwert, und da Anthor sich umsah, erblickte er den Artus von ferne bei den Dienern, und rief ihn her zu sich. Lieber Sohn, sagte er ihm, nimm dieß Schwert, stecke es wieder dahin, woher Du es genommen; dieß that Artus auch sogleich, und es war so fest im Ambos, als zuvor, so daß niemand es heraus zu ziehen vermochte, außer Artus. Darauf ging der Alte mit den beiden Söhnen in die Kirche; hier sagte er zu Lreux: Ich wußte wohl, daß Du das Schwert nicht konntest aus dem Ambos gezogen haben; Artus aber nahm er in seine Arme und sprach zu

ihm: Theurer, geliebter Herr, wenn ich Euch dazu verhülfe, daß Ihr König würdet, welche Gunſt würdet Ihr mir erzeigen. Wie könnte ich, erwiederte Artus, wohl dieſes Gut oder irgend ein anderes erwerben, worüber Ihr nicht als mein Herr und Vater zu gebieten hättet? Ich bin nur Euer Pflegevater; Euern Vater aber, der Euch erzeugt hat, dieſen kenne ich nicht. Da Artus dieß vernahm, war er vor Gram und Betrübniß faſt außer ſich, denn er hatte Anthor als ſeinen Vater geliebt und geehrt, und es war ihm ſehr ſchmerzhaft und äußerſt traurig, keinen Vater zu haben. Ganz troſtlos rief er: O mein Gott, was ſoll mir dieſes Gut oder jedes andere, da ich keinen Vater habe! Ei, ſagte Anthor, Ihr müßt allerdings einen Vater gehabt haben; jetzt aber, theurer Herr, ſagt mir, welche Gunſt Ihr mir zuſichert, im Fall dieß große Gut Euch von dem Herrn beſtimmt iſt, und ich Euch dazu verhelfe. — Ach alles, was Ihr wollt, rief Artus weinend. — Nun erzählte Anthor ihm, was er alles für ihn gethan, wie ſeine Frau ihren eignen Sohn Fremden aufzuziehen gegeben, und wie ſie ihn ſtatt Sohn angenommen und ihn mit ihrer Milch getränkt, und wie er auf dieſe Weiſe ſowohl ihm als ſeiner Ehefrau und ſeinem Sohne Kreux die größte Dankbarkeit ſchuldig ſei, denn nie wäre ein Kind mit mehr Liebe auferzogen, als er von ihnen allen erzogen worden ſei. Vater, erwiederte Artus, haltet mich als Euern Sohn forthin, bin ich gleich nicht Euer Kind, denn wie ſollte ich wohl einen Schritt gehen, oder der Gnade, welche Gott vielleicht mir erweiſen, und zu welcher Ihr mir verhelfen wollt, wie ſollte ich mich ihrer wohl würdig erweiſen, ohne Euern Rath und väterlichen Beiſtand; ſeid alſo gewiß, daß ich alles zu thun bereit bin, was Ihr mir befehlen werdet. — Nun ſo bitte ich Euch, fing Anthor wieder an, wenn Ihr König ſein werdet, macht meinen Sohn Kreux zu Euerm Seneſchall, und dergeſtalt, daß er ſein Seneſchallsamt nie verlieren kann, ſo lange er lebt, ſollte er auch ſich eines Verbrechens gegen Eure Perſon oder gegen irgend einen andern in Euerm Reiche ſchuldig machen. Sollte er ein Verräther ſein, oder übel reden, ſo bitte ich Euch, erduldet ein kleines von ihm; denn um Euch beſſer zu erziehen, gab die Mutter ihn in fremde Hände,

ſo daß er dadurch ganz ausgeartet iſt, alſo müßt Ihr Euch auch von ihm mehr als von irgend einem andern gefallen laſſen; ich bitte Euch alſo, dieſe Bitte gewähret mir. Da Artus ihm nun die Gewährung zuſagte, nahm Anthor ihn bei der Hand, und führte ihn zum Altar, vor das Bild der heiligen glorreichen Jungfrau Maria, und hier ließ er ihn auf die heiligen Reliquien ſchwören, daß er ſein Verſprechen gegen Lreux halten wolle. Nachdem gingen ſie aus der Kirche, wo ſie den Fürſten, Baronen und Rittern begegneten, welche von den Spielen zurück kamen, und nun in die Veſper gehen wollten. Anthor rief diejenigen unter ihnen, welche ſeine Freunde waren, ging mit ihnen und ſeinen Söhnen zum Erzbiſchof und ſagte: Herr Erzbiſchof, mein Sohn hier, welcher noch nicht Ritter iſt, verlangt den Verſuch mit dem Schwerte zu machen, und bittet Euch dazu um Erlaubniß. Der Erzbiſchof ging ſogleich mit allen Anweſenden hinaus, und ſtellten ſich um die Stufen her. Mein Sohn, ſagte Anthor, ſteig hinauf, nimm das Schwert und bring es dem Herrn Erzbiſchof. Artus that unverzüglich, wie ſein Vater ihm befohlen, ſtieg muthig die Stufen hinauf, zog ohne alle Mühe das Schwert aus dem Ambos, und händigte es dem Erzbiſchof ein; dieſer umarmte den Knaben, und ſang mit lauter Stimme Te Deum Laudamus. Die Fürſten und die Herren gingen mit Artus nach der Kirche zurück. Voller Verdruß ſagte einer zum andern: Wie kann es ſein, daß ein ſolcher Burſch unſer König werde, und über uns herrſche? Als der Erzbiſchof dieſe Reden hörte, gerieth er in Zorn; er und Anthor waren auf Artus Seite; aber die Barone ſowohl, als auch das Volk waren gegen Artus. Darauf ſprach der Erzbiſchof das kühne Wort: „Und wäre die ganze Welt gegen dieſe Wahl, und Gott der Herr hat ſie beſchloſſen, ſo wird er König!“ Geh' Artus, fuhr er fort, ſtecke das Schwert hin, wo Du es hergenommen. Artus gehorchte, und das Schwert war ſo feſt als vorher. — Jetzt geht, fing der Erzbiſchof wieder an, Ihr Fürſten, Herzoge, Ihr Reichen und Mächtigen, jetzt geht hin und ſehet, ob einer unter Euch iſt, der es herauszieht. — Sie verſuchten es alle noch einmahl, einer nach dem andern; keiner vermochte es aber. — Ihr Thoren, rief

der Erzbischof, wollt Ihr gegen den Willen Gottes streiten? — Das wollen wir nicht, sagten die Fürsten, sollte es uns aber nicht kränken und uns wehe thun, daß ein solcher Bursche über uns herrschen soll? — Der ihn erwählte, sagte der Erzbischof, der kennt ihn besser als Ihr ihn kennt. — Wir bitten Euch, Herr Erzbischof, sagten die Fürsten, laßt das Schwert noch stecken bis zur Lichtmeß, damit noch andre den Versuch machen. — Dieß ward ihnen bewilligt, und nun kamen Fürsten, Herzöge, Edle und Ritter aus allen Landen, und von weit und breit, jeden Tag kamen neue, gingen zum Ambos, zogen aus allen Kräften das Schwert; aber keiner von ihnen konnte es herausziehen. Am Tage der Lichtmesse versammelten alle sich wieder; da stieg Artus auf Befehl des Erzbischofs die Stufen hinauf, zog das Schwert mit Leichtigkeit aus dem Ambos, und überreichte es dem Erzbischof; dieser sowohl, als der ganze anwesende Clerus weinten vor Freude und Wehmuth, als sie dieß Wunder sahen. — Ist noch einer unter Euch, rief der Erzbischof, welcher an der göttlichen Wahl zweifelt? — Dennoch erlaubt, Herr Erzbischof, sagten die Fürsten, daß es noch bis Ostern anstehe, und kommt bis dahin niemand, der es vermag, so wollen wir Diesem unterthan sein. Wollt Ihr, fragte der Erzbischof, gern gehorsam sein, wenn ich noch bis zu Ostern warte? — Ja, Herr Erzbischof, das wollen wir. — Nun so geht, Artus, steckt das Schwert wieder an seinen Ort; so es Gott gefällt, wird es doch das Eure bleiben. Artus gehorchte, das Schwert stak wieder fest wie zuvor, und zehn Männer bewachten es.

Am Osterfeste nach der Messe ward Artus die Stufen hinaufgeführt, wo er wieder das Schwert aus dem Ambos zog. Da erhoben die Fürsten sich, und begrüßten ihn als ihren Herrn; baten ihn aber, daß er noch einmahl das Schwert auf den Ambos stecken, und erst etwas mit ihnen reden möchte. Sehr gerne, antwortete Artus höflich, so wie alles was Euch beliebt, das ich thue. Sie gingen darauf alle zusammen in die Kirche, um mit Artus sich zu unterreden und ihn auf die Probe zu stellen; denn der Erzbischof hatte den Fürsten vorher viel Rühmens gemacht von der Verständigkeit und dem guten Anstand des Artus;

jetzt also wollten sie prüfen, ob sich dieß also verhalte. — Sire, redeten sie ihn an, wir sehen nun wohl, daß es Gottes Wille ist, daß Ihr über uns herrschen sollt; was Gott will, das muß geschehen; wir erkennen Euch also als unsern König und Herrn, und wollen jetzt von Euch unsre Lehen und Gaben empfangen; doch bitten wir Euch gehorsamst, daß Ihr Eure Krönung noch bis zum Pfingstfeste anstehen lasset, Ihr sollt dessen ungeachtet unser König und Herr verbleiben. Hierüber sagt uns jetzt Eure Meinung, ob Ihr es so zufrieden seid? — König Artus erwiederte auf der Stelle: Daß ich Euch Gaben und Lehen ertheilen sollte, kann nicht eher geschehen, als bis ich erst das meinige erhalten, ich kann niemand ertheilen, was ich selber nicht besitze; so kann ich auch nicht eher Euer König genannt und dafür gehalten werden, als bis ich zum Könige gesalbt und gekrönt worden bin, und das Reich mir überantwortet ist. Doch der Aufschub, den Ihr von mir verlangt, den gebe ich Euch sehr gern; denn ich bin weit entfernt, die Krönung oder das Reich zu verlangen, noch ihm nachzutrachten, wenn es nicht Gottes und Euer Wille ist.

Die Fürsten waren mit seiner Antwort sehr wohl zufrieden, und alle die zugegen waren, sagten: Dieser Knabe würde, wenn er am Leben bliebe, sehr verständig werden. Dann wandten die Fürsten sich wieder gegen Artus, und sagten: Sire, es dünkt uns gut, daß Ihr erst am Pfingstfeste mit der königlichen Krone gekrönt werdet; bis dahin aber wollen wir Euch auf Befehl des Erzbischofs gehorchen.

Nachdem dieses beschlossen war, und die Fürsten endlich den Entschluß gefaßt, Artus als ihren König anzusehen, brachte ihm ein jeder sehr reiche Geschenke; einige brachten kostbare Rüstungen, andre vortreffliche Rosse, noch andre goldne Halsketten und köstliche Edelsteine; und so brachte ihm ein jeder, wornach, wie sie glaubten, Artus trachten würde. Artus nahm diese Geschenke sehr ehrenvoll auf, und war ihnen sehr verbindlich dafür, theilte sie aber unter die, welche ihm am nächsten waren, und die er in Ehren hielt, alle wieder aus. Einem jeden gab er, was ihn nach Stand, Verdienst, nach seinem Amt und Gemüth am meisten vergnügen mußte. Den Rittern schenkte er Pferde und Rüstun-

gen; goldene und seidene Stoffe den Eitlen, welche sich gern kostbar schmücken mochten; den Verliebten gab er Gold und Silber, die Geliebte damit zu beschenken, und den Verständigen, was ihnen wohl gefallen mochte; so wie er den Weisen, die aus fremden Ländern kamen, dasjenige verehrte, was in ihrem Lande am höchsten geachtet war, auch war er viel in ihrer Gesellschaft, und hörte auf ihre Ermahnungen und ihren Rath. So gab er alles wieder weg, was man ihm schenkte, und erwarb sich die Liebe aller derer, die mit ihm umgingen. Auch sagten die Fürsten und Barone zu einander: Er muß wahrlich von hoher Abkunft sein, denn es ist keine Habsucht oder Begehrlichkeit in ihm.

Da sie nun keinen Tadel an ihm finden konnten, wie vielfach sie ihn auch prüften, versammelten sich alle Fürsten, Große, Edle und Ritter aus ganz England in London, am Tage vor dem Pfingstfeste. Hier versuchte noch einmahl ein jeder, das Schwert herauszuziehen, aber es war umsonst. Der Erzbischof, welcher alles zur Krönung auf den folgenden Tag in Bereitschaft gesetzt hatte, schlug auf Verlangen aller Fürsten den Artus zum Ritter, und er wachte die ganze Nacht in der Kirche bei seinen Waffen. Am andern Morgen hielt der Erzbischof den Fürsten eine schöne Rede, und fragte am Ende derselben, wenn noch jemand gegen diese Wahl und die Krönung des Königs etwas einzuwenden habe, der sage es nun. Alle aber riefen einstimmig: Er solle gekrönt werden; darauf knieten sie alle vor Artus nieder und baten ihn um Verzeihung, daß sie so gegen ihn gewesen im Anfange, und daß sie seine Krönung so oft aufgeschoben; auf ihren Knien fleheten sie ihn um Gnade. Artus kniete auch nieder gegen sie und rief: Ich vergebe Euch, und so vergebe Euch Gott! Da standen sie auf, nahmen Artus und trugen ihn auf ihren Armen dahin, wo die königlichen Kleider lagen, und bekleideten ihn damit. Hierauf sprach der Erzbischof zu Artus, daß er nun hingehen müsse, das Schwert der Gerechtigkeit zu hohlen, womit er die Kirche und die Christenheit beschützen solle, so bald sie seiner bedürftig würde, denn unser Erlöser, da er die Gerechtigkeit auf Erden brachte, habe er sie in ein Schwert gelegt. Darauf gingen sie alle, der Erzbischof, die ganze Geistlichkeit, Artus, die Fürsten,

Herzoge, Barone und die edlen Ritter in einer Prozession zu dem Ambos mit dem Schwerte. Ehe aber Artus hinaufstieg, sagte der Erzbischof, er müsse vorher den Eid ablegen. Alles, was Ihr befehlt, erwiederte Artus. — So schwöre, fing der Erzbischof wieder an, bei Gott dem Allmächtigen Schöpfer, bei der Jungfrau Maria, bei dem heiligen Petrus und bei allen Heiligen, daß Du unserer heiligen Mutterkirche getreu, sie in allem aufrecht erhalten und ihr in Nöthen beistehen, ihr beständig die ihr gebührende Ehrfurcht erzeigen und ihren Frieden erhalten wirst; daß Du Dein Volk beschützen und schirmen, und gegen jeden vertheidigen willst; daß Du, so lange Du lebst, jedem Einzelnen, wie allen zusammen, Treue und Redlichkeit halten, niemand in seinem Rechte beeinträchtigen, und den Frieden und die Freiheit erhalten willst; auch daß Du nach Deiner Macht die Gerechtigkeit pflegen willst, so wie es einem jeden gebührt. — Als der junge König diese feierliche Anrede vernahm, mußte er weinen, und alle Umstehenden weinten mit ihm; dann faßte er sich aber wieder, und sagte mit gesetzter Stimme: So wahr ich an Gott, den Herrn des Himmels und der Erde, und unser aller Vater glaube, so schwöre ich, daß ich nach meinen Kräften alles das thun werde, was Ihr mir vorgelegt. — Nun, so nimm das Schwert! sagte der Erzbischof. Artus kniete nieder, ergriff das Schwert, zog es wie die vorigen Mahle mit großer Leichtigkeit heraus, und trug es, gefolgt von allen, die mit ihm waren, nach dem großen Altar in die Kirche; hier legte er es hin. Nun ward er gesalbt, und ihm die Königskrone aufgesetzt, wobei man alle die üblichen Gebräuche beobachtete. Nun las der Erzbischof die Messe, und als sie aus der Kirche gingen, fanden sie weder die Stufen noch den Ambos mehr, worüber alle in das größte Erstaunen geriethen. So ward Artus König in London, wo er sehr lange Zeit in Frieden lebte, bis sich nachmahls die Fürsten gegen ihn empörten, wie man weiter hin lesen wird.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Die Geschichte sagt, daß nach langer Zeit König Artus einst Hof halten wollte. Er ließ die Fürsten und Barone des Landes

zuſammen berufen, die auch mit großer Begleitung ankamen. Zuerſt kam König Loth von Orcanien, welcher das Land Leonnois hatte, mit fünfhundert Rittern, alle in guter Rüſtung und wohl beritten; dann kam König Urien vom Lande Gorre, ein junger, in den Waffen wohl geübter Ritter, begleitet von vierhundert Rittern von hohem Werth. Alsdann König Uter von Gallot, welcher eine Schweſter des Königs Artus zur Gemahlin hatte, mit ſiebenhundert Rittern; dann König Lrarados von Brebas, ein ſehr großer und ſtarker Herr, er beherrſchte Eſtrangegore, und war einer der Ritter von der Tafelrunde. Dann kam der ſchöne junge König Aguiſeaulx von Schottland, mit fünfhundert Rittern; zuletzt König Idiers mit vierhundert jungen, tapfern und in den Waffen wohlgeübten Rittern.

König Artus war höchſt erfreut, eine ſo vortreffliche und edle Ritterſchaft bei ſich in London verſammelt zu ſehen, und empfing ſie alleſammt mit vielen Ehrenbezeigungen und großer Feſtlichkeit. König Artus war unterdeſſen auch ein ſehr ſchöner Herr und vortrefflicher Ritter geworden, ſo daß es eine Freude war, ihn anzuſchauen, und war mit ſeinen Gütern ſehr freigebig. Er beſchenkte alſo jeden der Fürſten und jeden Ritter mit koſtbaren Kleinodien und mit allerhand reichen Gaben, und mit ſo edlem freigebigem Anſtand, wie einer, dem es an ſolchen Schätzen nicht fehle, und der gewohnt iſt, ſie zu verſchenken. Einige von den Fürſten nahmen die Geſchenke mit Freude an, und dachten ſehr gut von ihrem Könige deßwegen; andre aber waren voller Neid, und von dieſer Zeit an trugen die größten und vornehmſten einen tödtlichen Haß gegen den König im Herzen. Iſt es nicht eine Thorheit, ſagten ſie unter einander, daß wir einem Burſchen von ſo geringer Abkunft eine ſolche Macht und das beſte Königreich gelaſſen haben, ſo daß er ſolche Schätze ſammeln und ſie mit Stolz verſchenken kann? Das wollen wir von nun an nicht länger zugeben. — Sie ſchlugen alſo die Geſchenke des Königs hoffärtig ab und ſchickten ſie ihm zurück, ließen ihm auch dabei ſagen, er ſolle wiſſen, daß ſie ihn nicht länger als ihren König anſähen, er möge daher nur auf's Eiligſte ſein Reich, ſo wie das ganze Land verlaſſen, und ſich wohl hüten, ſich je wieder daſelbſt ſehen zu

laſſen, ſonſt würden ſie ihn auf alle Weiſe um's Leben zu bringen ſuchen.

König Artus ward ſehr ergrimmt über dieſe Drohungen; da er ſich aber nichts Gutes von ihnen verſah, entfernte er ſich in der Stille, und verſchloß ſich in einen feſten Thurm, welcher in der Stadt London ſich befand, wo er ſich fünfzehn Tage lang verbarg, weil er die Verrätherei der Fürſten ſchon kannte. Hierauf kam Merlin an, und zeigte ſich öffentlich dem ganzen Volke. Als dieſes den Merlin erkannte, war ſeine Freude ſo groß, und die Freudensbezeigungen und der Tumult ſo laut um ihn her, daß man wohl den Donner nicht gehört hätte, ſo ſehr lärmten ſie. Merlin iſt gekommen! Merlin iſt da! So ſchrien ſie auf allen Gaſſen einander zu. Auch die Fürſten gingen ihm entgegen, erzeigten ihm viel Ehre, und führten ihn nach dem Palaſt, in einen Saal, deſſen Fenſter über die Stadt weg auf eine luſtige grüne Wieſe ſahen; durch dieſe Wieſe ſah man einen ſchönen hellen Fluß fließen, den man ſehr weit verfolgen konnte, bis er die Mauern der feſten Burg Clarion umgab. Hier ſetzten die Fürſten ſich mit Merlin nieder, und zogen ihn zur Rechenſchaft; fragten ihn, was ihn bedünke zu dem neuen Könige, welchen der Erzbiſchof Brice gekrönt habe, ohne ihre Erlaubniß und gegen ihren Willen ſowohl, als gegen den Willen des Volks. — Er hat wohl gethan, antwortete Merlin, Ihr möget wiſſen, daß er keinen andern hätte wählen können, der geſchickter dazu wäre. — Wie das, Merlin? Erkläret Euch; denn uns dünkt, es ſind viele unter uns, welche ſowohl der Tapferkeit als der Geburt nach, dieſe Ehre mehr verdient hätten, als ein ſolcher Burſche, von dem man nicht weiß, wer er iſt? — Er iſt von höherer Abkunft als einer von Euch, ſagte Merlin, denn er iſt weder Anthors Sohn, noch Lreurs Bruder! — Merlin, Ihr macht uns immer mehr und mehr verwirrt; wer iſt er denn? was ſollen wir denken? — Sendet nach dem König Artus, daß er hier vor uns erſcheine, und verſprecht ihm Sicherheit; auch ſeinen Pflegevater Anthor laſſet zugleich herkommen, und Ulfius, den Rath des Königs Uterpendragon, nebſt den Erzbiſchöfen von Brice und von London, in deren Gegenwart ſollt Ihr hören, wer Artus iſt, und Eure Zweifel ſollen gelöſt werden. — Es ward ſogleich einer aus

ihrer Mitte abgesandt, welcher den König Artus im Nahmen Merlins und der versammelten Fürsten rufen mußte, so auch die Erzbischöfe, und die andern beiden. Als sie hörten, daß Merlin dabei war, wurden sie frohlichen Muthes, und begaben sich sogleich hin; Artus zog aber einen Panzer unter seinem Rocke an, denn er traute den verrätherischen Fürsten nimmer. Als sie nun in den Saal vor die versammelten Herren kamen, wo sich auch eine große Menge von Volk befand, um diese Sache zu hören, setzten sich alle, Merlin aber stand auf, und erzählte den ganzen Verlauf von der Geburt des Königs Artus mit allen Umständen und mit großer Deutlichkeit, worauf denn Ulfius und Anthor den Eid vor den Bischöfen ablegten, daß alles sich so zugetragen, wie Merlin es erzähle. Ihr seht also, sagte Merlin weiter, daß König Uterpendragon, sein Vater, ihn nicht für seinen Sohn und Erben erklären wollte, aus großer Gewissenhaftigkeit, weil er nähmlich diesen seinen Sohn mir überliefert hatte, noch ehe er wußte, daß er ihn erzeugt, er wollte also seinen Schwur auf keine Weise brechen. Gott der Herr aber, der seine Frömmigkeit und die Tugend seiner Gemahlin Yguerne sah, beschloß, daß um der Aeltern willen der Sohn dennoch zu seinem rechtmäßigen Erbe gelange, und sandte das Wunder mit dem Schwerte, damit Ihr alle erkennen möget, wie Gott selber ihn erwählte, und daß er Euer König sein soll.

Das ganze Volk weinte vor Freude, als es diese wunderbare Geschichte hörte, und daß Artus ein Sohn des sehr geliebten Königs Uterpendragon sei, und verfluchte im Herzen diejenigen, welche diese Zerstörung anfingen und nicht wollten, daß Artus König sein solle.

Die Fürsten aber erklärten laut, sie wollten keinen König, welcher nicht in rechtmäßiger Ehe erzeugt sei; stießen darauf sehr üble Reden aus, die ich gar nicht hersetzen will; unter andern sagten sie, er sei ein Bastard, und einem Bastard hätten sie nicht nöthig, den Frieden zu halten, oder ihn in einem Reiche wie London herrschen zu lassen. Darauf gingen sie alle in großem Zorne und Grimme davon; die Erzbischöfe aber, der Clerus und alles Volk war auf Artus Seite. Die Ritter bewaffneten sich in ih-

ren Gasthöfen; und ließen dem Könige Artus den Frieden aufsagen. Dieser begab sich wieder nach seinem festen Thurme, und setzte sich nebst so vielen Leuten, als er habhaft werden konnte, in Bereitschaft, sich zu vertheidigen. Nachdem seine ganze Parthei versammelt war, fand es sich, daß er wohl, den Clerus mitgezählt, an siebentausend Mann hatte. Ritter hatte er aber nur eine sehr geringe Anzahl, ungefähr dreihundert und fünfzig an der Zahl; der König gab ihnen Waffen und Pferde, und sie versprachen ihm treu bis in den Tod zu bleiben und ihm zu helfen.

Merlin ging zu den Fürsten, die sich fertig machten, den König anzugreifen, und machte ihnen Vorstellungen wegen ihres bösen Unternehmens. Die Fürsten aber spotteten über Merlin, nannten ihn Schwarzkünstler, und hießen ihn schweigen. Merlin sagte, es würde sie dieses Betragen zeitig genug gereuen, ging von ihnen, und begab sich zum König Artus in sein festes Schloß. — Sei nicht erschrocken, Sire, sagte er, Du darfst Deine Feinde nicht fürchten, denn ich will Dir helfen gegen sie; keiner unter ihnen ist so keck, daß er nicht, noch ehe es Nacht wird, wenn auch ganz nackt, bei sich zu Hause zu sein wünschen soll. — Artus bat ihn darauf in sehr sanften und demüthigen Worten, daß er ihn nicht verlassen möchte, und daß er ihn so lieben möge, wie er seinen Vater Uterpendragon geliebt; er wolle, so wie dieser, ihm in allen Stücken gehorchen und seinen Willen pünktlich erfüllen. Sei gutes Muthes, König Artus, erwiederte Merlin, Du darfst nichts fürchten; höre aber genau zu, was ich Dir hier sagen will. Sobald Du diese Barone Dir wirst vom Halse geschafft haben, welches gar nicht lange dauern soll, so thue, wozu ich Dir hier rathen will. Wie Du weißt, sind die Ritter von der runden Tafel, nach dem Absterben Deines frommen Vaters, dessen Seele jetzt bei Gott ist, da sie sahen, welcher Betrug und welche Falschheit hier im Lande entstand, von hier fortgezogen, und haben die Tafel verlassen. Nun mußt Du wissen, es regiert ein König, Nahmens Leodagan, in Thamelide, seine Gemahlin ist todt, er ist schon bei Jahren, und hat nur eine einzige Tochter, Genevra genannt, die einzige Erbin seines Reiches ist. Dieser König Leodagan ist in einem schweren Krieg begriffen gegen Rion,

König des Rieſenlandes und des Hirtenlandes, welches niemand bewohnen kann, denn es gehen ſo wunderbare und ſeltſame Dinge daſelbſt vor, daß kein Menſch weder des Tags noch des Nachts daſelbſt Ruhe findet. König Rion iſt ſehr mächtig, an Land und an kühnen, tapfern Leuten; dabei iſt er ein ſehr grauſamer Mann. Er hat wohl ſchon an zwanzig gekrönte Könige bezwungen und ihnen grauſamer Weiſe die Bärte abgeſchnitten, aus welchen er ſich einen Mantel verfertigen ließ; dieſen Mantel muß einer ſeiner Ritter ihm ſtets vortragen bei ſeiner Hofhaltung; da nun an dieſem Mantel noch etwas fehlt, ſo hat er geſchworen, nicht eher zu ruhen, bis er dreißig Könige beſiegt, und mit ihren Bärten ſeinen Mantel vollendet hätte. Jetzt macht er dem König Leodagan den Krieg, und hat ſeinem Lande ſchon unendlich viel Schaden zugefügt. Du mußt aber wiſſen, daß wenn er erſt ſein Land erobert hat, ſo verlierſt Du alsdenn auch das Deinige gegen ihn; und würde König Leodagan nicht von den Rittern der Tafelrunde unterſtützt, die ſich alle bei ihm verſammelt haben, ſo hätte er ſchon jetzt ſein Königreich verloren, denn er iſt ſchon alt. Zu dieſem König Leodagan ziehe alſo und diene ihm eine Zeitlang; er wird Dir ſeine Tochter Genevra zur Gemahlin geben, und Du wirſt alſo Erbe ſeines Reiches werden. Seine Tochter iſt eine junge, ſehr ſchöne Dame, und dabei eine der verſtändigſten in der Welt. Trage keine Sorge um Dein Land, es wird ihm nichts geſchehen, denn die Barone, welche jetzt mit Dir Krieg führen wollen, werden ſo viel zu thun haben, daß ſie nicht werden daran denken können, Dein Land zu bekriegen, außer daß ſie Dich angreifen werden im Vorbeigehen, wenn Du auf dem Wege nach dem feſten Lande ſein wirſt; doch ſollen ſie auch da keinen Vortheil finden. Ehe Du aber ziehſt, verſorge Deine Hauptſtädte und die feſten Burgen mit Nahrungsmitteln, mit Kriegsleuten und allem, was zur Gegenwehr nothwendig iſt. Und dem Erzbiſchof von Brice trage auf, daß er alle die excommunicire, welche dem Lande auf irgend eine Weiſe ſchaden oder als Feinde begegnen, und daß er gleich dieſen Abend anfange, die Fürſten und Barone mit dieſer Excommunication zu belegen, und ſo muß es die Geiſtlichkeit in jeder Stadt und an jedem Orte, alle Tage wiederhohlen.

Du ſollſt ſehen, daß auch die frechſten Deiner Feinde davon erſchreckt und vom Kriege abgeſchreckt ſein werden. Auch will ich zu jeder Zeit und bei allen Gelegenheiten Dir zu Hülfe ſein, und Dich niemahls verlaſſen, wo Du Dich auch aufhalten magſt.

König Artus dankte dem Merlin ſehr, nachdem er aufmerkſam alle Worte vernommen, die er ihm geſagt. Hierauf überreichte Merlin ihm eine Fahne von großer Bedeutung; es war ein eherner Drache darin, der helles Feuer auszuſpeien ſchien; ſein Schwanz, gleichfalls von Erz, war ungeheuer lang und dick und wand ſich in vielen Krümmungen. Kein Menſch wußte, wo Merlin dieſe Fahne herbekommen. Artus nahm den Drachen an und überreichte ihn dem Lreux, ſeinem Seneſchall, daß er demſelben ihm vortrage, mit dem Bedeuten, daß er auf Lebenszeit Fahnenträger im Königreiche London ſei. Lreux war ein tapfrer Ritter und von allen wohl geehrt, hielt ſich auch bei allen Fehden und in den Schlachten ſehr muthig und tapfer, nur daß er den Fehler hatte, ſehr verdrießlich und langweilig zu ſprechen; und wegen dieſes Fehlers flohen alle Ritter ſeine Geſellſchaft und verſpotteten ihn. Wer ihn kannte, der ließ ſeine thörichten Reden ſich nicht verdrießen, weil er im Herzen eigentlich niemand übel wollte, oder zu ſchaden ſuchte, aber er ſprach bloß aus Gewohnheit thöricht; ſo daß, wenn er zu reden anfing, er immer nicht recht wußte, was er eigentlich ſagen wollte, ſondern er ſprach ſo allerlei, bis irgend ein verkehrtes Wort ihm entfiel, man über ihn lachte, und ihn ſtehen ließ. Dieſen ſeltſamen Fehler ausgenommen, war er von den beſten Sitten; er hatte ihn ſicher nicht von ſeiner Mutter, der artigſten und verſtändigſten Frau von der Welt, ſondern von der Amme, welcher er überlaſſen war, um Artus deſto beſſer zu erziehen.

Da von hier an Merlin nicht weiter bedeutend vorkommt, als daß er dem Artus beſtändig in allen Schlachten zum Siege verhilft, ſo übergehen wir hier den größten Theil des Originals um ſo mehr, da dieß alles in dem Roman vom König Artus, welchen wir in der Folge zu geben gedenken, beſſer und ausführlicher Statt findet.

Drei und dreißigſtes Kapitel.

In einem Thal, von Bergen rings umſchloſſen, bei dem Walde von Briogne, lag ein ſchönes, mit großer Pracht erbautes Haus; dieß Haus bewohnte eine Jungfrau von hoher Schönheit; ſie war die Tochter eines vornehmen Herrn, eines Afterlehnsmanns von ſehr hoher Abkunft, er hieß Dionas. Dieſen Nahmen erhielt er von der Syrene von Sicilien, Diana, die ſeine Frau Pathe war, und ſo ward er Dionas genannt wegen ihres Nahmens Diana. Ehe ſie ſich von ihrem Pathkinde trennte, begabte ſie ihn mit vielen Gütern und Reichthümern und mit vielen glücklichen Gaben, denn ſie war die Göttin des Meeres, und war ſehr mächtig, hielt auch dem Dionas Zeit ſeines Lebens alles, was ſie ihm verſprochen. Auf ihr Verlangen ward von den Göttern über ihn beſchloſſen, daß ſein erſtes Kind, eine Tochter, mit aller Anmuth und Schönheit begabt ſein, und daß ſie zu ihrer Zeit von dem weiſeſten aller Menſchen geliebt werden ſolle, der zur Zeit des Vortigerns, Königs von Nieder-Bretagne, leben werde; und daß die Liebe dieſes Mannes zu ihr ewig ſei, und nie eine Endſchaft erreiche; ſondern wo er ſich auch befinden mag, ſoll das Andenken an dieſe Jungfrau ihn immerfort begleiten. Er ſoll ihr auch die Kunſt der Zauberei lernen, und viele andere geheime Wiſſenſchaften, denn nie ſoll er ihr irgend eine Bitte oder Begehren verſagen können, ſondern was ſie von ihm verlange, das werde er thun.

Als Dionas nun aufwuchs, und von wunderbarer Schönheit ward, auch ein tapfrer und in den Waffen wohlgeübter Ritter, ging er in Dienſte der Frau Herzogin von Burgund. Dieſe war ſo wohl mit ſeinem Betragen zufrieden, und ehrte ihn ſo hoch um ſeiner Thaten und ſeiner adlichen Sitten willen, daß ſie ihm eine ihrer Nichten zur Gemahlin gab; ein junges, ſehr ſchönes und ſehr wohlerzogenes Fräulein. Er bekam auch nebſt vielen ſchönen und reichen Gütern mit dieſem Fräulein, die Hälfte des Waldes von Briogne, vom Herzoge von

Burgund, die andre Hälfte gehörte dem Könige Ban von Benoic, welcher nachmahls nebst dem Könige Beors, den König Artus auf seinem Zuge zum Könige Leodagan begleitete, und ihm in allen Schlachten und Kriegen beistand. Unter allen Ländern und Besitzungen gefiel dem Dionas dieser Wald von Briogne am allermeisten, denn er liebte über die Maßen die Jagd und das Vergnügen im Walde, so wie auch das Fischen und die Ergetzlichkeit auf dem Wasser. Nun war in dem Walde ein Ueberfluß von allerhand Wild, Rehen, Hirschen und Hasen, auch an wilden Schweinen war kein Mangel; desgleichen lag ein großer See in diesem Walde, worin sich eine Menge der schönsten Fische befanden. An diesem See nun, so recht mitten im Walde, ließ Dionas sich nun ein sehr schönes, reiches und bequemes Haus erbauen, und wohnte darin mit seiner schönen Gemahlin auf's höchste vergnügt, und von allen seinen Lieblingsergetzlichkeiten umgeben. Doch begab er sich auch oftmahls an den Hof des Königs Ban, und war beständig bereit ihm zu dienen nebst zehn gewaffneten Rittern, die ehrenvoll in seinem Gefolge waren. König Ban sowohl, wie auch König Beors, hielten den Dionas sehr hoch und ehrten ihn, um seiner Tapferkeit und seines ritterlichen Betragens willen, auch weil er ihnen schon manchen guten Dienst geleistet, und ihnen in ihrer Fehde gegen den König Klaudas, wie auch in andern Fehden sehr tapfer beigestanden. Um ihm ihre Erkenntlichkeit zu beweisen, schenkte König Ban ihm die andre Hälfte des geliebten Waldes; auch König Beors gab ihm reiche Geschenke an Ländereien, guten Städten, festen Schlössern und Dörfern; beschenkten ihn überhaupt und liebten ihn dermaßen, daß er einer der mächtigsten im Reiche ward, und es ihm, so lange er lebte, an nichts mangelte, was ein Mensch zu seinem Vergnügen und zu seiner Ergetzlichkeit sich nur wünschen mag. Seine Gemahlin kam mit einer Tochter nieder, welche den Nahmen Nynianne in der Taufe erhielt. Dieß ist ein chaldäischer Nahme, der in unsrer Sprache so viel bedeutet als: das thu' ich nicht. Die Bedeutung dieses Nahmens ging auf Merlin, so wie man im Verfolge dieser Geschichte erfahren wird; denn sie war so klug und verständig, daß sie sich wohl vor Betrug zu hüten wußte.

Nynianne war zwei und zwanzig Jahre alt, als Merlin durch den Wald Briogne kam, er hatte auf dieſem Wege die Geſtalt eines jungen ſchönen Edelknechts. Da er nun durch den Wald ging, kam er an eine ſehr ſchöne Quelle, die ſo klar über den feinen weißen Sand hinrieſelte, daß es ſchien, der Grund ſei vom feinſten Silber. Jeden Tag kam Nynianne an dieſe ſchöne klare Quelle, zu ihrem Ergetzen und angenehmen Zeitvertreibe. Merlin fand ſie am Rande der Quelle ſitzend, und ſie dünkte ihm von ſolcher göttlichen Schönheit, daß er ganz betroffen ſtehen blieb, und nicht weiter konnte; er ſah ſie unverwandt an, und es war ihm immer, als hätte er ihr etwas zu ſagen. Er dachte zwar bei ſich ſelber, er dürfe nicht um der Schönheit einer Frau willen von Sinnen kommen, und kein Vergnügen dieſer Art begehren, auch kein Verlangen nach dem Leibe eines Weibes tragen, um nicht den Zorn Gottes auf ſich zu laden; er ſagte ſich dieß alles zwar ſelbſt, doch konnte er es nicht laſſen, ſie höflich zu begrüßen. Die Dame grüßte ihn wieder auf eine wohlgeſittete feine Weiſe und ſagte: Ihr habt Euch lang auf etwas bedacht, das ich zwar nicht kenne, Gott aber möge Euch den Willen verleihen, alles zu Euerm Beſten zu thun. Da nun Merlin ſie ſo freundlich ſprechen hörte, konnte er nicht anders, er mußte ſich zu ihr an den Rand der Quelle ſetzen, und ſie nach ihrem Nahmen fragen. Ich bin die Tochter eines Edelmannes hier in der Nähe, ſagte ſie; aber wer ſeid Ihr? — Ich bin ein fahrender Edelknecht, antwortete Merlin, ich ſuche meinen Meiſter, der mich eine ſehr ſchätzenswerthe Kunſt lehrte. Welch eine Kunſt iſt dieß? fragte die Jungfrau. — Ei, er lehrte mich, daß ich, wo es mir gefiele, ſogleich ein Schloß ſich erheben laſſe, mit vielen Gewaffneten darin, und welche von außen, die es belagern. Auch kann ich auf dem Waſſer gehen, ohne mir die Sohlen zu benetzen; kann einen Fluß entſtehen laſſen, an einem Ort, wo niemahls einer war. — Nun ſicher, ſagte die Jungfrau, ich wollte wohl viel von dem meinigen dafür geben, um einen Theil dieſer Spiele zu verſtehen. — Noch mehrere, weit ſchönere weiß ich, ſehr ergetzend für jeden edeln Menſchen. So würdet Ihr Euch niemand erdenken, deſſen Geſtalt ich nicht ſogleich annehmen könnte. — Ich bitte Euch, Herr,

wofern es Euch nicht mißfällt, mich einige dieſer Spiele ſehen zu laſſen, dafür will ich, ſo lange ich lebe, Eure Freundin und Vertraute ſein, in allen Züchten und Ehren, und ohne böſe Gedanken. Ihr ſeid, erwiederte Merlin, ſo ſanft und von ſo gutem Herzen, daß ich, um Eure Liebe zu gewinnen, gern Euch einen Theil der ſchönen Spiele lehren will, doch müßt Ihr Eure Liebe mir ſchenken, denn andern Lohn verlange ich nicht. — Doch in allen Ehren, ſagte die Jungfrau, und denkt nichts Böſes dabei, und nichts was mir zu Schaden gereichte. Da ſtand Merlin auf, entfernte ſich ungefähr einen Bogenſchuß weit von ihr, brach eine Ruthe ab, und machte damit einen Kreis um ſich her. Dann ging er wieder hin, und ſetzte ſich neben der Jungfrau nieder. Nach einer kleinen Weile blickte ſie von ungefähr nach dem Ort hin, wo er den Kreis gezogen, und ſiehe da, es kamen Damen, Ritter, Fräulein und Edelknechte daher ſpaziert, hielten ſich bei den Händen angefaßt, und ſangen mit ſo lieblicher Stimme, und ſo herrliche Weiſen, als man niemahls vorher dergleichen gehört. Vor ihnen her gingen auch Spielleute mit verſchiedenen Inſtrumenten, dieſe machten eine ſo herrliche Muſik zuſammen mit dem Geſange, daß man die Harmonie der Engel im Himmel zu hören glaubte. In dem Kreis, welchen Merlin gezogen, ſtanden ſie ſtill, und nun fingen einige an mit lieblichen Geberden und mit gar anmuthigen Bewegungen zu tanzen, während die andern die herrliche Muſik fortſetzten. Keines Mannes und keiner Frauen Herz war wohl jemahls ſo wach, daß es nicht bei Anhörung dieſer wunderſüßen Muſik eingeſchlummert wäre. Auch darf man nicht fragen, ob ſie ſo ſchön anzuſchauen geweſen, als lieblich zu hören; ſie waren alle von ſelten ſchöner Geſtalt, und blühendem Angeſicht, und waren alle mit prächtigen Kleidern und köſtlichem Geſchmeide, von Perlen, Edelſteinen, Gold und Silber, ſo reich und auf eine ſo neue ſeltſame Weiſe geſchmückt, daß die Augen davon geblendet wurden, wenn man ſie anſah. Kein Mund kann nur den vierten Theil ihrer herrlichen Geſtalt, und der wunderſüßen Muſik und von dem Tanze erzählen; man konnte nicht müde werden, ihnen zuzuſchauen und zu hören. Der Ort, an welchem Merlin den Kreis gezogen, war ohne Schatten und ein bloßes

Stück Land; als nun die Sonne höher herauf kam, entstand über den Sängern und um ihnen her, ein dick belaubtes Gebüsch, und unter ihren Füßen entsproßten so viel Blumen und wohlriechende Kräuter, daß die Luft weit umher davon durchwürzt ward. Nynianne ward nicht müde, der Musik zuzuhören, und vergaß Essen und Trinken dabei, doch konnte sie nicht verstehen, was sie sangen, obgleich sie sehr aufmerksam zuhorchte, nur den Refrain verstand sie, der hieß: Liebes Anfang süße Freuden, endet doch in bitteres Leiden.

Der Gesang war so laut, daß man ihn in Dionas Hause vernahm, worauf sich denn alles Volk dahin versammelte, und nicht wenig verwundert war, diese schöne Gesellschaft, und das lieblich duftende Gebüsch, den Tanz und die Musik dort zu sehen, wo vorhin niemahls dergleichen war gesehen worden. Als sie nun müde waren, setzten sie sich alle zusammen in das frische grüne Gras, pflückten süß duftende Blumen, machten Kränze und Sträuße, und scherzten mit lieblichen Geberden und Lächeln, so daß es eine Wonne war, ihnen zuzuschauen. Merlin nahm Nynianne bei der Hand; was dünkt Euch hiezu? fing er an. — Gewiß, Ihr habt so viel gethan, daß ich ganz die Eurige bin, sagte sie. — Nun, schöne Dame, so müßt Ihr auch den Vertrag halten. — Wahrlich, das will ich gern, nur müßt Ihr mich Eure Spiele machen lehren. — Ich bin es ganz zufrieden, ich will sie Euch lehren, damit Ihr noch etwas anders wisset, als lesen und schreiben. — Wie? Ihr wißt, daß ich lesen und schreiben kann? — Ja, schöne Dame, denn mein Meister lehrte mich, alle geschehene Dinge zu wissen. — Dieß ist in Wahrheit denn noch das schönste von allen Euern Spielen, und das ich wohl verstehen möchte. Aber wißt Ihr denn auch die Dinge, die zukünftig geschehen sollen? — Ja wohl, meine Herrin und geliebte Freundin, größtentheils weiß ich diese, Gott sei Dank. — Nun warum wollt Ihr noch weiter etwas lernen, mit diesen hohen Wissenschaften dünkt mich, könnte Euch wohl genügen, und braucht Ihr nicht weiter zu forschen. —

Während Merlin und die Jungfrau sich so in sanften, zärtlichen Gesprächen vergnügt unterhielten, begaben die Sänger und

Tänzer, sammt den schönen Sängerinnen und Tänzerinnen, sich nach dem Walde, woher man sie zuerst hatte kommen sehen, verschwanden eins nach dem andern und zerflossen in Luft gegen den Wald hin, so daß man nicht wußte, wo sie hinkamen. Der schöne Busch aber und die lieblichen Blumen auf den frischen Rasen blieben stehen, weil das Fräulein den Merlin gar sehr darum bat, daß es möchte stehen bleiben, und sie nannte den Ort: Wonne und Trost.

Als sie sich nun noch recht lange unterhalten, sagte Merlin: Schöne Jungfrau, ich muß nun fort, meine Gegenwart ist anderswo nothwendig. — Wie? wollt Ihr mich denn nicht vorher Eure Spiele lehren? — Eilet damit nicht so sehr, Fräulein, nur zu bald werdet Ihr sie lernen. Aber ich muß fort, und Ihr habt mir noch keinen Beweis Eurer Liebe gegeben. — Welchen Beweis soll ich Euch geben? Sagt, was Ihr verlangt, und ich will es thun. — Nun so gelobet mir Eure Liebe und Eure Person, daß Ihr mein eigen seid. — Die Jungfrau bedachte sich eine Weile, dann sagte sie: Nun wohl, ich vertraue Euch, und bin ganz die Eurige, und meine Liebe ist ganz für Euch, doch mit der Bedingung, daß Ihr mich sogleich einige der Künste lehrt. — Nachdem nun Merlin ihre Treue, ihre Liebe und sie selber erhalten, und sie sich ihm gelobet und ganz hingegeben hatte, lehrte er sie allerhand Künste zu ihrer Ergetzlichkeit, die sie nachmahls auch sehr ausübte, so wie die Kunst, einen Fluß hervorkommen und ihn dann nach Belieben wieder verschwinden zu lassen, und andere schöne Künste mehr, die sie sehr sauber auf Pergament aufschrieb und aufbewahrte. Dann nahm Merlin von Nynianne sehr zärtlichen Abschied. Wenn werde ich Euch wiedersehen? fragte sie ihn. — Merlin versprach ihr, am Vorabende des Johannistags bei ihr zu sein. Darauf ging er fort, und wandte sich nach Tharoaise in Thamelide, wo König Artus und die Könige Ban und Beors ihn erwarteten und freudig empfingen. *)

*) Hier hört die Geschichte auf von Merlin zu sprechen. Beschreibungen der Kriege und einzelnen Fehden zwischen Artus und seinen Feinden, füllen den Rest des ersten Buchs sowohl, als auch das ganze zweite

Am Vorabende des Johannistages begab er sich zu seiner Freundin, die voller Freude war, ihn wieder zu sehen, denn noch wußte sie nicht so viel von seinen Künsten, als sie wohl gern gewußt hätte. Sie bezeigte ihm ihre Freude und Liebe auf alle Weise; aß und trank mit ihm, und schlief mit ihm in einem Bette; doch hatte sie schon so viel von der Zauberei erlernt, daß wenn er sich nicht länger zurückhielt, und sie zu seinem Willen zu bewegen versuchte, oder sie umarmen wollte, so verwandelte sie schnell ein Kissen in ihre Gestalt, daß er alsdenn in seine Arme nahm, und so einschlief. Auch thut die Geschichte nicht genau Meldung, daß er je einer Frau beigewohnt; und doch hatte er zu einer Frau solche Liebe getragen, und sich ihr so überlassen, daß er als ein Thor zuletzt ganz in ihrer Macht blieb. Er blieb lange Zeit bei seiner Freundin, sie hielt seine Sinne beständig in Schranken, unterließ aber keinen Augenblick, nach allen seinen Künsten und nach seiner Weisheit zu forschen; er konnte ihr nichts versagen, lehrte sie alles, was er wußte, und sie schrieb sich jedes Wort, welches er ihr sagte, sorgfältig auf, so daß sie bald alles in ihrer Gewalt hatte. Dann nahm Merlin wieder von ihr, so wie sie von ihm zärtlich Abschied, ging fort nach seinem Meister Blasius, versprach ihr aber vorher, über ein Jahr an demselben Tage wieder bei ihr zu sein.

Vier und dreißigstes Kapitel.

König Artus war zu London, mit seiner Gemahlin der Königin Genevra, seinem Neffen Herrn Gavin, Merlin, und den Rittern der runden Tafel. Sie brachten hier ihre Zeit auf eine so angenehme Weise zu, daß sie wohl inne wurden, wie ihnen nichts fehle. Weder Argwohn noch Feindschaft war zwischen ih-

des Romans von Merlin; lauter Begebenheiten, worin er selbst wieder nur erscheint, um dem Artus durch seinen Rath, seine Tapferkeit, oder auch durch Zauberei zum Siege zu verhelfen.

nen, nichts als Feste, Spiele, Ergetzlichkeit und freundliche Gespräche wechselten unter ihnen ab, bald im schönen kühlen Walde, oder auf dem Fluß. Auch kamen von weit und breit Ritter und Herren an den Hof des Königs Artus, auch Damen und Jungfrauen die Menge, sowohl zu ihrer Ergetzlichkeit und um die Pracht des Hofes zu sehen, als die Damen, um sich Hülfe zu verschaffen gegen erlittenes Unrecht, denn König Artus erlaubte jedesmahl einem Ritter seines Hofes, sich der Fremden anzunehmen, wenn ihre Sache gerecht war, und sie um Hülfe bat; wie auch die fremden Ritter oft in Turnieren und im einzelnen Lanzenbrechen, die Ritter des Königs Artus aufforderten, und ihre Waffen gegen sie erprobten. So lebten sie in hohen Freuden, die Tafelrunde und der Hof des Königs Artus war berühmt, und allenthalben in der ganzen Welt sehr geehrt.

Unterdessen kam aber die Zeit heran, in welcher Merlin seinem Versprechen gemäß, bei seiner Freundin Nynianne sein mußte, vorher aber wollte er erst zum Meister Blastus nach Northumberland ziehen. Er ging also zum König Artus und zur Königin Genevra, und beurlaubte sich von ihnen; diese baten ihn in gar sanften und demüthigen Worten, daß er doch bald wieder kommen sollte, denn beide liebten ihn so sehr, daß sie nicht gern ohne seine Gegenwart waren. Der König sagte mit gerührter Stimme: Ihr geht nun, Merlin, ich kann Euch nicht halten, auch will ich nichts, als was Ihr selber wollt; aber ich werde nicht vergnügt sein, bis ich Euch wieder sehe; darum eilt, ich bitte Euch um Gottes Willen, eilt, daß Ihr wieder herkommt. Mein König, sprach Merlin, Ihr seht mich jetzt zum letzten Mahle. Bei diesem Worte erschrack Artus so sehr, daß er kein Wort hervorbringen konnte. — Merlin ging weinend fort, und rief noch: Lebt wohl, mein König, seid Gott empfohlen. —

Weinend verließ er die Stadt London, und wanderte zu seinem Meister Blastus nach Northumberland. Diesen ließ er alles aufschreiben, was an dem Hofe des Königs Artus geschehen, und alle Kriege und Gefechte, welche dieser gehabt, so wie alle seine Thaten. Durch das Buch des Meisters Blastus wissen wir noch bis auf den heutigen Tag die Wahrheit aller jener Geschichten.

Acht Tage blieb Merlin bei Blaſius, und lebte mit ihm wie ein Einſiedler, aß und trank auch nichts anders als dieſer. Als er wegging, ſagte Meiſter Blaſius: Ich bitte Dich, komm bald wieder, denn ich weiß nicht, welche Angſt mich befällt, da Du gehen willſt, noch was mein Herz ſo zaghaft macht, wenn ich Dich anſehe. — Auch iſt es zum letzten Mahle, ſprach Merlin, daß Du mich ſiehſt, denn fortan werde ich bei meiner Freundin wohnen, und Du ſiehſt mich nie wieder, weil ich weder die Macht noch die Kraft haben werde, von ihr zu gehen, noch zu bleiben oder zu kommen nach andrer als ihrer Willkühr. Meiſter Blaſius erſchrack, und ihm ward weh bei dieſen Worten: O mein ſüßer Freund, rief er traurig weinend, wenn es dann ſo iſt, daß Du nicht wirſt fortkönnen, wie Du es ſo gut vorher weißt, warum gehſt Du hin? —. Gehen muß ich, erwiederte Merlin, denn ich habe es ihr verſprochen, und hätte ich das auch nicht, ich liebe ſie dermaßen, daß ich nicht von ihr bleiben kann oder mag; es war ſo vorher beſtimmt, darum kann ich es nicht ändern. Viel hat ſie von mir erlernt, noch mehr werde ich ſie lehren, zu meinem Unglück; aber ſo muß es ſein, drum lebe wohl, Du ſiehſt mich nimmer wieder.

Er ging, und langte in kurzer Zeit bei ſeiner Freundin Nynianne an. Ihre Freude war groß, da ſie ihn ſah, denn immer noch ruhte ihr Geiſt nicht, verlangend mehr von ihm zu wiſſen, und ihm ganz gleich zu werden. Er ſagte und lehrte ihr auch alles ohne Widerſtand, was ſie immer nur fragte; darüber ward er von jeher, ſo wie auch noch zu unſrer Zeit geſchieht, für einen Thoren gehalten, da er doch gezwungen war, ſo zu thun. — Nynianne war jedesmahl, wenn er ſie etwas gelehrt, wornach ſie gefragt, immer ſo vergnügt, und bezeigte ihm jedesmahl eine ſolche herzliche Liebe, daß er ganz und gar und immer mehr von ihr entzückt und eingenommen wurde. Nachdem ſie ſo nach und nach mehr erfahren, und weiſer war, als je eine Frau vor ihr, oder nach ihr geweſen, fürchtete ſie immer noch, Merlin könnte ſie verlaſſen wollen, und was ſie auch ausdenken mochte, ihn zu halten, dünkte es ſie doch nicht ſicher genug. Ueber ſolche Gedanken verfiel ſie in große Traurigkeit, und da Merlin ſie nach der

Urſache fragte, ſagte ſie: O mein ſüßer Freund, noch eine Wiſſenſchaft fehlt mir, die ich doch ſo gern erlernen möchte; erhöre meine Bitte, und lehre ſie mich. — Und welche Wiſſenſchaft iſt dieß? fragte Merlin, der aber ſchon ſehr wohl wußte, was ſie dachte. — Lehre mich, wie ich einen Mann feßle, ohne Ketten, ohne Thurm und ohne Mauer, bloß durch die Kraft des Zaubers, ſo daß er niemahls entweichen kann, wenn nicht ich ihn entlaſſe. Da Merlin dieß hörte, ſeufzte er tief, und ließ ſein Haupt ſinken. Warum erſchrickſt Du, mein Freund? fragte Nynianne. — Ich weiß, antwortete Merlin, daß Du mich ſo zu halten willens biſt, und doch kann ich nicht widerſtehen, es Dich zu lehren, ſo ganz bin ich von Deiner Liebe hingenommen! — Nynianne warf ſich ihm in die Arme, küßte ihn zärtlich, und ſprach liebevoll an ihn gelehnt: Willſt Du Dich denn nicht mir ganz hingeben, da ich ſo ganz doch Dein bin? verließ ich nicht Vater und Mutter, um der Liebe willen, ſo daß ich nicht Ruhe fand, wo ich nicht bei Dir war? Ich lebe ja nur für Dich, und meine Gedanken, all mein Verlangen, meine ganze Seele lebt nur in Dir; keine Freude, kein Gut und keine Hoffnung blieb mir auf Erden, als in Dir nur allein; Du biſt mir alles! und da ich Dich nun ſo liebe, und Du mich eben ſo, iſt es nicht recht und billig, daß Du meine Wünſche erfüllſt, wie ich nach Deinem Willen lebe? — Ja wohl, ſüße Geliebte, ſagte Merlin, ich will alles für Dich thun, was Du wünſcheſt; nun ſage, was verlangſt Du? Nun, ſprach ſie, ich wünſche, daß wir uns einen bezauberten Wohnort errichteten, der nie zerſtört werden kann, worin wir beide allein, ungeſtört von der ganzen Welt zuſammen leben, und unſrer froh werden. — Dieß ſoll geſchehen, ſprach Merlin. — Nein, mein Freund, erwiederte Nynianne, Du ſollſt ihn nicht machen, ſondern ſollſt mich ihn machen lehren, damit er alsdenn ganz in meiner Gewalt ſei. — Es ſei Dir gewährt, ſprach Merlin; fing darauf an ſie zu unterrichten, und lehrte ſie alles ohne Rückhalt, was zu einer ſolchen Verzauberung gehörte. Als ſie es nun begriffen hatte, auch ſich jedes Wort ſorgſam aufgeſchrieben, denn ſie verſtand die Schreibekunſt, konnte auch ſehr wohl leſen, und verſtand die ſieben hohen Wiſſenſchaften; als ſie nun alles erlernt hatte,

war ſie voller Freude und Entzücken, und bezeigte dem Merlin ſo viel Liebe, daß er kein andres Vergnügen mehr kannte, als mit ihr zu ſein.

Eines Tages gingen ſie Hand in Hand im Walde von Broceliande luſtwandelnd. Als ſie ſich etwas ermüdet fühlten, ſetzten ſie ſich unter einer großen Weißdornhecke, die eben ſüß duftend blühte, in's hohe kühle Gras nieder, und ſcherzten und ergetzten ſich mit ſüßen Liebesworten und Werken. Merlin legte dann ſeinen Kopf in den Schoos ſeiner Freundin, und ſie ſtreichelte ſeine Wangen und ſpielte mit ſeinen Locken, bis er einſchlief. Als ſie gewiß war, daß er ſchlafe, ſtand ſie leiſe auf, nahm ihren langen Schleier, umgab damit die Weißdornhecke, unter welcher Merlin ſchlief, und vollendete die Bezauberung ganz ſo, wie er ſolche ſie gelehrt; neunmahl ging ſie um den geſchloſſenen Kreis und neunmahl wiederhohlte ſie die Zauberworte, bis er unauflöslich war; dann ging ſie wieder hinein, ſetzte leiſe ſich wieder auf den vorigen Platz, und legte Merlins Kopf ſich wieder in den Schoos. Als er aufwachte und umherſchaute, dünkte ihm, er wäre in einen entſetzlich hohen feſten Thurm eingeſchloſſen, und läge auf einem herrlichen koſtbaren Bett; da rief er: O mein Fräulein, Ihr habt mich hintergangen, wenn Ihr jetzt mich verlaßt, und nicht immer bei mir bleibt, denn niemand als Ihr kann mich aus dieſem Thurme ziehen. — Mein ſüßer Freund, ſagte Nynianne, beruhige Dich; ich werde oft in Deinen Armen ſein! —

Dieß Verſprechen hielt ſie ihm treulich, denn wenig Tage oder Nächte vergingen, wo ſie nicht bei ihm war. Merlin konnte nie wieder von dem Orte, an welchen er von Nynianne gezaubert war; ſie aber ging und kam nach Wohlgefallen. Sie hätte nachmahls ihm gern die Freiheit wiedergegeben, denn es dauerte ſie, ihn in ſolcher Gefangenſchaft zu ſehen; aber der Zauber war zu ſtark, und es ſtand nicht mehr in ihrer Macht, worüber ſie ſich in Traurigkeit verzehrte.

Fünf und dreißigſtes Kapitel.

König Artus war ganz ſprachlos vor Schrecken und Entſetzen geblieben, als Merlin ihm die Worte geſagt, daß er ihn niemahls wieder ſehen würde; er konnte keine Worte finden, und ließ den Merlin gehen, ohne ihm Lebewohl ſagen zu können. Angſt- und trauervoll, konnte er lange an nichts andres denken, und acht Wochen lang dachte er immer noch, er würde etwas von Merlin hören, und er könnte vielleicht doch noch wiederkommen. Da er aber nichts von ihm vernahm, ſo ward er ganz niedergeſchlagen. Manchmahl fiel ihm dann ein, er habe vielleicht den Merlin auf irgend eine Weiſe erzürnt, und Merlin wolle ihn darum nie wiederſehen. Einen wahrſcheinlicheren Grund konnte er nicht erdenken, und doch war dieſer ihm der kränkendſte von allen; ſo daß er nach und nach ganz tiefſinnig und betrübt ward. Endlich faßte ſein Neffe Gawin Muth, und fragte ihn um die Urſache ſeiner Betrübniß. König Artus erzählte ihm, wie Merlin von ihm geſchieden, und welche Worte er beim Abſchied zu ihm geſagt; ſeit acht Wochen, fuhr er fort, erwarte ich ihn nun umſonſt, ſo lange blieb er ſonſt nie aus; ich hätte ihn freilich nicht erwarten ſollen, da er geſagt, ich würde ihn nie wiederſehen, denn er ſprach nie eine Unwahrheit; aber ich konnte mich in ſeinen Verluſt nicht finden, denn ſo wahr Gott mir helfe, lieber hätte ich meine Stadt London verloren, als ihn. Ich bitte Euch, geliebter Neffe, ſo Ihr mich liebt, ſo geht, erkundigt Euch nach ihm, weit und breit, und bringt mir Nachricht von ihm, denn ich kann nicht länger leben, ohne etwas von ihm zu erfahren. — Mein König, antwortete Ritter Gawin, ich bin ganz bereit, Eurem Befehle zu gehorchen; ich ſchwöre Euch bei dem Eide, den ich Euch ablegte, da Ihr mich zum Ritter ſchlugt, daß ich nicht eher ruhen will, bis ich Euch Nachricht von ihm bringen kann, und verſpreche in einem Jahre wieder bei Euch zu ſein, ſo Gott mir hilft, und Euch die Nachricht zu bringen, die ich bis dahin von Merlin erlangt habe. Daſſelbe ſchwuren die Ritter Ywain, Sagremors von Conſtantinopel, und noch dreißig andre Ritter, worunter die drei Brüder des

Ritters Gawin, Gaheriet, Agravin und Gareheiz; ſie ſchwuren alle, ein Jahr auszuziehen, um ſich nach Merlin zu erkundigen. Sie ritten alle zuſammen auf einem Wege aus der Stadt London hinaus, als ſie aber im Walde an dem Kreuze anlangten, wo der Weg ſich in drei Straßen theilte, nahm Sagremors nebſt zehn andern Rittern einen Weg, Ywain wieder mit zehn den zweiten, ſo auch Gawin mit zehn den dritten Weg.

Ritter Sagremors und Ywain kamen mit ihren Haufen nach einem Jahre wieder zum König Artus, wo ſie ihm die ſonderbaren Abentheuer erzählten, welche ihnen auf ihren Wegen aufſtießen, und deren wir an einem andern Ort Erwähnung thun werden, denn König Artus ließ alle die Abentheuer, welche ſeine Ritter beſtanden oder erzählten, von vier gelehrten Schreibern ſorgfältig aufſchreiben, welche eigens dazu beſtellt waren. Von Merlin aber wußten ſie nichts zu ſagen, und keiner unter ihnen hatte etwas von ihm vernommen. Wir laſſen ſie, und kehren zum Ritter Gawin zurück.

Dieſer war kaum aus dem Walde heraus, als er zu ſeinen zehn Begleitern ſagte, er wünſchte, ſie ritten einen andern Weg, und ließen ihn allein; die zehn, worunter ſeine drei Brüder ſich befanden, verließen ihn ungern, denn ſie wünſchten ſehr in ſeiner Geſellſchaft zu reiten, ſie durften aber ſeinem Befehl ſich nicht widerſetzen und mußten gehorchen. Ritter Gawin fand ſich bald allein, und ſuchte im ganzen Lande umſonſt nach Merlin. Da er nun eines Tages ganz ſchwermüthig und in tiefe Gedanken verſenkt in einen Wald ritt, begegnete ihm ein Fräulein, auf einem der ſchönſten ſchwarzen Zelter reitend, den man ſehen konnte; der Sattel war von Elfenbein, und die Steigbügel von Gold, die ſcharlachrothe Decke mit goldnen Franſen beſetzt, hing tief, beinahe bis an die Erde, ſo auch waren die Zügel und Buckeln von getriebenem feinem Golde und auf das herrlichſte verarbeitet. Die Dame ſelber war in weißen Atlas gekleidet, und ihr Gürtel von Seide und ſehr reich geſtickt; den Kopf hatte ſie in einen dicken Schleier gehüllt, um ſich gegen den Sonnenbrand zu ſchützen. Ritter Gawin war aber ſo tief in Gedanken, daß er ſie nicht wahrnahm, als ſie vorbei ritt, und ſie auch nicht begrüßte. Als ſie nun vor

ihm vorbei war, hielt ſie an, wandte ſich um und ſprach: Gawin, Gawin, es iſt doch nicht alles wahr, was geſprochen wird. Von Dir geht das Gerücht im ganzen Königreiche London, Du ſeieſt der tapferſte Ritter in der Welt, und das iſt wirklich wahr; das Gerücht ſagt aber auch von Dir, Du ſeieſt der artigſte und höflichſte; aber darin lügt das Gerücht. Du biſt der unhöflichſte Ritter, den ich je geſehen, ſo lange ich mich in dieſem Walde aufhalte; denn Deine Grobheit und Unart erlaubt Dir nicht einmahl mich zu grüßen und höflich anzureden. Wiſſe aber, es ſoll Dir übel bekommen, Du ſollſt noch die Stadt London, ja das halbe Reich des Königs Artus darum geben wollen, Dich beſſer betragen zu haben. — Schöne Dame, rief Gawin ganz beſchämt und erſchrocken, indem er gleich beim Anfang ihrer Rede ſein Pferd Gringalet angehalten, und ſich gegen ſie gewandt hatte: So wahr Gott mir helfe, es iſt wahr, daß ich ſehr unhöflich geweſen bin, daß ich vorbeiritt, ohne Euch zu grüßen; aber ich war in tiefen Gedanken und dachte an etwas, das ich ſuche; ich bitte Euch deswegen ſehr um Verzeihung, vergebt mir, ſchöne Dame! — Mit Gottes Hülfe! doch haſt Du Strafe verdient, und die mußt Du tragen, bis Du es ein andresmahl nicht vergißt, die Jungfrauen zu begrüßen, ſonſt mußt Du die Strafe ewig tragen. Im Königreiche London findeſt Du nicht, was Du ſucheſt, ſondern in Klein-Britannien möchteſt Du wohl Nachricht davon haben. Reite Deines Weges, und mögeſt Du dem erſten, welchem Du begegneſt, ähnlich werden, bis Du mich wieder ſiehſt. — Hierauf ritt die Dame fort, und Ritter Gawin empfahl ſich ihr voll Angſt und Schrecken.

Er war nicht lange geritten, als er einen entſetzlich häßlichen Zwerg auf einem Maulthiere begegnete, hinter ihm ſaß ein wunderſchönes Fräulein; ſie war die Geliebte des Zwerges, der vorher ein ſchöner Ritter geweſen. Als er dreizehn Jahre alt geweſen, verliebte ſich eine Zauberin in ihn, da er ſie aber nicht wieder lieben wollte, verwandelte ſie ſeine ſchöne Geſtalt in die eines häßlichen übelgeſtalteten Zwerges, auf die Art, daß er neun Jahre lang verzaubert bliebe; während dieſer ganzen Zeit verließ ihn die ſchöne Prinzeſſin, ſeine Freundin, nicht, die auch mit ihm an

König Artus Hof ging, und ihren Zwerg vom König Artus selbst zum Ritter schlagen ließ, und blieb ihm treu, trotz dem, daß man sie von allen Seiten wegen ihrer Liebe zum Zwerge verhöhnte. Sie wußte aber, wer er war, und kannte seine Tapferkeit und seinen Edelmuth, obgleich seine äußerliche Gestalt verächtlich schien, und wartete geduldig die Zeit seiner Schmach ab. Diesen, wie gesagt, begegnete Ritter Gawin; sobald er sie gewahr wurde, grüßte er sie höflich, der ersten Dame eingedenk; jene grüßten ihn ehrerbietig wieder, und als sie eine Strecke an einander vorbei waren, fand es sich, daß gerade die Zeit und die Stunde der Verzauberung des Zwerges um war, und er ward plötzlich so schön und wohlgebildet, als er vorher gewesen, und war gerade zwei und zwanzig Jahre alt; sogleich mußte er die Waffen von sich werfen, die ihm nicht mehr paßten, und nun umarmte er seine treue schöne Geliebte, die so voller Freuden war, daß sie beinahe vor übermäßiger Freude gestorben wäre. Und nun kehrten sie freudig und Gott dankend zu ihrer Heimath, und glaubten dieses Glück dem Herrn Gawin schuldig zu sein, der sie so freundlich gegrüßt und Gott empfohlen.

Herr Gawin aber fühlte, als er kaum vor den beiden vorbei war, wie ihm seine Kleider und seine Rüstung auf einmahl zu lang und zu weit wurden; die Aermel hingen ihm weit über die Hände, so auch wurden die Beine ihm kürzer, seine eisernen Schuhe sah er in den Steigbügeln stecken, aber seine Beine reichten kaum über den Sattel weg. Das Schild ging ihm an zwei Ellen hoch über den Kopf heraus, so daß er nicht drüber hin sehen konnte; auch schleifte sein Schwert ihm nach an der Erde, um so viel war das Gehänge ihm zu weit worden; kurz, er merkte und sah ein, daß er ein Zwerg geworden war, woraus er schloß, daß die Dame es ihm angewünscht, welche er nicht gegrüßt. Er war außer sich vor Zorn und Schrecken, und wenig hätte gefehlt, daß er sich das Leben genommen. Ergrimmt ritt er schnell bis an den Ausgang des Waldes, wo er ein Kreuz fand auf einer Erhöhung; hier kletterte er hinauf, machte seine Steigbügel kürzer, sein Wehrgehäng und die Handhabe des Schildes enger, befestigte die Aermel des Panzers aufwärts an den Schultern, und machte alles so gut

für ſich zurecht, als es gehen wollte, aber unter beſtändigen Verwünſchungen und Grimm, denn der Tod wäre ihm jetzt erwünſchter gekommen, als das Leben. Dann ſetzte er ſich wieder auf, und ritt betrübt weiter, unterließ aber doch trotz ſeiner Verunglimpfung und ſeines tiefen Grams nicht, allenthalben, an jeder Burg, in jeder Stadt, in allen Dörfern, in Wäldern und auf Feldern ſich nach Merlin zu erkundigen, bei jedem Menſchen, den er antraf. Viele von denen, die er traf und anredete, hielten ſich über ihn auf und verſpotteten ihn, denen erging es aber übel; denn wenn gleich er an Geſtalt ein Zwerg geworden, war es doch ſein Muth und ſeine Tapferkeit nicht; er war wie vorher kühn und unternehmend, und manchen Ritter beſiegte er unter ſeiner häßlichen Zwergsgeſtalt.

Da er nun das ganze Königreich London über Berg und Thal allenthalben vergeblich durchſucht, erinnerte er ſich, wie die Jungfrau, die ihn ſo ſchimpflich verunſtaltet, ihm geſagt, er ſolle nach Klein-Britannien ziehen, dort würde er Nachricht finden von dem, was er ſuche. Er ritt alſo zum Meere hin, und ließ ſich nach dem Galliſchen Lande überſetzen, in Klein-Britannien, und ritt ſehr lange hier umher, ehe er etwas vernahm. Da nun die Zeit nahete, daß er wieder zum König Artus ſollte, ſagte er zu ſich ſelber: Ach, was ſoll ich thun? die Zeit, daß ich zurückkommen ſoll, iſt nahe, ich habe es meinem Oheim geſchworen, zurück zu ſein in dieſer Zeit; ich muß es alſo thun, ſonſt wäre ich meineidig und unredlich. Zwar meineidig wäre ich nicht zu nennen, denn der Eid lautete: Wenn ich mein eigen ſein würde. Und bin ich denn nun wohl mein eigen? iſt dieſe ſchimpfliche Geſtalt die meinige? und darum kann ich mich wohl von der Pflicht am Hofe zu erſcheinen losſagen ... Wahrhaftig, dießmahl habe ich übel geredet, denn ſteht es nicht immerdar in meiner Macht, zu gehen oder zu bleiben? Da ich nicht eingeſchloſſen bin, und gehen kann, wohin es mir beliebt, ſo wäre es allerdings Meineid, wenn ich nicht meinen Schwur hielte. Habe ich den Leib gleich zeitlich verloren, ſo will ich doch meine Seele nicht verlieren, und zu Gott bitten, daß er ihr gnädig ſei, denn mein Leib iſt ſchändlich zugerichtet. So ſich beklagend, ſchlug er einen

Weg ein, der ihn nach London zurückführen sollte, und hier kam er durch den Wald von Broceliande. Als er traurig vor sich hin ritt, hörte er auf einmahl zu seiner Rechten eine Stimme, er wandte sich dahin, sah aber nichts, als einen leichten Rauch, der sich in der Luft verlor, durch welchen er aber doch nicht hindurch konnte. Und da hörte er die Stimme wieder, welche rief: Gawin, Gawin, gräme Dich nicht, denn alles geschieht, was geschehen muß. — Wer spricht mit mir, rief er, und wer nennt hier mich beim Nahmen? — Wie? kennt Ihr mich nicht mehr, Herr Gawin, ehedem kanntet Ihr mich doch sehr wohl; so ist das Sprichwort doch wahr, welches sagt: Entfernst Du Dich vom Hofe, so entfernt der Hof sich auch. Als ich dem König Artus diente, und den Hof und die Barone besuchte, da ward ich von allen gekannt und geliebt, jetzt aber werde ich verkannt, und sollte es doch nicht werden, wenn Treue und Glaube auf Erden wäre. — Da erkannte Gawin den Merlin und rief: O Meister Merlin, jetzt erkenne ich Deine Stimme, komm aber hervor, ich bitte Dich, daß ich Dich sehe. Nie wirst Du mich sehen, antwortete Merlin, auch werde ich nach Dir mit keinem Menschen sprechen, und Du bist der letzte, der meine Stimme vernimmt; auch soll künftig niemand hier nahen, selbst Du wirst nie wieder hieher kommen. Ich kann nimmer hier hinaus, wie weh es mir auch thut, muß ich doch ewig hier bleiben; nur die, welche mich hier hält, hat Macht und Gewalt, ein- und auszugehen nach ihrem Wohlgefallen, und sie ist die einzige, die mich sieht, und mit mir spricht. — Wie, rief Gawin, mein lieber süßer Freund, bist Du so fest gehalten, daß Du niemahls wieder loskommst? wie kann Dir, dem Weisesten der Menschen, solches begegnen? — Ich bin auch zugleich der Thörichtste, antwortete Merlin, denn ich liebe eine andre mehr, als mich selbst; ich lehrte meine Liebste, wie sie mich fesseln könne, und nun kann keiner mich befreien. — O, rief Gawin, dieß macht mich sehr betrübt, und es wird auch den König Artus sehr betrüben, der Dich in allen Ländern suchen läßt, weswegen auch ich hier bin. — Er muß sich darin finden lernen, sagte Merlin, denn er wird mich nie wieder sehen, so wie ich nicht ihn. Jetzt reite

zurück, grüße die Königin von mir, den König und alle Fürsten und Barone, erzähle ihnen, wie es mit mir ſteht; Du wirſt den Hof zu Karbueil finden. Gräme Dich auch nicht wegen dem, was Dir begegnet iſt; Du wirſt der Jungfrau wieder begegnen, und ſie wird Dich entzaubern; vergiß aber nicht, ſie zu grüßen. Nein, ſicher nicht, ſo es Gott gefällt, rief Gawin. — Gehabe Dich wohl, ſagte Merlin, der Herr ſegne und behüthe den König und ſein Reich, ſammt allen Fürſten, und auch Dich, Gawin; Ihr ſeid die beſten Menſchen, die jemahls wieder auf Erden leben werden.

Herr Gawin ritt halb traurig, halb fröhlich fort, denn obgleich es ihm lieb war, zu hören, daß er entzaubert werden würde, war ihm doch ſehr betrübt zu Sinne, daß Merlin ſo verloren ſei. Er ſetzte wieder über's Meer, begegnete der Jungfrau, grüßte ſie mit lauter Stimme im Nahmen Gottes, und fühlte ſich auf der Stelle entzaubert, indem ſie ihm den Gruß wieder gab; ritt darauf heitern Muthes in ſeiner vorigen ſchönen Geſtalt nach Karbueil, wo König Artus Hof hielt, und alle Großen und Fürſten des Landes um ihn her verſammelt waren. Groß war die Trauer und das Leid, als Ritter Gawin erzählte, wie niemahls jemand den Merlin wieder ſehen, oder hören würde, und in welcher Gefangenſchaft er immerdar bleiben müſſe; und alle weinten, als ſie vernahmen, wie er die Königin, den König und die Barone gegrüßt, und ſie alle nebſt dem ganzen Reiche noch geſegnet.

Lother und Maller,

eine

Rittergeſchichte.

Aus

einer ungedruckten deutſchen Handſchrift.

Erſtes Kapitel.

Eine ſchöne Hiſtorie will ich Euch verkünden; die Worte darin ſind lieblich, und ſagen von hübſchen Abentheuern, welche in Wahrheit geſchehen ſind. Dieß Buch iſt aus dem Lateiniſchen in's Wälſche, und vom Wälſchen in's Deutſche übertragen, und ſagt von zwei getreuen Geſellen, getreuere wurden nie erdacht. Sie waren beide Fürſten; der eine war König Karls Sohn von Frankreich, und hieß Lother; der andre war des tapfern Königs Galyens Sohn, und hieß Maller; ſeine Mutter, die ſchönſte Frau der damahligen Zeit, ward Roſamunde genannt.

Lother nahm in allen Tugenden zu, war fröhlich und heiter; darüber gefiel er allen Frauen ſo wohl, daß ſie ihn alle lieb hatten. Dieß verdroß viele von der Ritterſchaft ſehr, ſie gingen hin vor Ludwig, König Karls Sohn, und klagten über Lother. Herr, ſprachen ſie, Euer Bruder Lother gehet ſtets zu unſern Frauen, und wir können es auf keine Weiſe verhindern. Er läßt nicht ab, wenn Ihr ihn nicht auf ſieben Jahre aus dem Lande verbannt; unterdeſſen wird ihm vielleicht der Schimpf vergeſſen, und dann würde er wohl verſtändig genug ſein, Gutes und Böſes zu verſtehen. Bliebe er aber hier, ſo möget Ihr fürwahr wiſſen, er brächte Eure hohe Verwandte in ſolchen Zorn und Unwillen, daß Ihr und Euer Vater nicht wiſſen werdet, Euch zu ſichern. Darum, Herr, bitten wir Euch, dieß Euerm Vater vorzulegen. — Ich will es gern thun, ſprach Ludwig, ging zu ſeinem Vater, dem König Karl, und legte ihm die Sache vor.

König Karl schickte sogleich nach seinem Sohne Lother; er kam, und mit ihm sein Gesell Maller. Mein lieber Sohn, fing König Karl an, meine Herrn und Getreuen, und meine hohe Mannschaft, die sind um Eurentwillen sehr erzürnt, und hassen Euch alle gar sehr, wegen der Sache, die ich Euch schon oftmahls verboten habe, aber das Verbot habt Ihr nicht gehalten, welches mich nicht wenig betrübt. Nun muß ich über Euch ein Urtheil sprechen: Bei dem allmächtigen Gott und seiner lieben Mutter, der reinen Jungfrau, bei allen Gottesheiligen im Himmel und dem guten St. Dionysius, bei meiner Krone, die ich auf dem Haupte trage, und bei meinem Barte, den ich in meiner Hand halte, und bei meines Vaters und meiner Mutter Seelen, finde ich Euch in sieben Jahresfrist in den Gränzen meines Landes, und sollt ich darum ewiglich verdammt werden, so will ich Euch in einen tiefen Thurm werfen, darinnen Ihr in sieben Jahren weder Sonne noch Mond werdet scheinen sehen. Als Lother seinen Vater so sprechen hörte, erstarrte ihm das Blut in seinen Adern. Lieber Herr und Vater, fing er an, wer Euch dazu rieth, der ist sicher nicht mein Freund; darum bitte ich Euch sehr, seid mir nicht so ungnädig, ich hoffe, ich habe dieß nicht verschuldet, ich bitte Euch um Gottes Willen, berathet Euch eines Bessern. — Es mag und kann nicht anders sein, sprach Karl; nehmet Goldes und Silbers so viel Ihr bedürft, auch von meiner besten Ritterschaft, die Euch anstehet, ziehet in ein anderes Land und erwerbet Ehre. Streitet gegen die Heiden, und gerathet Ihr in eine Noth, so laßt es mich wissen, daß ich Euch zu Hülfe komme. Fürwahr, mein lieber Sohn, Ihr müßt sieben Jahre lang aus sein, solches ist mir getreulich gerathen worden; werdet Ihr nicht thun, was ich Euch heiße, so habt Ihr niemahls Friede mit mir. Gedenket alle Wege nach Ehre zu streben, wie Geryn von Mangelen that, der dasselbe Land mit seiner Hand gewann, dazu ich ihm verhalf. Leget Ihr Euch auch sowohl an, so will ich Euch auch helfen. Seid fromm und getreu, so will ich Euch für einen Sohn halten; seid Ihr dieß aber nicht, so werde ich Euch stets verläugnen. Vater, sprach Lother, ich will thun, was Ihr mich heißt. Mallern, meinen Gesellen, will ich mitnehmen, und mehrere andere Ritter, die ich

gern habe. Gott empfohlen, mein lieber Vater, ich bin nicht Willens, wieder zu kommen, ich habe dann Ehre und ein Königreich gewonnen. Der König sprach: Damit erfreuest Du mich gar sehr.

Wohlan, liebe Gesellen, rief Lother seinen Rittern zu, als er von seinem Vater fortgegangen war, wir wollen fort, mein Vater hat mich verbannt auf sieben Jahre aus diesem Lande; mein Herz sagt mir, ich werde nimmer ein Erbe in diesem Reiche. — Lieber Herr, sprach Maller, verzaget nicht, diejenigen, welche dem Kaiser Euerm Vater dieß riethen, die werden schon ihren Lohn davon tragen; Euch zum Schaden war es erdacht, aber ich hoffe, es soll Euch zur Ehre und zum Nutzen werden; ein junger Mann muß nicht zu Haus bleiben, sondern im fremden Lande sein Glück suchen und Ehre erwerben, denn daheim mag es ihm wohl nicht gelingen. Ich zieh' mit Euch, und will Euch treulich dienen. Mit diesen Worten umarmte er ihn, und tröstete ihn. Lother ward getröstet, und sprach lachend: Ich hoffe, Gott wird mir helfen; wir wollen uns ihm befehlen und uns die Reise leicht werden lassen. Damit hieß Lother seinen Gefährten, daß sie sich bereit machen, und ihre guten Rüstungen anlegen sollten. Maller, wie die übrigen Ritter, bereiteten sich köstlich, und stellten sich vor dem Pallast wohl gerüstet und im Zeuge. Lother saß auf sein Roß, nahm Abschied von den Herren und der Ritterschaft. Diese weinten alle, da sie Lother fortziehen sahen; jene aber, die dazu gerathen, die lachten und waren fröhlich.

Zweites Kapitel.

Lother und seine Gesellen zogen aus Paris, nachdem sie Goldes und Silbers in Menge vom Kaiser Karl erhalten, und ritten nach der Lombardei in eine Stadt, Pavie genannt, wo Lother seinen Oheim, seiner Mutter Bruder, fand. Er zog mit seinen Gesellen nach einer Herberge in der Stadt, und nachdem sie ihre Rüstungen abgelegt, gingen sie allesammt zu der Burg, wo sie den König

Danſler, den Oheim Lothers, in dem Garten unter eines Oelbaums Schatten fanden, wo er ſaß, und mit einem ſeiner Ritter Schach ſpielte.

Gott wolle meinen Herrn Oheim behüten, ſprach Lother, als er vor ihn kam. Da ſtand König Danſler auf, und empfing ſie ſehr freundlich. Wie geht es Euerm Vater, den ich ſehr lieb habe? fragte er den Lother. Ihm geht es ſehr wohl, antwortete Lother; aber ich bin bei ihm verläſtert worden, daß er mich auf ſieben Jahre aus ſeinem Lande verbannt hat. Dieß erſchrecke Euch nicht, ſagte König Danſler, ich bin reich genug, und laſſe Euch ſicher nicht ſtecken; ein Biedermann verläßt ſeine Freunde nicht in der Noth. Herr Oheim, ſprach Lother, ſchweigt davon, daß ich bei Euch ſollte verbleiben, dazu bin ich noch zu jung; ein junger Mann muß ausreiten, und ritterliche Abentheuer ſuchen, und weder des Winters noch des Sommers achten, was er ſich dann in der Jugend erſtritten, deß mag er ſich im Alter wohl erfreuen. Darum, lieber Herr Oheim, bin ich Willens, gegen die Heiden zu ziehen und Abentheuer zu ſuchen. Ihr redet ſehr wohl, ſprach König Danſler. Während ſie mit einander ſprachen, trat zu ihnen Otto, König Danſlers Sohn, ein Jüngling von ſchöner Geſtalt, hübſchem Angeſicht und röthlichem Haar; als dieſer hörte, wie es dem Lother ergangen, und daß er ſo verbannt worden, da ſchwur er ihm, er wolle ihn niemahls verlaſſen; aber er log ihm das, wie Ihr hernach wohl hören werdet.

Nachdem Lother wohl vierzehn Tage bei ſeinem Oheim zugebracht, ſprach er zu Otto: Vetter, ich will nun über die Heiden, willſt Du mit mir ziehen, ſo will ich gern alles mit Dir theilen, was ich gewinne. Ja, Vetter, ſprach Otto, ich will mit Euch ziehen, und will auch meine Ritterſchaft mit mir nehmen, wofern Ihr mir ſchwören wollet, dieß ganze Jahr lang meinen Nahmen zu tragen, und mich dafür den Eurigen führen zu laſſen; Ihr und Eure ganze Ritterſchaft müßt es mir auf dem Altar zuſchwören, daß Ihr dieß ganze Jahr hindurch von ihnen nicht anders wollet gehalten ſein, als wäre ich es, und ich muß dafür ſtatt Eurer gelten. Das will ich ſehr gern thun, ſagte Lother, ſchwor es ihm auch mit allen ſeinen Geſellen vor dem Altar zu.

Darauf nahmen Lother und Otto Urlaub von dem Könige; dieser befahl seinem Sohne, daß er Lothern in Ehren halten und alles thun sollte, was ihm angenehm wäre. Darauf ritten sie hinweg.

In dem Römerlande kamen sie in einen Wald, vor eine Burg, in dieser meinten sie die Nacht zuzubringen. In dieser Burg lagen aber Räuber verborgen, wohl zweihundert an der Zahl. Man spricht, und es ist auch wahr: Wie man sich vor heimlichen Dieben nicht wohl verwahren kann, so mag einem auch niemand mehr betrügen, als dem man am meisten vertraut. So geschah es dem Lother; er traute seinem Vetter Otto gar viel, aber dieser betrog ihn fälschlich, denn wie sie in der Burg zu Tische saßen, wo sie zuerst von dem Räuberhauptmann waren gütlich empfangen worden, sprangen, als sie sich keines Ueberfalls versahen, die Räuber alle aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und fielen sie an. Sobald als nun Otto dieß gewahr wurde, ließ er seinen Vetter Lother und die Uebrigen in der Noth, suchte sich mit der Flucht zu retten, und lief hinaus. Lother und die Seinigen kämpften frisch mit den Räubern, mit solcher Mannskraft, daß die Räuber überwältigt wurden und entflohen. Lother und seine Gesellen setzten ihnen nach. Als Otto dieß gewahr wurde, stieg er von dem Baume herab, auf welchen er sich gerettet hatte, zog sein Schwert heraus, und lief auch mit den andern den Räubern nach. Vetter, rief er Lothern zu, wir mögen wohl Gott danken, daß wir die Mörder überwunden haben. Freilich, rief Maller, Ihr habt sehr viel dazu beigetragen, es liegen ihrer viel, die Ihr erschluget. — Nun blieben sie die Nacht in der Burg und ruhten aus. Den Morgen begaben sie sich auf den Weg, gingen über Rom nach Constantinopel zu. Sie mußten über Meer. Als sie eingeschifft waren, sprach Lother: Nun laßt uns fröhlich sein, unser erstes Abentheuer mit den Mördern haben wir glücklich geendet; Gott wolle uns ferner helfen. Euch alle bitte ich aber, daß wir bei einander bleiben und uns nicht einander verlassen, wenn uns wieder etwas begegnet. Das schworen ihm alle zu, mit frohem Muthe.

Sobald sie an's Land getreten waren, wurden sie sogleich wieder von Räubern überfallen, die mit großem Geschrei auf sie

zukamen. Otto wandte ſogleich ſein Pferd um, und ritt in einen Buſch, nah am Ufer. Hier verbarg er ſich, während Lother und die Ritter ſich mit den Räubern ſchlugen. Maller ſah es, wie er ſich verbarg, ritt hin und fand ihn hinter der Hecke ſitzend. Du falſcher Dieb, rief Maller, möge Gott Dich verfluchen, daß Du Deinen Vetter Lother in ſolcher Noth magſt allein laſſen! Nahm einen Stecken und ſchlug ſo auf Otten, daß dieſer, ihm entfliehend, in das Waſſer fiel; worauf Maller ihn aber wieder bei einem Beine heraus zog, und ihn vor ſich her in den Streit jagte. Er ſagte es dem Lother, wie er den Otto hinter einer Hecke hätte ſitzend gefunden. Bei meiner Treue, ſprach Lother, ich war ein Thor, daß ich ihn mit mir ausführte, und noch dazu meinen Nahmen mit dem ſeinigen vertauſchte. Der Streit war ſehr groß, doch wären ſie dieſesmahl nicht ſo gut als das erſtemahl weggekommen, wäre nicht der Richter des Landes, ein ſehr tapfrer Ritter, ihnen zu Hülfe geeilt. Die Räuber wurden geſchlagen, und Hände und Füße ihnen abgehauen. Darauf führte der Richter Lothern und die Ritter alle in ſein Haus, nachdem er gehört, daß ſie gekommen ſeien, König Orſchier zu dienen und ihm zu helfen in ſeinem Kriege gegen die Heiden. Der Richter führte ſie dann zum Könige, dem er erzählte, wie er ſie mit den Räubern kämpfend angetroffen, und wie ſie gekommen ſeien, ihm gegen die Heiden zu helfen. König Orſchier war dieſer Söldner ſehr froh, und beſonders da er vernahm, daß ſich des Königs Sohn von Frankreich dabei befände.

Drittes Kapitel.

König Orſchier nahm Otten bei der Hand: Lieber Herr, ſagte er, wie nennt man Euch, und wo kommt Ihr jetzt her? — Herr, ſprach Otto, ich heiße Lother, und bin des Königs Karl Sohn von Frankreich. Ich freue mich, entgegnete Orſchier, daß Ihr hergekommen ſeid, mir in meiner Noth beizuſtehen. Ihr ſollt hier an meinem Hof leben, ich will Euch gütlich thun, und

will Euch meine Tochter Zormerin zur Frau geben; ſie iſt ſo ſchön, meine Tochter, als ihr wohl nimmer ein ſchöneres Weib ſahet. — Herr, antwortete Otto, ich wäre wohl ein Thor, wenn ich dieß nicht annähme, ich danke Euch ſehr dafür. Hier kam Zormerin die Stufen herab zu ihnen; zwei Herzoginnen führten ſie. Komm her, meine liebe Tochter, ſprach der König, hier iſt Lother, des Königs Sohn von Frankreich, empfange ihn freundlich, und danke ihm, er iſt hergekommen, mir zu helfen; ich habe Dich ihm verlobt, Du wirſt, will's Gott, gut mit ihm berathen ſein. — Er und ſeine Geſellen ſollen mir willkommen ſein, ſprach Zormerin; auch ſehe ich dort hinten einen ſchönen Ritter ſtehen, er iſt von edlerer Geſtalt, als einer unter ihnen, ich wünſche wohl zu wiſſen, wer er wäre?

Er heißt Otto, ſprach der König, er iſt mit Lother aus Frankreich gekommen.

Zormerin war ſehr ſchön und verſtändig, man mochte ihres Gleichen wohl ſelten finden. Otto dachte in ſeinem Herzen: Wann doch nur erſt die Zeit wäre, daß ich könnt' in ihren Armen liegen und mich mit ihr ergetzen, und ſollte Lother und ſeine Geſellen auch alle darum an dem Galgen hängen. Er weiß nichts als zu kämpfen; ich ziehe es vor, bei den Frauen zu bleiben; was hilft es einem Manne, wenn er im Streit erſchlagen wird? er wird gar bald vergeſſen; ich lobe mir ein gutes Leben, daß man zarte Speiſe und guten Wein zu ſich nehme, denn das iſt des Leibes Arznei. Maria, Mutter Gottes, wie ſchön iſt dieſe Zormerin; wie hat Lother ſich nun ſelber betrogen, denn nun werde ich ſie unter ſeinem Nahmen heirathen.

Sie ſaßen zu Tiſch, König Orſchier und ſeine Tochter, und Otto ihnen gegenüber. Maller wäre vor Zorn darüber faſt unſinnig geworden, und ſprach zu Lother: Herr, wie ſeid Ihr doch ein Thor geweſen, daß Ihr dieß nicht eher bedacht! — Lother hieß ihn ſchweigen und tröſtete ihn mit guter Hoffnung, aber er ſelber war in ſeinem Herzen nicht fröhlicher darum, und verfluchte die Stunde, in welcher er ſeinen Nahmen mit Otto getauſcht. König Orſchier ſagte zu Otto, er ſolle ſeine Gefährten nach der Herberge in die Stadt ſchicken, ihn ſelber aber hieß er

in der Burg bleiben, um gleich bei ihm zu ſein, wenn die Heiden ihn überfielen. Sobald der Krieg geendet, fügte er hinzu, ſo will ich Euch meine Tochter geben, und ſobald ich nicht mehr bin, ſo ſollt Ihr König dieſes Landes ſein. — Otto bedankte ſich ſehr für dieſe großen Gaben.

Lother und Maller zogen in die Stadt mit ihren Geſellen, und wohl mit dreißig Pferden zu einem Wirth, der hieß Salomo.

Otto und die Seinigen blieben am Hofe, und hätten gern geſehen, daß Lother und Maller an dem Galgen wären, denn ſie fürchteten ſie. Zormerin erzeigte dem Otto alle Ehre, die ſie glaubte, dem Sohne des Königs von Frankreich ſchuldig zu ſein. Otto, als er die ſchöne Zormerin immer vor ſeinen Augen hatte, und in Freuden am Hofe lebte, vergaß des Lothers und ſeines Geſellen Mallers in der Herberge, und bekümmerte ſich ſo wenig um ſie, als wären ſie Heiden. Lother verzehrte alle ſein Gut daſelbſt; als er nichts mehr hatte, verkaufte er nach und nach alle Pferde, ausgenommen ſein eignes vortreffliches Roß; er hatte es von ſeinem Vater bekommen, und ſeine Geſellen wollten es nimmer zugeben, daß er es verkaufen ſollte. Der Wirth war ein Biedermann, er gab ihnen zu eſſen auf Glauben, und lieh ihnen dann noch an zwanzig Mark dazu, weil er wohl ſah, wie Lother ſich adlich hielt. Aber die zwanzig Mark halfen nicht viel, Lother hatte ſie ſehr bald ausgegeben; er kaufte ſeinen Rittern Kleider dafür, nebſt übrigem Zugehör. Herr, ſprachen endlich die Ritter, es iſt in Wahrheit thöricht von Euch, daß Ihr nicht dem Könige Orſchier ſagt, wie der Schalk Otto übel mit Euch verfährt, und wie ſich die ganze Sache mit Euch verhält; wollt Ihr aber Euern Eid nicht damit beflecken, ſo wollen wir in Gemeinſchaft vor den König treten und es ihm vorſtellen. Euer Vater, König Karl, hatte einſt den Ogier von Dänemark gefangen, und geſchworen, er wolle ihn tödten; wer ſich unterſtand, für ihn zu bitten, den haßte er und ließ ihn ſogleich um das Leben bringen; damahls entſchloß ſich auch die ganze Ritterſchaft, daß ſie gemeinſchaftlich vor den König traten und ihn für den Ogier baten; ſo wollen auch wir jetzt thun. — Ihr Herrn, antwortete Lother: Bei der Jungfrau, die Gott unter ihrem Her-

zen trug, wer von Euch mir dieſes thun wollte, der müßte von meiner Hand ſterben. Der iſt kein Biedermann und keine Treue iſt in dem, der ſeinen Eid nicht feſt in ſich hält. Sollte ein Mann um Armuths willen ſeine Seele beladen? Ihr wißt es wohl, was wir dem Otto auf dem heiligen Altar geſchworen; will er nun Uebels thun, ſollen auch wir darum Uebels thun? Eher wollte ich Steine auf meinem Nacken tragen, ehe ich meinen Eid fälſchte, und ihn nicht grade und unbefleckt hielt! Laßt uns ſtets aufrichtig im Dienſte Gottes leben, ſo wird er uns auch ſicher lohnen. Die Ritter, als ſie Lothern ſo wohl reden hörten, gingen hinaus und weinten.

Sie gingen darauf zu Tiſche; ihrer waren wohl an vier und zwanzig, aber ihr Vorrath an Speiſen langte kaum für zehne zu. Der Wirth theilte, als ein Biedermann, alles was er hatte mit ihnen, gab ihnen wohl zwanzig Krüge mit Wein, und auch der Speiſen genug. Dieſer Wirth zeigte ſich als ein rechtſchaffener, frommer Mann. Denn als Otto erfuhr, wie es dem Lother in der Herberge ging, und wie große Armuth er leiden mußte, da freute er ſich deſſen von ganzem Herzen, ging auch zum König Orſchier, und beredete ihn, daß er jemand ſollte nach der Herberge ſchicken, um dem Lother ſein gutes Pferd abzuhandeln, denn er meinte, in der Noth würde dieſer es gern um Geld verkaufen. König Orſchier ſandte einen Ritter deshalb nach der Herberge, dieſer fand den Lother, als er mit ſeinem Wirth ſpielte, um ſich den böſen Verdruß zu vertreiben. Als nun der Ritter ſeine Botſchaft, wegen des Pferdes, angebracht, ſprach Lother zu ſeinen Gefährten: Ihr Herrn, ich muß nun wohl mein Roß verkaufen, um den Wirth davon zu bezahlen. Da der Wirth nun dieſes hörte, ſprang er hervor und rief: So mir Gott helfe, Ihr ſollt meinetwegen Euer Roß nimmer verkaufen, und ſollte ich zehen Jahre vergebens warten, und ſollt' ich alles, was ich habe, dabei verlieren! Geht nur wieder zu Eurem Herrn, fügte er hinzu, indem er ſich zu dem Boten wandte, ſagt ihm, ſeinen Verwandten ginge es ſchlecht, aber das Roß ſollt Ihr dennoch nicht mit Euch führen, eh' wollt ich ihm mit einem Stecken die Beine entzwei ſchlagen. — Ueber dieſe Rede des Wirths lachte der Ritter in ſeinem Sinn, denn ſie

gefiel ihm gar wohl. Darauf nahm er Abſchied von dem Wirth, von Lother und ſeinen Geſellen, und ging wieder nach der Burg, wo er dem Könige und Otten alles wieder erzählte; darüber ward Otto ſehr verdrießlich.

Haſt Du wohl vernommen, lieber Maller, fragte Lother, was Otto gegen mich im Sinne hat? Gott wolle ihn ewig verdammen! — Amen! rief Maller; Maria, Mutter Gottes, wann wollen doch die Heiden kommen, daß man dann möge ſehen, welch ein Mann der falſche Verräther iſt! Käme es zur Schlacht, ſo verlör er zur Stund ſeinen Nahmen wieder, denn er wagt es nimmer zu kämpfen.

Viertes Kapitel.

Lother lag eines Tages in ſeinem Bette, und ſah ſein Hemd an, daß es ſehr unrein war. Hemd, ſprach er, es iſt ſehr lang her, daß du nicht gewaſchen biſt, das kränkt mich am meiſten. Maller, lieber Geſell, nimm mein Hemd, gieb es einer Frau, daß ſie es waſche, ich will im Bette liegen bleiben, bis es trocken iſt. — Sehr gern, lieber Herr, ſprach Maller, nahm es und ging damit hinaus, des Morgens ganz früh. Ich werde keine Frau ſuchen, ſondern ich ſelbſt will dich waſchen, du Hemd, ſprach er; denn einer ſchlechten Frau gönnte ich es nicht, daß ſie dich waſche, und eine edle wird es nicht thun. Er ging aus dem Haus hinaus, und durch die Stadt, bis an die Burg, wo ein ſehr ſchöner Garten lag, worin viel ſchöne Bäume waren. Von ungefähr hatte der Pförtner den Garten nicht wohl verſchloſſen, ſo daß die Thür weit offen ſtand. Maller ging hinein, und kam zu einem Brunnen, mitten in dem Garten; das Waſſer lief hell und klar aus goldnen Löwenköpfen in ein großes Becken von weißem Marmor, einen ſchöneren Brunnen konnte man nicht erdenken; auch ging eine marmorne Treppe von hier nach einem Gang, auf marmornen Säulen, wo Zormerins Kammern waren, denn der Garten lag gerade hinter der Burg. Als Maller den Brunnen ſah, warf er das Hemd hinein, und wuſch und rieb es mit ſeinen Händen gar fleißig. In derſelben Zeit kam Zormerin mit

ihrem Fräulein, Scheidechin genannt, die Stufen herab in den Garten, und als ſie den Ritter an dem Brunnen gewahrte, ſchlichen ſie ſich leiſe hinter einer Hecke nah dabei, um ihm zuzuſehen, wie er das Hemd ſo fleißig wuſch und rieb. Während dem ſprach Maller ganz laut mit ſich ſelber, als ob er zu dem Brunnen redete: Ach du ſüßer Brunnen, könnteſt du ſprechen, ſo mögteſt du dich wohl berühmen, daß du heute mit deinem Waſſer das Hemd des tapferſten Ritters haſt gewaſchen, der je auf Erden gelebt, oder der jemahls Waffen hat getragen. Verflucht ſei doch die Stunde, da er ſeinen Nahmen hat verwechſelt mit dem falſchen verrätheriſchen Rothkopf, dem Otto; erbärmlich iſt es, daß ein Mann von ſo edler Abkunft nun ſolche Armuth leiden muß! — Als Zormerin dieſe Worte hatte vernommen, ſchlich ſie ſich leiſe wieder mit ihrer Jungfrau die Stufen hinauf nach ihrem Gemach, und befahl dieſer, daß ſie ſogleich wieder hinunter gehen und den Ritter zu ihr führen ſollte, den ſie unten die Worte habe ſagen hören.

Scheidechin, Zormerins Fräulein, ging ſogleich hinunter, wo ſie Mallern noch an dem Brunnen antraf, und richtete die Botſchaft ihrer Gebieterin aus. Maller folgte ihr auch ſogleich nach, in das Gemach der Prinzeſſin. Er fand es ſo ſchön, und mit ſolcher Pracht verziert, daß er darüber erſtaunte. Zormerin ſaß auf einem hohen Seſſel, der mit Gold und edlem Geſtein gar wohl geziert war. Maller ſah ſie an, und es überlief ihn kalt, da ihm zu gleicher Zeit die Worte einfielen, welche er am Brunnen mit ſich ſelber geredet. Er kniete vor ihr nieder, und ſprach: Der Gott, der um unſrer Erlöſung willen die Marter litt, der wolle die Prinzeſſin Zormerin, und alles was ihr lieb iſt, in ſeinen Schutz nehmen! Ich bitte Euch, Ihr wollet meinem Herrn zu eſſen ſchicken, er liegt faſtend von geſtern Morgen her in ſeinem Bette. — Wie heißt Euer Herr, fragte Zormerin, deſſen Hemd Ihr gewaſchen habt? — Maller erſchrack ſo ſehr, daß er nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte. — Erſchreckt nicht, lieber Herr, fing Zormerin wieder an; wer in fremde Länder reiſt, um Abentheuer zu ſuchen, oder auch um Ehre zu erwerben, der kann nicht zu jeder Stunde alles haben, deſſen er bedarf, oder

was er gerne hätte. — Jungfrau, fing Maller an, ich gestehe es Euch, wäre mein Herr Otto, in seiner Heimath in Lombardei, so wäre er reich und versorgt. — Wie ist es denn, daß Ihr ihn Otto wollt nennen? Mich dünkt, Ihr verwandelt seinen Nahmen, denn ich hörte Euch sagen: der Brunnen leistete den Dienst dem besten Ritter, der heißet Lother, und ist des Königs Karl Sohn aus Frankreich? so hörte ich Euch sprechen; auch sagtet Ihr noch: verflucht sei die Stunde, daß er seinen Nahmen verwechselte; meine Jungfrau wird es bezeugen, daß ich Euch dieß sagen hörte. — Ja wohl bezeuge ich es, sprach Scheidechin, und da ich Euch das Hemd so mit Euern Händen reiben sah, da hätte ich Euch gern ein Waschholz bringen wollen.

Frauen, ich kann es nicht läugnen, antwortete Maller, es ist wahr, ich habe das Hemd des tapfersten, des frommsten Ritters gewaschen, mit meinen Händen; könnt' ich aber auch ein Königreich damit gewinnen, so möchte ich keinem lebenden Menschen seinen wahren Nahmen sagen, weil ich einen theuern Eid geschworen habe, es nicht zu thun. — Als Zormerin dieß hörte, dünkte es ihr schlimmer, daß sie diese Sache nicht gründlich und ganz zu Ende hören sollte, als wenn sie gar nichts davon erfahren hätte. Denn es ist gemeinlich so der Frauen Art: so man ihnen etwas zu erzählen beginnt, wird all ihr Sinn bewegt, und sie gewinnen keine Ruhe, bis sie auch das Ende davon erfahren. Sie fragte also den Maller noch einmahl; da er aber darauf bestand, er dürfe es keinem Menschen entdecken, sprach sie: Hört eine List; ich will mit Scheidechin in eine andre Kammer gehen, dann entdeckt Ihr hier der Erde Euers Herrn Nahmen, dieß kann mit Eurem Eide sehr wohl bestehen; sollt' ich es dann von ungefähr auch hören, so will ich es doch nimmer jemand sagen, bis die Zeit um ist. — Werthe Frau, sprach Maller, ich will thun, was Ihr befehlt; versündige ich mich an meinem Eid, so will ich Gott stündlich bitten, daß er es mir wolle verzeihen um Euerntwillen. — Da entfernte sich Zormerin und Scheidechin, und gingen in eine andre Kammer.

Erde, fing Maller an, höre zu; Dir will ich klagen von dem großen Schalk, dem Otto von Lombardei; der hat meinen

Herrn mit glatten Worten dazu verführt, daß er seinen Nahmen mit dem des Otto vertauschte, der nun den Nahmen meines Herrn trägt, der ist: Lother, König Karls Sohn von Frankreich! Darum bietet jetzt König Orschier dem Otto solche große Ehre, in meines Herrn Nahmen, während mein Herr sich in Ottens Nahmen so schämen muß, und solche Armuth erleiden, nebst seinen Gesellen; niemahls hat ein so großer Herr solche Armuth leiden müssen. — Eh er noch weiter reden konnte, sprang Zormerin aus der Kammer hervor, und sprach: Lieber Geselle, Dein Herr soll genug bekommen. O fürwahr, mir hat diese Verrätherei lange schon geahnt, oft sah ich in der Kirche wie Deinem Herrn die heißen Zähren über die Wangen liefen, daß es mich jammerte. Mein Herz hat es mir gleich gesagt, es hat mehr nach ihm gestanden als nach dem Verräther Otto, wenn gleich mein Vater mich diesem zum Weibe zugesagt, aber nimmer, nimmer soll er mich haben; denn wer mich zum Weibe haben will, der muß mich erst verdienen. Wie heißt Ihr, Geselle? — Ich heiße Maller. — Lieber Maller, zur glücklichen Stunde habt Ihr Euers Herrn Hemde am Brunnen gewaschen, ich will Euerm Herrn so viel schicken, daß er die Armuth, welche er und seine Gesellen erlitten haben, bald vergessen und daß er sich mit ihnen wohl ergetzen mag.

Sie hohlte Hemden und Kleider von ihrem Vater, gab sie Mallern, daß er sie seinem Herrn in ihrem Nahmen bringe, dazu auch einen kostbaren Gürtel. Maller dankte ihr, nahm Urlaub von ihr, und ging desselben Wegs, den er gekommen war, wieder zu seinem Herrn in die Herberge. Wo kömmst Du so eilends her? Da warf Maller, was er auf seiner Schulter trug, auf das Bett. — Hast Du diese köstlichen Kleider einem reichen Manne gestohlen? fragte Lother, so trag sie nur wieder dahin, woher Du sie genommen hast, nimmermehr sollen sie an meinen Leib kommen. — Man sollte mich billig rühmen, rief Maller, daß ich so geschickt war, einen reichen Mann zu bestehlen; hätte ich einen Armen beraubt, so wäre ich den Galgen werth! Lieber Herr, nehmet des reichen Mannes Gut hin, die Sünde will ich tragen, und will sie dazu nimmer beichten. Ist es nicht besser, einen Reichen

bestehlen, als einen Armen Hungers sterben lassen? — So sprach Maller im Scherz, seinen Herrn neckend; doch als er sah, daß dieser gar zornig um des gestohlnen Gutes ward, da fing er ernstlich an, ihm die Wahrheit zu erzählen, wie die Königstochter ihn am Brunnen gewahrte, wie sie ihn durch ihr Fräulein zu sich berief, und alles, was sich hier zugetragen. Da Lother den Verlauf gehört, freute er sich herzlich. Sehr lieb ist es mir, sprach er, daß Du Deinen Eid nicht gebrochen hast, denn wahrlich, lieber Maller, so Du dieses hättest gethan, ich wäre Dir nimmer wieder hold. — Nun, lieber Herr, habt guten Muth; wenn es Euch gefällt, so will ich ein Bad für Euch bestellen, darin sollt Ihr Euch baden, ehe Ihr die weißen Kleider anthut. — Das wäre mir sehr lieb, antwortete Lother; nur fürchte ich, die Wirthin wird es nicht bereiten wollen, weil ich ihr schon so viel schuldig bin. — Maller schwieg, und ging hinaus zur Wirthin. Da er sie fragte: ob sie seinem Herrn ein Bad bereiten wolle, da war sie sehr freundlich, und sagte: sie wolle es gern thun. Indem sie noch mit ihm redete, kam ein Knecht vor die Thüre, der führte ein Pferd mit Gold und Silber schwer beladen. Diesen Schatz, sprach der Knecht, sendet die Prinzessin Zormerin, des Königs Tochter dem Gaste, der hier in der Herberge liegt; sie hat vernommen, wie er große Armuth hier leiden muß, dieß wird sie nimmer geschehen lassen. — Maller nahm das Geld und trug es in die Kammer zu seinem Herrn. Sehet, lieber Herr, rief er, das kömmt Euch von der schönen Zormerin. Gott beschütze sie! rief Lother. Nun will ich wieder fröhlich essen und trinken, nun ich meinen Wirth bezahlen kann; auch will ich, nach dem Bade mich auf mein Roß setzen und mich etwas erreiten; es ist mehr als vier Wochen her, daß ich auf kein Pferd gekommen bin, denn ich hatte nicht den Muth dazu, so lange es bei dem Wirth verpfändet stand. Lother bezahlte den Wirth mit fröhlichem Muth, und dankte ihm, daß er ihm so gütlich geborgt, rief dann seine Gesellen alle zusammen, und gäb ihnen allen Geld zu Pferden, zu Rüstungen und schönen Kleidern; badete sich, legte schöne Kleider an, und war von Herzen fröhlich.

Fünftes Kapitel.

Zormerin ging zu ihrem Vater und sprach zu ihm: Geliebter Herr Vater, Ihr habt so viele fremde Söldner in der Stadt liegen, so stellt doch einmahl ein Turnieren an, ich bitte Euch darum, und versprecht dem, der den Dank verdient, ein schönes Roß zu geben. Auf diese Weise mögt Ihr sie erproben, und wohl erfahren, was jeder unter ihnen werth ist; denn wie Ihr wißt, wird König Pynart bald gegen diese Stadt ziehen, dann ist es wohl gut, daß Ihr wisset, auf welchen unter Euern Dienern Ihr Euch am besten verlassen könnt. — Liebe Tochter, antwortete der König, ich wollte dieß schon sehr lange immer thun, aber Lother von Frankreich hat es jederzeit verhindert. — Wäre Lother fromm und tapfer, sprach Zormerin dagegen, und wäre von dem edeln Blut, dessen er sich rühmt, so würde er es sicher nicht verhindern, vielmehr würde alle sein Trachten und Sinnen darnach stehen, oft zu turnieren und zu stechen. Ich schwöre bei dem Gott, der mich erschaffen hat, wäre er auch ein König über zehn Könige, ich würde ihm dennoch nimmermehr zu Theil. Nimmer will ich mich einem Feigen vermählen! Der mein Gemahl wird, derselbe muß nach Euch dieses Land regieren; ein feiger, verzagter Mann, der würde es gegen die nahen Heiden gar übel beschirmen! Dieß hörte der König gern von seiner Tochter; ließ auch sogleich in die Stadt ausrufen, wie er ein Stechen vor dem Pallast veranstalten lassen. Nähmlich: Sechs Bretter sollten an eben so viele Stangen aufgerichtet werden, und wer diese Bretter niedersteche, der solle ein Roß von ihm zum Dank erhalten, das so gut als hundert Mark an Werth hätte. Die Söldner waren über diesen Aufruf alle sehr erfreut; Otto aber erschrack gar sehr in seinem Herzen, und fluchte mehr als hundertmahl Allen, die dazu gerathen.

Lother bereitete sich köstlich nebst allen seinen Gesellen zum Stechen; ihn dünkte, der Donnerstag, auf welchen Tag es angesetzt war, blieb gar lange aus, so ungeduldig war er zu stechen und zu turnieren. Die andern Herren und Ritter rüsteten sich auch wohl dazu; gar mancher unter ihnen dünkte sich der weidlichste zu

ſein, und hoffte wohl den Dank zu verdienen. Zormerin gedachte gar oft in ihrem Herzen: Ach wollte Gott es fügen, daß Lother den Dank gewönne, ich gönnte es ihm wohl von ganzem Herzen. Oft redete ſie mit ihrer getreuen Scheidechin von ihm. Könnte er den Dank verdienen, wie ich es hoffe, ſprach ſie, ſo kömmt er dann in meines Vaters Huld gar hoch, dann würde die Falſchheit wohl ausbrechen. — Sicher, Ihr redet wahr, ſagte Scheidechin; mich wollte es nie bedünken, als wenn Otto der Mann wäre, für den er ſich ausgiebt; alle ſein Weſen hat ihm nie wohl angeſtanden, dazu iſt er ein Rothkopf, die ſind gewöhnlich falſch und ungetreu.

Sechſtes Kapitel.

Als der Donnerstag kam, da ging der König an ein Fenſter ſeines Pallaſtes, bei ihm ſtanden andre Herren, Grafen und Ritter, wohl an zweihundert; Zormerin ſtand auf der andern Seite, und bei ihr wohl dreißig Jungfrauen. Sie war gar köſtlich gekleidet, auf ihrem Mantel glänzten die herrlichſten Edelgeſteine, und vorn war er mit einem Karfunkel und einem ſchönen Rubin befeſtigt. Ueber dieſem Karfunkel hatte ein Jude, Nahmens Pharao wohl ſieben Jahre lang gearbeitet; er gab ihn der Sybille, dieſe gab ihn in den Tempel, welcher Chriſto zu Ehren erbaut ward; Pilatus ſchenkte ihn dem Kaiſer, daß er ihn ſollte leben laſſen, da Vespaſian Jeruſalem zerſtörte; der Kaiſer gab ihn St. Clemens, dem Papſt, dieſer gab ihn dem Antonius, Vater der heiligen Helena. Dieſe führte ihn nach Conſtantinopel und ſtellte ihn vor St. Sophien, da ward er zu dem Schatz gelegt. Dieſen Mantel hatte König Orſchier aus dem Schatz genommen, und ſeine Tochter damit geziert, einen ſchönern mochte man wohl in keinem Lande ſehen; auch keine ſchönere Jungfrau, als Zormerin war; ſie war von ſo großer Schönheit, daß ſie nie ein Mann recht anſehen mochte, ohne in Liebe für ſie zu entbrennen, ſo daß er ſich von Stund an aus großer Liebe nicht zu rathen wußte.

Otto kam zu Zormerin, als ſie mit ihrem Fräulein Scheide-

chin in einem Fenſter lag, dem Stechen zuzuſehen. Liebe Jungfrau, ſprach er, ich will hier bei Euch ſtehen, und dem Stechen zuſehen, damit ich urtheilen kann, wem man den Dank geben mag. — Was denkt Ihr? fing Zormerin gegen ihn an; wähnet Ihr, ſchöne Frauen zu gewinnen mit Eſſen, Trinken und Schlafen, und mit müßigem Schwätzen? Wenn es ſich denn alſo fügte, daß ich Eure Gemahlin würde, ſo möchte meine Ritterſchaft und die ganze Welt wohl denken, was ich für einen feigen unſeligen Mann geheirathet habe, der nicht mit dem Schwert drein zu ſchlagen verſteht. Um meinetwillen thut es, reitet hinaus, Ihr möchtet ſonſt in ein arges Gerücht kommen.

Otto mußte mit Schande von Zormerin hinunter zu dem Stechen gehen, und mußte ſich Schämens halber zu Pferde ſetzen.

Jedermann kam zu dem Stechen, in Begleitung von Pfeifern, Trompeten und Poſaunen. So kam auch Lother mit einer Menge ſeiner Geſellen und Ritterſchaft: er hatte auch Pfeifer, Trompeten und Poſaunen, und viele Herolde und Knappen, die in Haufen neben und hinter ihnen gingen, als wäre er ein groſſer König. Wer iſt, ſprach Orſchier, der ſtattliche Ritter, der mit ſo anſehnlichem Gefolge kömmt? — Es iſt Otto von Lombardei, ſprachen die Diener, der ſo ſehr arm war; er muß den Reichthum geſtohlen haben, wie käme er ſonſt dazu. — Otto wunderte ſich nicht wenig, wo ſeinem Vetter Lother doch das Gut zu ſolchem Aufwand mochte hergekommen ſein, und konnte deshalb ſeine Verwunderung nicht bergen. Maller ritt zu ihm hin, und ſagte ihm: Nach Euern Gedanken müßten wir eigentlich in groſſer Noth und Armuth ſtecken, ſolche Gedanken mögt Ihr aber nur fahren laſſen, es ſei Euch nun lieb oder leid. Wer nach Bosheit ringet, dem wird ſolcher Lohn! — Otto that als hörte er nicht, was Maller ihm ſagte, und ritt immer vor ſich hin. Zormerin ſah nach niemand, als nach Lother, er allein gefiel ihr vor allen andern; ſo ſah auch Lother oft zu Zormerin hinauf, und wann er merkte, daß ſie auf ihn ſah, ſo ließ er luſtig ſein Pferd ſpringen, und ſetzte über die Bänke mit ſolchem Muth und ſo edelm Anſtand, daß alle ſich darüber freuten.

Nun fing das Stechen an; wer die Bretter nicht eben traf

mit dem Speer, dem ſchlug der Schwengel an den Helm, daß er vom Pferde fallen mußte. Dieß widerfuhr manchem, der ſich ſehr ſtattlich dünkte. Otto nahm ſeinen Speer unter den Arm und rannte ſo gräulich zu, daß er weder ſah noch hörte, denn er ſaß auf einem guten Roß. Da er aber nah an das Brett kam, wider welches man ſtechen mußte, da erſchrack er ſo ſehr, daß er das Brett nicht traf; der Speer ward ihm in der Hand herumgedreht; dicht an dem Brett war eine Pfütze voll Miſt und Unrath; da er nun das Brett nicht getroffen, ſondern ſelber vom Schwengel getroffen wurde, ſo konnte ſein Pferd ſich nicht halten, ſondern fiel mit ihm in die Pfütze, darin ward Otto wie ein Schwein beſudelt und herumgewälzt. Maller fing an laut zu lachen. Schweig, Maller, ſagte Lother, thäte das ein andrer als Du, ich würde es ihm nicht verzeihen. Lother war ſo gar treu, daß es ihm immer leid that, wenn dem Otto etwas Uebels widerfuhr, obgleich dieſer gar ſchlecht an ihm handelte. Zormerin aber hätte nicht einen Wagen voll geſchlagenen Goldes dafür genommen, daß Otto gefallen war.

Nun rannte Lother mit ſeinem Speer gegen das Brett, mit ſolcher Macht, daß der Stecken oben entzwei brach, woran das Brett hing, und dieſes hinunter fiel; eben ſo ſtach er auch die andern fünf Bretter herab. Maria, Gottes Mutter, riefen die Ritter, wer ſah je einen ſo ſtarken Ritter? — Herr, ſprachen die Herolde zu König Orſchier, gebt dieſem Ritter ſo viel Güter und ſo viel Pferde, als Ihr immer wollt, Ihr könnt ihm doch nimmer ſo viel geben, als er verdient. Zormerin, voller Freude, ſprach zu Scheidechin: Der Rothkopf hat mich verloren! Geh, eile zu Maller, ſag ihm in meinem Nahmen, ſein Herr möchte in ſeiner Herberge heute offenen Hof halten, ich werde ihm Geld genug dazu ſchicken; was ich auch ſchicken mag, iſt er dennoch mehr noch werth.

Scheidechin richtete den Auftrag an Maller aus, worauf dieſer ſich gar höflich bedankte, und ſogleich zu ſeinem Herrn auf den Platz ritt, um ihm den Befehl der Königstochter zu hinterbringen. Lother berief zehen Herolde zu ſich, und ließ durch dieſe alle Herren, ſowohl Ritter als Knechte, Edelleute, Bürger

und Bürgerinnen, weß Alters oder Standes ſie ſein mochten, zu ſich auf den Abend in ſeine Herberge einladen, um ſich mit ihm und ſeinen Geſellen gütlich zu thun, mit Eſſen, Trinken und anderer Ergetzung. Da ſprach einer zu dem andern: Wer hat wohl dieſem Erbärmlichen ſo viel Geld und Gut gegeben? Es kann nicht mit rechten Dingen zugegangen ſein; denn erſt kürzlich wollte er ſein Roß aus Armuth verkaufen, und nun will er offnen Hof halten. Das iſt ja eine große Hoffahrt; morgen früh, beim Frühſtück, wird er ſich wohl aus dem Staube machen. So ſchwatzten die Leute; Lother aber war fröhlich, und dankte Gott von ganzem Herzen, daß es ihm den Tag ſo glücklich ergangen war. Zormerins Gunſt war ihm mehr, denn alle das Gold, was ſie ihm ſchickte, und ſeine Sorge ging nur dahin, wie er dieſes ſeinen Gäſten wieder zu Gute kommen laſſen wollte; darum ſprach er zu Maller: Lieber Geſelle, verlaſſe Dich nicht auf den Wirth allein, ſorg ſelber, daß wir genug haben mögen. — Sorgt nicht, ſprach Maller, was in der Stadt zu haben iſt, das ſoll bei uns dieſen Abend nicht fehlen; ritt hin zur Herberge, rief den Wirth Salomo. Herr Wirth, rief er, ſchafft Rath, denn mein Herr hält dieſen Abend hier offnen Hof, und er hat durch zehn Herolde einladen laſſen: Ritter, Grafen, Herren, Bürger und Bürgerinnen, alt und jung, groß und klein, und jedermann, der mit uns eſſen will; es darf uns alſo an nichts fehlen. — Das ſoll geſchehen, lieber Herr, ſprach der Wirth, bringet, wen Ihr wollet, ich will Eure Gäſte wohl bedienen. Ging darauf hinaus und bereitete das Gaſtmahl auf das köſtlichſte. — Da das Stechen vorbei war, da ritt jedermann nach Hauſe, um die Rüſtung abzulegen, und ſich alsdann zu Lother in die Herberge zu begeben.

Siebentes Kapitel.

König Orſchier überſandte dem Lother den Dank, und ließ ihn zur Tafel an ſeinen Hof einladen; Lother ließ ihm aber wieder

entbieten, wie er es nicht wolle übel aufnehmen, daß er nicht kommen könne; es sei ihm dießmahl nicht gelegen, da er selber einen offenen Hof halten wolle. Darüber war der König nicht wenig verwundert.

Lother begab sich in seine Herberge, wo der Gäste so viel gekommen waren, daß sie in dem Hause nicht alle Platz fanden; sie mußten theils in den Garten sich lagern, theils saßen sie auf der Gasse vor der Herberge. Es war Wildpret und Geflügel, und an Schüsseln mit Eßwaaren aller Art kein Mangel; dabei standen große Fässer mit Wein, sowohl weißem als rothem, woraus ein jeder so viel trinken mochte, als ihn gelüstete. Es waren an demselben Tage wohl an zweihundert Menschen des Weins so voll, daß sie ihre eigene Sprache nicht reden konnten. Einer sprach da zu dem andern: Fürwahr, er muß morgen davon laufen; der Wirth ist wohl ein Thor, ihm so viel zu borgen. Lother hörte dieß und rief: Laßt Euch wohl sein, Ihr Freunde, und sorgt nicht für's Bezahlen, der gute Wirth borgt mir gern. — Ich habe eben so große Sorge für meine Bezahlung, sprach der Wirth, als ob ich das Geld schon in meiner Hand hätte. — Da sagten sie: Ei, der Wirth ist so voll als irgend einer der Gäste; morgen wird er ein anderes Lied singen. Die Gäste blieben in Freuden und in Ergetzlichkeit zusammen bis Mitternacht, dann schied ein jeder von dannen. Zormerin hatte ihr Wort nicht vergessen, noch ehe es tagte, kam ein Pferd mit Gold und Silber beladen in der Herberge an. — Lieber Wirth, jetzt macht Euch bezahlt, so viel als drauf gegangen, das übrige Geld nehmt in Eure Verwahrung; so bald es verzehrt ist, sagt es mir, daß ich Euch wieder welches verschaffe.

Des Morgens früh zog Lother sich sauber an, nebst seinen Gefährten, und gingen in die Kirche. Als Zormerin ihn erblickte, pochte ihr Herz heftig. Sie bat ihren Vater, daß er den Ritter, der gestern den Dank verdiente, und so vortrefflich stach, doch zur Tafel bitten möchte, und zeigte dem König den Lother, daß er derselbe sei. Da nun der König zu ihm ging und ihn zur Tafel bat, da wollte Lother es nicht annehmen, und sprach: Herr König, ich will nicht eher an der Tafel mit Euch sitzen, bis ich es gegen

die Heiden verdient habe. Da gab Zormerin ihm die Hand, die er nahm, und both ihm einen guten Morgen, darüber ging er erfreut wieder in seine Herberge.

Achtes Kapitel.

Vierzehn Tage hernach, da kam König Hispinart von Akre wohl mit zweihunderttausend Mann, und mit ihm kamen vierzehn Könige. Da diese Heiden in das Land kamen, da flohen die Einwohner alle zu König Orschier, und schrien um Hülfe gegen die Heiden. Der König erschrack, da er hörte, daß die Heiden so nahe wären, und ließ Otto zu sich rufen. Lother, sprach er zu ihm, heißet Eure Söldner sich rüsten, wir müssen gegen die Heiden, Euch übergebe ich und befehle ich mein Banner.

Otto erschrack von ganzem Herzen, doch verbarg er es, und sprach mit lachendem Munde: Herr, ich will das meinige auf's beste thun. Ging hinaus, und ließ austrompeten, daß ein jeder sich auf's beste waffne. Lother und seine Gesellen die waffneten sich sogleich auf's eilendste, und setzten Pferde und Zeug in besten Stand. Da rief Otto einen seiner Waffenträger, zu dem sagte er: Geh zu meinem Vetter, sage ihm, es sei mir von Herzen leid, daß ich ihn erzürnet. Ich habe bösem Rath gefolgt, bin aber nun bereit, ihn um Gnade zu bitten, er solle mir nur dießmahl aus der Noth helfen. Denn König Orschier hat mir sein Banner zu führen gegeben, in diesem großen Krieg, damit kann ich mich aber nimmer behelfen; mein Vetter vermag es besser zu thun als ich, denn er ist ein tapfrer starker Ritter, ihm käme es mehr zu als mir. Will er sich nun des Banners für mich annehmen, so will ich ihm die Jungfrau Zormerin gern überlassen, die mir von dem Könige versprochen worden ist. Ich will lieber eine Frau entbehren, als daß ich diesen großen Streit führen sollte. — Herr, antwortete der Knappe, diese Botschaft will ich gern ausrichten; es wäre sehr gut, wenn Lother sich der Sache annähme; denn so viel ich Euch kenne, kommt Ihr zum Streit, so laßt Ihr

das Banner fallen, das möchte den Chriſten zu gar großem Schaden gereichen. — Das iſt freilich wahr, ſagte Otto. — Darauf ging der Knappe von ihm zu Lother, und richtete die Botſchaft gar ernſtlich aus. Er nahm den Lother auf die Seite, und ſprach: Euer Vetter Otto ſendet mich zu Euch; er bittet Euch um Gnade, daß er Euch erzürnet, er hat hierin böſem Rath gefolgt, und es iſt ihm leid. Er bittet ſehr, Euch mit ihm zu verſöhnen; wenn Ihr ihm verzeihen wollt, ſo will er ſeinen Fehler gegen Euch verbeſſern, und damit anfangen, daß er, um Euch zu ehren, Euch das Banner überlaſſen will, das der König ihm übergab, dazu will er Euch auch die ſchöne Zormerin laſſen, die der König ihm verſprochen, und alle Ehre, die Ihr ſonſt verlangt. Prüfet dieſen Vorſchlag wohl, lieber Herr, ich bitte Euch freundlich darum. — Sage meinem Vetter, ſprach Lother, ich habe keinen böſen Willen, beſonders nicht gegen ihn; ich halte ihn für einen verſtändigen Mann, dazu iſt er auch von edler Geburt; hat ihm nun der König ſein Banner befohlen, ſo iſt es bei ihm in guten Händen, beſonders gegen die Heiden; hat ihm dann Gott eine Frau beſchert, ſo begehre ich nicht ſie ihm zu nehmen. Gott wolle ihm zu beiden viel Freude und Glück geben; ich wünſche es ihm vom Herzen, und er thäte ſehr Unrecht, wenn er nicht das Beſte thun wollte, um des großen Glücks willen. Sagt meinem Vetter dann auch noch in meinem Nahmen: Da der König ihm das Banner empfohlen, ſo mag er wohl zuſehen, daß er es nicht fallen laſſe, denn wo er es fallen läßt, ſo haue ich ihm den Kopf herunter, oder wenn ich zur Stunde nicht zu ihm kommen kann, ſo werde ich meinen Geſellen Maller ſchicken, daß er ihm ſeinen Kopf herunter haut. Dieſe Antwort bring meinem Vetter von mir.

Der Knappe war ſehr betrübt, daß er nicht beſſeren Beſcheid erhalten konnte; Otto aber erſchrack gar erbärmlich, als er dieſe Botſchaft vernahm. Ach ich Armer, Unſeliger! rief er aus; ich ſehe wohl, meine Zeit iſt nun gekommen, ich muß ſtreiten wider meinen Willen, und muß noch dazu der Vorderſte ſein, und die Andern anführen, wiewohl ich lieber der Hinterſte wäre! —

Der König ſetzte ſich auf ſein Pferd, nahm das Banner in ſeine Hand und übergab es Otten; dieſer nahm es, und ritt hinaus, wohl mit dreißigtauſend Chriſten. Lother ritt ihm zunächſt; er trug auf ſeinem Helm einen ſeidenen Aermel mit Gold geſtickt, und mit goldnen Spangen, den hatte ihm Zormerin gegeben. Sie ging auf einen Thurm, wo ſie dem Streit zuſehen konnte; Lothern kannte ſie wohl an dem Aermel, und bat Gott von ganzem Herzen, daß Otto doch nicht wieder käme.

Da die Heiden ſahen, wie das Heer der Chriſten gegen ſie zog, da ſtellten ſie ſich in Schlachtordnung, und ein ſchreckliches Schlagen begann; ſie hieben entſetzlich auf die Chriſten ein, und ſchlugen was ihnen vorkam. Als Otto ſah, daß die Heiden ſo gar gräulich ſtritten, da ließ er vor Schrecken das Banner fallen, und ſprach zu ſeinen Leuten: Liebe Geſellen, ich bleibe nicht länger hier, ich will heim reiten in die Lombardei, denn ich trage große Sorge, die Heiden möchten mich noch hier erſchlagen. Ich möcht' nicht hier bleiben, und wollt' mir König Orſchier auch noch ein Königreich zu dem ſeinigen geben. — Gott verdamme Euch, riefen ſeine Geſellen ihm nach, Ihr ſchändet alle Lombarden; darum möget Ihr nur allein reiten; wer einen böſen Herrn verläßt, den mag Gott ſegnen. König Pynart kam wohl mit zehntauſend Heiden von der Seite her, wo Otto entfloh; da er ſie ſo gegen ſich kommen ſah, rief er mit lauter Stimme und mit aufgehobenen Händen: Tödtet mich nicht, Ihr Herren, ich will gern Gott verläugnen, und will an Mahom glauben.

Da ward er gefangen und in ein Zelt geführt, und König Pynart begonn wieder friſchlich zu ſtreiten. Die Chriſten waren beſtürzt, daß ihr Panier gefallen war. O weh mir! rief König Orſchier; verflucht ſei die Stunde, wo ich dieſen Lother an meinem Hof empfing, und ihm ſo traute; er hat heute als ein falſcher Böſewicht an mir gehandelt. Die Heiden waren gar fröhlich; denn wann ein Panier gefallen iſt, ſo iſt die Gegenpartei deſto fröhlicher. König Orſchier ſtritt auch tapfer; als er aber zu tief in den Streit gerieth, da kam der heidniſche König Helding und ſtach ihn vom Pferde; alſobald umringten ihn die Heiden, und führten ihn gefangen hinweg. Als die Chriſten ihren König

gefangen ſahen, da hielten ſie ſich gar übel, was auch nicht Wunder zu nehmen iſt; ein Heer mag wohl erſchrecken, das ſein Banner, und dann auch ſeinen König verloren hat,

Lother focht kühnlich, und ſchlug ſich tief in das Heer der Heiden, Maller und die übrigen Geſellen fehlten auch nicht; da erblickte Lother das Panier, das auf der Erde lag. Maller, lieber Geſelle, rief er, nun ſchlage friſch zu, daß ich abſteigen und das Panier aufheben möge. Da ſchlugen die zween ſo gräulich um ſich, bis ſie einen Kreis um das Panier frei machten; da ſtieg Lother ab, ergriff das Panier und ließ es hoch in der Luft wehen; es war aber ganz beſchmutzt und zerriſſen worden unter den Pferden. Er gab es dem Maller, und ſagte: Hier, hebe es hoch in die Höhe; das that Maller, deß freute ſich das Chriſtenheer, und fing wieder mit friſchem Muth zu kämpfen an. — Maria, Gottes Mutter, rief Zormerin, beſchütze meinen Geliebten, er iſt der tapferſte Mann, der je auf ein Pferd geſeſſen.

Lother ſtritt ſo lange, bis er kam zu König Pynarts Banner, da ſah er eben, wie vier Heiden den König Orſchier gefangen fortführten, der heiß weinte. Lother eilte ſogleich hinzu, erſchlug die vier Heiden, ergriff eins ihrer Pferde und reichte es dem König Orſchier. Lieber Herr, rief er ihm zu, ſitzt geſchwind auf und ſehet, daß Ihr tapfer ſtreitet. Freund, erwiederte Orſchier, Du haſt mich heute von dem Tode errettet, Dir will ich meine Tochter geben, dazu auch mein Königreich; Lother von Frankreich hat mich verrathen, gar böslich, er ſoll meine Tochter nimmer haben. Hiermit ritt er eilends wieder in den Streit, da brachte ihm Maller das Panier. Maria, Gottes Mutter, rief er, wer mag der Mann ſein, der das Panier wieder aufgerichtet hat? — Herr, ſprachen die Diener, das hat derſelbe gethan, der Euch auch aus der Gefangenſchaft erlöste, er hat heiß darum gearbeitet. Auf meine Treue, ſprach der König, das will ich ihm wohl lohnen, ich will ihm meine Tochter geben, und nach meinem Tode mein Reich; iſt es nicht ein Jammer, Ihr Freunde, daß mich der ſo betrogen, dem ich ſo viel getrauet? Wäre dieſer fromme Ritter nicht geweſen, ſo wären wir jetzt alle von den Heiden erſchlagen.

Zormerin folgte dem Lother mit den Augen, denn ſie erkannte ihn vor allen an dem Aermel auf ſeinem Helm. Da ſah ſie, wie wohl zehntauſend Heiden ihn umringten, und ſein Pferd erſtachen; ſie ſah ihn fallen, und ſah ihn nicht wieder aufſitzen, auch niemand, der ihm zu Hülfe käme, ſo daß er mit Gewalt gefangen ward. Als Zormerin dieß ſah, ergriff ſie ein Meſſer und wollte ſich dasſelbe ins Herz ſtoßen; aber Scheidechin hielt ſie, und ſprach: Liebe Jungfrau, beſinnt Euch, und bittet Gott Eure Sinne zu behüten. — Scheidechin, rief Zormerin, ich habe geſehen, daß die Heiden den Prinzen von Frankreich niedergeſtoſſen haben, und niemand kömmt ihm zu Hülfe; haben die Heiden ihn erſchlagen, ſo will ich auch nicht länger leben. Hiermit wollte ſie von den Zinnen hinunter ſpringen, aber ein Ritter erhaſchte ſie, und hielt ſie. Liebe Jungfrau, ſprach er, ſie zu tröſten, haltet Euch wohl, Euer Vater iſt nicht erſchlagen.

Neuntes Kapitel.

Maller ſuchte ſeinen Herrn auf dem ganzen Schlachtfelde; da er ihn nirgend fand, ritt er zu König Orſchier: Herr König, wo iſt mein Herr und Meiſter? — Auf meine Treu, ſagte Orſchier, ich weiß nichts von ihm. — Du falſcher König, ſo verdankſt Du dem, der Dich erlöste aus der Heiden Hand? Du haſt verloren den Beſten, der irgend im Lande zu finden iſt, denn wiſſe, er iſt Lother von Frankreich, denn nun kann ich es Dir nicht länger verſchweigen, auch denke ich, das Jahr iſt nun wohl um. Otto von Lombardei hat Dich betrogen; mit glatten Worten hatte er meinen Herrn beredet, deſſen Nahmen mit dem ſeinigen zu verwechſeln. Nun wohl, Ihr Herren, rief Orſchier, laßt uns alsbald Lothern ſuchen: alles was ich habe, möchte ich hingeben, nur ihn nicht verlieren. Da ritten ſie alleſammt hinaus, Lothern zu ſuchen, konnten ihn aber nicht finden; darüber der König und die ganze Ritterſchaft ſich ſehr betrübten, denn alle

ſeine Geſellen liebten ihn, beſonders aber Maller, dieſer wäre beinah unſinnig geworden vor großem Schmerz.

Als die Nacht einbrach, zog König Orſchier wieder ein in Konſtantinopel, da kam Zormerin ihm entgegen. O Vater, redete ſie ihn an, Ihr möget Euch betrüben, daß Ihr den habt zurückgelaſſen, der Euch von den Heiden erlöste; Ihr wißt nicht, wer er iſt. — Ich weiß es, meine Tochter, ſprach Orſchier; Otto, der Rothkopf, der hat mich und Dich ſchändlich betrogen, und hätte dazu ſeinen Vetter gern in Schande gebracht. Gott wolle mir Lother behüten, und wolle verhindern, daß Otto nimmermehr wieder herkäme. Zormerin weinte heftig, als ſie ihren Vater ſo ſprechen hörte. Sie gingen darauf alle zu Tiſch, Zormerin aber und Maller, die konnten Beide vor großem Leid nicht eſſen. Als nun die Tafel aufgehoben war, und jedermann ſich in ſein Zimmer begab, ging auch Zormerin in ihre Kammer und ließ Maller zu ſich rufen. Da ſaßen ſie Beide die ganze Nacht zuſammen, klagten und weinten um ihren Herren. Weh mir, rief Zormerin, ohne meinen Geliebten mag ich länger nicht leben! — Jungfrau, ſprach Maller, hört mich, ich will morgen früh mein Leben wagen, um meinen Herrn zu ſuchen; ich weiß der Heiden Weiſe ſehr wohl nachzuahmen, ich werde unter ſie gehen, daß ſie mich für einen der Ihrigen halten, dort will ich hören, ob mein Herr lebt oder todt iſt. — Des Morgens, da es anfing zu tagen, beurlaubte er ſich von Zormerin, und ging in ſeine Herberge und rief die Geſellen zuſammen. — Ihr Freunde, legt Eure Rüſtung an, ich reite hinaus zu den Heiden, und nimmer will ich wieder kommen, ich habe dann Nachricht von meinem Herrn. Ihr kennt mein Hörnchen wohl, ſprach er ferner zu ihnen, ich will Euch in einen Buſch führen, dort ſollt Ihr meiner warten; wann Ihr mich nun blaſen höret, dann kommt mir ſchnell zu Hülfe. — Das thun wir mit Freuden, riefen die Geſellen, bereiteten ſich dann eilends, und rüſteten ſich.

Maller rieb ſein Angeſicht mit Kräutern, die er wohl kannte, davon wurde ſeine Farbe ganz verändert; darauf ritt er mit den Geſellen aus der Stadt hinaus. Als ſie an den Buſch kamen, da bat Maller ſie, daß ſie hier auf ihn warten ſollten. Ich reite

hin in das Heidenlager, sprach er, dort zu erfahren, ob mein Herr lebt oder todt ist; und lebt er noch, so wißt, ich will ihn befreien, und sollt' ich darüber mein Leben einbüßen. — Lieber Maller, riefen sie alle einstimmig, wir wollen Euren Wink hier erwarten; und zweifelt nicht, kommt es dazu, so wollen wir getreulich arbeiten, daß Ihr uns sollt Dank wissen; jeder von uns soll Zwei werth sein. — Gesellen, sprach Maller, dieß danke ich Euch freundlichst. Damit ritt er dem Lager zu, und befahl sich Gott und der Jungfrau Maria, seiner Mutter. Er dachte hin und her, wie er es anstellen wollte, um Nachrichten von Lother zu erfahren, als ein Haufen Heiden zu ihm stieß, die von der Fütterung kamen. Er hatte sein Gesicht und Hände so gefärbt, kannte auch die Sprache und die Geberden der Heiden so wohl, und ahmte sie so natürlich nach, daß sie ihn alle für einen der Ihrigen hielten. So ritt er mitten unter ihnen ins Lager hinein. Er fragte nach König Pynarts Zelt; als man es ihm gezeigt, da sprang er ab von seinem Pferde, und ging geradezu hinein in das Zelt zum Könige. Mahomet, sprach er, der alle Dinge erschaffen hat, der wolle meinen Vetter, den König Pynart behüten, und wolle König Orschier nebst allen Christen verdammen. Vetter, ich bin König Glorians, Deines Bruders Sohn; mein Vater hat mich zu Dir hergeschickt mit zwanzigtausend Gewaffneten, Dir zu helfen. Aber König Orschier und sein Heer sind im Walde über mich gekommen und haben meine Gesellen alle erschlagen. Mit großer Noth bin ich ihnen entkommen; willst Du mich nun nicht an ihnen rächen, so will ich mich selber tödten. Damit schlug er sich selber ins Gesicht, zerraufte sein Haar und trieb so großen Jammer, daß die Heiden sich seiner erbarmten. Lieber Neffe, sprach König Pynart, fasset Euch; saget mir, wie geht es meinem Bruder? Ihr seid sicher mein rechter Neffe, ich weiß wohl, daß mein Bruder einen schönen Sohn von Eurem Alter haben muß. — Vetter, es geht meinem Vater, Eurem Bruder, sehr wohl, er läßt Euch durch mich auf's schönste grüßen; auch bitt' ich Euch freundlich, daß Ihr mich wollet zum Ritter schlagen, wornach mich von ganzem Herzen verlangt. Mein Vater hat mich auch mit darum zu

Euch geſchickt, daß Ihr mich mögt zum Ritter ſchlagen. Ach lieber Vetter, rächet mich doch auch an dem böſen Schalk Maller, der mir viel Schaden zugefügt hat, und der nur darauf lauert, wie er Euch möge Schaden zufügen. — Lieber Neffe, ich geh' nicht eher weg von Konſtantinopel, ich habe dann die Stadt gewonnen; dann wollen wir die Chriſten alle verbrennen, Maller aber in den Wind hängen. — Ach Vetter, ich kann meinen erlittenen Schaden nicht vergeſſen. — Du ſollſt ihn gar bald vergeſſen; ich habe wohl achtzig Chriſten in meiner Gefangenſchaft, an dieſen ſollſt Du Dich wohl rächen. —

Maller fiel auf ſeine Knie und rief: Edler König, ſo gib mir nur ſogleich dieſe Chriſten, daß ich mich an ihnen räche! — Recht gern, mein lieber Neffe, Du ſollſt ſie haben, und kannſt mit ihnen machen, was Dir gefällt; meinethalben ſchinde ſie und brate ſie; vorher aber will ich Dich zum Ritter ſchlagen. Da ſchlug König Pynart den Maller zum Ritter nach heidniſcher Art. Dann ſtand Maller auf, ergriff ſeine Lanze, und nachdem er ſie wohl vier bis fünfmahl ſich um den Kopf geſchwungen, warf er ſie ſo weit, daß man ſie mit den Augen nicht erreichen konnte. Fürwahr, ſprachen die Heiden, das iſt ein wackrer Geſelle; wenn unſer König Pynart ſtirbt, ſo wollen wir dieſen zu unſerm König erwählen. — Mein Neffe, ſagte der König, helfe mir Mahomet, wenn ich Konſtantinopel gewinne, ſo will ich Dich zum König machen über dieß ganze Land, und ich will Zormerin zum Weibe nehmen. Ich habe bei dem König Orſchier ſchon um ſie angehalten, aber der Lecker verſagte ſie mir, darum will ich ſie mir ſelber nehmen; König Orſchier will ich als einen Dieb in den Wind hängen, und die Gefangenen ſollſt Du haben. — Da ſchickte König Pynart hin, daß man die Gefangenen vor ihn führen ſolle; ſie wurden auch alsbald hergeführt. Lother war darunter; da Maller ihn erblickte, ward ihm fröhlicher zu Muth, als hätte er ein Königreich gewonnen; er zog ſein Schwert heraus und ſchlug einem gefangenen Lombarden den Kopf herunter, ſo machte er es dem zweiten Lombarden und ſo dem dritten. Otto war auch dabei; als dieſer ſah, wie Maller den Lombarden mitſpielte, rief er überlaut: Edler

König Pynart, ich will gern Gott verläugnen und will an Mahomet glauben! Da ergriff ihn Maller und wollte ihn eben wie die andern tödten; König Helding rief ihm aber zu, er solle diesen leben lassen. Er will an Mahomet glauben, sprach er, darum darfst Du ihn nicht tödten; auch ist er mein Gefangener, er hat sich mir ergeben. — Bei Mahomet, rief Maller, desto eher muß er sterben; ein schlechter Christ wird nimmer ein guter Heide. — Nein, sprach König Helding, erst muß man ihn prüfen, er muß auf das Kreuz treten, Christum zu verhöhnen, dann wollen wir ihn beschneiden. — Neffe, sprach Pynart, erzürnt den König Helding nicht, er ist gekommen mir zu Hülfe mit wohl hunderttausend Mann. — Lieber Oheim, sagte Maller, ich bin gar sehr bekümmert, daß ich den Schalk soll davon kommen lassen; verflucht sei die Mutter, die ihn getragen hat! — Die Heiden aber waren einstimmig der Meinung, Otto müsse leben bleiben, weil er an Mahomet glauben wollte.

Da ging Maller auf Lother zu und ruckte ihn bei einem Arm, so daß er zur Erde fiel, dann gab er ihm noch einige harte Streiche über den Nacken. Lother sprang wieder auf, und schlug in seinem Muth so hart auf Maller ein, daß er ihm zween Zähne ausschlug und ihm das Blut aus Mund und Nase floß. Da fiel Maller vor König Pynart auf die Kniee und rief: O edler König, laßt mich diesen Schalk aufhängen, der mich so übel hat zugerichtet! — Thu mit ihm was Dir gefällt, sagte Pynart. — Einen Galgen will ich aufrichten lassen, sprach Maller, gegen Konstantinopel zu, da sollen die Christen zusehen, wie ich ihn daran hängen will. Ergreift ihn sogleich und führt ihn hinaus! — Da ward Lother gar erbärmlich ergriffen und gebunden, und ein Strick um seinen Hals geworfen. Da rief Lother zu Gott von ganzem Herzen, daß er seiner Seele gnädig sein möge.

Der Galgen ward auf dem Berge gegen Konstantinopel zu aufgerichtet, obgleich König Helding meinte, es wäre nicht gut gethan. Wenn die Christen, sagte er, es sehen, denn sie haben alle Bäume von dieser Seite abgehauen, um alles zu sehen, was wir thun, so können sie uns leicht überfallen und einen Schrecken verursachen. Maller aber blieb dabei, die Christen sollten eben

zuſehen müſſen, wie Lother gehängt werde. Als die Geſellen in dem Buſch den Galgen aufrichten ſahen, da baten ſie flehentlich zu Gott, es möge Lother und Maller kein Unglück bedeuten, und es möge Maller ſein Unternehmen glücken; ſetzten ſich auch ſogleich auf ihre Roſſe, denn ſie dachten wohl, es müſſe nun bald etwas ſetzen, um ſogleich in Bereitſchaft zu ſein, wenn ſie Maller auf ſeinem Horn würden blaſen hören; und nun ſtanden ſie alle fertig und willig zum Streit.

Maller führte Lothern gebunden zum Galgen, und viele Heiden mit ihm. Lother ſeufzte tief und ſagte: Ach Zormerin, ach Maller, Du treuer Geſelle, ich ſehe Euch nie wieder, Gott dem Allmächtigen empfehle ich Euch! — Da rief Maller in ſeinem Herzen zu Gott, daß er ihm zu Hülfe kommen möge, denn er ſah ſich allein, von den Heiden umringt, und wußte nicht, wie er es anfangen würde, ſeinen Herrn zu retten. Als ſie unter den Galgen gekommen waren, da rief Lother Gott von ganzem Herzen an, daß er ſeiner Seele möge barmherzig ſein. Dann rief er: Vater, wüßtet Ihr, wie hart es mir geht, es würde Euch doch wohl erbarmen. Lebt wohl, Zormerin, geliebte Jungfrau, treuer Geſelle mein, nie ſeh ich Euch Beide mehr, die ich ſehr liebte. Ach Maller, wüßteſt Du, wie man mich hier hängen will, ich weiß gewiß, Du kämeſt mir zu Hülfe. Aber ich habe Dich verloren, und auch Dich, ſchöne Zormerin; der Galgen wird ſchon aufgerichtet, und nimmer ſeh ich Euch wieder!

Höre, Du Schalk, ſprach Maller, willſt Du Deinen Glauben verläugnen, und an Mahom glauben, ſo ſollſt Du leben. — Nimmermehr, ſprach Lother; führt mich zum Galgen, und laßt mich nur noch ſo lange leben, daß ich mein Gebet verrichte. — Du Unſeliger, fing Maller wieder an, willſt Du Deinen Glauben nicht verläugnen? — Nimmermehr! — Lother weinte heiß, da er geführt ward. Maller that es tief in der Seele wehe, da er ihn weinen ſah. Laßt ihn los, ſagte er zu denen, die ihn hielten, laßt ihn frei ſtehen, während er betet. Da fiel Lother auf ſeine Kniee, und als Maller ihm noch einmahl zurief, ſeinen Glauben zu verläugnen, da hob er an mit lauter Stimme: Ewiger Gott Vater, wer Dich verläugnet, wer an Dich nicht glaubt,

der iſt kein Biedermann. Du haſt Himmel und Erde geſchaffen, dann gebar Dich die Mutter, die reine Magd, Du Gott und Menſch, und Du haſt die Milch ihrer Bruſt geſogen. O Maria, Gottes Mutter, Du ſaheſt Deinen Sohn auf den Berg Calvari führen, wo er die Marter litt um unſrer Verſöhnung willen, und als er am Kreuze ſtarb, da ward die Sonne verfinſtert, und die Erde ſpaltete ſich. Du erſtandeſt am dritten Tage, und fuhreſt zum Himmel, und ſchickteſt Deinen Jüngern Deinen heiligen Geiſt. Hernach hohlteſt Du Deine liebe Mutter; und krönteſt ſie im ewigen Leben. Ewiger Gott, ſo wahr ich dieſes glaube, ſo wolleſt Du mir heute barmherzig ſein, und meine Seele in Deinen göttlichen Schutz nehmen. Hiermit ſtand Lother auf, und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über ſich. Während er gebetet, hatte Maller auf ſeinem Horn geblaſen, und ſah nun die Geſellen aus dem Buſch wohlgerüſtet herzureiten. Da eilte er auf Lother zu, als dieſer eben von ſeinen Knien aufſtand, band ihm die Augen auf, und ſprach eilig: Erkennt mich, Herr, ich bin Maller, Euer Geſelle; hier nehmt dieſen Ring, Zormerin ſendet ihn Euch, ſie trauert ſehr um Euch. Damit ſchlug er einen Heiden den Kopf herunter, nahm deſſen Schwert, und gab es Lothern. Hier, Herr, nehmt das Schwert, wehrt Euch! Da ſchlugen ſie Beide kühn um ſich her alles nieder, was vor ihnen war. Die Heiden, da ſie ſich von Mallern betrogen ſahen, liefen ſie hinzu, ſich zu wehren; unterdeſſen kamen auch die andern Geſellen aus dem Buſch herzu, und führten zwei gute Pferde, Lother und Maller ſaßen ſchnell auf, und indem ſie bald flohen, bald ſich umwendeten und auf die Heiden ſchlugen, eilten ſie gegen Konſtantinopel zu; die Heiden verfolgten ſie hart. König Orſchier ſtand auf der Mauer, und ſah das gräuliche Jagen auf dem Felde, da ſprach er: Ich hoffe, es iſt Maller, der den Lother zurückbringt; wohlauf, Geſellen, daß wir ihnen zu Hülfe kommen! Da blies er auf ſeinem Horn, alles rüſtete ſich, und ritt mit ihm aus der Stadt, und nun fing ein gewaltiges Streiten an. Da Orſchier Lothern erkannte, freuete er ſich, ritt zu ihm hin, und fragte ihn: wie er aus der Gefangenſchaft erlöſet ſei? Das ſage ich Euch ein andermahl, ſprach Lother, jetzt iſt es Zeit zu ſtreiten. Damit eilte er

in den Grund, zog einem Todten den Harniſch ab, rüſtete ſich damit, auch mit einem Helm und übrigem Zeug, und ſchlug tapfer auf die Helden, die ſich ſtark wehrten. Einer ritt hin zu dem Graben, und rief der Prinzeſſin zu, die auf dem Thurm dem Streit zuſah: Lother wäre am Leben, und frei. Da dankte ſie Gott mit heißen Zähren, und bat die Jungfrau um fernern Schutz für den Geliebten. Der Streit war heiß; König Helding rannte wider Maller, ward aber von ihm vom Pferde herabgeſtochen; Mallers Pferd fiel auch, ſie ſtanden aber Beide wieder auf, und Helding begab ſich zurück. Heute will ich die Chriſten vertilgen! rief König Pynart. Hättet Ihr Lother und Maller, ſprachen ſeine Diener, ſo möchtet Ihr die Chriſten wohl überwinden. — Dieſe Beiden aber ſchlugen ſo kühnlich, daß Keiner gegen ſie zu ſtechen vermochte. König Pynart kam auf Maller los, den er an ſeinem Schild wohl erkannte. Böſewicht, rief er, falſcher Verräther, daß Du gehangen wärſt. Wie durfteſt Du Schelm es wagen, mich Vetter zu nennen? — Lieber Herr Vetter, ſprach Maller wieder, die Vetterſchaft verläugne ich nimmer. Da rannte Pynart mit ſeinem Speer gegen ihn, und wollte ihn vom Pferde ſtechen, Maller aber traf ihn mit ſeinem Speer ſo hart, daß er ihn durch den Leib ſtach, davon er vor großem Schmerz auf die Erde fiel. König Helding kam dem Pynart zu Hülfe, ſonſt hätte Maller ihn vollends getödtet. Vetter, rief Maller, ich will Gott ewig für den bitten, der Euch vom Pferde ſtach. — Ach weh mir, ſagte König Pynart, was habe ich für eine böſe Verwandtſchaft gefunden! — Darauf ward er in ſein Zelt zurückgetragen, wo er den Otto nicht mehr fand. Dieſer war entflohen, und nach der Lombardei zurück gelaufen.

Als er heim kam, da fand er den König, ſeinen Vater, todt. Das Volk empfing ihn als ſeinen rechtmäßigen Herrn, und er ward zum Könige gekrönt. Er that nachmahls ſeinem Vetter Lother noch vieles Leid, wie man hernach erfahren wird. Er bedachte wenig die große Ehre, die ihm in Lothers Nahmen widerfahren war, auch daß dieſer ihm nie Uebles gethan, obgleich er ihm gar vieles Uebel zugefügt. Dennoch haßte er den Lother und gönnte ihm nie etwas Gutes; ſchwur auch ei-

nen Eid bei Gott, daß, könnte er Lother und Maller einen Schaden thun, er es nie unterlassen wolle. Er hielt auch seinen Schwur, wie man hernach hören wird.

Da es nun spät wurde, da zog König Orschier mit seinem Volke wieder in die Stadt Konstantinopel ein. Als Zormerin das Heer kommen sah, ging sie ihrem Vater entgegen vor dem Pallast; da sie Lothern erblickte, da erschrack sie vor Liebe so sehr, daß sie nicht ein Wort sprechen konnte. Lother, sprach der König, ich gebe Euch meine Tochter, die hier steht. — Herr, das danke ich Euch gar herzlich, antwortete Lother, und weil Ihr sie mir nun gegeben habt, so erlaubt, daß ich sie umarme. Ging darauf zu ihr, umarmte sie und küßte sie mit großer Wonne. Nahm sie dann in seine Arme, und sprach: Geliebte Frau, danket meinem Gesellen Maller, der hat mich erlöst von den Heiden. Er hat um meinetwillen gethan, was nie ein Mann um des andern willen je that. Geliebter Herr, sprach Zormerin, wäret Ihr gestorben, kein größer Leid könnte mir nie geschehen.

Darauf gingen sie allesammt in den Saal, ein jeder legte seine Waffen ab und saßen nieder an den Tisch. Orschier ließ Lother neben Zormerin sitzen, und seinen Gesellen Maller bei ihm. Da sie gegessen hatten, da fing Maller an zu erzählen, wie er den Konig Pynart überredet hätte, er sei sein Vetter, und alles was ihm auf dem Zuge begegnet, Wort für Wort. Darüber fing König Orschier an zu lachen und alles Volk lachte sehr.

Zehntes Kapitel.

Die Belagerung von Konstantinopel dauerte wohl schon an zwei Jahre, während denen es manchen Streit und manchen Sturm gab, worin viel gute Männer, sowohl Ritter als Knechte, ihr Leben ließen. Lother und Maller verhielten sich so kühn und tapfer und fromm, daß sie viel Ehre erwarben und jeder-

mann ſie lieb gewann. Oft rannten ſie beide heimlich, allein von ihren Geſellen und Rittern begleitet, hinaus in das feindliche Lager, und thaten da den Heiden großen Schaden. Die Heiden hatten mehr Schaden durch Lother und Maller, als von allen andern Söldnern zuſammengenommen. Darum bedauerten ſie es immer mehr, daß ihnen die Beiden aus den Händen gegangen waren, da ſie ſie ſchon in ihrer Gefangenſchaft hatten; ſchwuren auch bei Mahomet, weder Lother noch Maller über Nacht leben zu laſſen, wenn ſie einen von ihnen erhaſchen könnten.

Zormerin war aber ſehr ängſtlich, daß Lother ſo oft hinausritt. Sie bat ihn gar freundlich, er möchte ſich doch nicht ſo ſehr gegen die Heiden wagen; ſie tödten Euch gewiß, ſprach ſie, denn ſie haſſen Euch und Maller mehr als die andern Alle. — Gott wird mich beſchützen, geliebte Zormerin, ſprach Lother; ich bin hier, um Abentheuer zu ſuchen, ſo muß ich ſie denn auch nicht vermeiden; ſoll ich mich nicht an den falſchen Heiden rächen? — Ich wünſchte, ſagte Zormerin, daß Ihr es um meinetwillen ließet, mir zu Liebe. — Geliebte Frau, um Eurentwillen will ich alle Unthat laſſen, aber jede ehrliche That vollbringen.

Eilftes Kapitel.

Nach drei Monathen, als König Pynart von ſeinen Wunden wieder geneſen war, da kam ſeine Tochter Synoglar und brachte wohl noch fünfzehntauſend Gewaffnete in ihrem Gefolge. Synoglar war die ſchönſte Heidin ihrer Zeit; Pynart war voller Freude, als er ſie ſah, er lief auf ſie zu, herzte und küßte ſie, und dankte ihr vielfältig, daß ſie ihm zur Hülfe käme. Liebe Tochter, ſprach er, längſt ſchon hätte ich Konſtantinopel gewonnen, wäre nicht ein junger Ritter darin, er heißt Lother, des Königs Sohn von Frankreich. Einen ſchönern Jüngling giebt es nirgend; wollte er ſeinen Gott verläugnen und an Mahomet glauben, ſo gäbe ich ihn Dir zum Gemahl. Er iſt der ſchönſte und dabei der

tapferſte Mann, der je auf ein Pferd geſeſſen, er hat mich zwölfmahl niedergeworfen; hätte ich ihn in meiner Gewalt, ich ließe ihn nicht eher, und drängte ihn ſo lange, er müßte an Mahomet glauben, dann würdeſt Du ſein Weib. — Von dieſer Rede ward Synoglar in Liebe entbrannt gegen Lother. Sie dachte in ihrem Herzen: nimmer werde ich wieder froh, ich habe dann Lother von Frankreich geſehen.

König Helding ſtand dabei und hörte die Reden des Königs Pynart. Er liebte die Prinzeſſin ſchon ſeit langer Zeit, und Pynart hatte ſie ihm jederzeit verſprochen; darum trat er jetzt vor und ſagte: Edler König, ich habe Euch hunderttauſend Mann gebracht, ſie ſind auf meine Koſten in Euerm Dienſt, und will Euch auch nicht verlaſſen, bis wir die Stadt eingenommen. Das geſchieht um Eurer Tochter willen, die Ihr mir zugeſagt habt; wenn ich aber weiß, daß Ihr ſie mir nicht geben wollt, ſo wollte ich morgen des Tages mit meiner Mannſchaft aufbrechen, wieder heim in mein Land zu reiten. — Bei Mahomet, antwortete Pynart, lieber Helding, das hatte ich ganz vergeſſen; wohlan, könnt Ihr mir Lother und Maller in meine Hände geben, ſo ſollt Ihr meine Tochter haben. König Helding ſagte ihm dieſes zu; ihm wäre aber beſſer geweſen, er hätte dieß nicht gethan.

Ich habe etwas erdacht, ſprach Synoglar, wodurch Ihr ſicher einen von den beiden in Eure Hand bekommt, ehe noch die Sonne untergehet. — O ſagt mir das, ſprach Helding, denn ich will nie Ruhe haben, bis ich es ausgeführt. — So waffnet Euch, ſprach Synoglar, ſetzt Euch zu Pferd, nehmt Eure Lanze, und laßt mich geſchmückt und reich geziert, wie es einer Königstochter zukömmt, auf einem andern Pferd Euch zur Seite reiten. So wollen wir hin zu den Graben an der Mauer. Iſt Lother nun ſo ein Held, als mein Vater von ihm rühmet, und er ſieht Euch mit mir freundlich zuſammen ſprechen, ſo kömmt er ſicherlich heraus, denn ſchöne Jungfrauen pflegt man gern zu ſehen, und weſſen Mannes Herz zu ſchönen Frauen nicht Liebe hat, der iſt wohl nimmer ein Held im Streite. Bei Mahomet, ich weiß gewiß, wenn Lother mich ſo ſchön und trefflich geſchmückt erblickt, ſo kömmt er ſicher heraus, und ſollte es ſein Leben koſten. Wenn

Ihr dann gegen ihn ſtreitet, ſo will ich Euch mit meinem Dolch wohl zu Hülfe kommen und ihn damit in den Rücken ſtechen, bis wir ihn überwunden haben. — Wenn Ihr mir helfen wollt, ſprach König Helding, ſo gehe ich mit Euch bis in den Tod. Ich gehe jetzt mich zu waffnen, geht auch Ihr und bereitet Euch.

Als er gerüſtet war, und Synoglar königlich geſchmückt, da ritten ſie hinaus aus dem Lager auf einen Hügel, einen Bogenſchuß weit von der Stadt, und als ſie ſich auf dieſem Hügel umſahen und niemand im Thale erblickten, da ritten ſie ganz nahe zur Stadtmauer hin. Nun ſehet zu, ſagte Helding zu Synoglar, daß Ihr den Dolch nicht vergeſſet, wenn ich in's Gedränge mit Lother komme. Er wird herreiten zu uns, ſobald er Euch gewahr wird, deß bin ich gewiß, denn einen kühnern Ritter gab es nie und nie einen ſchönern Jüngling. Euer Vater hatte ihn gefangen, da erlöste ihn Maller, ſein Geſelle, mit großer Liſt. Wäre er nicht ſo hinweggekommen, ſo hätte Euer Vater ihn dennoch nicht getödtet, ſondern ihn an ſeinem Hof behalten, um ſeiner Schönheit und Tapferkeit willen. Als Synoglar den Ritter ſo von ſeinem Feind rühmen hörte, da gewann ſie ihn im Herzen immer lieber. Ach, dachte ſie in ihrem Sinn, möchte doch der Jüngling erſt herauskommen, und gewiß kommt er, da er ſo ein gar kühner Held iſt; wenn er dann Helding überwunden hat, ſo will ich mit ihm gehen, will Mahomet verläugnen und will der Chriſten Glauben annehmen. Wie könnte mir wohl ein beſſerer Mann, ein ſchöneres Glück werden als mit dieſem Helden. Helding meint, ich ſollte ihm helfen; aber verflucht will ich ſein, wenn ich meine Hand gegen den ſchönen Jüngling aufhebe! — Woran denkt Ihr, ſchönes Fräulein? fragte Helding. — Laßt uns nun, ſagte Synoglar, nahe zur Mauer hinreiten, dort ruft mit lauter Stimme, Ihr habet Eure Liebſte hier, wäre Lother von Frankreich der tapfre Ritter, ſo käme er heraus, ſie Euch abzugewinnen. Vergeſſet Euer Meſſer nicht, ſagte Helding. — Sorgt nicht dafür, antwortete Synoglar.

Da rief Helding mit lauter Stimme: Wo biſt Du, König Karls Sohn? Komme heraus, gewinne mir meine ſchöne Liebſte ab! — Die auf der Mauer waren, die gingen es dem Lother zu

ſagen. Er ſtieg auf die Mauer und ſah den Heidenkönig mit der ſchönen Jungfrau. Lother von Frankreich, rief Helding, komme heraus, eine Lanze mit mir zu brechen, wenn Du Muth haſt, um dieſer ſchönen Jungfrau willen! — Wer iſt die Schöne, fragte Lother, die ſo köſtlich geſchmückt iſt? — Sie iſt König Pynarts Tochter; ihr Vater hat ſie mir gelobt, aber ich darf ſie nicht eher zu meiner Hausfrau nehmen, das habe ich ihrem Vater verſprochen, bis ich Dich, oder Deinen Geſellen Maller erſchlagen habe. Darum bin ich hergekommen, daß ich mit Dir kämpfe, Leib gegen Leib, wenn Du anders ſo kühn biſt, es gegen mich zu wagen. — Erwarte mich hier, antwortete Lother, ich will mich waffnen. — So ſpute Dich, rief Helding.

Lother ging eilends nach dem Pallaſt, hier fand er König Orſchier und Maller. Er legte ihnen die Sache vor, wie der Heide gekommen ſei, mit ihm eine Lanze zu brechen, und wie er es angenommen habe. Das iſt mir leid, rief Orſchier erſchrocken. — Herr, ſagte Maller, ich will hinaus und mit ihm fechten; es iſt nicht gut, daß Ihr hinausgeht. — Das leide ich nimmermehr, ſprach Lother, bringe meinen Harniſch her, und helfe ihn mir anlegen. Zormerin, die es erfuhr, kam herzu eilends, und weinte ſehr. Sie bat Lothern mit freundlichen Worten, daß er doch nicht hinaus reiten möchte; Lother aber ließ ſich auch von ihr nicht abhalten, ſondern nahm von ihnen Urlaub, und ritt hinaus vor die Stadt.

Als Helding ihn kommen ſah, ſprach er zu Synoglar: Nun ſehet den, der Euch wohl verhaßt ſein darf. Dieß iſt der Lother von Frankreich, der Euern Vater zwölfmahl im Streite hat überwunden, und ihm viel der Mannſchaft erſchlagen hat; ich bitte Euch, Fräulein, Ihr möget des Dolches nicht vergeſſen, wenn ich in's Gedränge mit ihm komme. — König Orſchier, Maller und viele andre Ritterſchaft ſtanden auf der Mauer, dem Streite zuzuſehen, auch Zormerin ging hinauf und weinte ſehr.

Hier bin ich, rief Lother, als er zu Helding kam, und bin bereit mit Dir zu rennen; gewinnſt Du, ſo führſt Du mich mit Dir, überwinde ich aber Dich, ſo führe ich die ſchöne Jungfrau mit mir. Ich werde um deſto muthiger fechten, da es eine ſchöne Jungfrau gilt. — Ich achte Deiner hohen Worte nicht,

ſagte Helding; ſolche Worte, wären ſie auch noch ſo groß, führen keinen Streich aus. Lother nahm ſeinen Speer, ſo that auch König Helding, und nun rannten ſie friſch gegen einander. Heldings Speer zerbrach, und er ward von Lother ſo getroffen, daß er vom Pferde fallen mußte. Synoglar lief hinzu und rief: Wie ließeſt Du Dich, Du falſcher Mann, ſo bald herabſtechen! Verflucht ſeieſt Du bei Mahomet! Meinen Leib ſollſt Du ſicher nie gewinnen. Bei dieſen Worten zog ſie ihren Dolch und wollte ihn damit erſtechen, aber Lother verhinderte ſie daran, und ſprach zu Helding: Sitzt wieder auf, Herr, denn zu Fuß mag ich nicht mit Euch ſtreiten. Helding ſetzte ſich wieder auf ſein Roß, ritt auf Lothern zu und ſchlug nach ihm, Lother deckte ſich mit ſeinem Schild, ſo daß Helding eine Hand breit von dem Schild herunter ſchlug. Lother ſchlug wieder nach ihm, und traf eine Achſel, ſo daß ſein Blut herabfloß. Deß war Synoglar im Herzen froh: Lieber Herr, rief ſie Lothern zu, habt kein Mitleiden mit dem Lecker; wenn Ihr ihn erſchlagt, ſo will ich aus Liebe zu Eurer Heldenkühnheit mit Euch reiten, Mahomet verläugnen, und der Chriſten Gott verehren, ſammt der Mutter, die ihn getragen. Das hörte Lother und freute ſich. Er und Helding ſchlugen friſch auf einander, und führten beide gar harte Streiche gegen einander. Endlich ſchlug Helding ſo auf Lothers Pferd, daß es todt niederfiel; Lother ſprang wieder auf, verwundete Helding in der linken Seite, und ſprach: Steig von Deinem Pferde ab, oder ich tödte es. — Ich will abſteigen, ſprach Helding, wenn Du mir ſo lange nichts thun willſt, bis ich abgeſtiegen bin. — Lother ſtand, und ſagte: Steig ſicher ab, ich thue Dir eher nichts. — So bin ich ſicher vor Dir, ſprach Helding, denn ich bin nicht Willens, eher abzuſteigen, bis ich in meinem Zelt bin. Mahom empfohlen! Ich laſſe Dir meine Liebſte, Fräulein Synoglar, die gar übel an mir gehandelt hat. Ich will mir meine Wunden verbinden laſſen, denn ich bin ſehr verwundet. Damit wandte er ſich und ritt ſchnell fort; Synoglar blieb allein bei Lother. — Du haſt ein verzagtes Herz, Du falſcher Heide, rief dieſer ihm nach, ich hätte es nicht von Dir gedacht.

Lother nahm Fräulein Synoglar freundlich in ſeine Arme,

und fragte ſie: Schöne Jungfrau, begehrt Ihr der Taufe von ganzem Herzen? — Ja wohl, antwortete ſie, von ganzem Herzen. Lother ſetzte ſich auf ihren weißen Zelter, und ſie ſetzte ſich hinter ihn, und während ſie nach der Stadt ritten, redeten ſie gar freundlich mit einander. Lieber Herr, ſagte ſie, ich hörte ſo viel von Eurer Tapferkeit und Schönheit reden, daß ich es nicht unterlaſſen konnte, ich mußte Euch ſehen. Mein Vater hatte mich dem Helding zum ehelichen Weibe zugeſagt, wenn er Euch und Maller überwinden, und in ſeine Hände liefern würde. Da machte ich die Erfindung, daß Helding herreiten und mich mit ſich nehmen mußte, damit ich Euch nur zu ſehen bekäme. — Lother antwortete mit Lachen: Dafür müßt Ihr Dank haben, ſchöne Synoglar, daß Ihr ſo ſchöne Erfindungen könnt erſinnen. Helding hätte wohl kühner ſtreiten ſollen, er ſollte ſich billig ſchämen, daß er ſich eine ſo ſchöne Jungfrau ſo leicht abgewinnen ließ.

Zwölftes Kapitel.

König Orſchier, Maller und die ganze Ritterſchaft gingen ihnen entgegen, und empfingen Lother ſehr ehrenvoll. Zormerin aber ging ihm nicht entgegen, ſie betrübte ſich, daß er eine andre Jungfrau führte, und meinte, er würde dieſe nun mehr lieben als ſie. Sie ging trauernd in ihre Kammer, und ließ Scheidechin zu ſich kommen. — O liebe Scheidechin, rief ſie weinend, warum mußte ich Lothern je ſehen, warum mußte ich ſolche Liebe zu ihm tragen, und ihm mein ganzes Herz geben? Ich habe ihm viel Liebes gethan, aber nun verläßt er mich, einer Heidin zu gefallen. Schön iſt ſie, und eine Königstochter, ſo gut als ich, und das Neue liebt man ja immer mehr als das Alte! Ach liebe Scheidechin, ſo habe ich nun an dem heutigen Tage den verloren, den ich ſo vom Herzen liebe! — Liebes Fräulein, ſprach Scheidechin, dafür halte ich Lothern nicht; er iſt gewiß der treueſte Mann unter der Sonne; auch iſt er viel zu weiſe und verſtändig; er weiß ja wohl, daß er

durch Euch ſo viel Gutes und ſolche Ehre genießt, darum bin ich gewiß, daß er nie etwas thun wird, was Euch Leid oder Betrübniß macht. Hat er eine ſchöne Jungfrau mit dem Schwerte gewonnen, ſo iſt er darum viel Lobes und großer Ehre werth. Ich weiß gewiß, er tauft ſie, und gibt ſie dann der Geſellen einem. Sollte es ſich auch zutragen, daß er einen oder ein paar Monathe bei ihr wäre, ſo iſt ihm das erlaubt, weil er noch ledig iſt. Sie käme damit wohl in Schande, und Ihr bleibet dennoch die Frau.

Nein, rief Zormerin aus, ich will es nicht verſchweigen, ich will Mallern meine Noth klagen. — Scheidechin ging hinaus, rief Maller zu ihrem Fräulein; er ging ſogleich mit ihr hinein. O Maller, ſprach Zormerin, die Frau, welche ihren Sinn auf einen Mann ſetzet, die handelt thöricht! Lother verläßt mich um einer Heidin Willen, das könnt Ihr jetzt wohl ſehen; nie iſt er noch von einem Streit gekommen, oder er kam ſogleich zu mir in meine Kammer, aber dießmahl kömmt er nicht. Er hat mich vergeſſen, obgleich ich ihm ſo viel Gutes gethan. Verflucht ſei die Stunde, da ich ihm aus ſeiner Armuth half, verflucht das Hemde, das Du für ihn wuſcheſt, und verflucht der Brunnen, dazu meine Ohren, daß ſie je Deine Worte hörten! — Liebes Fräulein, klagt nicht ſo ſtark meinen Herrn an, er iſt fürwahr der treueſte Mann in der ganzen Chriſtenheit. Er hat ein heidniſches Fräulein mit dem Schwert gewonnen, es iſt ihm alſo nicht zu verdenken, daß er ſo lange bei ihr bleibt, bis ſie die Taufe empfangen hat; ſeid überzeugt, ſobald ſie getauft iſt, giebt er ſie ſeiner Geſellen einem. Wenn Ihr erlaubt, ſo will ich mit Lother davon ſprechen, denn es wäre nicht gut, daß Ihr etwas gegen ihn zurückhieltet. Ich weiß gewiß, Ihr findet keine Untreue in meinem Herrn. Maller beurlaubte ſich hierauf von ihr, und ſie blieb in ihrer Kammer.

Zormerin war in Liebe entbrannt. Welches Menſchen Herz die Liebe entzündet, dem wird es an Sorge niemahls fehlen. Sie ſchickte Scheidechin zu Lother, und ließ ihn rufen; er kam alſobald, nichts Arges denkend. Lother, redete ſie ihn an, mag Euch an mir nicht genügen, daß Ihr auch noch König Pynarts Tochter

habt genommen, und ſie mehr liebt als mich? — Nie begehrte ich König Pynarts Tochter, antwortete Lother, und nie kann ich eine andere Frau ſo lieben, als ich Euch liebe, und habe auch keine andre ſo geliebt. Er nahm ſie hierauf in ſeine Arme und küßte ſie gar zärtlich, und ſetzte ſich neben ſie auf ihr Bette. Da kam König Orſchier wohl mit ſechs Rittern, von ihrer Verwandtſchaft, in die Kammer; ſie hatte es ſo mit ihnen verabredet, noch ehe ſie Lothern rufen ließ. Als nun der König die Beiden nebeneinander liegen ſah, da ſprach er: Fürwahr, Herr Lother, Ihr eilt ſehr! Wollt Ihr, nachdem Ihr Euern Willen an meiner Tochter verübet, nun nach Frankreich zurückreiten, und ſie in Schande und mich in Betrübniß ſetzen? Aber bei Gott, der mich erſchaffen hat, ſo Ihr nun meine Tochter nicht ehelicht, ſo will ich Euch wohin legen, wo Ihr nimmer wieder an das Tageslicht kommt. — Lother ſprang auf, und ſprach: Edler König, was ich mit Eurer Tochter gethan habe, das ſei mir wohl erlaubt, denn Ihr habt ſie mir verlobt und mir zugeſagt, ich ſolle ſie nach dem Kriege vor den Altar führen. Doch gefällt es Euch, daß dieſes jetzt geſchieht, ſo kann ich mir nichts Glücklicheres wünſchen, und ich bin ſogleich von Herzen dazu bereit. — Das freut mich, ſprach der König, wir wollen die Sache nicht länger verſchieben, und morgen Früh ſollt Ihr in der Kirche zuſammengegeben werden. — Lother war voller Freude darüber, er hätte lieber geſehen, daß es gleich den Augenblick geſchähe, als daß es noch bis den andern Tag währte, denn ſo konnte Zormerin nicht nach ihm ſich ſehnen, als ihn nach ihr verlangte.

Des andern Morgens gab der Biſchof Lother und Zormerin zuſammen in der Kirche, und ſegnete ſie ein; deß freueten ſie ſich Beide von ganzem Herzen, denn ſie liebten ſich gar ſehr. Zu gleicher Zeit ward auch Maller mit der Jungfrau Scheidechin vermählt. Als ſie aus der Kirche kamen, da gingen ſie zu Tiſche; jedermann war fröhlich, die Bürger in der Stadt bezeigten allgemein eine ſehr große Freude, daß ſie einen ſo tapfern Herrn haben ſollten. Nach der Tafel begann ein großes Stechen und Rennen; den Herren und der Ritterſchaft ward köſtliche Ehre erzeigt, in allen Stücken, ein jeder that das Beſte, und bemühte

ſich, einen Dank zu verdienen. Lother und Maller rannten und turnirten den ganzen Tag, und ſtachen manchen ſtolzen Ritter nieder; niemand durfte gegen ſie die Bahn halten, oder gegen ſie rennen. Maria, Mutter Gottes, ſprach König Orſchier, was ſind dieſe Beiden ſtarke Helden! Sie allein machen den andern die Bahn zu enge; meine Tochter iſt ſicherlich wohl verſorgt, und es iſt auch ein ſchönes Paar, ſchönere Eheleute möchte man ſchwerlich finden. Seine Diener, die Herren und die Ritterſchaft insgeſammt gaben dem König Orſchier dieß gar gern zu. Alles war voll Luſt und Fröhlichkeit, ausgenommen Synoglar; dieſe war ſehr betrübt, da ſie ihre ganze Hoffnung darauf geſetzt hatte, Lother ſollte ſie zur Frau nehmen. Lother ging zu ihr und tröſtete ſie auf's Beſte. Liebes Fräulein, ſprach er, trauert nicht, Ihr ſollt gut verſorgt werden. Bleibt bei meiner Hausfrau, bis ich Euch einen reichen und edeln Gemahl zuführe. — Ich danke Euch, Herr, antwortete Synoglar, meine Hoffnung iſt zerronnen, nun muß ich mich der Geduld befleißen.

Dreizehntes Kapitel.

Als die Feierlichkeiten alle zu Ende gebracht waren, in großer Fröhlichkeit, da rüſteten ſich die Chriſten mit friſchem Muthe, fielen auf das heidniſche Heer hinaus, und kämpften ſo tapfer den Tag, daß die Heiden alle erſchlagen wurden, auch König Pynart und Helding mußten ihr Leben laſſen. Was ſich retten konnte, das entfloh, und räumte das Land. Die reichen Gezelte, und viel herrliches Geräthe, Geld und Gut, ward den Chriſten zur Beute. Den Tag wurden viel hunderttauſend Heiden erſchlagen, doch mußte auch viel Chriſtenblut vergoſſen werden, denn die Heiden hatten tapfer geſtritten.

Lother blieb noch in Konſtantinopel, bis die ſieben Jahre um waren, während denen ſein Vater, König Karl, ihn verbannt hatte; dann ſprach er zu Zormerin, wie er wünſche, nach Frankreich zurückzukehren, um ſie ſeinem Vater vorzuſtellen. Zormerin

war dieß auch gleich zufrieden. Lother ging zu König Orschier, und bat ihn um Urlaub, mit seiner Tochter nach Frankreich ziehen zu dürfen, da seine Verbannungsjahre um waren. Ich will Euch das wohl erlauben, sprach Orschier, nur müßt Ihr mir versprechen, wieder nach Konstantinopel zu kommen, wenn Ihr Euern Vater gesehen habt; darum bitte ich Euch gar freundlich, denn nach meinem Tode sollt Ihr mein Reich regieren, und sollt Kaiser von Konstantinopel sein. — Lieber Herr, sprach Lother, ich will, noch ehe ein Jahr vergangen ist, wieder bei Euch sein.

Sie machten sich alle reisefertig; Lother und die schöne Zormerin, ihr geliebtes Fräulein Scheidechin, mit Maller dem treuen Gesellen, nebst all ihrer Ritterschaft, nahmen Abschied von dem Könige Orschier, der seiner Tochter den Segen gab. Er sah sie nicht eher wieder, bis sie große Leiden erfahren hatte, und allesammt machten sich auf den Weg, begleitet von wohl hundert Bewaffneten. Als sie nach Rom kamen, erzeigte der Papst ihnen viel Ehre, und sie blieben vier Tage lang daselbst. Da erfuhr Otto von einem Spion, daß Lother mit seiner Gemahlin, wie auch Maller und die übrigen auf der Reise nach Frankreich seien, und wie sie ihren Weg über Pavia nehmen würden. Da ersann Otto die größte Verrätherei, die jemahls ist erhört worden; er versammelte nähmlich zwanzigtausend Gewaffnete, und ließ damit alle Wege besetzen, auf welchen Lother mit den Seinigen kommen konnte.

Herr, sagte Maller, laßt uns lieber nicht über Pavia reisen, oder uns wenigstens gehörig rüsten und wohl waffnen, weil Otto, dem Schalk, der nun König von Pavia geworden, nicht gut zu trauen ist. Lother gab ihm hierin Recht, und sie waffneten sich allesammt. Sie wurden aber von einem Späher bemerkt, der von Otto war hingeschickt worden, um sichre Kundschaft von Lother und seinem Gefolge zu haben. Der Spion ritt eilends zu Otto zurück, und brachte ihm die Botschaft, wie Lother und Maller mit ihren Weibern jetzt die Straße heraufgezogen kämen, und nur sehr wenige Leute mit ihnen; aber sie haben sich alle gewaffnet, so viel habe ich hinter einer Hecke, wo ich mich verbarg, wohl gesehen; darnach richtet Euch, Herr König. Bei meiner Treu, sprach Otto,

ihre Waffen ſollen ihnen wenig helfen, denn ich will ſo viele Leute über ſie ſchicken, daß wohl zehne auf einen von ihnen kommen ſollen. Nun will ich mich an ihnen rächen; Lother und Maller ſollen an dem Galgen hängen, und Zormerin will ich zum Weibe nehmen. Hiermit ritt er, von ſeiner Ritterſchaft begleitet, in den Wald, wo Lother durch mußte, der auch ſehr bald den Weg daher kam. Otto rannte wohl mit fünftauſend Gewaffneten, mit eingelegten Speeren, auf Lother ein, den Gott in ſeinen Schutz nehmen wolle, weil nun ihm ſowohl als ſeiner treuen Zormerin großes Leiden bevorſteht.

Mit großem Geſchrei rannten ſie auf ihn zu; Lother von Frankreich riefen ſie, Du kommſt nicht lebendig durch, hier mußt Du ſterben! Und damit liefen ſie ſo grimmig auf ſie los, wie Wölfe auf eine Herde Schafe. — Zormerin, als ſie dieſes ſah, ſprang ſie ſogleich von ihrem Wagen herunter, und lief in den Wald ganz allein, und verbarg ſich daſelbſt.

Die Lombarden umgaben den Wagen, und ſuchten ſie; ſie fanden ſie aber nicht, da nahmen ſie Scheidechin gefangen, nebſt allen ihren Frauen. Lother ſchlug auf die Lombarden kühnlich, und wehrte ſich als ein Held, aber ſein Pferd wurde unter ihm erſchlagen, ſo daß es mit ihm auf die Erde fiel; da umringten ſie ihn, und nachdem er viele Wunden erhalten hatte, nahmen ſie ihn mit Gewalt gefangen.

Maller erſchlug der Lombarden wohl zwanzig an der Zahl, er ward aber ſchwer verwundet, wohl dreißig Wunden hatte er, deren jede tödtlich war; auch ſein Pferd fiel todt unter ihm nieder, und ſo ſank er ohnmächtig um, und lag wie todt unter den Todten. Lother ward, gebunden wie ein Dieb, mit verbundenen Augen nach Pavia geführt. Sein Herz war ſehr betrübt, da er ſich in der Gewalt des argliſtigſten Verwandten befand, und er ſeufzte tief, als er an Zormerin und Maller dachte, und empfahl ſie in Gottes Schutz.

Otto begab ſich in ſeinen Pallaſt, verſammelte ſeine Räthe und vornehme Ritterſchaft, und fragte ſie um Rath, was er mit Lothern machen, und wie er ſich an ihm rächen ſolle? Er war zweifelhaft, ob er ihn aufhängen oder welche Todesart er ihn

leiden laſſen ſolle. Da trat einer der Lombarden vor Otto, und ſprach: Gnädiger Herr, mich dünkt in meinem Sinn, es wäre gar übel gethan, wenn Ihr Euer eignes Fleiſch und Blut ſo jämmerlich verderbtet. Dazu iſt er der edelſte und tapferſte Ritter, der jemahls in Euerm Geſchlechte geboren ward; habt Ihr auch einigen Verdruß durch ihn gehabt, ſo hat er doch deshalb den Tod nicht verſchuldet. Tödtet Ihr ihn, und König Karl erfährt es, ſo gewinnt weder Ihr noch Euer Geſchlecht jemahls Frieden, und Ihr müßtet ſtets in Furcht vor ihm leben. Darum, Herr, legt ihn in einen Thurm, darinne haltet ihn ſo hart, als es Euch beliebt; wird Euch jemahls dieſer Rath gereuen, ſo folgt mir niemahls wieder; iſt aber jemand an Euerm Hof, dem der Rath mißfällt, der thue es kund, ſo will ich mit ihm kämpfen.

Der Lombarde, der dieß ſprach, war von einem großen Geſchlecht. Er ſelbſt hatte ehedem bei Lothers Vater, dem Kaiſer Karl gedient, und war mit ihm gegen Marſilien geweſen, wo er ihm half, den Grafen Ganelon gefangen nehmen, darum mußte Otto ſeine Worte achten, und dem Rathe folgen. Lother wurde alſo in einen Thurm gelegt.

Otto ſchickte nach den gefangnen Frauen, da aber Zormerin nicht gefunden ward, ärgerte er ſich ſehr. Wo iſt Euere Frau? fragte er Scheidechin. Herr, antwortete dieſe, vierzehn Lombarden führten ſie fort, ſo viel ich ſahe, ich weiß nicht, woher ſie kamen, oder welche es waren, doch beſorge ich ſehr, ſie bringen meine Frau zu Schaden und Unehre. Otto betrübte ſich über dieſen Beſcheid, und ließ die Frauen in ein beſonderes Gemach führen, wo ihnen hinlänglich Speiſe und Trank gereicht ward. Lothern ward auch ein Wundarzt geſchickt, der ihm ſeine Wunden heilen mußte.

Otto ſchickte darauf Boten herum, ſo weit als die Lombardei reichte, welche Zormerin ſuchen ſollten; ſie ward aber nicht gefunden. Da ward Otto ſehr grimmig, daß ihm ſein Plan ſo mißglückt war, denn ihm war es hauptſächlich darum zu thun geweſen, Zormerin in ſeine Gewalt zu bekommen.

Lother war jetzt mit Hülfe des Arztes wieder hergeſtellt,

nachdem er viele Schmerzen hatte ausstehen müssen. Aber er betrübte sich und klagte innig um Zormerin, denn er wußte nicht anders, als sie sei in Otto's Hände gefallen. Er klagte mehr um Zormerin als um sich selber.

Vierzehntes Kapitel.

Wir lassen hier Lothern eine Weile, und wenden uns zu Maller, seinem Gesellen. Er erhohlte sich wieder aus seiner Ohnmacht, und als er den Kopf ein wenig in die Höhe hob und sich umsah, da fand er nichts als Todte um und neben sich. Er kroch mit vieler Mühe unter den Todten hervor, und in den Wald. Hier setzte er sich nieder, und da seine Wunden sehr bluteten, zog er sein Wamms aus, und riß sein Hemde in Binden, damit verband er sich die Wunden so gut als es gehen wollte. Darauf sah er hin und wieder, und erblickte ein Pferd, das aus der Schlacht gelaufen war. Mit vieler Mühe ging er hin zu dem Pferde, setzte sich darauf, und ritt langsam durch den Wald.

Nicht lange war er geritten, als er eine schöne Frau erblickte, die schnell entlief, als sie ihn kommen sah; er ritt ihr nach, aber sie lief nur um desto schneller. Ach fliehet nicht, schöne Jungfrau, rief Maller, so laut er konnte; erwartet mich, ich will Euch nichts thun! — Zormerin war die Fliehende, und als sie Mallers Stimme erkannte, da stand sie still und erwartete ihn. — Ach Maller, bringst Du mir Nachricht von meinem Herrn Lother? — Ja, theure Frau, mein Herr ist nach Pavia gefangen fortgeführt; ich hoffe aber, Otto ist nicht so kühn, daß er ihm das Leben nimmt. Hilft mir Gott, daß meine Wunden geheilt werden, so soll der Verräther Otto es mit seinem Königreiche büßen, dahin will ich es bringen. Aber ich nehme jetzt kein Königreich dafür, daß ich Euch, werthe Frau, gefunden habe; wir wollen nach Frankreich gehen, und wollen den König Karl um Hülfe anflehen für seinen Sohn, gegen den

falſchen verrätheriſchen Otto. Aber ich leide jetzt ſo große Schmerzen, daß ich immer fürchte, ich ſterbe und komme nicht weiter. — Lieber Geſell, ſeid getroſt, ich will Gott inbrünſtig für Euch bitten, daß er Euch helfe, und auch meinem theuern Gemahl, und daß er uns räche an dem falſchen Schalk Otto, der uns ſo viel Leides zufügt. Wer Uebels thut, der entgeht ſeiner Strafe nicht, habe ich immer ſagen hören; darum, lieber Maller, hofft auf Gottes Hülfe.

Zormerin war froh, daß ſie Mallern hatte, aber er war ſehr krank an ſeinen Wunden und litt viel Pein. Beſonders hatte er eine ſehr große Wunde von einem Speer in dem Leib, die verurſachte ihm gar bittre Schmerzen. Sie ritten Schritt vor Schritt, und kamen endlich zu St. Bernhard an. Hier gingen ſie in eine Herberge, wo ſie beinah vier Monathe lang bleiben mußten. Während vierzehn Tagen glaubte Zormerin jeden Tag, daß Maller ſterben müſſe. Endlich aber ward er beſſer und nach vier Monaten ging er mit Zormerin wieder hinaus. Alles, was ſie beſaßen, hatten ſie verzehrt, und nun gingen ſie arm und barfuß hinweg. Zormerin ſuchte ihn mit ſanften Worten zu tröſten, wie ſie nun nach Frankreich ziehen wollten, und wie ſie auf den Kaiſer Karl ihre Hoffnung ſetzte. Maller tröſtete ſie wiederum, wie ſie Lother aus dem Gefängniß erlöſen, und ſich an dem verruchten Schalk rächen wollten. So ermunterte und tröſtete eins das andere, aber ihnen ahnete nicht, daß ſie keine Hülfe bei ſeinen Anverwandten finden würden.

Fünfzehntes Kapitel.

Kaiſer Karl merkte, daß er ſterben müſſe; da ſchickte er in ſeinem ganzen Reich nach allen Herren und ſeiner ganzen Ritterſchaft, bezahlte ihnen alles, was er ihnen ſchuldig war, dann ging er in die St. Kilianskirche, hier legte er Beichte ab und ließ eine herrliche Meſſe ſingen. Wie die Geſchichte ſagt, ſo fand

der Priester einen Brief auf dem Altar, darin stand eine Sünde aufgeschrieben, welche der Kaiser Karl begangen, aber zu beichten unterlassen hatte. Der Priester zeigte den Brief dem Kaiser, der bekannte und beichtete auch alsobald dieselbe Sünde, und dankte Gott von ganzem Herzen für diese Gnade.

Kaiser Karl starb bald, und sein Sohn Ludwig ward zum Kaiser erwählt und gekrönt, nachdem er Blancheflure, die Tochter des Grafen von Narbonne, zur Gemahlin genommen hatte. — König Ludwig war noch nicht lange zu Paris, als Zormerin und Maller auch daselbst ankamen. Maller ging sogleich an den Hof vor König Ludwig, der von den Großen und Mächtigen des Reichs umgeben war, unter denen die Brüder seiner Gemahlin waren, denen er große Güter gegeben, wodurch sie sehr mächtig geworden waren. Maller hatte einen ganz zerlumpten Rock an, und sein ganzer Aufzug war sehr armselig; darum wollte ihn niemand von seinen ehemahligen Bekannten wieder erkennen, und alle verschmähten und verstießen ihn. Verflucht sei der böse Reichthum, sprach Maller in sich, weil einem reichen Schalk große Ehre angethan wird, während der Fromme, wenn er arm ist, verachtet wird. Ewiger Gott, wie ist es doch so gar verkehrt auf Erden! —

Maller fiel dem König Ludwig zu Füßen, der eben nicht viel auf ihn achtete, da er ihn in so ärmlichem Aufzuge sah. Herr, fing Maller an, mich bedünkt, Ihr wollet mich nicht erkennen, obgleich Ihr mich ehedem sehr wohl kanntet, und ich auch noch sehr viel Verwandte an Euerm Hof habe, nun ich aber arm bin, so erkennt mich niemand. Ich heiße Maller, König Galyens Sohn, bin an Euerm Hof erzogen; mit Eurem Bruder Lother ritt ich hinweg, da sein Vater ihn verbannte. — Lieber Maller, antwortete König Ludwig, ja wohl kenne ich Dich nun; willst Du bei mir am Hofe bleiben, so will ich Dir Gutes thun, und Du sollst wie die andern Diener gehalten sein. — Herr, erwiederte Maller, es wäre wunderlich, wenn ich Euch dienen wollte, da ich selber eines Königs Sohn bin! — Und indem er in seinem Herzen dachte, welch ein Bruder ist dieß, daß er mich nicht einmahl nach seinem Bruder fragt, von dem ich

ihm geſprochen, nicht einmahl fragt, ob er noch lebt, oder ob er todt iſt; hätte ich einen ſolchen Bruder, fürwahr, ich ſchickte ihn hin, wo er ſonſt in tauſend Jahren nicht hinkäme; ſo ſagte er: Edler König, wie habt Ihr doch gegen Euern Bruder einen ehernen Sinn! Mich dünkt wohl, Ihr habt gar wenig Liebe zu Euerm leiblichen Bruder, der in Unglück und Elend gerathen iſt, und bei Euerm verrätheriſchen Vetter in Feſſeln ſchmachtet, während Ihr hier in Ruhe und Frieden Kaiſer und König ſeid. Darauf erzählte er dem König Ludwig, wie alles ſich mit Lother zugetragen ſeit ſeiner Verbannung, und bat ihn, nachdem er alles umſtändlich vorgetragen um Hülfe, daß er den Lother aus der Gefangenſchaft rette, und ſich an dem ungetreuen Otto räche. —

König Ludwig hätte ſeinen Bruder gern gerettet und ihm Hülfe geſchickt, aber es lebten an ſeinem Hofe alle die falſchen Verräther, die ſtets Lothers Feinde geweſen waren, dieſe zogen den König Ludwig bei Seite. Herr, ſprachen ſie, laßt Euern Bruder fahren, er thut doch nie Gutes. Eure hohe Ritterſchaft hat er alle, um der Frauen willen, gegen ſich aufgebracht, weswegen Euer Vater ihn auch, wie Ihr Euch noch erinnern möget, auf ſieben Jahre lang verbannte; empfanget Ihr ihn nun wieder an Euerm Hof, ſo habt Ihr niemahls Ruh und Frieden mit dieſen Herren. Bedenkt dann auch, daß Ihr das väterliche Erbe mit ihm theilen müßt; kömmt er wieder, ſo will er ſicher entweder König oder Kaiſer ſein. — Bei meiner Treu, ſprach der König, Ihr ſprecht die Wahrheit; Otto wird ihn auch wohl wegen irgend einer Untugend gefangen genommen haben. Maller, fuhr er fort, ſich zu dieſem wendend, meine Freunde rathen mir, keinen Krieg ins Land zu ziehen um meines Bruders willen. Lother wollte immer nach ſeinem eignen Sinn leben, er wollte auch meinem Vater nie folgen; darum, hat er nun meinen Vetter Otto beleidigt, ſo iſt es billig, daß dieſer ihn dafür beſtraft; obgleich er ihn gefangen hat, ſo giebt er ihm doch genug zu leben. Ich werde alſo nimmermehr einen Harniſch anlegen, um ihm aus dem Gefängniß zu helfen, wo er recht gut iſt; meinen Räthen will ich hierin folgen. — Das ſind lauter Verräther, rief Maller, die Euch ſolchen Rath gaben. Jammer iſt es, daß Ihr Euerm leiblichen

Bruder nicht wollt zu Hülfe kommen; Otto hat ihn verrätherisch gefangen! — Damit kehrte Maller sich um und ging hinaus. König Ludwig rief ihm nach, ob er nicht mit ihm frühstücken wollte? — Nimmermehr! rief Maller, eher will ich fastend schlafen gehen, ehe ich mit Verräthern essen will! — Das sprach Maller gar kühnlich; er hätte sich um König Ludwigs willen nicht herumgedreht, denn er war eines eben so großen Königs Sohn als Ludwig.

Er ging zurück in seine Herberge zu Zormerin. Frau, rief er voller Zorn, an Ludwig fand ich den ungetreuesten Mann, der da lebt. Er läßt seinen Bruder in der Noth, und folgt dem Rathe falscher Verräther; möge Gott ihn verdammen dafür! Ach Gott, ich fürchte sehr, Lother kömmt wohl nimmer wieder los. — Zormerin weinte. Ach ich Unglückliche! rief sie, litt jemahls eine Frau, was ich leiden muß? Verflucht sei die Stunde, in der ich geboren ward! — Werthe Frau, fing Maller wieder an, laßt uns wieder nach Konstantinopel zu Euerm Vater gehen. Ich will ihn bitten, daß er der großen Treue gedenke, die Lother ihm geleistet; daß er dem zu Hülfe komme, der ihn in seiner Noth gegen die Heiden doch auch nie verließ. Ich will dann sehen, ob noch Treue auf Erden zu finden ist.

Sechzehntes Kapitel.

Sie verließen Paris und reisten manchen Tag. Von ihrer Reise sage ich nichts; sie gingen so lange, bis sie wieder in die Lombardei kamen, da gingen sie mit einander zu Rathe, wie sie sich unkenntlich machen wollten, um unerkannt durch das Land zu kommen. Zormerin verkaufte ihren schönen Pelz, den sie anhatte, und kaufte sich eine Laute dafür, denn sie konnte gar schön die Laute schlagen. Maller, der die Kräuter wohl zu finden wußte, färbte sich und auch Zormerin das Antlitz und die Hände damit; es konnte kein Mensch sie in dieser Gestalt erkennen. — Maller, lieber Geselle, sprach Zormerin, als sie sah, wie entstellt sie Beide waren, laßt uns nach Pavia gehen, und dort erfahren, ob

Lother todt iſt oder noch lebt; ich bitte Euch gar ſehr darum, denn niemand erkennt uns in dieſer Verkleidung. — Weil Ihr denn ein ſo ſchönes Handwerk verſteht, ſagte Maller, ſo bin ich dieß gern zufrieden: Ihr könnt mit Euerm Lautenſpiel ſo viel verdienen, als wir nöthig haben, um nicht Hungers zu ſterben. Auch kleiden ſoll mich König Otto noch dazu; ich will ſagen, ich ſei Euer Gemahl, Ihr ſollt Maria heißen und ich will mich Dietrich nennen. — Das iſt recht, ſprach Zormerin, und nun nur ſchnell, ſo eilend als möglich nach Pavia, daß wir von Lother hören.

Unterdeſſen, daß dieſe ſo wanderten, lag Lother in einem tiefen Thurm; zu eſſen und zu trinken ward ihm auf Otto's Geheiß genug gereicht. Nun begab es ſich am heiligen Pfingſtfeſte, da man König Otto ein neues Gewand brachte, und er es anlegen wollte, fand es ſich, daß es um eine Hand breit zu lang war. Da er nun den Schneider, der es gemacht hatte, ſehr ſchalt, da ſprach einer der Kammerdiener: Herr, Ihr habt ſeit langer Zeit ſchon Lothern von Frankreich in Eurer Gefangenſchaft, und er iſt ſeitdem noch nicht neu gekleidet worden. Er iſt von hoher Geburt und Euer nächſter Verwandter, darum wäre es wohl ſchicklich, Ihr ſchicktet ihm das Gewand, zumahl es Euch zu lang iſt; ihm wird es aber ganz recht paſſen, da er viel länger iſt als Ihr ſeid. — Es mag ſein, ſprach Otto, geh, bringe es ihm.

Der Kammerdiener ging mit dem Gewand zu Lothern, den er ſehr betrübt in dem Thurm liegend fand. Der Diener grüßte ihn und redete ihn freundlich an: Mein Herr, der König Otto ſendet Euch dieß Gewand, Ihr möchtet es anlegen. Lother ſtand auf, zog es an, und es paßte ihm trefflich. Da entfuhr dem Kammerdiener ein unvorſichtiges Wort, das er nachmahls wünſchte, nicht geſagt zu haben. Er ſagte nähmlich: Herr, das Kleid iſt Euch ſo ganz anpaſſend, als ob es für Euch gemacht wäre, meinem Herrn, dem Könige, war es etwas zu lang. — Was heißt das? rief Lother, werde ich ſo in der Welt verachtet, darf Otto mir ſchicken, was ihm nicht paßt? O muß ich dieß erleben! Weh mir! bin ich denn ſo verſtoſſen, ſo will ich nicht Eſſen oder Trinken mehr je verlangen! — Zog damit das Kleid wieder aus,

ſchnitt und riß es in kleine Stücke entzwei, und trat mit Füßen auf die Stücke. Geh nun, ſagte er dem Kammerdiener, ſag dem Thurmhüter, ich will weder eſſen mehr, noch trinken, ich will nicht länger leben, daß mir niemand etwas bringe! — Dem Kammerdiener that es ſehr leid, ſo geſprochen zu haben; er ging traurig zum König Otto und erzählte ihm den Verlauf, auch alles, was Lother geredet hatte. Da fing es dem Otto an ein wenig zu erbarmen, und es that ihm ſehr leid, daß der Kämerer das geſagt hatte.

An demſelben Tage kamen Zormerin und Maller zu Pavia an. Sie gingen auch ſogleich an den Pallaſt, und fragten den Thürſteher: ob es erlaubt ſei, vor dem König zu ſpielen und zu ſingen, dann ſollte er ſie hinauf in den Speiſeſaal führen. Der Pförtner wollte Scherz mit Zormerin treiben, und ihr um den Hals fallen, aber ſie wehrte ſich und gab ihm einen ſo kräftigen Stoß, daß ihm zwei Zähne ausfielen. Nun ward der Pförtner falſch, und wollte ſie nicht hinauf laſſen. Dieß ſah ein Ritter, der nahm ſich ihrer an, und führte ſie Beide grade hinauf in den Speiſeſaal, wo der König mit dem ganzen Hof, vielen Rittern und auch viel ſchönen Frauen an der Tafel ſaß. Otto dachte es wohl nicht, daß Zormerin und Maller ihm ſo nahe wären; hätte er ſie unter dieſer Geſtalt errathen können, er würde Maller ohne Gnade haben tödten laſſen, denn dieſen haßte er ganz beſonders. Zormerin und Maller gingen an die Seite, wo ſie die andern Spielleute ſahen, und ſetzten ſich bei ihnen nieder. Maller langte ſogleich nach der Schaale mit Wein, und trank ſie auf einen Zug aus. Gott helf Dir, ſprachen die Pfeifer, wir ſehen wohl, Du biſt unſer einer. Als die Mahlzeit halb vorbei war, ſtanden die Spielleute auf, einer pfiff, der andre orgelte, ſo daß jedermann ſein Spiel trieb. Dann nahm Zormerin ihre Laute, und ſpielte darauf ſo ſüß und wohl, daß ſie Otto ſtets anſah, ohne daß er ſie doch erkannte. Ihr Lautenſpiel gefiel ihm ſo wohl, daß er die andern Spielleute alle ſchweigen hieß, und nur ihr allein zuhorchte; ſagte auch zu einem der Diener: Laß die Lautenſpielerin reich begaben, weil ſie mich ſo wohl ergetzt hat, daß ſie auch von mir nicht ſagen könne, ich ſei karg oder unbemittelt.

Dieſe Leute wandern mehr überall umher, als andre, wenn ſie dann anderswo hinkömmt, ſo mag ſie auch meinen Hof rühmen.

Edler Herr, ſprach einer der Ritter, Ihr mögt wohl dieſe Spielleute begaben, damit ſie Euer Lob an andern Orten preiſen; gedenkt doch aber auch in ſolcher Stunde Euers Vetters Lother, der in Euerm Thurm gefangen liegt. Er iſt Euer nächſter Anverwandter, und wenn es nach dem Recht geht, ſo muß er Kaiſer zu Rom werden. Ich habe gehört, Euer Kammerknecht habe ihn ſehr betrübt, um eines Rockes willen; Ihr ſolltet billig das nicht zugeben, gnädiger Herr, daß er nun ſo erbärmlich verderbe. Mein Rath iſt, Ihr ſchickt ihm gute Speiſe und Trank, laßt ihm ſagen, er ſolle gutes Muthes ſein, ſeine Sache würde noch wohl beſſer werden, Ihr würdet Euch mit ihm ausſöhnen. Es wäre auch wohl gut, Ihr ſchicktet die Lautenſpielerin zu ihm in den Thurm, vielleicht, daß ſie ihn ergetzt, und er wieder Muth faßt; ich weiß gewiß, er wird es Euch danken. — Es mag ſein, ſagte der König, und rief einen ſeiner Diener. Nimm Speiſe und Wein, ſagte er, trage es meinem Vetter in den Thurm. Dann befahl er auch Zormerin, ſie ſollte ihre Laute nehmen und mit dem Diener gehen zu einem Gefangenen in den Thurm, dem ſollte ſie auf ihrer Laute vorſpielen, und ihn ergetzen. Ich will Euch eine gute Gabe dafür geben, ſprach er. — Herr, was Ihr mir gebietet, das thue ich ſehr gern, ſagte Zormerin, und daran ſagte ſie gewiß die Wahrheit; denn keine noch ſo große Gabe hätte ſie froher machen können, als daß ſie den geliebten Gemahl ſehen ſollte. Ihr Herz klopfte ſehr vor großer Freude und Erwartung; ſo auch dem treuen Maller, der ſich nur fürchtete, man möchte ihnen die große Freude anmerken.

Sie gingen mit dem Kammerdiener, der die Speiſen trug; als ſie in den Thurm kamen, fanden ſie Lother ſehr krank auf dem Bette liegend. — Nehmt die Speiſen wieder mit hinaus, ſprach er, ich mag weder eſſen noch trinken. Hat König Otto mir dieſe Spielleute aus Spott geſchickt? Er weiß es ſehr gut, daß mich dieß nicht ergetzen wird. Geht wieder hinaus mit Euerm Spiel, gute Frau, mich wird es nicht ergetzen. Zormerin ſagte darauf zu dem Kammerdiener und dem Thurmhüter: Lieben Freunde,

geht Ihr nur hinaus, und ſchließt mich hier ein bei dem Herrn; ich will ſo ſüß ſpielen, daß es ihn doch ergetzen ſoll, dazu will ich ihm ſo ſüße Worte ſagen, daß er mit Freuden jeden Heller mit mir theilen ſoll. Ueber dieſe Rede lachten der Kammerdiener und der Thurmhüter, ſie meinten, Zormerin ſei eine Corinne. — Lother war erſtaunt, als er ſie reden hörte, doch konnte er weder ſie noch Maller erkennen. Zormerin fing an zu ſpielen, der Diener ging hinaus ſammt dem Thurmhüter, und ließ die Beiden allein bei dem Gefangnen. Als Zormerin überzeugt war, daß die Beiden weit genug entfernt, und alle Riegel und Schlöſſer zu waren, da fiel ſie Lothern um den Hals, und weinte, und küßte ihn wohl tauſendmahl. O Lother, kennſt Du Deine treue Zormerin nicht? Hier iſt auch Maller, Dein Geſelle; um Dich zu ſehen, haben wir uns ſo verkleidet. Lother fing gar heiß zu weinen an, als er ſie erkannte, und drückte beide an ſein Herz, umarmte und küßte ſie unzähligemahl. Küſſet mich, lieber Herr, ſagte Maller, denn ich habe Euch lieber, als alle Eure Freunde Euch haben. Euer Vater iſt todt, und Euer Bruder Ludwig iſt zum König gekrönt; dieſer folgt aber Euern verrätheriſchen Feinden, ſo daß Ihr bei ihm keinen Troſt ſuchen dürft. Es kümmert ihn gar nicht, daß Ihr hier gefangen liegt. Eure Hausfrau und ich, wir waren zu Paris, und da ich ſo üblen Troſt von Euerm Bruder erhielt, ſo habe ich ſie hierhergeführt, damit wir erführen, wie es mit Euch ſteht, ob Ihr todt oder lebendig ſeid. Dann will ich ſie nach Konſtantinopel zum König Orſchier führen, wir wollen mit ihm reden, daß er Pavia belagere, und Otto verderbe; König Orſchier muß Euch helfen, wenn er bedenkt, wie Ihr ihn gegen die Heiden unterſtützet. Und nun, lieber Herr, wißt Ihr nichts von Scheidechin, meiner Hausfrau? Iſt ſie todt oder lebt ſie? — Lieber Geſelle, ſie iſt nicht todt, ſie ward mit andern gefangen, und in eine andre Stadt geführt, dort iſt ſie wohl noch. Zormerin, Du geliebtes Weib, wir haben in unſrer Ehe wenig Freude gehabt; möchte Gott uns aus dieſer Betrübniß helfen! — Und nun weinten ſie Beide heftig, und jammerten ſehr. Maller verſuchte ſie zu tröſten: Ihr habt Unrecht, ſagte er, daß Ihr Euch ſo übel gehabt, iſt es Gottes Wille, ſo mag er Euer

Leid bald in Freude verkehren. Ich wollte nur, daß ich Scheidechin, mein liebes Weib, bei mir hätte, ich wollte mich recht wohl mit ihr ergetzen. Ihr solltet Euer Leid billig vergessen, weil Ihr beisammen seid. Ich will ein wenig in das Kämmerlein gehen, und Euch allein lassen, denn ich gehöre nicht zu Euch in Euern heimlichen Rath. — Geselle, sagte Lother, gebenedeit sei die, welche Dich trug; dieß Wort hieß Gott Dich reden!

Sie waren so lang beisammen, bis sie den Thurmhüter kommen hörten, der die Thüre aufriegelte, da mußten Lother und Zormerin mit betrübtem Herzen scheiden. Lother küßte Maller auf den Mund; gehab Dich wohl, getreuer Geselle, arbeite nach besten Kräften, daß ich aus dem Gefängnisse komme. — Ja Herr, mein Herz wird nimmer froh, Ihr seid dann aus der Gefangenschaft, und arbeiten will ich so viel als möglich, das schwöre ich Euch bei allen Heiligen. — Nun kam der Thurmhüter, und hieß sie hinausgehen. Zormerin konnte fast sich nicht entschließen, auch ihre Thränen kaum zurückhalten, sehr weh that ihr das Herz, als sie nun hinaus ging und Lothern zurücklassen mußte. — König Otto ließ Mallern ganz neu kleiden, und Zormerin einen goldnen, reich mit Perlen gestickten Gürtel geben; behielt sie dann noch drei Tage an seinem Hof, und ließ es ihnen wohl gehen; dann nahmen sie Urlaub vom König Otto und gingen aus der Stadt Pavia wieder hinaus. Als sie auf das Feld hinaus gekommen waren, da dankten sie Gott, daß sie nicht erkannt worden und ihren geliebten Herrn gesehen hatten, und empfahlen sich und ihn ferner in den Schutz des allmächtigen Gottes.

Siebzehntes Kapitel.

Sie kamen nun nach Konstantinopel und gingen sogleich in den Pallast vor König Orschier. Als Zormerin ihren Vater sah, konnte sie vor Thränen kein einziges Wort sprechen. Orschier sah sie an, konnte sie lange nicht erkennen, endlich erkannte er sie. Geliebte Tochter, wo kommst Du her? kaum daß ich Dich

wieder erkannte! Wer ſah je eine Königin in dieſem Zuſtande? Verflucht ſei die Stunde, da ich Euch Lothern gegeben! — Da ſprach Maller: Davon ſchweigt, Herr, Ihr habt ſie dem frömmſten Ritter gegeben, der auf Erden lebt; und dazu iſt er ſo wohlgeboren, als nie einer aus Euerm Geſchlechte geboren ward! Ich bitte Euch, Ihr wollet gedenken der großen Treue, die er Euch bewieſen hat; Ihr wißt wohl, daß, hätte er nach Gott nicht gethan, ſo hätten die Heiden Euch ganz und gar verderbt. Könntet Ihr ſeine Treue vergeſſen, Ihr thätet fürwahr groß Unrecht. — Und nun fing er an, und erzählte dem König Orſchier alles, wie es ihnen ergangen, und wie Lother nun durch die Verrätherei des Otto gefangen in einem Thurm zu Pavia liege; auch wie König Ludwig in Frankreich böſem Rath folge, und ſeinem Bruder nicht helfen wolle. — Gedenket, edler König, ſprach er, wie die Heiden Euch gefangen hatten, und wie mein Herr, Lother, Euch wieder befreite, erbarmt Euch alſo über meinen Herrn, und kommt ihm zu Troſt und zu Hülfe. — Darauf antwortete König Orſchier: Ich höre ja von Euch, daß ſein leiblicher Bruder von ihm abſtehet, warum ſollt' ich ihm dann beiſtehen? warum ſollte ich meinem Lande einen ſo ſchweren Krieg zuziehen? Ich würde ein Geſpötte der Welt, wenn ich nicht gewinne, welches doch wohl ſein kann. Da ſei Gott vor, daß ich ſolches thue. Meine Tochter will ich beſſer verſorgen, Lothern ſoll ſie nimmermehr wiederſehen, ich will wohl einen reichern Fürſten für ſie finden, als Lother iſt. — König, rief Maller, nimmer werde ich wieder Dein Freund! Wo ich Dir je ſchaden kann, da will ich es ſicher nicht unterlaſſen, ſondern Dir ſchaden, wo ich kann. Ich ſchwöre Dir ewige Feindſchaft und kündige Dir Fehde an! — Hiermit ſtand er auf und ging ſtracks hinaus.

Da ging er zu Zormerin, die ſaß trauernd in ihrer Kammer und vergoß viel tauſend Thränen; auch ſie hatte ihren Vater für Lothern gebeten, aber alles war umſonſt. — Was ſollen wir nun thun, lieber Maller? rief ſie weinend. — Ich gehe jetzt zu meinem Vater, ſprach Maller, um ihn um Hülfe für Lother zu bitten, dieß iſt das letzte, was ich zu thun weiß. — Thut ſo, lieber Maller, ich will Euch ein gutes Roß geben und einen Man-

telsack voll Gold. — Gott wird es Euch vergelten, edle Frau! Nun bitte ich Euch, bleibt feſt und getreu. — An mir ſoll es nicht fehlen; doch ich werde wohl nicht lange mehr leben, denn ich beſorge ſehr, Lother kömmt nimmer wieder los. — Maller weinte, als er ſie ſo traurig reden hörte, und nahm Urlaub von ihr; ſie ließ ihm das beſte Pferd aus dem Stalle geben, und er ritt ſogleich zur Stadt hinaus.

Maller war herzlich betrübt. Nimmer, ſprach er, als er auf das Feld hinauskam, nein, nimmer will ich raſten, bis ich Euch, theurer Herr, erlöst habe. Er wollte jetzt zu ſeinen Eltern reiſen, die er in vielen Jahren nicht geſehen hatte. Er ward als ein Kind von Ogier von Dänemark auf dem Waſſer gefunden, als dieſer hinaus gegangen war, mit dem Falken Enten zu beitzen; davon erhielt er den Nahmen Maller, der in wälſcher Sprache ſo viel bedeutet, als Enterich im Deutſchen. Ogier von Dänemark gab das Kind an König Karl von Frankreich; dieſer hatte erfahren, wie der König Galyen ſein Kind verloren hätte; er dachte alſo, wie dieſes dasſelbe verlorne Kind ſein müſſe, und ſchickte es dem König Galyen wieder zu. Dieſer erzog den Sohn bis zu dem Alter, da er dienen konnte, und ſchickte ihn dann dem König Karl wieder zu; dort blieb er, bis er wohl zwei und zwanzig Jahre alt war, dann ging er mit Lother nach Konſtantinopel, und während dieſer ganzen Zeit hatte er ſeine Eltern nicht wieder geſehen.

Maller kam auf ſeiner Reiſe durch eine Reichsſtadt. Er war zwar wohl gewaffnet, hatte aber kein Wappen auf ſeinem Schild; da er alſo in der Reichsſtadt ankam, da ritt er gleich vor eines Mahlers Haus und ließ ſich ein Wappen mahlen, nähmlich drei goldne Jungfrauenköpfe im blauen Felde, über den Köpfen ein Leopard, und mitten in dem Schilde einen halben Löwen. Als es fertig gemahlt war, bezahlte Maller es reichlich und ritt weiter bis nach der Champagne. Hier kam er an eine große Stadt, mit einer ſchönen Burg, er wußte aber nicht, wem ſie angehörte. Indem er ſich beſann, begegnete ihm ein Bote mit Briefen; dieſen redete er höflich an, und fragte ihn um den Nahmen der Stadt und ihres Herrn. Herr, erwiederte der Bote, dieſe Stadt heißt die Neu-

ſtadt und gehört dem König Galyen, dem Wiederherſteller, zu. Dieſer Antwort ward Maller ſehr froh, und fragte den Boten noch mehr: Wo willſt Du hingehen, lieber Freund? — Nicht weit von hier, edler Herr, dort in das Schloß ſoll ich zehn Werkmeiſter hohlen, daß ſie morgen in der Neuenſtadt Fenſter machen, und alles rüſten zu dem großen Turnier, welches in der Neuenſtadt ſoll gehalten werden. — Was für ein Turnier ſoll denn gehalten werden? — Herr, König Anſys Tochter von Hispanien, die ſoll dem Sohn des Königs Galyen, Otger, vermählt werden. Wer den Dank bei dem Spiele verdient, der ſoll ein ſchönes Roß haben, deſſen Sattel von Gold und die Satteldecke mit Perlen geſtickt iſt, ein köſtlicherer Dank ward nie geſehen. Da wird man nun prüfen die Blume der Ritterſchaft; Herolden und Spielleuten ſoll auch große Gabe verehrt werden. Ein Mann mag wohl fröhlich turnieren um ſchöner Frauen willen, denn die Jungfrau, König Anſys Tochter von Hispanien, iſt ſo ſchön, als man nicht leicht in der Welt eine Schönheit findet.

Maller verließ den Boten und ritt weiter gegen die Stadt; er nahm ſich vor, ſich nicht eher ſeinen Eltern zu erkennen zu geben, bis er zehn der ſtärkſten Ritter turniert hätte. Dann befahl er ſich Gott, ſeiner heiligen Mutter und St. Julian; dieſer iſt ein Heiliger, den man anzurufen pflegt, daß einem Gott gute Herberge beſchere.

Als er in die Stadt einritt, da ſah er viel edle Herren, Ritter und Knappen, auch viel ſchöne Frauen. Dabei ertönten ihm allenthalben Pfeifen, Poſaunen und mancherlei Saitenſpiel entgegen. Ewiger Gott, ſprach da Maller, wie iſt eines armen Mannes Leben doch unglücklich, jetzt habe ich dieß erfahren; wie muß ſich einer quälen, der keinen Reichthum hat, während der Reiche ſich das Leben ſo trefflich ſchmücken kann. O Gott, wie iſt dieß alles ſo nichtig! Wäre nicht Lother, mein Herr, und mein geliebtes Weib Scheidechin, die ich ſo gern aus dem Gefängniß befreiete, ſo verließ ich die weltliche Ehre und alle ihre Luſt und Freude, ginge einſam in einen Wald, da möchte ich Gott dienen, denn nur dann wäre ich unvergänglicher Freude gewiß. —

Er ritt weiter in die Stadt hinein und bat an vielen Orten um Herberge, aber jedermann ſpottete ſeiner und hieß ihn weiter gehen. Da lachte er in ſeinem Herzen, denn er wußte wohl, hätte er ſich zu erkennen gegeben, er würde allenthalben Herberge gefunden haben. Endlich ward er in eines reichen Kaufmanns Hauſe aufgenommen. Hier ſah er, wie jeder, der in dem Hauſe herbergte, ſeinen Helm vor das Fenſter geſtellt hatte, er bat alſo ſeinen Wirth, er möchte dafür ſorgen, daß auch ſein Helm an ein Fenſter aufgehängt würde, damit man ſehen möge, daß er mit turnieren wollte, und verſprach dem Wirthe zehn Gulden dafür. Der Wirth war des Geldes begierig, und befahl ſeinem Knechte, er ſolle den Helm an ein Fenſter aufhängen. Maller gab dem Knechte einen Gulden, dafür ihm dieſer dankte, und wie im Spotte hinzufügte: Ich will es Euch beſorgen, wenn Ihr mir verſprechen wollt, mich zum Ritter zu ſchlagen, wenn Ihr morgen den Dank verdient, denn ich habe ſchon lange begehrt, Ritter zu werden. Maller antwortete lachend: Mehr als Du verlangſt, ſollſt Du von mir haben. Der Knecht nahm den Helm und hing ihn ſpottweiſe höher als alle anderen Helme auf, damit er recht in die Augen fiele. Und ſo verſpottete der Knecht ihn auf alle Weiſe, und bei allem, was Maller von ihm verlangte; denn er hielt ihn für einen gar armſeligen Ritter, der auf Abentheuer herumzieht, um etwas zu gewinnen. Maller lachte aber des Knechts, und wußte ihn ſo zu gewinnen, daß er ſowohl als der Wirth ihm alles zu Liebe thaten, was er verlangte.

Maller ging hierauf in der Stadt umher ſpazieren und kam auch vor den Pallaſt; hier begegnete er Otger, ſeinem Bruder, mit ihm ging ſein Vater, König Anſys, und der Baſtard von Cüneber, König Anſys Sohn. Als Maller die Fürſten alle kommen ſah, fragte er einen Diener, wer ſie wären, und da er ſeinen Vater nennen hörte, da traten ihm Thränen in die Augen. Die Fürſten machten Otger auf Maller aufmerkſam, weil er ihm vollkommen ähnlich ſah. König Galyen, ſein Vater, kam auf ihn zu, da verneigte Maller ſich ehrerbietig. Sage mir, lieber Geſelle, ſprach der König, wo kömmſt Du her? — Herr, antwortete Maller, das ſollt Ihr morgen wohl gewahr werden, wenn man turnieren

wird. Ich bin ein armer Geſelle, ſuche Abentheuer, und bin hergekommen, den Dank zu verdienen; verdiene ich ihn aber, ſo ſoll Gott den verdammen, der ihn mir ſtreitig machen wird. — König Galyen lachte und wandte ſich wieder zu den Fürſten. Welch ein närriſcher junger Menſch iſt dieß, ſprach er, wornach ich ihn fragte, darauf antwortete er nicht, und ſagte mir dafür allerlei thörichte Dinge.

Darauf begegnete Maller ſeiner Mutter; da wallte ſein Blut ihm heftiger in den Adern, er wußte nicht, ſollte er ſie anreden und ſich ihr zu erkennen geben, oder nicht; doch beſann er ſich auf ſeinen Schwur, er wolle ſich nicht eher zu erkennen geben, er habe dann gegen die tapferſten und berühmteſten Ritter geſtochen.

Die Herren und Damen fingen nun einen ſchönen Tanz an; da nahm Maller die ſchönſte Frau aus der Reihe, und tanzte mit ihr ſo ſchön, und ſprang ſo leicht mit ihr, wie ein Vögelchen, ſo daß alle Frauen ihn liebgewannen, und auch die Ritter ſprachen: Welch ein ſchöner Jüngling iſt dieß, alles, was er thut, ſteht ihm wohl an.

Achtzehntes Kapitel.

Den andern Morgen früh legte Maller eine ſchöne Rüſtung an, die er von Zormerin bekommen hatte, und ritt auf den Platz vor dem Pallaſt, wo das Stechen ſollte gehalten werden; der Knecht aus der Herberge, Gernier genannt, begleitete ihn als ſein Knappe. Zuerſt ſah Maller, wie ſein Bruder mit König Anſys Tochter zuſammengegeben wurde; ſobald dieß geſchehen war, begab ſich ein jeder hin zu turnieren. Zehn Fürſten hielten auf dem Rennplatz, um gegen jedermann zu ſtechen, der es verlangen würde. Die Frauen gingen auf ein ſchönes Gerüſt, welches eigentlich dazu verfertigt war. Ihrer waren wohl dreihundert an der Zahl; Roſemunde, Mallers Mutter, ſaß in der Mitte bei König Anſys Tochter, und die Frauen von beiden Seiten um ſie her. Vortreff-

liche Schönheit, Anmuth und Zierde war genug da zu ſehen; aber auch genug Hoffart und Uebermuth. Mancher ſchöne Ritter hatte ſeine Liebſte dort, und manche Frau, die von Herzen wünſchte, ihr Mann möchte nicht lebendig aus dem Turniere kommen.

Maller ritt hin zu den Leuten, welche die Speere austheilten, und verlangte auch einen Speer. Als ſie ihn aber nur von einem einzigen Knechte begleitet ſahen, da ſprachen ſie: Wer ſeid Ihr? wo kommt Ihr her? weß Landes? waren Eure Wappen zur Schau geſtellt? — Sie ſind zur Schau geſtellt worden, mein Knecht wird es bezeugen. — Man wollte es ihm dennoch nicht glauben, als zwei Herolde, welche zufällig dabei ſtanden, darauf ſchwuren, das Wappen den Tag vorher zur Schau geſtellt geſehen zu haben. Nun erſt bekam Maller einen Speer. Er führte ganz ſeines Vaters Wappen, bis auf den halben Löwen, dieſen hatte er dazuſetzen laſſen. Als er nun in die Schranken einritt, wunderte ſich ein jeder über dieſes Wappen; ſelbſt der alte König Galyen war erſtaunt, woher der Fremde dieß Wappen habe. Da Maller nun in die Schranken ritt, und vor dem Könige vorbei kam, neigte er ſich höflich und ehrerbietig vor ihm. Der König dankte ihm freundlich und redete ihn an: Ich wundere mich des Wappens, das Du führſt, Geſelle, denn es iſt ganz mein Wappen, ausgenommen den halben Löwen. Drum ſage mir, wo haſt Du es her? — Herr, ich habe mir das Wappen nach meinem Willen mahlen laſſen; nicht Euch damit zu kränken, ſondern Euch zu ehren und zu preiſen; darum bitte ich Euch, daß Ihr mir vergönnt, damit zu ſtechen. — Was, rief einer von den Rittern, Du übermüthiger Lecker, wie darfſt Du Dich unterſtehen, des Königs Wappen zu führen? Macht nicht ſo viel Worte, entgegnete Maller, und erzürnt Euch nicht ſo ſehr, ich bitte Euch gar ſehr darum! Bringt mir einen Eurer tapferſten Geſellen, ich will dieß Wappen an ihm bewähren! — König Galyen mußte lachen über des Mallers kecke Rede. Geſelle, ſprach er, dieß Wappen ſoll Dir zu führen erlaubt ſein, unter der Bedingung, daß Du gegen einen Ritter ſtichſt, den ich Dir zuſchicken will, und machſt Du dem Wappen alsdann keine Ehre, ſo will ich Dir ſo mitſpielen, daß alles dem Wappen verkehrt werde, das oberſte ſoll zu unterſt kom-

men. — Das geſchehe, Herr, erwiederte Maller; doch habe ich zuvor noch ein Begehren, das Ihr mir gnädigſt zuſagen möchtet. — Es ſei Dir gewährt, was iſt Dein Begehren? — Man hat ausgerufen, daß man vier Lanzen brechen müſſe, ehe man den Dank verdient, ich bitte mir aus, acht Lanzen brechen zu dürfen. — Der König, nachdem er eingewilligt, ritt fort und ließ ſich waffnen. Er legte eine unbekannte Rüſtung an, als ein fremder Ritter, zog in die Schranken, und begehrte gegen Maller zu ſtechen, der auch gleich dazu bereit war. Sie rannten beide gegeneinander, Maller aber traf ſeinen Vater grade an das Viſier an ſeinem Helm, ſo daß ihm der Helm vom Kopfe fiel und ſeine Lanze dabei zerbrach. Der König mußte fallen, er mochte wollen oder nicht. Da liefen mehr dann hundert hinzu, den König wieder aufzuheben; Maller konnte vor den Leuten nicht erkennen, daß es ſein Vater ſelber geweſen, den er heruntergeſtochen, er wäre ſonſt gewiß niedergekniet und hätte ihn um Gnade und Verzeihung geflehet. Man trug den König hinweg in ſeinen Pallaſt, hier ließ er ſich entwaffnen und einen Becher mit Wein reichen, den trank er aus, dann ſetzte er ſich wieder zu Pferde und ſagte zum Baſtard von Cüneber: Ich bitte Euch, brecht gegen den Abentheurer ein paar Speere. Wo Ihr ihn niederſtecht, will ich Euch alsdann reich beſchenken. — Der König erwählte den Baſtard dazu, weil er ſehr groß und ſtark und tapfer war. Er rannte auch ſogleich gegen Maller, und ward von ihm, ſo wie der König, niedergeſtoſſen, indem er ihn in das Viſier traf, dabei fiel das Pferd dem Baſtard ſo hart auf, daß ihm ein Bein zerbrach. Er ſchrie ſo entſetzlich vor Schmerz bei dem Falle, daß alle, die es hörten, glaubten, er würde ſterben. König Anſys ließ ſeinen Sohn von der Stechbahn tragen, und alle Fürſten betrübten ſich um ihn. Da rief König Galyen einen frommen Grafen, der ſchon in vierzehn Schlachten das Panier vor dem Könige getragen hatte. Graf Richard, lieber Neffe, ſprach Galyen, ich bitte Euch, brecht eine Lanze mit dem Abentheurer. Herr, antwortete der Graf, mich dünkt, es iſt heute kein guter Stern, gegen den Abentheurer zu ſtechen, ich will bis morgen warten. — Geon, König Anſys älteſter Sohn, winkte nun Mallern mit der Hand, und Maller

war auch gleich bereit; er wäre lieber gleich geſtorben, als an dieſem Tage den Dank nicht zu gewinnen, weil er dann hoffte, ſich von ſeinen Eltern und Freunden deſto lieber als den Ihrigen erkannt zu ſehen, und deſto eher auf Hülfe für Lother zählen zu dürfen. Denn ſeinen Freund hatte er beſtändig im Sinne und vergaß ihn nicht einen Augenblick bei allem, was er that. Maller ſtach auch den Geon hinunter, daß er mit einem Fuß im Steigbügel hängen blieb, und ſo ward er vom Pferde in der Bahn herumgeſchleift. Es entſtand ein Getümmel und Geſchrei unter dem Volke bei dieſem Anblick, als ob die Erde bebte. Da ritt ſein Bruder Otger zu ihm, und bat ihn, eine Lanze mit ihm zu brechen. Das geſchieht nimmermehr, entgegnete Maller, ich wollte um alles in der Welt nicht gegen Euch rennen; mich ſelber halte ich für ſehr geringe, und achte mich keinesweges, aber Eurentwegen thäte es mir ſehr leid, Euer Vater und Mutter und Eure Braut, die möchten mich wohl verfluchen, wenn ich Euch herunter ſtäche, darum renne ich nicht gegen Euch. Bei meiner Treue, ſprach Otger, Ihr ſeid ein ſehr tugendhafter Ritter; wollt Ihr bei meinem Vater und bei mir hier bleiben, ſo wollen wir Euch gut halten. — Ich danke Euch ſehr, erwiederte Maller, es möchte ſich vielleicht thun laſſen, wenn ich einen guten Herrn fände, ſo diente ich ihm wohl. Darauf ritt Otger wieder fort.

Maller brach die acht Speere gar ritterlich und mit ſchönen Turnieren; obgleich er bei dem vierten ſchon den Dank verdient hätte, und die Herolde ſchon anfingen, ſein Lob und ſeinen Sieg mit vielen ſchönen Worten auszurufen, ſo ließ er es doch nicht dabei bewenden, bis er ſeine acht Speere alleſammt gebrochen und acht Ritter damit heruntergeſtochen hatte. König Galyen befahl ſeinen Pfeifern und Spielleuten, den Maller nach ſeiner Herberge zu geleiten, und auch die Herolde zogen mit ſchönen Geſängen voraus; da ließ Maller eine ſchöne Mahlzeit zubereiten von Geflügel, Fiſch und Wildpret, auch Wein genug, und bewirthete alle, die da kommen wollten.

Unterdeſſen er in ſeiner Herberge für ſeine Gäſte alles bereitete, kam König Galyen und brachte den Dank zu ihm in die Herberge. Es war ein vortreffliches Roß, darauf lag ein goldner

Sattel, die Steigbügel waren von seidnem Gewebe, mit Edelsteinen und Perlen wohl verziert. Zwo Königinnen führten es, die eine war die schöne Rosemunde, Mallers Mutter, und die andere König Ansys Tochter. König Ansys selber, König Galyen und sein Sohn, Otger, und viele andere Fürsten kamen mit und folgten dem Roß, so wie auch viel schöne Frauen und die beste Ritterschaft folgte. Auf dem Rosse saß ein kleiner Edelknabe, der war mit seidnem Gewand wohl gekleidet und mit köstlichen Kleinodien geziert; auf dem Kopfe trug er einen goldnen Kranz, der war mit Edelsteinen reich besetzt; auch die beiden Königinnen, welche das Roß führten, waren mit goldnen Kronen auf's herrlichste geschmückt und mit reichen Gewändern gekleidet. In so schöner Ordnung, und mit so herrlichem Gefolge, gingen sie durch die Stadt, bis nach Mallers Herberge. Als Maller sie kommen sah, ward sein Herz froh und er dankte Gott im Stillen.

König Galyen sprach: Herr, empfanget diesen Dank, Ihr habt ihn mit Eurer ritterlichen Tugend wohl verdient. — Habe ich den Dank verdient, entgegnete Maller, so verdanke ich es Gott, der mir die Kraft dazu verliehen, und dann den schönen Frauen, die mir im Sinne lagen. Darauf nahm er den Becher, gab seinem Vater zu trinken, dann seiner Mutter, und dann seinem Großvater, gleichfalls Galyen genannt, dann seinem Bruder Otger. Das nahm König Ansys übel, daß er den Vieren vor ihm zu trinken gab, er glaubte verschmähet zu sein, kehrte sich um und wollte hinausgehen. Edler König, rief Maller, laßt es Euch nicht verdrießen, daß ich den Vieren habe zuerst zu trinken gereicht: denn der Erste, dem ich gab, das war der, der mich erzeugte; die Zweite die, welche mich getragen; dann gab ich meinem Ahnherrn, von dem mein Vater und ich abstamme, und dann meinem Bruder. Mit diesen Worten fiel er seinem Vater um den Hals, drückte und küßte ihn, dann umarmte er seine Mutter auch und rief: Sehet Euern Sohn Maller, den König Karl von Frankreich erzogen! Da war die Freude gar groß, Maller wurde von Allen willkommen geheißen, und sehr geliebkost von allen Verwandten und Freunden. Der Knecht Gernier drang durch das Volk, fiel Mallern zu Füßen und bat ihn um Verzeihung,

daß er seinen Scherz mit ihm getrieben und ihn verspottet hatte. Du hast mir wohl gedient, sprach Maller, ich will Dich dafür lohnen. Er schlug ihn zum Ritter, und gab ihm ein Land nebst großem Gut. Dem Wirth gab er das Roß nebst den Schätzen, welche er zum Dank erhalten, bat ihn, daß er zu Gott flehe, daß er ihm in seinem Vorhaben beistände; dieß versprach auch der Wirth, und darauf lud Maller ihn und seine Frau zur Tafel ein, und sie begaben sich allesammt nach dem Pallast, wo die Tische mit vortrefflichen Speisen schon bereitet standen. Ehe sie sich aber zu Tische setzten, trug Maller noch sein Begehren vor, und bat um Hülfe für Lothern und für seine Hausfrau Scheidechin, erzählte auch alles, was ihnen begegnet, und die Verrätherei des falschen Otto. Ich gehe nicht eher zu Tische, will mich nicht eher ergetzen, nicht ruhen oder rasten, bis ich Hülfe gefunden für meinen Herrn, Lother, und für meine Hausfrau. — Lieber Sohn, rief Mallers Ahnherr, ich werde Dich nicht verlassen! Auch ich nicht, sprach Galyen, ich helfe Dir mit fünfzehntausend Gewaffneten. Auch ich, lieber Bruder, rief Otger, helfe Dir nach bestem Vermögen. Und ich nicht minder, sagte König Anshys, ich will Lother, meinen Anverwandten, nicht in Noth stecken lassen. Da war Mallers Herz hoch erfreut, er dankte allen und umarmte sie; dann fiel er vor seinem Vater auf die Knie nieder und bat ihn um Verzeihung, daß er wider ihn hatte gestochen. Das verzieh ihm sein Vater willig und segnete seine ritterliche Kraft. Rosemunde konnte nicht aufhören, ihn zu liebkosen, zu herzen und zu küssen, sie war voller Freude, einen so tapfern Sohn zu haben; und Alle setzten sich fröhlich und voll Freude an die Tafel nieder, wo sie vergnügt aßen und tranken und mit einander kosten, bis Otger mit seiner Braut sich schlafen legte.

Des andern Tages schrieben die Fürsten sogleich die Briefe und schickten sie nach allen ihren Ländern, daß jeder, der waffenfähig wäre, sich rüste, und daß jeder sich zu ihnen versammle. Maller blieb dabei und trieb sie an, daß alles desto eher in Ordnung kam und alles auf das baldeste zum Zuge bereit war.

Neunzehntes Kapitel.

Unterdessen hatte Otto erfahren, daß Zormerin wieder in Konstantinopel bei ihrem Vater lebte; er schickte also eine sehr große Gesandtschaft zum König Orschier und ließ ihm entbieten, Lother von Frankreich sei todt, und wenn er seine Tochter Zormerin nun dem Könige Otto zur Frau geben wollte, so würde dieser einen Bund mit ihm schließen, und ihm mit aller Macht gegen die Heiden zu Hülfe kommen, und wenn Zormerin einen Sohn von ihm bekäme, so sollte dieser das ganze Königreich Lombardei erben.

König Orschier war mit diesem Vorschlag wohl zufrieden, nahm die Gesandten sehr wohl auf, und sandte sogleich nach König Otto. Dieser kam auch sogleich mit herrlichem Gefolge und mit solchem Reichthum, daß jedermann darüber sich verwunderte.

Zormerin war ganz in Verzweiflung, als ihr die Sache gemeldet ward; sie raufte ihr Haar aus, und zerschlug mit ihrer Hand das schöne Gesicht und den weißen Busen. O weh mir armen, elenden Frau, schrie sie; will mir denn Gott nicht aus dieser Noth helfen? O Maria, Mutter Gottes, Du reine Jungfrau, rette mich, daß ich nicht muß meinen Leib dem falschen Verräther hingeben, und meine Seele in Verdammniß komme! So schrie sie, betete und weinte gar jämmerlich. Synoglar, welche sich unter ihren Frauen bei ihr hielt, und sie sehr liebte, suchte sie zu trösten mit Liebe und sanften Worten, aber sie vermochte es nicht. Zormerin blieb untröstlich, und als König Orschier zu ihr schickte und ihr sagen ließ, daß sie vor König Otto kommen sollte, da ließ sie ihm zurücksagen, sie wäre sehr krank und könnte nicht erscheinen; legte sich auch wirklich in's Bette, denn sie fühlte sich sehr elend; nahm sich aber da im Herzen vor, wenn sie sollte zur Ehe mit Otto gezwungen werden, so wolle sie ihn tödten, und sollte sie darum auch ihr Leben verlieren. Darauf rief sie Synoglar zu sich und sagte: Synoglar, ich möchte Dir wohl einen Einfall vertrauen, den ich habe, und zu dessen Ausführung Du mir helfen mußt, wenn Du mir versprichst, mir treu zu

ſein und verſchwiegen. — Redet, geliebtes Fräulein, erwiederte Synoglar, ſo helfe Gott mir und ſeine Mutter, als ich Euch treulich will helfen; wollte Gott, Ihr hättet etwas gefunden, wodurch wir Euern Gemahl aus dem Gefängniß erlösten, denn nimmermehr glaube ich dem Schalk Otto, daß Lother todt ſei. — Das iſt es eben, fiel Zormerin ein, worin Du mir helfen ſollſt. Geh hin, und rufe mir Otto her, ſag ihm, ich ſei zwar krank, aber nicht ſo ſehr, daß ich ihn nicht gern ſprechen ſollte, denn ich liebte ihn heimlich, und die Liebe zu ihm verzehre mich ganz. Suche ihn von meiner Liebe ganz zu bereden, daß er ſie feſt glaubt und mit Zuverſicht zu mir kömmt; ich will ihm dann mit Liſt ſeinen Siegelring zu entwenden ſuchen, mit dieſem einen Brief unterſiegeln, den ich in ſeinem Nahmen an ſeinen Burgvogt zu Pavia ſchreiben will; darein will ich ſetzen, er ſolle ſogleich Lother und die andern Gefangenen frei hinausgehen laſſen. Ihr, Synoglar, müßt der Bote ſein und den Brief dem Burgvogt nach Pavia bringen; habt Ihr dann Lother erſt heraus in's freie Feld, dann ſagt ihm die Wahrheit von allem, und gebt Euch ihm zu erkennen. — O geliebtes Fräulein, rief Synoglar, welch eine treffliche Erfindung habt Ihr erſonnen! Ich will auch ſogleich hingehen und es in's Werk richten. — Sie eilte zu Otto und richtete ihren Auftrag auf's Beſte aus. Eure unglückliche Flucht und Gefangenſchaft, redete ſie ſchmeichelnd zu ihm, und Lothers Sieg war Schuld, daß Zormerin ihrem Vater gehorchen und Lothern heirathen mußte; aber ſie liebte ihn nie und liebte immer nur Euch, Herr Otto. — Otto ließ ſich von dieſen Reden bethören und glaubte ihnen, denn er bildete ſich ein, den Frauen wohl zu gefallen, und folgte der liſtigen Synoglar in Zormerins Zimmer. Hier begegnete ihm das böſe Vorzeichen, daß er über die Schwelle ſtolperte, und der Länge nach auf ſeinen Bauch ſo hart in das Zimmer hineinfiel, daß die Erde davon erdröhnte. Er ſtand beſchämt wieder auf; Synoglar konnte ſich des lauten Lachens kaum enthalten; Zormerin aber wünſchte im Stillen, daß er den Hals gebrochen hätte.

Darauf that ſie ſich Gewalt an und rief ihn mit freundlicher Stimme zu ſich, bat ihn auch ſchmeichelnd, daß er ſich zu

ihr auf's Bett ſetzen möchte. Er war ganz blind vor verliebtem Eifer, ſetzte ſich zu ihr, und indem ſie ihm von ihrer Liebe zu ihm klagte, und gar freundlich und lieblich mit ihm koste, er auch nicht wußte, vor großer Freude, wie ihm geſchah, da griff ſie nach einem ſeidnen Beutel, der an ſeinem Gürtel hing. Herr, fing ſie an, was habt Ihr in dieſem Beutel? Sind es ſchöne Ringlein, ſo wollte ich wohl eins davon haben, ich trüge es dann Euch zu Lieb an meiner Hand. — Nehmet daraus, ſchöne Zormerin, was Euch gefällt, ſprach der entzückte Otto. — Da ſuchte ſie lang in dem Beutel und zog ein kleines Ringlein heraus, das ſie ſich an den Finger ſteckte, zugleich aber ſtahl ſie ihm den Siegelring, ohne daß er es merkte, indem er ſie unverwandt mit ſeinen verliebten Blicken anſchaute, und nicht Acht gab, was ſie that. Zormerin war ſo froh, als ſie den Siegelring hatte, daß ſie gutes Muthes und fröhlich mit ihm ſcherzte, und ihn völlig um ſeine Sinne brachte. Und da er ſie ſehr bat, daß ſie ihn zum Gemahl annehmen möchte, da klagte ſie ihm, wie ſie ſich jetzt zu krank fühle, ſobald ſie aber wieder geſund ſei, wolle ſie ſeine Gemahlin werden. Darauf ging Otto wieder von Zormerin zu König Orſchier, der ihn zur Tafel hatte rufen laſſen.

Zormerin blieb allein mit Synoglar, und nun machte ſie ſich gleich an den Brief. Sie ſchrieb ihn ganz ſo, als wenn der König an ſeinen Burggrafen einen Befehl ergehen läßt, unterſchrieb Otto's Nahmenszug, und drückte ſein Petſchaft darunter. Darauf übergab ſie ihn Synoglar, die ſich, während jene geſchrieben, als ein Botſchafter angethan und ihr Pferd bereitet hatte, worauf ſie ſich ſogleich mit dem Brief auf den Weg nach Pavia machte.

Zormerin warf den Siegelring vor die Thür ihres Gemachs auf die Erde. Nach der Tafel ging Otto ſogleich wieder zu ihr, da fand er ihn vor der Thüre liegen; er hob ihn auf und meinte, er müſſe ihn erſt haben fallen laſſen, da Zormerin den Beutel durchſuchend, ihn nicht recht wieder zugemacht habe, und beunruhigte ſich nicht weiter darüber, ſondern ging wieder zur ſchönen Zormerin und ſprach mit ihr von ſeiner Liebe. Sie redete freundlich mit ihm, aber ihr Herz war bei Lother.

Synoglar kam ohne Verhinderung zu Pavia an und ließ sich sogleich vor den Burggrafen führen, vor diesem kniete sie nieder, grüßte ihn im Nahmen seines Herrn, Otto, und übergab ihm den Brief. Als der Burggraf ihn durchgelesen, und seines Herrn Insiegel erkannt hatte, da ward er der Botschaft sehr froh, denn er liebte den Lother sehr, er wußte auch wohl, daß er mit Unrecht gefangen lag. Er ging also mit fröhlicher Geberde zu Lother in den Thurm. Herr, gebt mir ein gutes Trinkgeld, sagte er, ich bringe Euch gute Botschaft. Ihr seid frei! König Otto hat mir geschrieben, daß ich Euch und die übrigen Gefangenen losgeben und Euch zu ihm nach Konstantinopel führen soll, dort will er sich mit Euch aussöhnen. Wie froh bin ich, daß mein Herr, der König Otto, sein Unrecht einsieht. Mir war es immer um Euch leid, Herr Lother, und ich danke Gott, daß es nun so weit mit Euch gekommen ist. Lother wollte erst den Worten gar nicht glauben, und hielt dafür, der Burggraf wolle seiner spotten, doch als er hörte, wie dieser so gar ernstlich sprach, und so gütlich zu ihm redete, da dankte er ihm gar freundlich für seine gute Freundschaft, und ging mit ihm aus dem Thurm, in welchem er so manches Jahr trauernd verlebte. Alle Leute zu Pavia wunderten sich, da sie Lothern frei umhergehen sahen; da ließ der Burggraf den Brief, den er vom König Otto empfangen, laut vorlesen, und jedem, der ihn lesen wollte, zeigen; da freute sich jedermann, und man ging zu Lothern hin und wünschte ihm Glück. Synoglar ging in den Pallast, wo Lother war, aus und ein, sprach auch mit ihm, aber er konnte sie nicht erkennen, sie war in fremder Tracht und hatte sich Gesicht und Hände mit Kräutern gefärbt.

Der Burggraf schickte nun auch zu Scheidechin und zu den andern gefangnen Frauen, die in einer andern Stadt lagen, und ließ sie allesammt nach Pavia führen. Scheidechin war ehemahls unter die schönsten Jungfrauen, die auf Erden lebten, gezählt worden; aber nun war ihre Schönheit dahin und ganz verblichen, denn sie hatte in ihrem Gefängniß Frost und Hunger, und an Allem Mangel gelitten, was die Schönheit einer Frau erhält. Lother umarmte sie, und küßte sie mit vielen Thränen, da er sie

so gar verblichen sah. Ach Herr, sprach sie, ich habe meinen Gatten, Euern treuen Gesellen, verloren, ich sah ihn fallen, als ich noch auf dem Wagen saß. Gott und seine liebe Mutter wissen es, nun kann ich niemahls wieder froh werden, denn er war der getreueste Mann, den man wohl je finden mag. — Seid gutes Muthes, junge Frau! Euer Mann lebt noch; mein Geselle, Maller und meine Hausfrau Zormerin, die waren bei mir als Spielleute. — Nun ward Scheidechin erst ihrer Freiheit froh. — Der Burggraf ließ hierauf Wasser bringen, sie wuschen sich, und setzten sich allesammt zu Tisch. Denselben ganzen Tag blieben sie zu Pavia. Des andern Morgens aber, ganz früh, machten sie sich alle auf den Weg nach Konstantinopel. Die Frauen wurden auf einen Wagen gesetzt, der Burggraf und Lother ritten, von zwanzig gewaffneten Lombarden begleitet, und Synoglar, auf einem guten Pferde sitzend, eröffnete den Zug.

Vier Tage reisten sie schon, ohne daß sie hätte Gelegenheit gefunden, sich dem Lother zu erkennen zu geben, oder ihm ein Wort zu sagen. Nun machte es sich aber eines Tages, als sie vor einem schönen kühlen Brunnen vorbei kamen, daß Lother abstieg und zu dem Brunnen hinging, um zu trinken. Die Lombarden ritten alle weiter, ohne sich aufzuhalten; dieß nahm Synoglar wahr. Herr Lother, ich will auch trinken! rief sie, wandte ihr Pferd und ritt hin zu dem Brunnen, wo Lother abgestiegen war. Sie stieg gleichfalls vom Pferde, anstatt aber zu trinken, nahte sie sich ihm und sprach eilend: Seht mich an, Herr Lother, ich bin Synoglar; Frau Zormerin hat dem Verräther Otto sein Insiegel entwendet, hat den Brief an den Burggrafen geschrieben, den ich, als Bote gekleidet, überbrachte, und so seid Ihr aus dem Thurm gekommen. König Orschier will seine Tochter dem Verräther Otto geben, der Euch für gestorben ausgab. Jetzt aber seht zu, wie Ihr Euch und die Uebrigen losmachet; ich muß mich abstehlen und auf einen andern Weg nach Konstantinopel zu meinem gnädigen Fräulein Zormerin reiten. — Lother hatte sie, während sie redete, erkannt, und sprach: Grüßet meine Hausfrau freundlich von mir, ich will sie binnen kurzem sehen, es koste auch was es wolle. Darauf stieg Synoglar wieder auf ihr Pferd, wandte sich,

und ritt einen andern Weg. Darauf gab der Burggraf nicht Acht und meinte, ſie wäre hinten bei dem Zuge, oder hätte ſich irgend verweilt.

Lother ritt hin zu Scheidechin an den Wagen und erzählte ihr heimlich die ganze Sache. Dann ſetzte er hinzu: Liebe Scheidechin, Ihr müßt nun ſehen, wie Ihr Euch losmacht, denn ich kann Euch weiter nicht helfen.

Die Nacht blieben ſie in einem Dorfe liegen, um auszuruhen. Da ſie aber nichts zu eſſen oder zu trinken vorfanden, mußten ſie ſehr bald zu Bette gehen. Scheidechin, als ſie merkte, daß die Lombarden feſt eingeſchlafen waren, ſtand auf, weckte die andern Frauen, erzählte ihnen kurz, was ſich alles zugetragen, und wie ſie ſich nun davon machen müßten, worauf ſich alle die Röcke kürzten, ſo daß ſie wie Knappen alle leicht einhergingen, ſchliechen leiſe aus dem Hauſe, worauf ſie denn, ſo eilends als möglich, ſich nach dem nahen Walde flüchteten. Lother zerſchnitt ſein Bett-Tuch, knüpfte es an den Fenſterpfoſten und ließ ſich daran hinab. Er lief nach dem nächſten Dorf, hier ſtellte er ſich, als ſei er ſehr krank, legte ſich in's Bett, und ließ den Pfarrer hohlen. Unterdeſſen erwachte der Burggraf, und da er ſah, daß der Tag angebrochen war, ſtand er auf und ging hinaus, Lothern und die Uebrigen aufzuwecken. Da er Lothern nicht fand, erſchrack er; er ſah die zerſchnittenen Bett-Tücher im Fenſter, und nun merkte er, daß Lother entflohen ſei, worüber er nicht wußte, was er denken ſollte, und ganz wie ein Unſinniger umherlief. Da nun auch an den Tag kam, daß die Frauen gleichfalls entflohen waren, merkte er, daß irgend eine Verrätherei im Spiele ſein müſſe, und ſah zu ſeinem Schrecken voraus, daß er es mit dem Leben würde büßen müſſen. Er ließ ſeine Geſellen zehn verſchiedene Wege nehmen, allenthalben nachſuchen, ob ſie keinen wieder finden würden, und beſtellte ſich mit ihnen in eine Stadt, wo ſie wieder zuſammenkommen wollten. Ihr Nachſuchen war aber umſonſt: Lother hielt ſich ſtill wie ein Kranker im Bette, und ließ niemand vor ſich als den Geiſtlichen, bis er ungefähr wohl denken konnte, daß die Lombarden die Gegend verlaſſen hätten.

ſo gar verblichen ſah. Ach Herr, ſprach ſie, ich habe meinen Gatten, Euern treuen Geſellen, verloren, ich ſah ihn fallen, als ich noch auf dem Wagen ſaß. Gott und ſeine liebe Mutter wiſſen es, nun kann ich niemahls wieder froh werden, denn er war der getreueſte Mann, den man wohl je finden mag. — Seid gutes Muthes, junge Frau! Euer Mann lebt noch; mein Geſelle, Maller und meine Hausfrau Zormerin, die waren bei mir als Spielleute. — Nun ward Scheidechin erſt ihrer Freiheit froh. — Der Burggraf ließ hierauf Waſſer bringen, ſie wuſchen ſich, und ſetzten ſich alleſammt zu Tiſch. Denſelben ganzen Tag blieben ſie zu Pavia. Des andern Morgens aber, ganz früh, machten ſie ſich alle auf den Weg nach Konſtantinopel. Die Frauen wurden auf einen Wagen geſetzt, der Burggraf und Lother ritten, von zwanzig gewaffneten Lombarden begleitet, und Synoglar, auf einem guten Pferde ſitzend, eröffnete den Zug.

Vier Tage reiſten ſie ſchon, ohne daß ſie hätte Gelegenheit gefunden, ſich dem Lother zu erkennen zu geben, oder ihm ein Wort zu ſagen. Nun machte es ſich aber eines Tages, als ſie vor einem ſchönen kühlen Brunnen vorbei kamen, daß Lother abſtieg und zu dem Brunnen hinging, um zu trinken. Die Lombarden ritten alle weiter, ohne ſich aufzuhalten; dieß nahm Synoglar wahr. Herr Lother, ich will auch trinken! rief ſie, wandte ihr Pferd und ritt hin zu dem Brunnen, wo Lother abgeſtiegen war. Sie ſtieg gleichfalls vom Pferde, anſtatt aber zu trinken, nahte ſie ſich ihm und ſprach eilend: Seht mich an, Herr Lother, ich bin Synoglar; Frau Zormerin hat dem Verräther Otto ſein Inſiegel entwendet, hat den Brief an den Burggrafen geſchrieben, den ich, als Bote gekleidet, überbrachte, und ſo ſeid Ihr aus dem Thurm gekommen. König Orſchier will ſeine Tochter dem Verräther Otto geben, der Euch für geſtorben ausgab. Jetzt aber ſeht zu, wie Ihr Euch und die Uebrigen losmachet; ich muß mich abſtehlen und auf einen andern Weg nach Konſtantinopel zu meinem gnädigen Fräulein Zormerin reiten. — Lother hatte ſie, während ſie redete, erkannt, und ſprach: Grüßet meine Hausfrau freundlich von mir, ich will ſie binnen kurzem ſehen, es koſte auch was es wolle. Darauf ſtieg Synoglar wieder auf ihr Pferd, wandte ſich,

und ritt einen andern Weg. Darauf gab der Burggraf nicht Acht und meinte, ſie wäre hinten bei dem Zuge, oder hätte ſich irgend verweilt.

Lother ritt hin zu Scheidechin an den Wagen und erzählte ihr heimlich die ganze Sache. Dann ſetzte er hinzu: Liebe Scheidechin, Ihr müßt nun ſehen, wie Ihr Euch losmacht, denn ich kann Euch weiter nicht helfen.

Die Nacht blieben ſie in einem Dorfe liegen, um auszuruhen. Da ſie aber nichts zu eſſen oder zu trinken vorfanden, mußten ſie ſehr bald zu Bette gehen. Scheidechin, als ſie merkte, daß die Lombarden feſt eingeſchlafen waren, ſtand auf, weckte die andern Frauen, erzählte ihnen kurz, was ſich alles zugetragen, und wie ſie ſich nun davon machen müßten, worauf ſich alle die Röcke kürzten, ſo daß ſie wie Knappen alle leicht einhergingen, ſchliechen leiſe aus dem Hauſe, worauf ſie denn, ſo eilends als möglich, ſich nach dem nahen Walde flüchteten. Lother zerſchnitt ſein Bett-Tuch, knüpfte es an den Fenſterpfoſten und ließ ſich daran hinab. Er lief nach dem nächſten Dorf, hier ſtellte er ſich, als ſei er ſehr krank, legte ſich in's Bett, und ließ den Pfarrer hohlen. Unterdeſſen erwachte der Burggraf, und da er ſah, daß der Tag angebrochen war, ſtand er auf und ging hinaus, Lothern und die Uebrigen aufzuwecken. Da er Lothern nicht fand, erſchrack er; er ſah die zerſchnittenen Bett-Tücher im Fenſter, und nun merkte er, daß Lother entflohen ſei, worüber er nicht wußte, was er denken ſollte, und ganz wie ein Unſinniger umherlief. Da nun auch an den Tag kam, daß die Frauen gleichfalls entflohen waren, merkte er, daß irgend eine Verrätherei im Spiele ſein müſſe, und ſah zu ſeinem Schrecken voraus, daß er es mit dem Leben würde büßen müſſen. Er ließ ſeine Geſellen zehn verſchiedene Wege nehmen, allenthalben nachſuchen, ob ſie keinen wieder finden würden, und beſtellte ſich mit ihnen in eine Stadt, wo ſie wieder zuſammenkommen wollten. Ihr Nachſuchen war aber umſonſt: Lother hielt ſich ſtill wie ein Kranker im Bette, und ließ niemand vor ſich als den Geiſtlichen, bis er ungefähr wohl denken konnte, daß die Lombarden die Gegend verlaſſen hätten.

Der Burggraf ging nun betrübt mit ſeinen Geſellen nach Konſtantinopel, und kniete vor Otto nieder, der bei Zormerin ſaß. Gott grüße Euch, Burggraf, ſprach Otto, welch ein Geſchäft führt Dich hieher zu mir in dieſem fremden Lande? — Herr, ich bringe Euch böſe Nachrichten. Ich wollte Euch Lothern herführen, ſo wie Ihr mir es in Eurem Briefe befahlt, er iſt aber entflohen. Ueber dieſe Botſchaft erſtarrte Otto faſt für Entſetzen. Was? ſchrie er, was ſagſt Du, Burggraf? Ich habe nie den Gedanken gehabt, Dir zu ſchreiben, daß Du Lothern ſollſt heraus laſſen. Du falſcher Böſewicht, haſt Du ihn heraus gelaſſen, ſo mußt Du ohne Verzug ſterben. Er rief ſeine Räthe zuſammen und klagte ihnen die Verrätherei. Wie ſoll ich es doch machen, rief er, um zu erfahren, wer mir dieſen Streich geſpielt. Die Räthe ſprachen: Herr, es kann nicht fehlen, es iſt ſicher durch Frauen geſchehen. Die weiſeſten und ſtärkſten Männer ſind durch Frauen betrogen worden; wenn dieſe auf eine Sache ihren Sinn geſetzt haben, ſo hilft nichts, wie man ſich auch vorſehen mag. — Ja, ja, rief der Burggraf in ſeiner Noth, Herr, Eure Räthe reden die Wahrheit! — Aber dieſe Reden halfen dem armen Burggrafen nicht; Otto ließ in ſeiner Wuth ſowohl ihn als alle ſeine Geſellen an den Galgen hängen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Darauf ging Otto zu König Orſchier, und führte Klage gegen Zormerin, daß ſie ihm ſein Inſiegel geſtohlen und damit einen falſchen Brief an ſeinen Burggrafen in Pavia geſchrieben, daß dieſer mußte Lothern frei laſſen. Herr König, ſagte er, wegen dieſer Verrätherei verlange ich Urtheil und Recht gegen Eure Tochter. — Hat ſie dieſe Bosheit gethan, ſagte König Orſchier, ſo will ich ſie verbrennen laſſen. Hiermit ſchickte er einen Ritter zu ihr, der mußte ſie rufen; ſie ſaß eben und ließ ſich von Synoglar alles erzählen, wie es mit Lothern ergangen war, und

was ſich alles mit ihr zugetragen. Da ſie die Botſchaft vom König, ihrem Vater, vernahm, ging ſie ſogleich zu ihm. Als König Orſchier ſie ſah, rief er ihr mit zorniger Stimme entgegen: Tochter, König Otto klaget Dich an, Du habeſt ihm ſein Inſiegel geſtohlen, damit habeſt Du einen falſchen Brief gemacht, und dieſen an ſeinen Burggrafen nach Pavia geſchickt, daß er Lothern aus dem Gefängniſſe laſſen ſolle. — Vater, wäre ich ein Mann, ich wollte das verantworten, Leib gegen Leib, gegen jeden, der mich deſſen beſchuldigt. Aber ich bin eine Frau, und kann mich nun nicht vertheidigen. — Ihr könnt nicht läugnen, ſprach Otto, ich fand meinen Siegelring vor Eurer Thüre liegen. Das Blut in den Adern erſtarrte mir vor Schrecken, als ich ihn liegen ſah; aber Eure ſchönen Worte, und Eure freundlichen Geberden machten, daß ich es gleich wieder vergaß. — Herr, erwiederte Zormerin, war ich Euch freundlich mit Worten und Geberden, ſo geſchah es aus Liebe, wie Ihr wohl werdet wiſſen, denn ich glaubte damahls, mein Gemahl, Herr Lother, wäre todt, ſo wie Ihr es bezeugtet. Nun dieſer aber noch lebt, hat alles ſich zwiſchen uns verändert, und Gott behüte mich, daß ich einen andern Mann nehmen ſollte; auch bin ich unſchuldig an dem, weſſen Ihr mich anklagt — Da trat einer von Otto's Geſellen, Herna genannt, hervor; es war derſelbe, der damahls das Kleid zu Lother in den Thurm getragen, und ihn mit unvorſichtigen Reden beleidigt hatte. Gnädige Frau, ſprach Herna, Ihr könnt es nicht läugnen, Ihr habt meinen Herrn verrathen; ſucht Euch nun einen Ritter, der für Euch kämpfe, den will ich beſtehen für meinen Herrn, König Otto, ſo ſoll Euch dann Euer Vater nach Eurem Verdienſte richten. — Es muß gekämpft ſein, ſprach Orſchier, darum, Tochter, gehe und ſuche Dir einen, der für Dich kämpfe.

Zormerin ging hinaus, und ſchickte wohl nach dreißig ihrer Diener, zu deren jedem ſie das Zutrauen hatte, daß er für ſie in den Tod gehen würde; aber ſie fand nicht einen, der den Kampf für ſie beſtehen mochte, denn Herna war als ein ſtarker Kämpfer im Lande bekannt. Nun lag Zormerin auf ihren Knien und flehete zu Gott, daß er ſie nicht verlaſſen möchte, da ſie alles nur ge-

than hatte, um ihrem Eheherrn getreu zu bleiben und ihm zu helfen. Gott erhörte Zormerins Gebeth, und Lother war ſchon ganz nah an Konſtantinopel. In der letzten Herberge, wo er die Nacht zubrachte, eh er in die Stadt hineinging, kaufte er einen falſchen Bart von einem Bettler, der ihn immer getragen, und den Leuten vorgeredet hatte, er ſei ein Pilger und käme vom heiligen Grabe, dafür gaben ihm die Menſchen Almoſen. Dieſen Bart kaufte Lother nebſt einem vollſtändigen Pilgeranzug, und ging ſo verkleidet nach Konſtantinopel. Hier kehrte er bei ſeinem alten Wirth, Salomon ein, doch gab er ſich ihm nicht zu erkennen; er wollte von niemand gekannt ſein, und traute ſich keinem Menſchen an. Salomon und ſeine Hausfrau nahmen ihn auf, als einen frommen Pilger, und bewirtheten ihn ſehr wohl.

Wir laſſen Lother hier in der Herberge und kehren zu Zormerin, die keinen Kämpfer fand. Unterdeſſen ſprach Herna eines Tages zu Otto: Herr, es dauert lang, eh Zormerin einen Kämpfer findet, und Ihr könnt Euch nimmer an ihr rächen, ſo lange ihr Vater, König Orſchier, noch lebt, dieſer läßt ſich wohl von ihren Bitten noch erweichen. Wollt Ihr aber mir meinen Willen laſſen, ſo will ich Euch bald von König Orſchier befreien, dann ſeid Ihr Herr von Konſtantinopel und von Zormerin. — Kannſt Du dieß, ſprach Otto, ſo ſoll es Dir wohl gelohnt werden. Da bereitete Herna ein Gift, das war ſo ſtark, daß man des Todes war, ſobald man es hinuntergenommen hatte. König Orſchier aber trug einen goldnen Ring, darin war ein köſtlicher Edelſtein gefaßt; dieſer Stein hatte unter dem heiligen Kreuze gelegen, als unſer Herr Jeſus Chriſtus daran die Marter litte, und als Longinus ihn mit dem Speer in die Seite ſtach, da floß etwas von dem heiligen Blut über den Stein; davon behielt er die Eigenſchaft, daß er jedes ſchädliche Gift merkte, wenn man es nur auf dreißig Schritte nahe brachte, und ſogleich aus dem Ring ſprang. Niemand wußte um die Eigenſchaft des Steines als König Orſchier.

Als er nun bei der Tafel ſaß, und ſeinen großen goldnen Becher forderte, da wußte Herna das Gift hineinzuthun, daß niemand es merkte. Als aber der Becher vor dem Könige niedergeſetzt ward, da ſprang der Edelſtein aus dem Ring wohl dreißig

Schritte weit in den Saal. König Orſchier ſtand ſogleich von der Tafel auf, voller Schrecken. Wie, hab' ich es wohl verſchuldet, rief er, daß man mich vergiften will? Ich wüßte doch niemand, dem ich etwas zu Leid gethan hätte. Herr, ſagte Otto, das Gift iſt ſicher nicht Eurentwegen hergeſtellt worden, ich will alſo nur lieber heimreiten in mein Land, eh ich mich hier vergiften laſſen ſoll! — Sie gaben den Wein einem Hunde zu ſaufen, der ſogleich davon ſtarb; da war es alſo gewiß, daß es Gift ſei. — Ach, ach weh mir! rief Orſchier klagend, wer mag es wohl ſein, der meines Todes ſo ſehr begehrt? — Herr, ſprach Herna, keiner kann dieß ſein als Eure Tochter; ſie kann keinen Kämpfer finden, alſo meint ſie, Euch auf die Seite zu ſchaffen, um dann hier im Reiche allein zu regieren, dann meint ſie des Kampfs entladen zu ſein. Eure Tochter Zormerin klage ich darum an, und wer mir widerſpricht, der muß mit mir kämpfen! — Wohlan, ſprach Orſchier, bringet meine Tochter her. Da liefen wohl zehn Ritter zu Zormerin und ergriffen ſie hart. — Ihr lieben Herrn, ſprach ſie, was wollt Ihr mit mir? — Einer von ihnen ſagte: Fräulein, Ihr müßt verbrannt werden wegen des Giftes, das Ihr Euerm Herrn Vater vorgeſetzt habt. Läugnen hilft Euch nichts, denn es iſt mit dem Ringe bewährt. — Jeſus behüte mich, ſagte Zormerin, welche Reden führt Ihr da? Ewiger Gott, in Deinen Schutz befehle ich mich, ſie gehen verrätheriſch mit mir um.

Sie wurde wie eine Verbrecherin hinweggeführt. Als ſie vor ihrem Vater erſchien, da fiel ſie auf ihre Knie vor ihm nieder: Vater, rief ſie, erlaubt, daß ich mich verantworte, denn nie kam ſolche Frevelthat mir in den Sinn! Schnöde Verbrecherin, rief Orſchier, Du kannſt die That nicht läugnen, Du haſt mich vergiften wollen! Nein, nimmermehr, bei dem Tod, den ich leiden ſoll und muß. — Frau, ſprach Otto, Ihr ſollt verbrannt werden, das habt Ihr an mir wohl verdient, denn für mich habt Ihr das Gift bereitet, auch habt Ihr meinem Todfeind herausgeholfen; und wer dieß läugnet, der mag hervortreten, und es gegen meinen Kämpfer beſtreiten. Herna warf bei dieſen Worten ſeinen Handſchuh hin, es fand ſich aber niemand, der ihn aufnahm. Da rief König Orſchier ſeinen Marſchall, und ſprach: Marſchall, ich

befehle ſie Dir, richte Du ſie, und ſchone ihrer nicht, denn ſie ſoll nicht mehr meine Tochter ſein; ich verläugne ſie, und will nicht eſſen oder trinken, bis ſie ihre gerechte Strafe empfangen. — Zormerin weinte bitterlich, und ward hinweggeführt; und vor dem Pallaſt ward ein Pfahl in einem Holzſtoße aufgerichtet, daran ſollte ſie verbrannt werden.

Als dieß die Bürger in der Stadt erfuhren, da ward der Jammer um Zormerin allgemein. Männer, Weiber und Kinder, und alles was in der Stadt war, das klagte und weinte um ſie. Salomo, der Wirth, nebſt ſeiner Frau, die weinten auch gar kläglich; da fragte ſie Lother um die Urſache des großen Trauerns. Weh uns, rief die Wirthin, ſollten wir nicht weinen? Des Königs einziges Kind, die ſchöne Zormerin, ſoll heute verbrannt werden. — Lother erſchrack ſo, daß ihm ſein Blut ganz kalt zum Herzen fuhr. Ohne Abſchied zu nehmen und ohne ſich zu bedanken, ging er aus der Herberge hinaus nach dem Pallaſt zu. Vor dem Pallaſt war ein Gedränge, daß Lother kaum hindurchkommen konnte. Eben führte man Zormerin herbei; ſie hatte kein andres Gewand an, als einen ſchlechten Unterrock, ſo hatte der Marſchall es befohlen. Er ſtellte ſich hoch auf ein Gerüſt, daß jedermann ihn ſehen konnte, und nachdem er dem Volke Stille gebothen, fing er an: Ihr Herren, wir müſſen unſer Fräulein zum Tode verurtheilen, wenn ich zuvor dreimal werde gefragt haben, ob niemand für ſie gegen Herna kämpfen wollte. Findet ſich einer, der für ſie kämpft und den Streit für ſie gewinnt, ſo iſt ſie frei, und der im Kampf verliert, muß hängen; findet ſich aber niemand, der für ſie ſtreiten will gegen Herna, oder der für ſie ſtreitet, verliert, ſo muß ſie nach Urtheil und Recht verbrannt werden. Da fragte der Marſchall einmahl, aber da war niemand, der für ſie antworten wollte. Zormerin fiel auf ihre Knie und weinte heiße Thränen; ſie ſah die Ritterſchaft an: Ihr lieben Herren, erlöſt mich von dieſer unverſchuldeten Todesſtrafe, man beſchuldigt mich falſch, mir geſchieht Unrecht! So rief ſie immerfort, aber die Ritterſchaft ſchwieg ſtille; da fragte der Marſchall zum zweitenmahl, und jetzt erſt gelang es dem Lother ſich durchzudrängen; er trat her-

vor mit ſeinem langen Bart und ſeinem Pilgerſtab. Hört mich, Ihr Herren, rief er laut, vergönnt mir für das Fräulein zu kämpfen, denn mich dünkt, man geht verrätheriſch mit ihr um; ich komme ſo eben vom heiligen Grabe, und habe nichts, als was ich am Leibe trage, wollt Ihr mich aber waffnen, ſo will ich kämpfen gegen dieſen Schalk, der da ſtehet, und überwindet er mich, ſo ſollt Ihr mich an den Galgen hängen; aber ich vertrau' auf Gott, der den Unſchuldigen beiſteht; denn ich weiß, das Fräulein iſt unſchuldig der That, die man ihr Schuld giebt. Als er ausgeredet, da erhob ſich ein Murmeln unter dem Volke; einer ſprach zu dem andern: Ich hoffe, der Pilgrim iſt von Gott hergeſendet worden, unſer Fräulein zu erlöſen. Zormerin ſprach bei ſich: Ach, ſoll der Pilgrim für mich ſtreiten, und er iſt viel kleiner als Herna, o Gott, nimm mich in Deinen Schutz! Sie rief den Pilgrim zu ſich: Lieber Bruder, kämpfe muthig für mich, ich ſchwöre Dir, es geſchieht mir unrecht, ich bin unſchuldig an der Verrätherei, deren man mich beſchuldigt. — Fräulein, ich kämpfe von Herzen gern für Euch, nur ſorgt, daß ich Waffen und ein gutes Pferd erhalte. — Das ſoll Euch nicht fehlen; zuvor laßt mich den Stab küſſen, der das heilige Grab berührte. Lother reichte ihr den Stab, und zwar ſo, daß ſie den Ring an ſeiner Hand erblicken mußte, den ſie wohl kannte, weil ſie ihm denſelben einſt an den Finger geſteckt. Als ſie den Ring ſah, da lebte ihr innerſtes Herz; ſie ſah den Pilgrim an, konnte ihn aber nicht erkennen vor dem langen Bart; da beſah ſie ſeine Hände, die waren weich und weiß; an dieſen Händen und an ſeinen braunen Augen erkannte ſie ihn endlich. Da ſagte ſie dem Marſchall: Ich bin zufrieden mit dieſem Kämpfer; ich hoffe, Gott der Herr hat ihn mir geſendet: wird er überwunden und aufgehenkt, ſo ſollt Ihr mich zur Stunde verbrennen, und ich will Euch nicht um mein Leben bitten. — Da mußte Herna ſein Pfand wieder hinwerfen, und der Pilgrim hob es auf. — Biſt Du ein Edelmann? fragte ihn Herna. — Niemand rühme ſich ſelber, antwortete der Pilgrim, mein Schwert wird Dir die Antwort geben.

Man erzählte dem Könige, was ſich mit dem Pilger zuge-

tragen, aber es war ihm ein Spott. — Herna ging fort, ſich zu waffnen, denn der Pilger drang darauf, der Kampf ſolle ſogleich beginnen. Der Marſchall nahm Lother mit in ſein Haus, hier gab er ihm eine gute Rüſtung, die wußte der Pilger ſich ſo gut anzulegen, und verſtand alles ſo wohl, was zur Rüſtung gehört, daß der Marſchall ſich ſehr darüber wunderte. Darauf ſetzte er ſich zu Pferd, hing ſeinen Schild über, und ergriff die Lanze; darauf ſetzte er ſich feſt in den Sattel, ritt hin und her, beſah alles Zeug genau an dem Pferde, und verſuchte ſich mit ihm von allen Seiten. — Mein Gott, dachte da der Marſchall, wer ſah je einen Pilgrim wie dieſen! — Lieber Herr Marſchall, ſagte Lother, indem er ſich bei ihm beurlaubte, nun bittet Gott für mich! — Hiermit ritt er auf den Platz, hier fand er Herna, der ſchon auf ihn wartete; und das war nicht mehr als billig, weil Herna den Handſchuh hatte hingeworfen, ſo mußte er auch der erſte auf dem Platze ſein. Lother ritt zu Zormerin, und reichte ihr die Hand, die ſie an ihren Mund drückte mit heißer Liebe. Gott wolle Dich behüten, dachte ſie in ihrem Herzen; mit dem Gift geſchieht mir Unrecht, und darum hoffe ich, Du ſollſt den Sieg davontragen; aber den Brief habe ich freilich geſchrieben, nur hoffe ich, das wird nicht eine ſo ſchwere Sünde ſein. — König Orſchier ſaß an einem Fenſter, und ſah, daß der Pilgrim ſehr wohl zu Pferde ſaß, deß freute er ſich. Geſchieht meiner Tochter Unrecht, ſo wolle Dir Gott helfen, dachte er auch ſtill in ſeinem Herzen.

Die Reliquien wurden gebracht, Herna und Lother ſchworen darauf, dann ſetzten ſie ſich wieder auf, und entfernten ſich von einander; nun ritten ſie wieder zuſammen, und trafen ſich beide ſo hart, daß ihre beiden Pferde todt niederfielen unter ihnen. Sie ſprangen wieder auf, zogen ihre Schwerter und ſchlugen ſo entſetzlich auf einander ein, daß das Volk meinte, der Pilger müſſe gleich vom erſten Streiche fallen, denn Herna war ein ſehr großer, ſtarker Mann. Lother wehrte ſich als ein tapferer Mann, er gab ihm einen Streich, daß das Blut durch den Harniſch niederfloß. Schalk, rief er ihm zu, ſeh Dich vor, ſolche Streiche lernte ich am heiligen Grabe führen! — Herna ergrimmte über dieſe Rede, und drang hart auf Lother ein. Heiliger Gott, betete Zormerin

inbrünſtig, behüte den Mann, den ich liebe: wird er überwunden, und muß er ſterben, ſo begehre auch ich keinen Tag länger zu leben. — Herna führte einen ſolchen Streich gegen Lothern, daß er ihm den vierten Theil ſeines Schildes hinunterſchlug. Wäre der Streich nicht von dem Schilde aufgefangen worden, ſo hätte er den Lother von einander gehauen. Lother fehlte auch nicht, er ſchlug ſo auf Hernas Helm, daß ihm ſein Schwert gegen den Helm zerbrach; da fluchte er dem, der das Schwert gemacht hatte. Das Volk ſchrie laut auf: Ach, unſer Fräulein muß verbrannt werden! — König Orſchier war ſehr betrübt. Ach Tochter, ſeufzte er, muß ich die Stunde verfluchen, in welcher Du mir geboren wurdeſt! — Zormerin fiel auf ihre Knie nieder, und begann gar andächtig und inbrünſtig zu beten, und als ſie ihr Gebet in großer Angſt und im tiefen Jammer des Herzens ausgeſprochen hatte, da vergingen ihre Sinne, und ſie fiel ohnmächtig zur Erde nieder

Die Beiden kämpften noch muthig; Herna ſchlug auf Lother, und dieſer wich den Streichen aus, oder deckte ſich mit ſeinem Schild. Endlich führte Herna einen ſo gewaltigen Streich, daß ſein Schwert in Lothers Schild ſtecken blieb, ſo, daß er es nicht wieder herausziehen konnte. Als Lother dieß ſah, da ergriff er das Schwert bei der Spitze mit beiden Händen; Herna zog auf ſeiner Seite bei dem Griff, und Lother auf der ſeinigen bei der Spitze. Endlich, als Herna mit aller Kraft zog, da gab Lother auf einmahl nach, ſo, daß Herna rücklings auf die Erde fallen mußte. Nun ſprang Lother auf ihn, und ſtach ihm ein Meſſer in den Leib, daß es im Rücken wieder durchkam, doch war ſein Herz nicht durchſtochen, ſo, daß er nicht davon ſtarb. Er ließ aber ſein Schwert fallen, das ergriff Lother und warf es über die Schranken, lief dann wieder zu Herna und zog ihm den Helm ab; darüber ermunterte ſich Herna wieder und ſprang wieder auf ſeine Füße; nun rangen ſie mit einander, keiner konnte den andern niederwerfen; endlich ſtieß Lother den Herna um, als dieſer ſich nach ſeinem Schwerte umſah; Lother nahm wieder ſein Meſſer und hieb ihm das Ohr mit einem Theil des Backens, herunter. Du kannſt nun dem Galgen nicht entlaufen, rief er ihm zu, denn wer Dich mit einem Ohre ſieht, der wird den Dieb wohl erken-

nen! Pilgrim, Du haſt mich gar übel zugerichtet, ſprach Herna, willſt Du Dich aber jetzt freiwillig von mir überwinden laſſen, ſo will ich Dir Gold und Geld genug, auch ſonſt viel köſtliche Gaben geben. — Falſcher Böſewicht! rief Lother, welche Schandthat mutheſt Du mir zu! Und wiſſe, Du Schalk, keinen Pilger haſt Du vor Dir; ich bin Lother von Frankreich, dem Du ein Gewand in den Thurm brachteſt. — Da erſchrack Herna ſo, daß ihm ſein Herz entfiel. Edler Herr, fing er an, ich ergebe mich Euch; ehe Ihr mich aber tödtet, ſo laßt mich zum Könige Orſchier gehen, daß ich ihm meine Verrätherei bekenne, denn ich war es, der ihm das Gift bereitete. — Lother ſetzte ſich nieder, denn er war gar ſehr ermüdet, und wollte die Rede Herna's anhören; da ſetzte Herna ſich ihm gegenüber, als wollte er gemächlich mit ihm ſprechen, nahm aber ſein Meſſer, ehe Lother ſich's verſah, und warf es nach ihm; das Meſſer durchfuhr aber nur den Panzer, verwundete aber Lother nicht zum Glück, denn wäre es tiefer gegangen, es hätte ihm eine tödtliche Wunde gemacht. Da ſprang Lother wüthend auf, zog ſein Meſſer, und ſchlug damit ſo kräftig nach Herna, daß er ihm den Kopf bis auf die Zähne zerſpaltete; da fiel Herna todt nieder zur großen Freude der ſchönen Zormerin und ihres Vaters. Alles Volk rief voller Freude: Gott der Barmherzige ſchickte uns den Pilgrim. Geſegnet ſei die Stunde, da er iſt hergekommen! — Lother ging zu Zormerin, nahm ſeinen Helm ab, und küßte ſie auf den Mund mit ſeinem langen Bart, darüber lachte alles Volk ſehr.

Darauf führte ſie ihn bei der Hand zu ihrem Vater und ſprach: Ihr ſehet nun, mein Herr Vater, wie mir von den Lombarden iſt Gewalt und Unrecht geſchehen; nie habe ich Uebels gegen meinen Herrn Vater zu thun gedacht, und werde es nimmer denken. — König Orſchier ſprach: Ich ſehe es nun wohl ein, liebe Tochter; geh, nimm den Pilgrim mit Dir, bewirthe ihn wohl, gieb ihm auch reiche Gaben, und wenn er weggeht, ſo will ich ihm ehrenvolles Geleit geben, ſo weit als er will. Lother dankte dem König höflich; darauf führten ihn Zormerin und Synoglar in eine heimliche Kammer, hier wuſch er ſich, daß ihm ſeine Farbe wieder hervorkam, und zog ſich ſauber an, dann ging er zu Zorme-

rin in ihre Kammer, die ihn freudig umarmte, und wohl hundert und tausend Küsse auf seinen Mund drückte. Von ihrer großen Freude, daß sie beisammen waren, will ich schweigen, doch kann ein jeder sich's wohl denken. Zormerin verband seine Wunden, deren er viele hatte, und pflegte ihn wohl. Geliebte Frau, sprach Lother, wißt Ihr mir denn nicht zu sagen, wo Maller, mein treuer Geselle, geblieben ist? — Nein, ich weiß nichts von ihm, antwortete Zormerin, ich habe nichts von ihm gehört, seitdem er hier auf dem Saal dem Könige, meinem Vater, den Frieden aufkündigte; damahls hatte der treue Mann im Sinne, er wolle zu seinem Vater ziehen, und den um Hülfe für Euch bitten, auch wolle er nicht eher ruhen oder rasten, er habe Euch denn aus der Gefangenschaft erlöst. — Ach, rief Lother aus, könnte ich ihm doch seine Treue je vergelten! —

Vierzehn Tage waren sie schon beisammen gewesen, da kam Scheidechin, Mallers Hausfrau, endlich auch nach Konstantinopel, und zu Zormerin, die sich herzlich freute, sie wieder zu sehen; auch nach ihren andern Frauen schickte sie sogleich, die sich in einer Herberge in der Stadt aufhielten, und ließ sie alle zu sich kommen. Als Scheidechin vernahm, daß Maller, ihr Gemahl, wohl noch am Leben sei, sie auch von Zormerin wohl gepfleget und genähret ward, sowohl mit Speisen und Getränk als auch mit Bädern und herrlichen Kleidern, da blühte sie wieder auf, und ward so schön als sie vorher gewesen war.

Hier wollen wir Zormerin und Lother ein wenig lassen, und uns einmahl nach Maller, dem treuen Gesellen, umsehen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Maller und seine Freunde hatten ein gewaltiges Heer versammelt, damit brachen sie in die Lombardei ein und zerstörten das ganze Land, weder Kirchen noch Klöster wurden verschont. Als er gegen Pavia kam, da schickte er einen Herold in die Stadt zu den Bürgern, mit dem Auftrag, sie sollten ihm Lothern herausbrin-

gen, und auch Otto, ihren König, ſollten ſie in ſeine Hände liefern, auf ein Pferd gebunden mit Händen und Füßen. — Denn Maller beſtand darauf, er müſſe den Otto aufhängen, das hätte ihm kein Menſch aus dem Sinn geredet. — Die Bürger antworteten dem Herold: Lother von Frankreich iſt nach Konſtantinopel geführt worden, dort hat er ſich ausgeſöhnt mit unſerm König Otto. — Als Maller die Antwort von dem Herold vernahm, da wäre er bald unſinnig geworden vor Ungeduld. Er ſchwur zu Gott, König Orſchier ſammt König Otto müßten des bitterſten Todes ſterben, wenn ſie nicht ſeinen Herrn frei ließen; denn an die Ausſöhnung konnte er nicht glauben. Darauf ließ er die Stadt Pavia mit Sturm erobern, und ſo wie die Hiſtorie ſagt, ließ er keine Seele in Pavia mit dem Leben davon kommen. Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, alles wurde mit dem Schwerte erſchlagen, weil er die Lombarden alle haßte als falſche verrätheriſche Leute. Nachdem er die Stadt mit zwanzigtauſend ſeiner Gewaffneten beſetzt hatte, zog er mit dem übrigen Heere weiter gegen Konſtantinopel; ſobald er in des Königs Orſchiers Land kam, ließ er alles verheeren und verbrennen, und erſchlug alles, was ihm begegnete. Da lief einer nach Konſtantinopel, fiel dem Könige zu Füßen und ſchrie: Herr, bewachet Eure Stadt, denn Maller kömmt mit hunderttauſend Gewaffneten und will Euch belagern, er iſt nicht mehr zwei Meilen weit von hier, und wo er durchkam, da hat er alles verbrannt und verheert, und alles todtgeſchlagen. König Orſchier erſchrack heftig, und ſprach zu Otto: Ich bitte Euch, verſöhnt Euch mit meiner Tochter, und ſteht mir bei gegen Maller! Sicher iſt Lother auch bei ihm, und der wird nicht unterlaſſen, ſich in den Pallaſt zu meiner Tochter zu ſchleichen; dann wollen wir ihn fangen, und Ihr könnt dann mit ihm machen, was Euch gefällt, und dann meine Tochter ehelichen. — Gebt Ihr mir Euer Wort, ſagte Otto, daß Ihr dieß thun wollt, ſo bleibe ich hier und ziehe gegen Maller. König Orſchier ließ Zormerin zu ſich rufen, und ſagte ihr, ſie ſolle ſich mit Otto verſöhnen und ſeine Gemahlin werden, damit er ihm gegen Maller zu Hülfe käme. Zormerin ſprach: Gnädiger Herr Vater, weil Ihr es befahlt, ſo will ich mich mit ihm verſöhnen, obgleich er

ſehr unrecht an mir gehandelt, und ich viel Schmach um ſeinetwillen erleiden mußte. Seine Ehefrau werde ich aber nimmermehr, auch werdet Ihr ſolches nicht verlangen, da Ihr wohl gehört habt, daß mein Herr, Lother, lebt. Nun verſöhnte ſie ſich gutmüthig mit Otto'n, dann entfernte ſie ſich eilend, und ging wieder in ihr Gemach zu Lothern; dieſem erzählte ſie, daß Maller mit einem gewaltigen Heere nicht weit von der Stadt ſei, und daß er ſie belagern wolle. Da ſprang Lother auf und rief: So will ich zu ihm hinausreiten, zu dem Treuen, der mir zu Hülfe kömmt. Geliebter Herr, fing ſie wieder an, ich flehe Euch an, Ihr wollet meinen Vater nicht verderben; er folgte böſem Rath, aber ich weiß gewiß, er wird es einſt bereuen. — Geliebte Frau, beruhigt Euch, Eurem Vater ſoll nichts geſchehen, aber Otto, den Verräther, will ich tödten, obgleich er mein Vetter iſt, denn er hat große Bosheit an mir verübet. — Als die Nacht hereinbrach, da waffnete ſich Lother und legte eine herrliche Rüſtung an, dazu gab ihm Zormerin ein gutes Pferd. Dann ging ſie mit ihm und machte ihm die Pforte offen; die Pförtner durften das der Königstochter nicht verſagen. Da ritt Lother hinaus, und dankte Gott von ganzem Herzen, als er ſich im freien Felde ſah; Zormerin ging weinend wieder in ihre Kammer.

Als der Tag anbrach, da begegneten dem Lother viele Leute, die flüchteten. — Wen fliehet Ihr, lieben Leute? fragte ſie Lother. — Wir müſſen wohl fliehen, antworteten ſie, und auch Euch wäre es Noth zu fliehen, denn es ziehet ein großes Heer daher, das verderbet das ganze Land, verbrennet und zerſtört Kirchen und Klöſter, und ſchlägt alles todt, was ihm vorkömmt. — Lother war froh, da er hörte, ſein Geſelle Maller ſei ihm ſo nah, und ritt weiter. Da ſah er einen Ritter von gutem Anſehen, der war von ſeinem Pferde abgeſtiegen, und bei ihm war eine ſchöne Jungfrau, die klagte und weinte ſehr, und geberdete ſich gar jämmerlich, denn er rang mit ihr und wollte ſie zu ſeinem Willen zwingen. O tödte mich, rief ſie weinend, nimm Dein Schwert, ſchlag mir den Kopf ab, denn ich will viel lieber ſterben, als Deinen Willen thun. — Liebe Jungfrau, ſagte der Ritter, erſt will ich mich an Euch erfreuen, dann will ich Euch den Kopf abſchlagen.

Da rief die Jungfrau mit lauter Stimme: O Maria, Mutter Gottes, komme mir zu Hülfe, hilf mir meine Ehre erhalten und mein Leben! Lother, der ihnen hinter einem Buſch zugehört, der ſprang nun hervor und rief: Falſcher Ritter, ſitze auf Dein Pferd, Du mußt mit mir kämpfen, ich will dieſes Fräuleins Ritter ſein. — Der Ritter hörte nicht ſobald dieſe Worte, als er auf ſein Pferd ſprang und ſeine Lanze einlegte. — Es war Dietrich von Karthago, ein Baſtard des Königs Anſys; er hatte dieſe Jungfrau um ihrer Schönheit willen mit Gewalt entführt, und ihren Vater, den König von Hiſpanien getödtet; darum ward in der Folge ganz Hiſpanienland verwüſtet.

Die Beiden kämpften nun, und ſchlugen ſo gar gräulich auf einander, daß ſie Beide ſehr verwundet waren; dieß ſah ein Reitersknecht, der daher geritten kam, der wandte ſein Pferd und ritt zu Maller, der nicht weit mehr zurück war. Herr, rief der Reiter, kommt dem Baſtard von Karthago zu Hülfe, er iſt im Kampf mit einem fremden Ritter, der ihm gar ſehr zuſetzt. Da blies Maller auf ſeinem Horn, und ſpornte ſein Pferd, daß es ſehr ſchnell laufen mußte; ihm nach eilten wohl zehntauſend Mann. Da Maller auf den Platz kam, wo die Beiden kämpften, da drang er auf ſie ein, und wollte dem Dietrich zu Hülfe kommen; Lother aber, der ihn gleich an ſeinem Wappen erkannte, zog eilend ſeinen Helm ab, da erkannte ihn Maller auch; Beide ſprangen von ihren Pferden, umarmten und küßten ſich voll Freude, Beide mußten vor Freude weinen, daß ſie ſich nun wieder hatten. Unterdeſſen waren die andern Herren mit dem Heere auch herzugekommen; König Galyen, Otger, Mallers Bruder, und König Anſys, die hießen alle den Lother willkommen, und waren froh, ihn zu ſehen; nun kam auch Dietrich von Karthago näher und verſöhnte ſich mit Lother, und alles war voller Freude. Maller erzählte ſeinem Freunde, was ſich mit ihm begeben, während er ihn nicht geſehen; ſo that auch Lother, und Beide beſchloſſen, Konſtantinopel zu belagern, und nicht eher zu ruhen, bis ſie den Otto an den Galgen gehängt.

Nun zogen ſie weiter und belagerten die Stadt Konſtantinopel. König Orſchier beſchloß ſogleich, auf ſie zu fallen mit einem großen

Heere, noch ehe ſie ſich von der Reiſe ausgeruhet hätten. Dieß war ſeine Ritterſchaft auch wohl zufrieden, und ſie zogen wohl mit ſechzigtauſend Gewaffneten gegen den Feind. Maller beſtellte auch ſein Heer; ſowohl er als Lother und König Anſys, König Galyen, Otger und Dietrich von Karthago führten jeder einen Haufen an. König Orſchier und ſeine Griechen ſchlugen tapfer in den Feind, aber dieſe fehlten auch nicht. Otger, Mallers Bruder, erwiſchte Salomon, den Wirth, zog ihm ſeinen Helm ab, und wollte ihm den Kopf herunterſchlagen, das erſah Maller und ſprach: Mein Bruder, verſchone dieſen, er iſt mein guter Freund. Ergieb Dich mir! rief er ihm zu. Da reichte ihm Salomon, der Wirth, ſein Schwert, und man führte ihn in Mallers Zelt. Es war eine große Schlacht, wobei mancher Mann ſein Leben einbüßte. Maller drang ſo weit vor, daß er König Orſchier erblickte. Du thörichter König, rief er ihm zu, jetzt iſt Deine Stunde gekommen, Du haſt ſchon zu lange gelebt; mit dieſen Worten ſtach er mit ſeinem Speer nach ihm und warf ihn aus dem Sattel, ſo daß er vom Pferde herunter fiel. Maller ergriff ihn und zog ihm den Helm ab. Otto hatte nun dem Könige bei allen Heiligen geſchworen, er wolle ihn nicht verlaſſen; da er ihn aber unterliegen ſah, da hätte er nicht König Salomons Schätze genommen, den Maller zu verhindern. Dieſer hohlte mit dem Schwerte aus, und wollte Orſchier den Kopf abſchlagen; da eilte Lother hinzu und hielt ſeinen Arm. Lieber Maller, tödte mir den König nicht, übergieb ihn mir. Maller that es ungern, doch folgte er Lothers Worten und ließ den König los. Edler König, ſprach Lother, Ihr ſeht nun, was des Otto Reichthümer Euch helfen, Ihr habt Euch ſelbſt betrogen. Da ſchickte er ihn in ſein Zelt, und ließ ihn genau bewachen.

Otto ſchaute hin und her, und wäre gern weit weg geweſen, aber er konnte vor dem Volke nicht herauskommen. Maller drang immer weiter ein, endlich ſah er Otten, und machte ſich Raum, um zu ihm zu gelangen; dieß ward Otto gewahr, und bat einen lombardiſchen Ritter, die Waffen mit einander zu tauſchen. Ich will es Dir wohl lohnen, lieber Ritter, ſagte er, denn ich möchte Mallern nicht erwarten, für kein Gut in der Welt. Der Ritter

war der kühnſte und tapferſte unter den Lombarden; er tauſchte ſogleich die Waffen mit Otto, und dieſer zog ſich aus dem Streit gegen die Stadt zu. Maller kam nun auf den lombardiſchen Ritter zu, und gab ihm einen ſolchen Streich, daß er todt vom Pferde fiel. Nun meinte Maller, es ſei Otto, und ſchleifte ihn nach dem Zelte, um ihn dem Lother zu überliefern. Das Volk meinte auch, Otto ſei erſchlagen, und zog ſich zurück. Maller zog, als er in ſeinem Zelt war, dem Erſchlagenen den Helm ab; da er nun ſah, daß es Otto nicht war, da ärgerte er ſich ſehr. Einen verzagteren Buben, rief Lother, giebt es nicht auf Erden, als dieſen Rothkopf.

Nun ließ Lother König Orſchier kommen und ſagte: Edler König, ich mag Euch kein Leides thun, ich weiß wohl, daß mein Vetter Otto Euch gerathen hat, ſo thöricht zu handeln. Ihr ſeid ein verſtändiger Mann, bedenkt, daß ich Eurer Tochter vor dem Altar von dem Prieſter bin zum ehelichen Gemahl gegeben worden; Ihr wißt, daß keine Ehe zu ſcheiden iſt, der Tod ſcheide ſie dann. Ich ſchwur ihr Treue vor dem Altar, bei dem Gott, der für uns die Marter litt. Was alſo auch geſchehen mag, und was Ihr mir auch thun mögt, ich werde Euch nie Uebels erzeigen, und Euch immer als meinem Schwäher ehrerbietig begegnen. — König Orſchier, als er Lothern ſo reden hörte, fiel vor ihm nieder, umfaßte ſeine Knie und wollte ihn um Verzeihung bitten; Lother gab dieß aber nicht zu, dazu war er zu tugendhaft. — Gefällt es Euch, ſprach Orſchier, ſo will ich nach Konſtantinopel reiten und will Euch morgen die Pforten öffnen laſſen und Otto in Eure Hand liefern. — Reitet in Gottes Nahmen, Herr König. — Ei, das ſoll er wohl nicht, rief Maller ein; ich werde ihn nicht reiten laſſen, er habe mir dann in meine Hand vorher gelobt, was er Euch verſprach; denn wer ſo oft gelogen hat als er, dem kann man nicht ſo leicht trauen.

Nun gelobte Orſchier mit lauter Stimme, und vor allen Anweſenden bei ſeinem königlichen Ehrenwort, daß er dem Heere wolle die Thore von Konſtantinopel öffnen und ihnen den Otto ausliefern. Darauf ließ ihn Maller reiten; Lother begleitete ihn, und indem ſie Beide zuſammen ritten, erzählte ihm Lother, wie

er der Pilgrim ſei, der Herna erſchlagen und ſeine Tochter erlöst. Da weinte König Orſchier, als er dieſe Erzählung anhörte, und ſegnete den Lother für ſeine Treue und ſeinen Heldenmuth.

Sobald als König Orſchier in Konſtantinopel auf ſeinem Pallaſt angekommen war, ſchickte er einen Haufen Gewaffneter nach Otto, um ihn zu ſuchen und zu fangen. Sie fanden den Rothkopf in einer Kammer verſteckt, da lag er und ſchlief. Er ward gebunden vor den König geführt. Was heißt denn das? fragte er. — Geſtern haſt Du, arger Schalk, mich verlaſſen, ſprach der König, als Du mich in großer Noth ſaheſt, und nun, bei dem Gott, der mich erſchaffen hat, ich überliefere Dich Deinem Vetter Lother und Maller, ſeinem Geſellen. Nun erſchrack Otto gar ſehr, ſchrie und weinte, aber es half ihm nichts; er ward mit Händen und Füßen feſt an einer Säule gebunden.

Darauf ließ der König die Pforten weit aufthun, und ließ Lother mit ſeinem Heere einziehen. Zormerin lief Lothern entgegen, und Scheidechin Mallern, ſie umarmten ſich mit Liebe und gar großer Freude. Maller, fing Scheidechin an, ich glaubte ſchon, Ihr würdet Euch eine andere Jungfrau erworben haben. Liebes Weib, antwortete ihr Maller, und hätte ich ihrer hundert erworben, Du wärſt doch und bliebſt die Gebieterin. Aber ſei ruhig, ich habe mich wohl gehütet, und bin Dir immer treu geblieben. — Sie zogen nun mit großer Freude, und unterm Getön von Pfeifen und Cymbeln und Spielen aller Art, nach dem Pallaſt, ſo daß es ein Wunder war zu hören. Lieber Gemahl, ſprach Zormerin, ich wünſchte nun, an dem böſen Schalk, Otto, gerächt zu ſein, aber ich weiß wohl, Ihr werdet das niemahls ſelbſt thun; darum bitte ich Euch, traget es Euerm Freund Maller auf, denn ich ſchwöre zu Gott, ich will nicht eher Speiſe oder Trank genießen, bis Otto nicht mehr lebt. Lother rief ſeinen Geſellen Maller, und ſprach: Ich bitte Dich, Du wolleſt Otto den Kopf abſchlagen, denn ich wollte um keinen Preis meine Hand an ihn legen. — Herr, antwortete Maller, habe ich nur erſt Urlaub von Euch, für das Uebrige laßt mich ſorgen. Damit band ihn Maller von der Säule ab, und führte ihn an einem Arm die Stiege hinab; Otto ſah aus, als ob er ſchon geſtor-

ben wäre. Er ward hinaus an den Galgen geſchleppt und aufgehängt.

Sie lebten nun in großer Freude zuſammen; Lother und Zormerin, Maller und Scheidechin waren die glücklichſten Eheleute, die man ſehen konnte; auch ward Jungfrau Synoglar mit Dietrich, dem Baſtard von Karthago, vermählt. Bald darauf nahmen König Galyen und ſein Sohn Otger, König Anſys und die übrigen Herren, vom Hofe zu Konſtantinopel Abſchied, und ein jeder begab ſich wieder in ſein Land.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Die Bürger von Konſtantinopel und das ganze Griechenland erwählten Lother von Frankreich zum Könige; denn König Orſchier war ein alter Mann, und mochte nicht länger regieren. Als nun Lother zum König und Kaiſer von Griechenland gekrönt war, und deshalb große Feſte und Gaſtirungen hielt, da kam ein Botſchafter vor ihn, der kniete nieder und ſprach: Gott, dem alle Dinge bekannt ſind, der wolle den Kaiſer und die ganze Ritterſchaft heut und alle künftige Tage in ſeinen Schutz nehmen. — Gott grüße Dich, lieber Bote, ſprach der Kaiſer, ſage an, was bringſt Du uns? — Herr, ich bin zu Euch geſandt von dem frommen Bonifacius unſerm geiſtlichen Vater. Er entbietet Euch durch mich, daß Ihr ihm doch wollet zu Hülfe kommen; vierzehn heidniſche Könige haben Rom belagert, unter ihnen iſt der Sultan von Babylonien, und der König von Mohrenland, der ſo ſchwarz iſt, wie auch ſein Volk, daß ſie den hölliſchen Teufeln gleichen. Sie haben dreißigtauſend Gewaffnete, und beſonders ſind der ſchwarzen Teufel ſo viel, ſie beſetzen die ganze Gegend, und verwüſten das ganze Römerland. Darum bittet Euch unſer geiſtlicher Vater, Ihr möchtet ihn in der größten Noth nicht verlaſſen. Es betrifft die ganze Chriſtenheit. — Lieber Bote, hat der heilige Vater nicht zu meinem Bruder Ludwig, dem Könige in Frankreich geſchickt, und ihn um Hülfe angerufen? — Herr, ich glaube

wohl, es iſt auch zu ihm geſchickt worden, aber ich weiß nicht, ob er kömmt oder nicht; denn man ſpricht allgemein, er ließe ſich von böſen Verräthern verleiten, und thue nach ihrem Rath.

Da ſchickte Lother den Boten mit der Antwort zurück: er wolle in Kurzem mit ſeiner ganzen Macht dem heiligen Vater zu Hülfe kommen. Maller erbot ſich gleich mit ihm zu ziehen, denn ihn verlangte ſehr, einmahl wieder gegen die Heiden zu ziehen. Ich ſcheide nie von Euch, Herr, ſagte er, der Tod müßte uns denn ſcheiden. — Dafür ſei Gott gelobt und gedankt, ſagte Lother. Geſegnet iſt die Stunde, in welcher Du mein Geſell wardſt. — Lother ſchrieb ſogleich Briefe an alle ſeine Fürſten und Grafen, ſo weit ſein Land reichte, und ließ ſie nebſt allen ihren Gewaffneten entbieten, und als ſie in kurzer Zeit ſich zuſammen in Konſtantinopel verſammelt hatten, da nahm Lother von ſeiner Gemahlin Abſchied; ſie weinte bitterlich, als er fortging, auch ſah ſie ihn dann nimmer wieder. Maller nahm auch Abſchied von ſeiner treuen Scheidechin. Der Abſchied war bitter und ſehr ſchmerzhaft für die vier Eheleute, die ſich ſehr von Herzen lieb hatten.

Lother und ſein Heer ſtiegen zu Schiffe, und kamen mit gutem Wind bis zum Römerland, dann ſtiegen ſie aus, und ritten nach Rom. Vorher ſagte Lother zu Maller: Ich will dem Papſte klagen über meinen Bruder Ludwig, daß er ſein Reich nicht mit mir theilt, und daß er mir nicht aus dem Gefängniß zu Pavia hat helfen wollen. Verhilft mir dann der Papſt nicht zu dem Meinigen, ſo will ich mir mit gewaffneter Hand wohl Recht verſchaffen.

Als ſie vor Rom ankamen, da fanden ſie die Heiden eben im harten Streit mit den Chriſten begriffen. Höre ich recht, ſprach Lother, ich vernehme ein Geſchrei Montjoye, das iſt der Franzoſen Feldgeſchrei; geſchwind, lieber Maller, laßt uns hinzu, denn ich gönne es den Franzoſen nicht allein, den Tag zu gewinnen. Sie ſtürmten nun in hellen Haufen hinzu, und fielen den Heiden in den Rücken, die dadurch in gar großes Gedränge geriethen; die Hiſtorie ſagt, ohne Lother und Maller wären die Franzoſen den Tag geſchlagen worden. Lother ſah einen Haufen Heiden, die da ſehr hart ſtritten, und hörte die Franzoſen Montjoye rufen; da drang er ein, wo der Haufen am dickſten war, da ſah er ſeinen

Bruder Ludwig von Heiden umringt, zu Fuß fechtend; ſein Pferd war erſchlagen, und er ſelber ſehr verwundet. Lother erkannte ihn ſogleich an ſeinem Wappen; da er ihn in ſolcher Noth erblickte, da vergaß er ſeinen Unwillen gegen ihn, ſchlug um ſich her auf die Heiden, mit ſolcher Kraft und Wuth, daß es bald weiter um Ludwig ward; die Heiden flohen vor Lother wie der Teufel vor dem Weihwaſſer, er war aber auch ein gar tapferer Ritter, er ſchlug dem, der das heidniſche Panier führte, den Arm mit der Schulter herunter, ſo daß der Arm ſammt dem Panier auf die Erde fiel. Desſelben Heiden ſein Pferd faßte er, und führte es König Ludwig zu. Ludwig ſaß auf, und betrachtete Lother; da ſah er, daß dieſer das griechiſche und das franzöſiſche Wappen im Schilde führte. Das griechiſche Wappen war ein Greif, halb von Gold und halb von Silber, nebſt einem Seſſel, dieſer Seſſel bedeutete das Gericht. Lieber Freund, fing Ludwig an, wie iſt Euer Nahme? Darnach muß ich billig fragen, weil Ihr mich habt vom Tode erlöst; zudem ſehe ich Frankreichs Lilien auf Euerm Schild, nebſt dem griechiſchen Greifen, welches mich ſehr Wunder nimmt. — Ich will Euch meinen Nahmen nicht verhehlen, ſprach Lother. Einen Greif führe ich, denn ich bin ein Kaiſer in Griechenland, und ſo führe ich die Lilien, weil ich ein Sohn bin König Karls von Frankreich. — Da erſchrack Ludwig gar heftig. O lieber Bruder, rief er, ich bitte Euch um Gnade, denn ich habe gegen Euch gehandelt, ich bekenne es, und will es nach Euerm Willen und Begehren beſſern. Ihr habt mir viele Liebe bewieſen, die ich Euch verdanke, aber ich habe es nicht um Dich verdient. — Von dieſer Bitte ward Lother ſein Herz bewegt. Bruder, ſagte er, ich verzeihe Euch, was Ihr gegen mich gethan, wiewohl Ihr unſer väterliches Erbe gar ungleich getheilt habt; Ihr habt Frankreich, und dazu das Kaiſerthum von Rom. Seid Ihr es nun zufrieden, ſo wollen wir dem Papſt zu Rom unſre Sache vorlegen, und er mag über uns entſcheiden, und theilen. Es geſchehe alſo, ſprach König Ludwig.

Nun ritten ſie wieder in den Streit, und ſchlugen muthig alle Heiden, die ihnen zu nahe kamen; auch Maller that denſelben Tag viel herrliche Thaten, und erſchlug viele heidniſche Rie-

sen. Der Papst stand auf der Mauer, und bat beständig zu Gott um Sieg und Schonung der Christen. Als es nun Nacht ward, da ritten die Herren zusammen und hielten Rath, was sie nun thun wollten. Da gab ihnen Maller den Rath, daß sie einen Waffenstillstand mit den Heiden schließen sollten, um die Todten zu begraben, die sonst so übel riechen würden, daß eine Pest im Lande entstehen müsse. Diesen Rath genehmigten Alle; sie sandten einen Herold zu der Heiden Lager, und ließen einen Waffenstillstand von vierzehn Tagen vorschlagen, welches die Heiden auch zufrieden waren. — Darauf zog das christliche Heer in Rom ein, wo sie vom Papste mit großer Ehre empfangen wurden; er ging ihnen entgegen und gab ihnen den heiligen Segen. Er sprach zu König Ludwig: Seid mit Gott willkommen, mein Sohn, in diesem fremden Lande, ich bedurfte Eurer gar sehr. Damit ging er weiter, und sprach zu Lother: Seid mit Gott willkommen, mein lieber Sohn, ich habe vieles schon von Euch vernommen, Ihr seid ein Schirm und Schwert der ganzen Christenheit, und der Gerechtigkeit. Ihr sehet Euerm Vater sehr ähnlich. Er hat Euch sieben Jahre lang verbannt, aber das ist nun vorbei, und soll Euch weiter nicht schaden, denn Ihr und Euer Bruder, Ihr sollt Euch in das väterliche Erbe theilen. Heiliger Vater, sprach König Ludwig, wir haben uns Beide vorgenommen, die Sache Eurer Entscheidung zu überlassen. Habe ich gegen meinen Bruder gefehlt, so will ich es vergüten, und bitte ihn wegen jeder Beleidigung um Verzeihung.

Wohl gesprochen, lieber Sohn! antwortete der Papst. Nun gingen sie zusammen in den päpstlichen Pallast, und setzten sich zu Tisch, wo sie alle gar trefflich bedient wurden.

Nach verflossnem Waffenstillstande zogen die Christenvölker wieder heraus gegen die Heiden. Von diesem Tage, und der greulichen Schlacht, wo viel tausend Christen und noch viel mehr Heiden ihr Leben verlieren mußten, wäre gar viel zu sagen. Ehe die Christen aus Rom zur Schlacht gezogen waren, hatten sie in großer Andacht Messe gehört, welche der Papst ihnen gelesen, dann hatten sie auch reiche Opfer gebracht; der Papst gab ihnen den heiligen Segen, und bestrich sie in Andacht mit den heiligen Re-

liquien. Der Sieg war ihre, und die Heiden wurden alle erſchlagen, die ſich nicht mit der Flucht retteten. Nun zogen ſie alle wieder in Rom ein, wo der Papſt ſie mit großer Ehre und in Fröhlichkeit empfing. Die Leichname der Chriſten wurden alle in geweihter Stätte begraben, die der Heiden aber den reißenden Thieren und den Vögeln Preis gegeben.

Der Chriſten Seelen wolle Gott tröſten,
Und der Teufel die Heiden röſten.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Vierzehn Tage waren Lother und die übrigen zuſammen zu Rom geweſen, als ein Bote ankam, der dem Kaiſer Lother einen Brief brachte. Lother gab den Brief ſeinem Schreiber, daß er ihn ihm vorleſen möchte, und als dieſer ihn geöffnet, und anfing zu leſen, da weinte er gar bitterlich. Was iſt Euch, Schreiber? Weswegen weinet Ihr? — Herr, ſprach der Schreiber, König Orſchier, Euer Schwäher meldet Euch, Eure Gemahlin, Frau Zormerin ſei todt; ſie iſt von einem Kinde entbunden worden, das ſo groß war, daß man es von ihr ſchneiden mußte, davon iſt ſie geſtorben, und man beſorgt ſehr, das Kind möchte auch nicht leben bleiben. — Da fiel Lother vor Schrecken ohnmächtig zur Erde nieder, und verblieb darin ſo lang, daß man meinte, er ſei geſtorben. Da er endlich wieder zu ſich kam, da zerraufte er ſein Haar, und war in großes Leid verſenkt um ſeine ſchöne Gemahlin; König Ludwig lief hinzu, und verſuchte es ihn zu tröſten. Aber Lother hörte nicht auf die Worte, die man zu ihm redete. — Ach Du ſchöne, Du getreue Zormerin! ſo klagte er immerfort; ach mein geliebtes Ehegemahl, nie kann ich Dich vergeſſen, und Deine große Liebe, die Du zu mir trugſt! Ach Tod! warum haſt Du uns getrennt, warum haſt Du der Welt genommen die Schönſte und die Huldreichſte, die Frömmſte und Tugendſamſte, die je auf ſie gekommen? Ach Tod! mich, mich hätteſt Du nehmen

ſollen viel eher als ſie! — Ihr ſolltet Euch in Gott ergeben, ſprach König Ludwig, denn was Gott will, das muß geſchehen. — Ach Bruder, ich bin zum Unglück geboren, nun habe ich die verloren, die ich ſo einzig habe geliebt. O Erde, thu' dich auf, verſchlinge mich in deinen Abgrund. — Und nun raufte er wieder ſein Haar, und rang die Hände; nie iſt wohl eines Mannes Herz ſo hart geboren, hätte er den Jammer geſehen, und Lothers Klage gehört, es hätte ihn erbarmen müſſen. Zwei Tage und zwei Nächte klagte er ſo, daß niemand ihn zu tröſten wagte. Am dritten Tage ward er etwas ſtiller. Nie iſt ein Leid ſo groß, man muß ſeiner doch vergeſſen; das können wir auf Erden wohl täglich ſchauen, an Männern ſo wie auch an frommen Frauen.

Der Papſt ſchickte nach den beiden Brüdern, Lother und Ludwig, und nach den andern Fürſten, die mußten ſich alle bei ihm verſammeln. Lieben Söhne, fing der Papſt an in der Verſammlung zu reden: Ihr ſeid beide Kaiſer Karls von Frankreich Söhne. Die Franzoſen haben Ludwig zu ihrem Herrn und König erkoren; Lother aber hat von ſeinem ganzen väterlichen Erbe nicht eines Sporns werth. Doch iſt er Kaiſer Karls leiblicher Sohn, und kein Baſtard, wir halten ihn nicht dafür. Nun, Ihr lieben Herren und Freunde, was bedünket Euch dazu? ſagt mir Eure Meinung; mich bedünkt es billig: Ludwig bleibe König in Frankreich, und ließe Lother Kaiſer in Rom ſein. — Heiliger Vater, fing König Ludwig an, Euer Rath dünkt mich gut, und ich will ihn befolgen. — So dachte der Papſt die beiden Brüder zu vereinigen, aber um dieſer Vereinigung willen wurden in der Folge mehr als zweimahlhunderttauſend Menſchen erſchlagen. — Es waren viele ſchlechte und boshafte Menſchen unter den Räthen König Ludwigs, die noch zu Lothers alten Feinden gehörten; dieſe erſchracken ſehr, daß Ludwig dem Papſte ſo folgſam war, und daß er dem Lother das Kaiſerthum ſo willig abgetreten hatte, und hieraus entſtand großes Unglück und der blutigſte Krieg, der jemahls iſt geführt worden.

Lother ward auf den päpſtlichen Stuhl gehoben, ihm die Kaiſerkrone auf das Haupt geſetzt, und in die eine Hand das Schwert, in die andre der Reichsapfel gegeben. Da geſchah

dem Lother große Ehre, denn er ward zum römiſchen Kaiſer mit vieler Feſtlichkeit und großem Pomp gekrönt, aber er war dennoch nicht vergnügt, und da jedermann fröhlichen Herzens war, da war er es nicht, um ſeiner Gattin willen, die er Nacht und Tag nicht aus dem Sinne verlor, und im Herzen gar tief betrauerte.

Nicht lange hernach, da nahm König Ludwig Urlaub vom Papſte, um wieder nach Frankreich zu reiſen. Er ging auch zu Maller und nahm von ihm Abſchied, denn Maller lag an ſeinen Wunden krank im Bette; er hatte in der letzten Schlacht wohl an dreißig Wunden erhalten, die alle gefährlich waren. Zuletzt kam König Ludwig auch zu ſeinem Bruder, dem Kaiſer, um ſich von ihm zu beurlauben. Er umarmte ihn und küßte ihn gar zärtlich, dann ſprach er: Lieber Bruder, nehmt keine andre Ehefrau, Ihr habet mich dann um Rath darüber gefragt, darum bitte ich Euch gar ſehr. — Mein Bruder, antwortete Lother, das thäte ich nicht, um viele Tonnen Goldes, denn hättet Ihr mich gefragt, ehe Ihr Eure Gemahlin freitet, ich würde Euch wahrſcheinlich nicht dazu gerathen haben. — Hierauf antwortete König Ludwig nicht, ſondern er beurlaubte ſich beim Kaiſer, und ritt nach Frankreich zurück.

Jene falſche Verräther, Lothers Feinde, die ſprachen nun zu Ludwig: O Herr, wie thöricht habt Ihr gehandelt, daß Ihr das Kaiſerthum habt von der franzöſiſchen Krone getrennt. Ihr habt ihr die größte Herrlichkeit geraubt, und werdet nun doch niemahls Freundſchaft und Vertrauen mit Euerm Bruder haben können, und Eure Erben werden es in Jahrhunderten entgelten müſſen. Das Kaiſerthum wird ſich nun über die franzöſiſche Krone weit erheben, und dieſe wird ſich gar nicht mehr frei bewegen können. Nein, nie hat ein König ſchmählicher gehandelt; Kinder, die jetzt noch ungeboren ſind, die werden Eure Seele noch deswegen verfluchen. — Solche Reden führten die Verräther ſo oft gegen den König, und er mußte ſo viel davon reden hören, daß er endlich anfing, ſeinen Bruder Lother im Herzen zu haſſen. — Da ſie ihm nun riethen, Lothern zu verrathen und mit Krieg zu überziehen, ſprach Ludwig: Ihr ſeid meine geheimen Räthe und ver-

traute Freunde, aber davon Ihr redet, das will ich gar nicht wiſſen; ſprecht mir alſo nicht mehr davon, ich gebe es nicht zu.

Die Verräther waren mit dieſem Beſcheide übel zufrieden; ſie hätten dem Lother gerne ein Leids gethan, ſie konnten es nicht vergeſſen, daß er ehedem bei ihren Weibern und Töchtern gefunden ward. Dem Könige ſagten ſie dieſesmahl nichts mehr, aber ſie beſchloßen unter ſich, daß ſie des Königs Gemahlin, Weißblume, auf ihre Seite ziehen wollten, damit dieſe den König, ihren Gemahl, dazu bringe, daß er ſeine Einwilligung gäbe. Wenn eine Frau einen Mann hat, der ſie von Herzen liebt, die bringt ihn, wozu ſie will; je weiſer der Mann iſt, zu deſto größrer Thorheit ſie ihn verleiten kann.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Nachdem Ludwig von Rom gereiſt war, bekam Lother eine Botſchaft, ſein Sohn wäre am Leben, und ſei friſch und geſund; er habe zwei rothe Kreuze mit auf die Welt gebracht, auch ſei ſein rechter Arm, mit dem er das Schwert führen ſollte, ganz roth wie Blut, der andre Arm aber ſei weiß. Dieſer Botſchaft war Lother froh, und ſagte zu Maller: Lieber Geſelle, ich muß nach Konſtantinopel reiten, und muß meinen Sohn ſehen. Laß Dich unterdeſſen von den Aerzten wohl pflegen, daß Du geneſen mögeſt. Lieber Herr, ſprach Maller, ich bitte Euch, bringt mir Scheidechin, meine Hausfrau, mit her zu mir. — Das ſoll geſchehen, ſprach Lother; hiermit ritt er fort, ſetzte ſich zu Schiffe, und fuhr ohne Aufenthalt nach Konſtantinopel.

Als König Orſchier und Lother ſich wiederſahen, da fingen Beide an gar ſehr zu weinen, und ihr Beider Leid ward wieder erneut um die ſchöne Zormerin. Die Amme brachte Lothern ſeinen kleinen Sohn herbei; Lother nahm ihn auf ſeine Arme und ſah ihn an; da floßen ſeine Thränen reichlich über das Kind: Marphone, Du lieber Sohn, ſprach er, die ſchönſte, frommſte und treueſte Frau auf dem Erdboden, die mußte um Deinetwillen

ſterben. — Bei meiner Treue, ſagte König Orſchier, der Nahme ſoll ihm bleiben. Marphone bedeutet auf deutſch: Weh, daß Du geboren! — Zwanzig Monate blieb Lother zu Konſtantinopel, dann beurlaubte er ſich bei ſeinem Schwäher, um wieder nach Rom zu reiſen. Beim Abſchiede ſagte ihm König Orſchier: er wolle Marphone in Konſtantinopel bei ſich behalten, und ihm das griechiſche Kaiſerthum geben; er ſolle wieder eine Frau nehmen, um einen Erben für das römiſche Reich zu haben. — Ich will Euch gehorchen, antwortete Lother, aber nie werde ich eine Frau lieben, wie ich die treue Zormerin liebte. — Da blieb Marphone zu Konſtantinopel, und ward ſchön und groß; Lother aber reiſte mit Scheidechin, Mallers Ehefrau nach Rom. Hier fanden ſie Mallern wieder völlig hergeſtellt, und die Freude, die er hatte, Scheidechin wieder zu ſehen, war ſehr groß.

Lother verlebte nun noch vier Jahre zu Rom, und zog mitunter gegen die Heiden, denen er vielen Schaden zufügte. Eine Ehefrau zu nehmen, konnte er ſich aber nicht entſchließen, Zormerin lebte immer noch in ſeinem Herzen. Unterdeſſen hatten die böſen Verräther nicht geruhet; ſie brachten Weißblume, die Königin von Frankreich, dahin, daß ſie ihren Gemahl beredete, und er gab endlich nach vielem Zögern ſeine Einwilligung zum Kriege. Auch Lother verſammelte ein großes Heer; viele Herren und Fürſten kamen ihm zu Hülfe. Auch Marphone, Lothers Sohn, der unterdeſſen ein ſtarker mächtiger Ritter, und nach König Orſchiers Tode Kaiſer von Griechenland geworden war, kam ſeinem Vater mit einem mächtigen Heere zu Hülfe; auch Maller und die Seinigen fehlten nicht. So ward der blutigſte Krieg geführt, wo Chriſten gegen Chriſten fochten, von dem je iſt erhört worden. Viele Jahre dauerte der Krieg, wo ganze Länder zerſtört, Kirchen und Klöſter verbrannt, und mehr denn ſechsmahlhunderttauſend Chriſten ihr Leben verloren, deren Blut die Ströme und Flüſſe im Lande roth färbte. Endlich verſöhnte ſich Lother ſanftmüthig mit Ludwig, nachdem die verrätheriſchen Räthe alle gefangen und getödtet waren.

Dann nahm Marphone wieder Abſchied von ſeinem Vater Lother, und zog wieder mit ſeinem Heere nach Konſtantinopel.

— Maller bekam Botschaft, wie seine liebe Ehefrau, Scheidechin, gestorben sei; da trauerte er viel um sie, und beweinte sie aufrichtig, konnte auch nimmer froh werden von da an, und da er seinen Herrn und Freund Lother auf Lebenszeit unglücklich wußte. Es kam ihm in den Sinn, er möchte wohl Vater und Mutter noch einmahl sehen; er beurlaubte sich also von dem Kaiser Lother, und ritt nach Montspysson. Vorher mußte er aber Lothern versprechen, wieder nach Rom zu kommen, und nicht lange zu verweilen. Zu Montspysson fand er seinen Vater und seine Mutter, auch seinen Bruder, König Anspys und seine Söhne, auch den wilden Bastard, Dietrich von Karthago. Sie alle freuten sich sehr, Mallern wieder zu sehen, er aber konnte keine Freude mehr haben; da er kaum vier Wochen bei ihnen sich aufgehalten hatte, da sagte er, er wolle wieder nach Rom zu Kaiser Lother, nahm Abschied von allen Freunden, küßte seine Mutter mit weinenden Augen, und ritt fort. Als er vor die Stadt kam, da ward sein Herz so gar mit Traurigkeit umfangen, und ihn gereute so sehr alle das Christenblut, das er vergossen, daß er vom Pferde absteigen, und sich niedersetzen mußte. Hier dünkte ihm, als rief eine Stimme vom Himmel ihm zu, er solle ein Einsiedler werden, ein hartes Leben führen, und seine Sünden im Gebethe und in der Einsamkeit büßen. Da ließ er sein Pferd laufen, ging tief in den Wald hinein, wo keines Menschen Fuß je hinkam, und hier lebte er als ein Einsiedler, schlief auf der harten Erde, trug den eisernen Harnisch auf seinem bloßen Leib, ohne ihn abzulegen, weder bei Tag noch bei der Nacht; aß wilde Wurzeln, die er sich selber ausgrub, trank Wasser und kasteite seinen Leib sehr.

Kaiser Lother war zu Rom, und wunderte sich sehr, daß Maller sein Geselle nicht wieder kam. Und als es sich gar zu lange verzog, da saß Lother selber auf mit einigen Gesellen, und ritten nach Montspysson, um nach Maller zu fragen. Keiner aber wußte etwas von ihm, sondern sie meinten alle, er müsse in Rom sein, und der Schrecken war gar groß, als sie von Lother vernahmen, er sei nicht daselbst angelangt. Lother und die andern suchten ihn überall im ganzen Lande, aber er ward nirgend gefunden; da legte sich Rosemunde, Mallers Mut-

ter, nieder, und ſtarb vor großem Leide um ihren Sohn. Lother ritt wieder nach Rom. Drei Jahre gingen noch wohl darüber hin, und man konnte nichts von ihm erfahren. Da ward auch Lother krank, und wäre beinah vor Gram geſtorben; er klagte und weinte ohne Unterlaß um ihn; und ſo oft jemand von Maller redete oder ſeinen Nahmen nannte, da mußte er immer wieder aufs neue weinen. Endlich ward er ſo krank, daß er zu Bette liegen mußte, und er ward ganz ſchwach von Sinnen. Da ſagten die Aerzte: er müſſe die große Klage zu führen aufhören. Lother ließ alſo in ſeinem ganzen Reiche den Befehl ergehen, niemand ſolle von Maller ſprechen oder ſeinen Nahmen nennen; wer den Nahmen nennte, der müßte ſterben. Da ward alſo Mallers vergeſſen, und ſein Nahme nicht mehr gedacht. Nach drei Jahren, da war es gerade die Zeit, daß man die heilige Veronica in Rom vorzeigte; dieſe ward nur alle hundert Jahre einmahl gezeigt. Nun gedachte Maller auch nach Rom zu gehen, um die heilige Veronica zu ſehen. Er kam zu Rom an, und hatte einen langen Bart, ſein Antlitz war bleich, und ohne Farbe oder Licht, denn er hatte in dreien Jahren keine menſchliche Speiſe zu ſich genommen, und hatte kaum ſein Leben erhalten. Er ging wie ein Pilger gekleidet, keiner ſeiner Freunde hätte ihn ſo erkannt. Er ging ſogleich nach der St. Peters-Kirche, und ſah Lother, ſeinen Geſellen, alle Tage vor ſich hinein- und herausgehen. Da ging Maller einen Sonntag auf den Pallaſt, wo Lother ſaß. Als dieſer den Pilgrim ſah, da bebte er zuſammen, denn er erinnerte ſich, wie Maller ihm einmahl geſagt hatte, er wollte noch einmahl ein Pilgrim werden. Ach Maller, ſeufzte er bei ſich ſelber, wüßte ich Dich zu finden, ich wollte Dich ſuchen von einem Ende der Welt bis zum andern. Maller hatte nichts von dem Verbothe gehört, daß man vor dem Kaiſer nicht ſeinen Nahmen nennen durfte; er ging alſo zu ihm, und bat ihn um Almoſen um Gotteswillen, und auch um Eueres Geſellen Mallers willen, wenn Ihr ihn je lieb gehabt. Bei dieſem Nahmen da vergingen dem Kaiſer die Sinne, ſein Herz ward kalt, und ſo nahm er ſein Meſſer, warf es nach dem Pilgrim, das Meſſer fuhr ihm

tief in den Leib. O Lother, ich bin Maller, Dein Geſelle, den Du erſtochen haſt, komm her zu mir, küſſe mich, daß ich Dir die That verzeihe.

Da ſprang Lother hinzu, nahm den Pilger in ſeine Arme, und beſah ihn von Kopf zu Fuß; da er ihn endlich erkannte, da fiel er in Ohnmacht neben ihm nieder; da er wieder zu ſich kam, und den Jammer bedachte, den er angerichtet, da ſchrie er vor großem Schmerz, verfluchte ſich und die Stunde, in welcher er geboren, und wollte ſich ſelber tödten; Maller aber ſammelte ſeine Kräfte, und hielt ihn ab. Herr, ſagte er, mehret nicht Eure Sünden, denkt an Gott; ſchreit auch nicht ſo ſehr, daß man nicht gewahr wird, ich ſei Maller, den Ihr getödtet, denn wo mein Vater es erfährt, und mein Bruder, ſo werden ſie meinen Tod an Euch rächen wollen, welches Gott verhüten wolle. Gott und ſeine liebe Mutter wollen Euch verzeihen, ich verzeihe Euch vom ganzen Herzen. Als er dieß geſagt hatte, da ſah er Lother an mit freundlichem Lächeln, und verſchied in ſeinem Arm; ſeine Seele war ſo treuer Liebe voll, und ward in einem ſo bußfertigen Leben abgerufen, daß ſicher ihm die ewige Seligkeit zu Theil worden iſt. Sein Körper ward von den Rittern in geweihte Erde beſtattet; Lother aber verfiel in eine ſo große Krankheit, daß man glaubte, er würde nicht länger leben können. Endlich ward er doch ſo weit hergeſtellt, daß er wieder heraus konnte; er redete aber mit niemand mehr ein Wort, und war in tiefe Traurigkeit verſenkt, woraus ihn nichts zu ziehen vermochte. Und als er einesmahls allein hinausgeritten war, und keine Begleitung mitnehmen wollte, da erwartete man vergebens ſeine Zurückkunft, er kam nicht wieder nach Rom. Als ſein Sohn, Marphone, durch den kalabriſchen Wald kam, da fand er ihn als Einſiedler in einer Klauſe im Walde, wo er auch bald darauf ſtarb, in ſeines Sohnes Armen.

Hier endigt das Buch von Lother und Maller, den beiden treuen Geſellen.

Inhalt.

Seite

Romantiſche Sagen und Dichtungen des Mittelalters.

Vorrede . . . . . V.

I. Geſchichte des Zauberers Merlin . . 7

II. Lother und Maller; eine Rittergeſchichte. Aus einer ungedruckten deutſchen Handſchrift . . . 141

Gedruckt bei J. St. v. Hirſchfeld.

Im Verlage von Ignaz Klang, Buchhändler in Wien, Dorotheergasse Nr. 1105, ist so eben ganz neu erschienen, und daselbst so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

König Heinrich

von Deutschland.

Historisches Drama in fünf Acten,

von

Otto Prechtler.

Octav-Format, 140 Seiten stark, auf feinem Velinpapier elegant gedruckt und in gefärbtem Umschlage broschirt.

Preis: 1 fl. C. M.

Ferner ist daselbst erschienen und in C. M. zu haben:

Prechtler, Otto, Gedichte. Erste Gesammtausgabe auf Velinpapier. Wien 1844. Schiller-Format kl. 8. In Umschlag brosch. 1 fl. 20 kr.

Mayrhofer, Johann, Gedichte. Neue Sammlung. Aus dessen Nachlasse mit Biographie und Vorwort, herausgegeben von Dr. E. Freiherrn von Feuchtersleben. Wien 1843. Velinpap. Schiller-Format; kl. 8. In Umschlag broschirt 1 fl. 20 kr.

Meyern, W. F., Dya-Na-Sore, oder die Wanderer. Dritte Original-Auflage. Vollständig in 5 Bänden. Velinpapier, Schiller-Format, kl. 8. Wien 1840. In Umschlag brosch. 4 fl. 30 kr.

— — W. F. hinterlassene kleine Schriften. Mit Vorwort und Biographie Meyern's, herausgegeben von Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. 3 Bände mit Facsimile. Velinpapier, Schiller-Format, kl. 8. Wien 1842. In Umschlag brosch. 3 fl. 30 kr.

Stierle-Holzmeister, J., gesammelte humoristische Novellen, Erzählungen und Gedichte. Erste Original-Gesammtausgabe in 3 Bänden. Velinpapier. Schiller-Format kl. 8. Wien 1844. In Umschlägen brosch. 3fl. 40kr.

Mendelssohn, Moses, sämmtliche Werke. Original-Gesammtausgabe in Einem Bande. Als National-Denkmal! Imperial-Octav. Wien 1838. Auf Velinpapier mit neuen großen deutlichen Lettern höchst elegant und correct gedruckt, nebst dem (von Stöber) in Kupfer gestochenen Bildnisse und Facsimile des großen Weltweisen, dann Congreve-Titel. In Umschl. elegant brosch. statt 6 fl. (der Concurrenz wegen) um 4 fl.

(Mehreres erscheint in dieser Ausgabe zum ersten Male gedruckt.)